image
not
available



Neues
Lausitzisches Magazin.

Im Auftrage der

Oberlausitzischen Gesellschaft
der Wissenschaften

herausgegeben von

Gottlob Traugott Leberecht Hirche,
Ehrenmitglied und Sekretär der Gesellschaft.

v. 39

Neununddreißigster Band.

Görlitz.
Im Selbstverlage der Gesellschaft und in Kommission der Buchhandlung von
Gustav Köhler.
1862.

I.

Die wissenschaftlichen Abendversammlungen.

Die Bedeutung dieser Zusammenkünfte, welche im Winterhalbjahre wöchentlich, im Sommer aber nur monatlich stattgefunden haben, ist bereits anderweit besprochen worden. Im XXXVI. Bande S. 504—540 ward über die 1ste bis 15te, und im XXXVII. Bande S. 239—271 über die 16te bis 30ste berichtet. Da im XXXVIII. Bande kein Raum dafür erübrigt werden konnte, so folge hier der Bericht über die 30 Abendversammlungen, welche vom 1. Mai 1860 bis zum 5. Juli 1861 gehalten worden sind.

Die 31. Versammlung am 1. Mai 1860.

Nach einer kurzen Mittheilung des Sekretärs über die Versammlung, welche am Dinstage der Pfingstwoche in Zittau beabsichtigt wird*), nahm der Lehrer an der hiesigen Realschule Dr. Hartmann Schmidt das Wort, um über einige interessante neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik zu berichten. Speciell blieb derselbe bei den optischen Erscheinungen stehen, welche von Stokes und Brewster in England entdeckt worden sind, und welche man mit dem allgemeinen Namen Fluorescenz bezeichnet. Er wies nach, wie die fluorescirenden Substanzen, welche durch einen eigenthümlichen Schimmer an der Oberfläche nicht schwer kenntlich sind, die Fähigkeit haben, das Licht, für welches die Netzhaut der menschlichen Augen unempfindlich ist, in solches zu verwandeln, welches mit den Augen wahrgenommen werden kann. — Nicht unmöglich, daß die Augen der Thiere für dieses Licht empfindlich sind, und also da, wo wir Dunkelheit wahrnehmen, alle Gegenstände in rosigem oder blauem Lichte erblicken. — Eine ähnliche Erscheinung im Gebiete der Akustik wäre die, daß im Echo ein Musikstück um eine Quinte höher reflektirte. Schließlich zeigte derselbe, wie dieses Licht, welches von unserm Auge nicht wahrgenommen wird, gerade für die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen höchst empfindlich ist, und bewies dies vermittelst sehr sauberer, von Deplanque in Görlitz gefertigter Photographien, auf denen die Stellen des Papiers, welche mit fluorescirender Substanz getränkt worden waren, dunkel erschienen. Würde sich also eine Person in weißem Kleide photographiren lassen, welches vorher in fluorescirender Flüssigkeit getränkt worden ist, so würde dasselbe auf der Photographie dunkel erscheinen. Die Verschiedenheit der Farben in Bezug auf chemisches Verhalten wurde ebenfalls durch Photographien nachgewiesen. Ob vermittelst der Vermischung der färbenden Substanzen mit fluorescirenden Flüssigkeiten das Bleichen der Farben vermieden werden kann, ist noch nicht bewiesen, doch nicht unmöglich. Der Vortragende stellte in Aussicht, nach Anstellung von Versuchen darüber zu berichten.

---

*) Vgl. den Bericht darüber Bd. XXXVII. S. 506—510.

Die 32. Versammlung am 3. Juli 1860.

Archidiakonus Haupt hielt einen Vortrag

Ueber die Kirchengesänge der böhmischen und mährischen Brüder.

Der Stadtpfarrer Eduard Emil Koch behauptet in seiner „Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges ꝛc." Thl. I. S. 64., daß schon im J. 1504 eine Sammlung von 400 Kirchenliedern in böhmischer Sprache durch den Oberbischof der böhmischen Brüder Lucas dem Drucke übergeben worden sei, ohne die Quelle dieser Notiz anzugeben. Hoffmann von Fallersleben bezweifelt, nach einer mündlichen Aeußerung, die Richtigkeit dieser Angabe, indem es nicht wohl möglich sei, daß schon damals eine so bedeutende Anzahl von Kirchenliedern unter den böhmischen Brüdern vorhanden gewesen sein könne. Er selbst kennt allerdings eine noch frühere Sammlung von 1501, die aber nur 92 Lieder enthält und wovon das einzige noch vorhandene Exemplar im böhmischen Museum zu Prag sich befindet.*)

Weiter behauptet Koch S. 86., daß Michael Weiß seine deutschen Lieder zum Theil aus der „alten von Lucas veranstalteten Sammlung" übersetzt und schon 1531 zu Jungbunzlau herausgegeben habe. Von einer so frühen Ausgabe ist mir nichts bekannt. Gewöhnlich nimmt man an, daß die zu Ulm in Quer-Quart 1539 erschienene die erste sei und führt außerdem noch folgende Ausgaben an:

1544 von Joh. Montanus und Ulrich Neubern in Nürnberg. Soll die erste Horn'sche Ausgabe sein.
1564 von Joh. Bergen und Ulrich Neubern ebendaselbst. Mit Holzschnitten.
1566. Ohne Angabe des Druckorts und des Druckers. Enthält 346 Lieder der böhmischen Brüder und 108 anderer Liederdichter.
1568 von Crispin Scharffenberg zu Breslau. Mit Holzschnitten.
1580. In den Oberl. Beitr. erwähnt, ohne weitere Angabe.
1585 von Catharine Gerlachin und Joh. v. Bergs Erben zu Nürnberg.
1594 in der Gerlach'schen Druckerei durch Paul Kauffmann.
1596 soll diese Ausgabe wieder aufgelegt worden sein, nach Wetzel §. 6. Oberl. Beitr. II. 38.
1606. Ohne Agabe des Druckorts und Verlegers. In den Oberl. Beitr. II. 19. beschrieben, enthält 372 Lieder.

Dieser Katalog kann noch vermehrt werden. Mir liegen allein außer der ersten Ausgabe von 1539 noch drei andere von 1575, 1590 und 1611 vor. Die Ausgabe von 1575 befindet sich in der Görlitzer, die drei übrigen in der Zittauer Rathsbibliothek. Eine genauere Beschreibung und theilweise Vergleichung dieser Ausgaben wird für die Hymnologen nicht ohne Interesse sein.

1) Ein hübsch new Christenlich ge | sangbuch | darinnen begriffen die kirchenordnung vnd | Geseng, so nicht allayn etwann zur Landskron vnd Fulneck inn | Behem, von der Christenlichen Bruderschafft den Biccarden, sonder yetzund | auch an allen orten, da die warhait Jesu Christi klar, lauter vnn rain verkündigt | vnd gepredigt würt, von den Christglaubigen gebraucht, vnd täg- | lich Gott dem allerhöchsten zu eeren ge-

*) Pijesnicky duchovni. Prag 1501. kl. 8° Bogen a—p zu 8 Blatt. Facsimile in Hanka's böhm. Incunabeln Tab. III. N. 10. S. Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. 2. Ausg. S. 161.

sungen werden. Auffs new vbersehen, fleyssig corri- | giert, vnn mit etlichen guten neu- | wen vnn Christenlichen gsen- | gen gebesseret vnnd gemeret. Psalm. 49. Venite exultemus Domino, iubilemus Deo salutari nostro. S. Paulus. Ephesern am 5. Singet vnd lobet den Herren mit Psalmen vnd Lobgsengen, vnn gaystlichen Liedern. Johann Varnier. M.D.XXXIX.*)

Auf dem Titelblatte ist ein Holzschnitt, ein Baum mit Früchten, um dessen Aeste sich eine Schlange schlingt, die einen Todtenkopf im Maule hat. Unter dem Baume liegt ein menschliches Skelett und sieben Todtenköpfe, und an den Wurzeln des Baumes eine Axt.

Das Format ist Quer-Quart 7" breit, 5" 1"' hoch.

Die Blätter sind mit römischen Ziffern foliirt 1 bis 114. Auf den ersten 4 Blättern steht vor der Ziffer noch ein großes A als Anzeige der ersten Seite des Folium und später ist der Buchstabe weggelassen. Die Vorreden und die Inhaltsanzeige sind nicht foliirt. Das Buch beginnt mit einer Vorrede des Herausgebers: Hans Varnier, Buchtrucker zu Ulm, inn schwaben, wünschet dem Christlichen Leser vil Hayls, von Gott dem Vatter vnd Hayland Jesu Christo. Er erzählt darin, wie er, „lang gedacht, in waswegen er doch mocht einsmal christlicher Kirchen und Gottes Gemein dienen und rathlich sein; da sei ihm dieses Cantional oder Gesangbuch in die Hände gekommen, und er habe wol erkannt, daß es werth sei, an's Licht zu kommen und gedruckt zu werden. So habe er es denn vor sich genommen und es aus rath und befehl etlicher gelehrten Leute gedruckt."

Darauf folgt: Vorred. Der Teütschen gemayn Gottes vnnd Christlichen Brüderschafft zu Landskron und zu Fulneck, Gnad, Frid von Gott dem Vatter vnd vnserm Herren Jesu Christo. Darin sagt Michael Weyß (ewer diner), daß er aus dem alten sampt der Behmischen Brüder Cantional die Lieder in teutsche reymen bracht, die Sylben, wort vnnd gesatz also gestelt, das sich ein yegliches vnder seinem zugschribnen thun, fein singen lasst.

Nach der Unterschrift der Vorrede steht noch folgende

Ermanung an die Leser.

Lobet Gott inn Teütscher zungen,
Preyset jn jr alten vnd jungen.
Glaubet an jn auss hertzen grund,
Vnd bekennet jn mit dem Mund.
Singend jm ein gaystlich gesang,
Vnd opffert jm lob vnd dank.
Dienet dem Herrn von hertzen rayn,
Vnd rhümet euch inn jm allayn.
Gehet auffrichtig Christi ban,
So stehet euch das rümen wol an.
Dann der heüchler rhum, lob vnd danck,
Ist vor Gott ein grewlich gestanck.

*) Das Gesangbuch ist schon angeführt von Daniel Seiffart, Prediger in Zwickau, in den Deliciis melicis. Cent. I. cap. XXVIII. p. 371. und daraus in den Oberlaus. Beiträgen zur Gelahrtheit, Thl. 2, S. 422. Hier ist jedoch der Titel nicht vollständig und genau abgeschrieben. Auch fehlt die Angabe des Vorworts von Varnier.

Darumb ists seer fein löblich vnd gut,
  Wann man bey der jugend fleyss thut.
Leret sie Christi joch tragen,
  Vnd daruon singen vnd sagen.
Wo das geschicht da zaygt sich frucht,
  Haylige lieb vnd Gaystliche zucht.
Wo nicht, da ist vnordenlich wesen,
  Darauff hat Gott seine besen.
Weil nun Gottes wort bekleyben,
  Vnd seine warheyt ewigklich soll bleyben
Hab ich auch wöllen offenbaren,
  Die gnad so mir ist widerfaren.
In Behem vnd Merrherlandt,
  Wo ich Gottes sinn hab erkannt.
Von leuten die man bissher veracht,
  Vnd verfolgt hat mit voller macht.
Wölchen ich nicht verhalten mag,
  Sonder auss lieb geben muss an tag.
Der ewige Gott lass in allen,
  Ausserwölten wolgefallen.
Dy dess im Gayst vnd gewissen,
  Sampt mir zur sälligkayt genissen.
AMEN.

Das ganze Gesangbuch enthält 155 Lieder. Die Ordnung der Titel ist folgende: Von der Menschwerdung Christi. Von der Geburt. Von der beschneydung. Von der Erscheinung. Vom wandel vnd Leyden Christi. Von der aufferstendung. Von Hymmelfart. Vom Hailigen Gayst. Lobgesang. Bäthgesang. Leergesang. Sonderlich gesäng auff die tagzeyten. Sonderliche gesäng für die kinder. Für die gefallenen. Zum begrebdnus der todten. Vom jungsten tag. Von den rechten Hayligen. Von dem Testament des Herren.

Die Lieder sind ohne Vers- und Strophenabtheilung wie Prosa fortlaufend abgedruckt. Die Singweisen sind nach verschiedenen C- und F-Schlüsseln auf größtentheils fünflinigen Systemen notirt; doch kommen auch vier- und selbst dreilinige Systeme vor. Die Schlüssel haben folgende Formen:

Die Noten sind von drei verschiedenen Formen:

Bei einigen Liedern ist die erste Strophe unter die Noten gesetzt; bei den meisten findet das nicht statt, sondern die Singweise steht vor dem Liede für sich, ohne untergesetztem Text.

Das Blatt A VI. fehlt und mehre andere Blätter sind mutilirt.

Die Abendmahlslieder: „Da Christus von vns scheiden wolt", und: „Christus in leiblicher person", Fol. CXI. u. CXII., sind durch häufige kreisförmige Federstriche nebst zwei großen Tintenflecksen durchstrichen. Sie ge-

hören ohnfehlbar zu den Liedern, über deren Inhalt Horn in der Vorrede zur Oktavausgabe dieses Gesangbuchs, Nürnberg 1575, den Michael Weiß sehr ernstlich tadelt. „So nun solch Cantional, sagt er daselbst, im druck außgangen, mir vnterhanden kam, fand ich vom Sacrament deß nachtmals deß Herrn, ein sonderlichen Sinn, dem vnsern fast vngleich, Nemlich daß das Brod vnd Wein, der Leib vnd das Blut Christi sey, Testament weiß, vnd dergleichen wort mehr (welches er auch in vnsern Apologien, so zu Zürch gedruckt, die er denn verteutschet, gethan) darob ich sampt andern Eltesten gar sehr erschroken. Darumb wir auch obgedachten Michel Weisen, gar ernstlich strafften, vnd hart zuredten, ja auch darzuhielten, solches zu bessern, welches er dann von vns allen willig auffnam, vnd solches zu bessern war gesinnet, ja auch zum theil nun anfing. Inndem fordert jhn Gott von hinnen, das also sein fürnehmen nicht fortging." In der Ausgabe von 1575 sind aus dem Liede: „Da Christus von uns scheiden wolt" folgende anstößige Strophen weggelassen:

Wacht ihr Christen vnd seht euch für, das euch kein falsch prophet verfür, wenn sie kommen vnd sagen frey, das Christus personlich da sey.

Die schriefft zeiget vns reichlich an, was Christus sey vnd was er kan, auch wie er sey an einem ort, vnd nicht auf einmal hie und dort.

Leiblich ist er vor Gotes trohn, für vns ein stet opfer zu thun, aber durch seinn Geist ist er hie, das er vns alle nach sich zieh.

Das zweite Lied ist in die spätern Ausgaben gar nicht aufgenommen. Es lautet so:

Christus jnn leiblicher person, jst jmm himmel vor Gottes thron, das zeigt die schriefft so klerlich an, das auch kein Christen leugnen kann.

Aber mit seim heiligen geist, begabt er sein volk allermeist, rüstet sein auserwelten an, das sein wort jnn ihn hafften kan.

Nimpt sie durch seine boten auf, vnd versichert sie mit der tauff, ja auch mit seinem testament, das er jhn günstig sey on end.

Die Menschen durch Christum erkaufft, vnd jnn seine warheit getaufft, seind edler denn das testament, welches er doch seinen leichnam nennt.

Denn er verordnets jhn zu dienst, das jhnen zeuget sein verdienst, jhnen zu dienst leid er den tod, trit auch jhnen zu dienst für Got.

Jhnen giebet er grossen preis, wiel auch das man jhn gunst beweiß, ja auch dienen die sacrament, vnd was man creaturen nennt.

Wer anders leert der jrret ser, wider Christum vnd seine leer, vnd ist gewiß ein falsch prophet, wenn er gleich wunderzeichen thet.

Das sacrament bleibt wein vnd brod, vnd wirt nicht verwandelt in Got, es wirt wol leib vnd blut genant, hat aber geistlichen verstandt.

Christi leib vnd blut blos vnd schlecht, macht niemanden vor Got gerecht, aber der geist inn seiner kraft, giebt vielen dörren hertzen saft.

Der Herr redet an manchem ort, durch gleichniß vnd verborgne wort, solt mans damit als fleischlich verstehn, so müst der glaub zu boden gehn.

Die ersten Christen glaubten recht, vnd entpfingen wirdig vnd schlecht, das testament nach Christi leer, beweysten jhm nicht Götlich eher.

Ey laßt vns auch desgleichen thun, und got bieten durch seinen sohn, das er vns das verleihen wolt, vnd bewaren inn seiner huld.

Nach dem gebet, so von einem rechten erwelten beruffenen vnd gesandten

diener sampt der glaubigen versamlung, inn namen Jhesu, zu Gote geschicht, vmb allerley heilsame gaben, bis auch vmb gebenedeiung Gegenwertiges brotes vnd weines, das es werde (Testamentsweiß) der Leib vnd das Blut Christi. Werde von der gantzen versamlung zum Beschuß Amen gesungen.

Der Joh. Horn so anstößige Ausdruck „testamentsweis" (testamentlich) ist auch in dem bekannten Abendmahlsliede, welches noch jetzt in Görlitz zwischen den Einsetzungsworten gesungen wird, gestrichen worden. Es heißt in der ersten Ausgabe:

„Wir glauben all vnd bekennen frey, daß nach Christi wort, diß brod testamentlich sey, sein leib, der für vnser missethat, am creutz leyd den bittern tod."

In den spätern dagegen:

„Wir glauben all vnd bekennen frey, das nach Christi wort, diß Brod der Leyb Christi sey, der für vnser Sünd vnd Missethat, leyd am Creutz den bittern todt."

Auch in dem Liede „Christus der Herr vergoß sein blut" kommt die Stelle vor:

So ist nun die leibliche speiß,
sein leib vnd blut testamentsweiß.

Es ist deshalb auch aus den spätern Ausgaben verwiesen worden.

Dagegen sind in die Rubrik der Abendmahlslieder neu aufgenommen folgende acht Gesänge:

Heyliger ewiger barmherziger Herr, Vater vnd Schöpfer.
Heyliger Allmechtiger Ewiger Schöpfer.
Christe der du vns zu gut, vergossen hast dein heyligs Blut.
Da Christus von vns scheiden wolt.
Nun laßt vns mit innigkeit, singen von Gottes gütigkeit.
O Mensch sih an dein Heyland, der sich ganz hat zu dir gewandt.
Ey all die jr habt erkandt, Christum den waren Heylandt.
Gnedigster Herr Jesu Christ, der du für uns gestorben bist.

Ueberhaupt ist in der Ausgabe von 1539 die Anzahl der Lieder von 155 bis auf 181 gestiegen und die 17 Titel der ersten Sammlung haben sich bis auf 23 vermehrt und sind mannigfaltig geändert und besser geordnet.

2) Diese Horn'sche Ausgabe in kl. 8° hat folgenden Titel:

Gesangbuch | Der Brüder in | Behemen vnd Merherrn, | Die man auss hass vnd neyd. Pick- | harden, Waldenses, etc. nennet. Von jhnen | auff ein newes (sonderlich vom Sacra- | ment dess Nachtmals) gebessert vnd etliche schöne newe Ge | säng hinzu gethan. | Jetzt auffs new vbersehen, vnd | inn druck verfertigt. | Gedruckt zu Nürmberg, | durch Dieterich Gerlach. | M. D. LXXV.

Auf der Rückseite des Titels: Ephes. V. Singet vnd spielet dem Herrn in ewren hertzen, vnd saget dank allezeyt für alles, Gott dem Vatter, in dem Namen vnsers Herren Jesu Christi. Psalm CXLIX. Singet dem Herrn ein neuwes Lied, Die Gemeyn der Heyligen soll jn loben. Darunter ein Holzschnitt: Gott schauet aus den Wolken auf einen betenden David, vor dem seine Harfe liegt. Unter dem Holzschnitte: Psalm. VIII. Singet Gott, lobsinget seinem Namen, Machet ban dem der da sanfft her feret, Er heist Herr, vnd frewet euch vor jm.

Hierauf folgt auf der erste Seite ohne Foliirung die „Vorrede Johann Horn, wunschet dem Christlichen Leser, gnad und fried durch Christum Jesum vnsern Herren“, aus welcher ich bereits die wichtigste Stelle angeführt habe. Auf der Rückseite ist „Die Ordnung der Tittel dieses Cantionals“ abgedruckt. 1. Von der Menschwerdung Christi. 2. Von der Geburt Jesu Christi. 3. Von der Beschneidung. 4. Von der Erscheinung. 5. Von der opferung im Tempel. 6. Von dem Wandel Christi. 7. Von dem Einreitten zu Jerusalem. 8. Vom leiden vnd tod Christi. 9. Von der aufferstehung Christi. 10. Von der Himelfahrt Christi. 11. Vom heiligen Geyst. 12. Von der heiligen Tryfeltigkeyt. 13. Von der heiligen Christlichen Kirchen. 14. Lehr Gesänge. 15. Vom Abendmahl des Herrn. 16. Lobgesänge. 17. Betgesänge. 18. Auff die Tagzeitten. 19. Für die gefalleuen. 20. Kinder gesäng. 21. Von den lieben Heyligen. 22. Von dem Begräbnuss. 23. Von dem Jüngsten tag.

Die Lieder sind mit den Singweisen so abgedruckt, daß regelmäßig die erste Strophe unter den Noten steht. Die übrigen Strophen sind nicht, wie in der ersten Ausgabe fortlaufend gedruckt, sondern abgesetzt. Die meisten Lieder sind alten Hymnenweisen angepaßt, wie: Veni redemptor gentium; Ave hierarchia; Gaudeamus pariter omnes; Consolator gubernator etc., und es ist das regelmäßig bemerkt. Die Noten sind von der aus jener Zeit bekannten eckigen Form.

Die verschiedenen Schlüssel sind aber schon viel anders gestaltet, als in der ersten Ausgabe:

Vor den meisten Titeln steht ein Holzschnitt, deren überhaupt 18 verschiedene vorkommen. Nur einige scheinen neu geschnitten; die meisten sind von alten abgenutzten Stöcken abgedruckt. Die Breslauer Ausgabe von 1568 soll die schönsten haben. Das Gesangbuch enthält im Ganzen 181 Lieder auf 239 Blättern, außer der Vorrede und dem Register, welche nicht foliirt sind.

3) Ganz denselben Titel, dieselbe Einrichtung und Liederzahl haben die beiden andern vorliegenden Ausgaben, nur die Holzschnitte fehlen und die Bibelsprüche, welche auf der Rückseite des Titels in der Ausgabe von 1575 abgedruckt stehen, sind mit auf die Vorderseite gesetzt.

Auf dem Titel der ersten Ausgabe steht: Nurmberg. M. D. XC. Am Ende steht hinter dem Register: Gedruckt zu Nurmberg durch Katharinam Gerlachin.

Auf dem Titel der zweiten: Nurmberg, M D CXI. Und am Ende: Gedruckt zu Nurmberg, durch Paulum Kauffmann.

Da die böhmischen und mährischen Brüder in so genauem Zusammenhange mit der Brüder-Unität in Herrnhut stehen, so erscheint es als eine Aufgabe der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, die noch dunkeln Stellen ihrer Geschichte möglichst aufzuklären. Ich habe mir erlaubt, auf eine solche Stelle aufmerksam zu machen und zu geben, was mir in Beziehung darauf bekannt geworden ist. Möchte diese Mittheilung unsere verehrlichen Mitglieder in Böhmen veranlassen, der Sache weiter nachzuforschen. Es ist namentlich wünschenswerth, genau zu erfahren:

1. Welche Bewandtniß es mit der Sammlung von Lucas hat? ob eine solche 1504 im Druck erschienen ist?

2. Ob Michael Weiß seine Lieder unter dem Titel „Ein neu Gesangbüchlein. Gedruckt zum Jungen Bunzel in Böhmen zum ersten Male schon 1531 herausgegeben hat?

3. Welche Ausgaben von seinen Liedern außer den angeführten noch existiren?

Vor Allem aber würde es vom höchsten Interesse und eine wahre Bereicherung der hymnologischen Wissenschaft sein, wenn es dem, um die Literatur seines Vaterlandes so hochverdienten Dr. Hanka*), unserm geehrten Mitgliede, gefallen wollte, das im Prager Nationalmuseum befindliche Liederbuch in Druck zu geben und mit einer deutschen Uebersetzung zu versehen."

Zur Erläuterung des Vortrages wurden drei alte Drucke aus der hiesigen Milich'schen und aus der Zittauer Rathsbibliothek vorgelegt.

Hierauf brachte der Sekretär das Nienburger Urkundenbruchstück wiederholt zur Sprache. Unter den Abgaben, die an das Kloster zu leisten sind, wird darin auch eine genannt: „de crocimo." Wegen dieses unbekannten, sonst nirgends vorkommenden Ausdruckes hatte sich der Sekretär an Dr. Hanka in Prag, Archivar a. D. Hulakovsky in Deutschbrod und Professor Dr. Röpell in Breslau um Auskunft gewendet. Die beiden zuerst genannten Kenner alter Urkunden haben bereits geantwortet und ihre Auslassungen wurden vorgelesen. Dr. Hanka will „de crocinio" gelesen wissen, und erklärt es vom „Safrangarten oder Safranfelde", deren es in alten Zeiten sowohl in Böhmen als den umliegenden Ländern genug gab. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erklärung sich empfiehlt. Hulakovsky dagegen ist der Meinung, daß mit „de crocimo" ein „Kretscham" gemeint sein könne. In jedem Falle ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Oberlehrer Kindscher in Zerbst, dem wir die Auffindung dieses für die früheste Geschichte der Niederlausitz äußerst wichtigen Fragments verdanken, ist jetzt damit beschäftigt, seine früher eingeschickte Uebersetzung und Erklärung umzuarbeiten und von Ledebur's Arbeit darüber (im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Jahrg. 1860, No. 1. u. 2.) zu berücksichtigen. Vielleicht gelingt es, in andern gleichzeitigen Urkunden analoge Bezeichnungen aufzufinden. Im XXXVIII. Bande S. 148—162 ist die Urkunde abgedruckt, mit Erläuterungen und geschichtlichen Ausführungen von Kindscher und Neumann begleitet.

Die 33. Versammlung am 7. August 1860.

Zuerst erstattete Archidiakonus Haupt einen Bericht über den in den ersten Tagen dieses Monats in Dresden abgehaltenen Kongreß der Thierschutzvereine, an welchem er als Abgeordneter des hiesigen Lokalvereins Theil genommen hatte. Bei den Sitzungen, in welchen der Dichter Castelli aus Wien den Vorsitz führte, wurden Reden in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache gehalten und es gab sich die erfreulichste Uebereinstimmung in den Ansichten und Bestrebungen kund. Von Bedeutung war besonders der Vortrag des Geh. Rathes v. Langenn aus Dresden, welcher den Vereinen ihr Ziel mit Klarheit vorzeichnete und sie vor Verirrungen warnte, die davon abführen. Ein Antrag, der auf Gründung eines Centralvereins gestellt wurde, fand nur schwache Unterstützung und ward daher abgelehnt. Gewiß aber wird diese erste Generalversammlung belebend nach-

*) Hanka ist leider seitdem verstorben. Vgl. Bd. XXXVIII., S. 416 ff. u. 456.

wirken und die Sache der Humanität, welche von diesen Vereinen gefördert wird, in weiteren Kreisen anregen. Für die zweite Generalversammlung ist Hamburg bestimmt worden.

Hierauf nahm Dr. Paur das Wort und berichtete über einen Ausflug, den er nach Nürnberg gemacht hat. Da er dort das Germanische Museum besuchte, so entwarf er ein Bild von den angelegten Sammlungen, die in manchen Fächern bereits sehr beachtenswerth sind.

Zuletzt las der Sekretär folgende Abhandlung vor:

Der wiedererschienene Waldemar,

von Prof. Dr. Corssen in Schulpforta.

Von jeher hat die Wiedererscheinung des für falsch erklärten Waldemar durch den Reiz des Geheimnißvollen und Wunderbaren regsame und wißbegierige Gemüther angezogen. Wie bei Lebzeiten dieses Waldemar über die Frage, ob er der ächte sei oder nicht, manche Klinge mit Blut benetzt ward, so hat sich nach seinem Tode seit dreihundert Jahren über dieselbe Frage unter den Geschichtschreibern ein lebhafter Federkampf entsponnen, und hier wie dort wechselte der Erfolg des Kampfes. Von denjenigen Geschichtschreibern, die aus Archiven und Urkunden ihre Darstellung der vorliegenden Begebenheit geschöpft haben und deren Stimme hier wie überall von besonderem Gewicht ist, haben sich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die meisten und darunter sehr tüchtige für die Aechtheit Waldemar's ausgesprochen.

So Ernst Brotuff, Syndikus in Merseburg in seiner Chronik des anhaltinischen Hauses 1556, der aus der besten Quelle, dem magdeburgischen Chronikon, schöpft; der Benediktiner Jean Baptiste de Rocoles in seiner Geschichte berühmter Betrüger, die sich für Kaiser, Könige und Prinzen ausgegeben, 1683, der indeß seine Ansicht sich nur aus Mittheilungen eines anhaltinischen Hofrathes von Raumer gebildet hat; und Joh. Christ. Beckmann in seinem ausführlichen Werke in drei Foliobänden: Historie des Fürstenthums Anhalt 1710, der sich nach den ihm bekannten Urkunden trotz aller Einwürfe seiner Gegner für die Aechtheit Waldemar's ausspricht. Auch der bekannte lustige Rath Friedrich Wilhelms I. und Präsident der berliner Akademie, Jakob Paul Freiherr von Gundling, ein Mann von seltenen Kenntnissen in der brandenburgischen Geschichte, spricht sich in seiner Untersuchung der Historie des Kurfürsten Waldemar 1722 entschieden für die Aechtheit desselben aus und sagt, daß dieser Ansicht die meisten seiner Zeitgenossen seien, welche die alten Briefe gelesen hätten. Auch Christian Beckmann, ein Verwandter des oben Genannten, Professor am Joachimsthalischen Gymnasium, in seinem Buch Noctes Joachimicae 1750 kommt nach einer ausführlichen Untersuchung zu demselben Ergebniß, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie es scheint, herrschend gewordenen Ansicht. Aber die Gegner derselben sind viel zahlreicher. Die widerspruchsvollen Ueberlieferungen über den wiedererschienenen Waldemar, das Wunderbare seines Wiederauftretens, die schließliche Unächterklärung desselben durch Kaiser Karl IV. und der thatsächliche Sieg der bairischen Partei, das landläufig gewordene Märchen von dem betrügerischen Müllerburschen, der eine Zeit lang zur Rolle des Markgrafen ausstaffirt wird und dann wieder in seine Mühle zurückkehrt, die eigennützige Politik der Fürsten jener Zeit: das sind im Wesentlichen die Momente, welche diese Mehrzahl der Geschichtschreiber bestimmten. Sie hatten einen viel leichteren Stand als die Vertheidiger der

Aechtheit und konnten sich durch bequemes Negiren und durch wohlfeilen Spott leicht in das günstige Licht gewiegter Kritiker stellen. Unter diesen ist einer der ersten Th. Kantzow, der in seiner Pomerania, die um 1532 bis 1541 abgefaßt ist, die Geschichte vom falschen Waldemar mit sehr speciellen Zügen und naiver Dreistigkeit erzählt, und für den besagten Müllerburschen auch zuerst einen Namen und Geburtsort beibringt. Mannigfache andere Nachrichten und verschiedene Namen für denselben finden sich dann in M. Ch. Entzelts Chronikon der alten Mark, 1579, und diesen Spuren folgt dann eine ganze Schaar von Nachtretern, deren Namen zu nennen überflüssig wäre, besonders im siebzehnten Jahrhunderte.

Eine bessere Begründung der Ansicht von der Unächtheit des wiedererschienenen Waldemar versuchte J. Ch. Dithmar in einer gut geschriebenen Abhandlung: Exercitatio de Pseudo-Marchione Brandenburgensi Waldemaro 1720; aber auch er stützt sich nur auf den kaiserlichen Ausspruch und auf die Angaben gleichgesinnter Geschichtschreiber. An Verbreitung gewann diese Meinung, als D. C. F. Pauli in seiner allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte 1760 den wiedererschienenen Waldemar für einen Livreebedienten des ächten erklärte und Buchholz in seinem Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg 1765 in demselben einen abgefeimten irrenden Mönch aus Böhmen oder sonst einen listigen Landstreicher witterte. In beiden Büchern ist freilich von eingehender, auf Quellenforschung beruhender Sachkenntniß eben so wenig zu finden, als unbefangenes und gesundes Urtheil.

Der bedeutendste Gegner des wiedererschienenen Waldemar ist Th. W. Gercken, der in seinen vermischten Abhandlungen aus dem Lehn- und Teutschen Rechte 1771 den „komischen Auftritt des falschen Waldemar" behandelt, wenn er auch weder unparteiisch an die Untersuchungen herantritt, noch die Thatsachen genugsam kennt, wie sie jetzt für die Beurtheilung dieser Frage vorliegen.

Jedenfalls ist es Gercken's Ansehen besonders zuzuschreiben, daß seit den letzten 60 Jahren der wiedererschienene Waldemar nur schlechtweg der falsche Waldemar hieß.

Aber seitdem die deutsche Geschichtschreibung angefangen, mit gründlicher Quellenforschung kritische Sichtung und lebendige Durchdringung des historischen Stoffes zu verbinden, ist auch die Frage nach dem wiedererschienenen Waldemar wieder aufgeworfen und in einem andern Sinne, als in den letzten Jahrzehnten des vorigen und den ersten dieses Jahrhunderts beantwortet worden. Zunächst hat nämlich Stenzel, in seiner Geschichte des Preußischen Staates 1830 durch seine kurze und einfache quellenmäßige Darstellung der Sache (Th. I. 117) der Gercken'schen Ansicht den Boden unter den Füßen weggezogen, und indem er die Frage auf den Boden zurückgeführt, auf dem man allein fußen kann, um sie zu lösen, sich für die Aechtheit des wiedererschienenen Waldemar ausgesprochen. Darauf ist 1844 und 1845 von K. F. Klöden, dem gründlichen Kenner der brandenburgischen Geschichte, die „diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg" erschienen, unmittelbar nach den Quellen bearbeitet. Aus einem überaus reichen Vorrathe von Urkunden, nämlich an drittehalb Tausend gedruckten, unter denen allein 39 ächte Waldemarische Verfügungen, Erlasse und Belehnungen, die mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt und dem Werke beigefügt sind, und mehr als 500 zum Theil noch sehr wichtigen unge-

druckten Urkunden aus den Archiven von Dessau, Berlin, Wien, Brandenburg, Dresden und Hannover, gewinnt der Verfasser die sichere Grundlage für die Feststellung seiner Thatsachen, deren viele und sehr wichtige allen seinen Vorgängern ganz unbekannt gewesen sind. Und indem er mit Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Umsicht Schritt vor Schritt prüfend den Thatsachen folgt, bildet er sich die in mäßiger und bescheidener Form ausgesprochene, aber feste und innige Ueberzeugung, jener sogenannte und vielgeschmähete falsche Waldemar sei der wirkliche und wahrhaftige Markgraf Waldemar von Brandenburg, der heldenmüthige, überspannte, ehrgeizige und prachtliebende Fürst, der nach kurzer, glänzender Heldenlaufbahn und nach langen und schweren Leiden und Irren kaum eine Stätte fand, wo er sein lebensmüdes Haupt zur ewigen Ruhe legen konnte. Daß von dem Vorhandensein dieses wichtigen Werkes, selbst in den neuesten Lehrbüchern der preußischen Geschichte, auch nicht die mindeste Kenntniß genommen, sondern nach wie vor das alte Lied von Jakob Rehbock hergeleiert ist, darüber würde man sich wundern müssen, wüßte man nicht, in welchem Sinne und mit welchen Kräften solche Lehrbücher leider noch immer angefertigt und zu Markte gebracht werden.

Es soll nun hier versucht werden, aus der reichen Fülle des von dem genannten um die vaterländische Geschichte hochverdienten Forscher zusammengestellten Materials in gedrängter Darstellung die Hauptthatsachen und die Hauptgesichtspunkte für die Beurtheilung der vorliegenden Frage hervorzuheben. Rechenschaft von dem literarischen Stande der Frage zu geben schien dazu nothwendig, aber bei jeder Einzelnheit anzuführen, was Hinz und Kunz dazu sagt, würde völlig unzweckmäßig sein.

Das Jahr 1348, in welches die Wiedererscheinung Waldemar's fällt, hat in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit dem Jahre 1848; denn Parteihaß zerfleischte die Völker und zerriß die Bande der Familie und Gesellschaft, der Bürgerkrieg entbrannte mit allen seinen Schrecken und zu diesen politischen Leiden gesellte sich die schrecklichste Seuche, die jemals über die Erde geschritten ist und die im Verein mit jenen andern Plagen die geängstigten Menschenseelen zu den blutigsten Greueln des religiösen Fanatismus aufregte. Vorüber war in der Mark die Zeit der anhaltinischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstedt. Fest im Sattel und von starkem Arm, schnellen Sinnes und trotzigen Muthes, den Minnesängern zugethan, den Pfaffen abhold, entschiedene Gegner der Päpste und treue Kampfgenossen ihrer Kaiser, der herrlichen Hohenstaufen, hatten diese edle Herren mit ihrem guten Schwert, das nie in der Scheide rostete, sich ihre Marken Schritt vor Schritt von der Elbe bis zur Warthe erkämpft, Wälder gelichtet, Sümpfe getrocknet, zwischen wendischen Fischerdörfern Burgen und Städte gegründet und mit einer für jene Zeiten seltenen Einsicht und Beharrlichkeit für Anbau, Gesittung und staatliche Ordnung in ihren Landen gesorgt. Ihren geschichtlichen Beruf, im Nordosten Grenzwächter des deutschen Reichs und des Christenthums zu sein gegen Wendenthum und Götzendienst haben sie in ausgezeichneter Weise erfüllt. Daher lebte auch ihr Andenken noch in den Herzen der treuen Märker und noch konnten die Alten den Jungen erzählen von den glorreichen Tagen Waldemar's, die sie gesehen, des großen Kriegshelden, der die vereinte Macht von Dänemark, Schweden, Polen, Mecklenburg, Lauenburg, Braunschweig, Meißen, Holstein und Rügen im blutigen Kampfe ruhmvoll und unbesiegt bestanden hatte. Wohl mußte die Vergangenheit den Märkern in freund-

lichem Lichte erscheinen, verglichen mit der trüben Gegenwart, denn wie sah es aus in der Mark! Die Grenzen verheert, das Land zerstückelt, verpfändet, eine Beute raubgieriger Nachbarn, der Handel zerstört, Bürger und Bauern gedrückt durch die Räubereien des Adels, und der Markgraf Ludwig der Baier, ein fremder, stolzer Herr, ohne Liebe und ohne Macht im Lande.

Da verbreitete sich, so erzählt Klöden nach den übereinstimmenden Angaben zweier Berichte aus dem sechszehnten Jahrhundert*), im Stillen ein seltsames Gerücht in der Mark, das nach und nach lauter ward und mit zündender Gewalt die leichtgläubigen und sehnsüchtigen Herzen des Volkes erhitzte. Es hieß, der seit 28 Jahren todt geglaubte Markgraf lebe noch und sei nach langer Pilgerfahrt heimgekehrt; als Pilger durchwandere er die Mark, von alten Leuten sei er erkannt worden, habe ihnen aber Stillschweigen auferlegt und eile schnell hinweg, wenn er sich erkannt sehe, denn er fürchte Ludwig des Baiern Nachstellungen. Von den verschiedensten Orten kamen Nachrichten, daß man ihn gesehen, auch wohl gesprochen habe; man wollte ihn erkannt haben an einigen goldenen Ringen, die zufällig gegen seinen Willen bei ihm bemerkt worden waren. Aber nirgends konnte man seiner habhaft werden; nur hier und da tauchte er aus dem Nebel der Verborgenheit einmal hervor; er kam und ging geheimnißvoll wie eine flüchtige Erscheinung.

Plötzlich erscholl die Nachricht durch die Mark, die Sage von Waldemar's Wiederkunft sei kein bloßes Gerücht, sondern Thatsache; er halte sich bei dem Erzbischofe von Magdeburg auf; dieser habe ihn geprüft und erkannt. Die Art, wie er sich zu erkennen gegeben, wurde folgendermaßen erzählt: Am Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg fand sich eines Tages ein alter Pilger ein und begehrte den Erzbischof zu sprechen, der gerade bei Tische saß; könne das nicht geschehen, so möchte man ihm wenigstens einen Becher Weins von der bischöflichen Tafel reichen. Als man ihm den Becher gereicht, that er einen Trunk aus demselben und ließ dabei aus seinem Munde einen goldenen Ring hineinfallen und bat den Diener, er möge den Becher mit dem Weine und dem Ringe dem Erzbischofe überbringen. Als der Erzbischof den Ring empfängt, erkennt er an Wappen und Umschrift des Markgrafen Waldemar Siegelring und giebt sogleich Befehl, den Pilger zu ihm zu führen. Dieser giebt sich ihm zu erkennen als der alte todtgeglaubte Waldemar, Markgraf von Brandenburg, Konrad's Sohn. Er habe bekanntlich in seiner Jugend seines Vetters Hermann's Tochter zum Weibe genommen. Da ihm diese zu nahe verwandt gewesen, so habe er Gewissensbisse verspürt, und da ihn sein Gewissen nicht ruhen noch rasten lassen, zum Papste Johann XXI. geschickt, ihm seine Noth geklagt und um Absolution gebeten. Der habe ihn auch absolvirt, aber unter der Bedingung, daß er achtundzwanzig Jahre sein Land meide und als Pilger im gelobten Lande seine Sünde büße; doch dürfe Niemand davon wissen. Weil er nun gern selig werden möchte, so habe er sich todt sagen und an seiner Stelle einen Andern begraben lassen. Hierauf erzählte der Pilger dem erstaunten Erzbischof noch mancherlei Dinge aus früheren Tagen, so daß dieser endlich nicht mehr daran zweifelte, den wahrhaften Waldemar vor sich zu sehen. Als Beweggrund seines Wiedererscheinens aber gab er an einmal, weil sein Vetter, Herzog Rudolph von Sachsen und die

*) Brotuff, Anhalt. Chron. 98 f. Kantzow, Pomerania I. 355—360.



Fürsten Waldemar und Albrecht von Anhalt, die er als seine Erben betrachte, aus seinen Landen verdrängt worden; zweitens, weil er bei seiner Wanderung durch die Mark viel Klagen und Jammern über Ludwig und die Noth der Zeit gehört habe; er selbst wolle auf die Regierung verzichten. Erst die Vorstellungen des Erzbischofs bewogen Waldemar, die niedere Pilgerhülle abzulegen, mit allem Glanze seiner früheren Würde aufzutreten und sein altes Recht wieder zu beanspruchen.

Daß die einzelnen Züge dieser Erzählung dürre, nackte, geschichtliche Wahrheit wären, wird schwerlich Jemand glauben, da sie ja erst aus zwei Berichten des sechszehnten Jahrhunderts von Kantzow und von Brotuff entnommen sind. Aber wenn jener pommersche Geschichtschreiber, der maßlose Gegner des wiedererschienenen Waldemar und der thüringische Alterthumsforscher, der entschiedene Vertheidiger desselben, in jenen zusammengestellten Zügen im Wesentlichen übereinstimmen, so folgten sie beide einer älteren Ueberlieferung und diese enthielt sicher einen Kern geschichtlicher Wahrheit.

Man vergleiche nun aber, wie wenig im Verhältniß zu derselben ein Zeitgenosse des Erzbischofs Otto von Magdeburg in der magdeburger Chronik berichtet*):

„Zu diesen Zeiten trat ein Mann auf, nach einiger Meinung ein Bauer, oder, wie es hieß, ein Müller, der sagte, er sei der Markgraf von Brandenburg, da doch der wahre Markgraf Waldemar vor 29 Jahren gestorben und in Kloster Corin Cisterzienserordens in Gegenwart mehrerer Adligen beiderlei Geschlechts begraben war. Er selber aber versicherte, er sei nie gegestorben, sondern er habe sich krank gestellt und einen verstorbenen Mann seine Stelle einnehmen lassen. Er selbst hingegen floh angeblich außer Landes und hielt sich so lange in der Verbannung auf, und so hielt man, wie er sagte, ihn selbst in der Person jenes Mannes für begraben. Weshalb er aber sich zur Flucht gewandt und ein so großes Fürstenthum verlassen, dafür lag ein Grund, wie er selbst versicherte, in seiner Gemahlin, mit der er in verbotenem Grade verbunden gewesen war, und er konnte, wie es ihm dünkte, nicht anders sein Gewissen und die Ehre und das Heil seiner Gemahlin wahren, als wenn er sie so verließ, daß sie selbst mit Ehren einen andern Mann nehmen konnte, wie sie auch gethan. Doch würde von Andern ein anderer Grund angeführt, weil er wahnsinnig geworden war, wie es auch nach seiner Rückkehr augenscheinlich hervortrat. Doch viele Fürsten und Adlige und sehr viele Städte nahmen ihn auf, wie der Herr Otto Erzbischof von Magdeburg, der Herr Herzog von Sachsen, der Herzog von Stettin, die Herzoge von Stralsund, die Grafen von Anhalt, die Stadt Brandenburg, beide Berlin, Stendal und viele andere, von denen jedoch einige später von ihm abfielen. Ja sogar auch der Herr Karl, König der Römer, ließ ihn wie einen Fürsten an seiner Seite sitzen. Er lebte aber in diesem Zustande etwa neun Jahre und starb und wurde begraben zu Dessau wie ein Markgraf vor dem Altar einer Kapelle. Diesen Mann hielt jener Herr Erzbischof Otto für den wahren Markgrafen, „indem er bei seinem Worte versicherte, wie ich selbst gehört, daß das eben derselbige wahre Markgraf Waldemar sei, den man für begraben hielt."

---

*) Meibom. Rer. Germ. T. II. p. 341 fg. Den Bericht des magdeburger Chronisten hat G. Torquatus ausgeschrieben in seiner Series pontificum Magdeburgensium Mencken script. rer. Germ. III, 395, nur in etwas erträglicheres Latein umgemodelt.

Hier spricht also ein Zeitgenosse des Erzbischofs, der die Sache aus dem Munde dieses Augenzeugen kennt, der aber trotz der heiligen Versicherung desselben nicht recht an die Aechtheit des Wiedererschienenen glaubt, oder die Sache doch zweifelhaft läßt; denn er stellt ja dem Manne, der sich für den Waldemar ausgab, den wahren vor 29 Jahren begrabenen gegenüber, er berichtet vorsichtig und objektiv nur, was jener von sich ausgesagt und was der Prälat ihm versichert, zeigt sich aber wohl unterrichtet von der thatsächlichen allgemeinen Anerkennung des so lange Todtgeglaubten. Er erwähnt zwar, daß einige denselben für einen Müller oder Bauer hielten, aber von Namen und Wohnort des Menschen hat er auch bei den einigen nichts vernommen, so wenig irgend eine Urkunde der bairischen Fürsten aus jener Zeit Etwas von einem solchen Menschen weiß. Ueber das Motiv des Verschwindens des wunderbaren Mannes weiß er nichts Sicheres, eine Art Wahnsinn oder Ueberspanntheit hebt er als solches entschiedener hervor, als die Gewissensbisse über unerlaubte Ehe. Die Ehre des Markgrafen und das Gewissen des Gatten soll bloß dadurch hergestellt werden, wenn sie eine zweite Ehe eingeht, in dem Glauben, daß er todt ist, und somit die Scheidung erfolgt ist. Von der Absolution des Papstes Johann XXI., von der Bußfahrt nach dem heiligen Lande, von dem Becher und dem Siegelring erwähnt der magdeburger Chronist kein Wort.

So viel erhellt also, daß man nicht mehr als geschichtliche Thatsache über diese Vorgänge ansehen darf, als was dieser Zeitgenosse zu sagen weiß, daß wahrscheinlich mündliche Ueberlieferung dieselben weiter so ausspann und ausschmückte, wie sie bei den Chronisten des sechszehnten Jahrhunderts erscheinen.

Und nun betrachte man, was einige von diesen für genaue Kunde über die den Zeitgenossen unklare Geschichte zu geben wissen. Oben an steht Kantzow, in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, der mit naiver oder dreister Sicherheit die ganze Sache bis in die größten Einzelheiten als ein von dem Herzog Rudolph von Sachsen und dem Erzbischof Otto von Magdeburg aufgeführtes Trugspiel darstellt. Er sagt (Pomerania I. 355.): So hat der Hertzog erfharen, das ein Möller zu Belitz oder wie etliche sagen zu Hundelufft were, Jekel Rebuck geheißen, welcher ehemals Marggraf Waldemar's Schiltknab gewest, und das derselbig schyr wie Marggraf Waldemar gestaltet were, und gedachte die Sache dadurch auszurichten." Der pommersche Chronist erzählt dann weiter ausführlich das Zwiegespräch, in welchem der Herzog den Müller zu seiner Markgrafenrolle förmlich einstudirt. Er weiß, daß dem Müller bei diesem Anschlag „sehr seltsam" war, daß er nicht wieder nach Hause gegangen sei, „damit es sein Weib nicht vermerke." Er schildert dann ein Mittagsmahl, bei dem Erzbischof Otto von Magdeburg, Herzog Barnim von Pommern und die anhaltinischen Fürsten den Plan verabreden, den Waldemar wieder aufleben zu lassen, um Gebietstheile der Mark an sich zu bringen. Der Erzbischof, der zu Anfang des Mahles vom Trinken „etwas warm," dann aber „schyr vul" erscheint, ist der böse Rathgeber, der Pommerherzog fließt längere Zeit über von edler Entrüstung über den beabsichtigten Betrug, bis die Erwägung, daß er von der Mark am Ende nichts erhalten könnte, oder das Haus Baiern ihm gefährlich werden möchte, wenn er sich nicht bei der Sache betheiligte, ihn nöthigt, seinem zarten Gewissen Zwang anzuthun. Diese

Nachrichten hat Kantzow, wie er sagt, aus einem alten Gedicht geschöpft, von dem es S. 364 heißt: Solche alte Reime, ob sie woll etwas ungeschickt sein, habe ich dennoch zu Kundtschafft der Sachen hier wollen anzeigen, und ist schyr des Gedichtes ein gantz Buch; aber es were hier zu viel, alles anzuzeigen, auch nicht von nötten, darumb will ich es pleiben lassen." Er führt auch eine Anzahl Verse an, deren Sprache jedoch zeigt, daß sie sicher nicht älter, als das Reformationszeitalter sind.*) Es erhellt also, daß die Darstellung Kantzow's von dem mit dem Müllerburschen gespielten Betruge keinen geschichtlichen Werth hat, daß sie Dichtung, nicht Wahrheit ist. Und doch haben diese Darstellung zahlreiche spätere Schriftsteller immer wieder ausgebeutet, um die Unächtheit des Wiedererschienenen zu beweisen. Wenn also gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts Entzelt sagt, daß etliche denselben für einen Müller Namens Jakob Rehbach oder Meinecke Müller ausgegeben hätten, so gilt das für die vorliegende Frage grade so viel, als wenn spätere in ihm einen Bäcker, einen Livreebedienten oder einen vagabundirenden böhmischen Mönch entdeckt haben, nämlich gar nichts.

Das Unglaubliche der ganzen Erzählung aber von dem Verschwinden und dem Wiedererscheinen des Waldemar verliert sich, wenn man Folgendes bedenkt: Ueber die Umstände von Waldemar's angeblichem Tode finden sich schon bei den gleichzeitigen Chronisten die widersprechendsten Nachrichten. Alles, was sie davon wissen, ist, daß Waldemar 1319 gestorben und im Kloster Chorin begraben, sie nennen nicht den Ort, nicht den Tag, nicht einmal den Monat seines Todes, noch die Krankheit, an der er gestorben sein soll.**) Scheinbestattungen sind nichts Unerhörtes und noch in unsern Tagen haben wir erlebt, daß statt eines Mannes ein Sarg voll Steine zu Grabe getragen wurde und der Todtgeglaubte plötzlich wiedererschien. Nun aber war Waldemar ein reizbarer, schwärmerischer und überspannter Charakter, und schon das magdeburgische Chronikon nennt als eigentlichen Anlaß seiner Entsagung geradezu Geisteskrankheit, deren Spuren auch in seinem Alter sichtbar hervorgetreten seien. Aehnliche Beispiele endlich von tiefer Zerknirschung, frommer Entsagung, langer Pilgerfahrt und wunderbarer Wiederkehr sind auch bei andern Fürsten dieser Zeit vorgekommen, und aus dem Charakter einer Zeit begreiflich, in der noch immer ein Gebet am heiligen Grabe als das wunderthätige Heilmittel aller kranken, sündigen Seelen galt.

So war Heinrich der Pilger, Herr von Mecklenburg, nach dem heiligen Lande gewallfahrtet und nach Verlauf von 26 Jahren, in denen man über

---

*) In dem Gedichte bei Kantzow I., 363. sagt der Pommerherzog:

So es dan nicht khan anders sein,
werden wyr gedrungen ewr helffer zu sein,
wo ich aber was gewinne an lande,
das wil ich halten meinem ohm zu hande;
sunst wolte ichs gar nötte nhemen.
Ir hern, ir möget euch wol schemen,
das ir stehet nach eines fürsten habe,
ich pitte noch, thuts euch abe.

**) Kloeden, I., 314.—317 336.—339. und Riedel, Cod. dipl. Brandeb., II., 1 439. f. haben durch scharfsinnige, auf Urkunden gestützte Kombination den Tag des Verschwindens Waldemar's auf den 14. August 1319 bestimmt.

sein Geschick nicht die geringste Kunde vernahm, unvermuthet im Jahre 1298 in sein Land heimgekehrt, wo er noch lange und glücklich regierte. Etwas Wunderbares hat ein solches Wiedererscheinen freilich immer; aber auch die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und der jetzt lebenden Generation bietet uns wunderbare Erscheinungen vollauf, die wir mit kritischen Zweifeln anzutasten uns versucht fühlen würden, wenn wir sie nicht mit Augen gesehen hätten.

Der weitere Verlauf der Ereignisse in der Geschichte des wiedererschienenen Waldemar ist nun im Wesentlichen folgender:

Auf einen Brief des Erzbischofs Otto von Magdeburg trafen nun der Herzog Rudolph von Sachsen und die Fürsten Waldemar und Albrecht von Anhalt mit dem wiedererschienenen Waldemar zu Wollmirstädt im Magdeburgischen zusammen. Diese empfingen den wiedergekehrten Oheim mit Verwunderung und Zweifel. Sie wollten seiner Aussage nicht glauben und machten Einwendungen; als aber Waldemar ihnen so Vieles aus alter Zeit erzählte und von Dingen sprach, die sie angingen und die sonst Niemand wissen konnte, erklärten sie, ungeachtet es ihnen schwer ankomme, an seine Aechtheit zu glauben. Sie behandelten ihn nun sehr ehrerbietig und verbanden sich mit ihm und Magdeburg, um ihm wieder zur Mark zu verhelfen. Da der hieraus für die anhaltinischen Fürsten erwachsende Vortheil so augenfällig war, so war es sehr natürlich, daß von der bairischen Partei das Ganze sofort als eine künstlich veranstaltete und abgeredete Betrügerei angesehen und ausgegeben wurde.

Und dies ist nun der Punkt, wo alle Gegner des wiedererschienenen Waldemar, denen ihr historisches Gewissen denn doch nicht erlaubt, die Rehbockiade für baare Münze auszugeben, den Hebel ansetzen, um seine Unächtheit zu erweisen. Von der Thatsache ausgehend, daß aus den Wirren und Kämpfen zwischen der waldemar'schen und der bairischen Partei die benachbarten Fürsten Vortheile und Gebietserweiterungen für sich suchten, argumentiren sie so: Die Askanier wollten ihre Lehnsansprüche auf die Mark zur Geltung bringen, der Erzbischof von Magdeburg in der Altmark, die Herzoge von Pommern in der Ukermark ihr Gebiet arrondiren, Kaiser Karl die Lausitz an seine Erbstaaten annektiren, daher stifteten sie den Betrug an, oder sie begünstigten ihn doch. Daß das wirklich der Fall gewesen wäre, davon wissen die alten und zuverlässigen Berichte nichts, aber einmal zugegeben, daß das Motiv des politischen Eigennutzes auch hier das vorherrschende gewesen wäre, so läßt sich jener Argumentation gegenüber mit demselben Recht folgende aufstellen: Der Markgraf Waldemar erschien wieder in der Mark, er allein war zu schwach, um sein gutes Recht Ludwig dem Baiern gegenüber durchfechten zu können, daher nahm er die Hülfe seiner Verwandten und benachbarter Fürsten in Anspruch; diese wurde ihm auch gewährt, aber freilich, wie so oft, nur für Gegenleistungen, das heißt Gebietsabtretungen. Es läßt sich ferner mit demselben Rechte sagen: Der bairischen Partei mußte Alles daran liegen, den wiederschienenen Waldemar zum Betrüger zu stempeln, die Wahrheit abzuleugnen, sonst ging ihr Anrecht auf die Mark, das so auf etwas schwachen Füßen stand, rettungslos verloren. Da die bairische Partei schließlich siegte, so konnten sie leicht ihre Ansicht von der Sache zur Geltung bringen. Man muß aber um so vorsichtiger sein, sie für die wahre anzunehmen, als die siegende Partei ja oft die Ueberzeu-

gungen und das Recht der Besiegten gewaltsam unterdrückt und verspottet. So viel erhellt wenigstens, daß alle diese von dem gewöhnlichen Motive der Politik, dem Eigennutze, hergeleiteten Gründe und Schlußfolgerungen durchaus nicht geeignet sind, in der vorliegenden Frage sicher zu entscheiden.

Jene Vorgänge zu Magdeburg und Wollmirstädt versetzten nun die Mark in die furchtbarste Aufregung. Ueberall stritten Zweifler und Gläubige mit einander, und eine große Menschenmenge, namentlich ältere Leute, zogen nach Magdeburg, um sich durch den Augenschein von der Person des Waldemar zu überzeugen. Freilich sah er dem Markgrafen sehr ähnlich; aber mancher fremdartige, verwitterte Zug wollte zu dem früheren Bilde doch nicht recht passen, und von alten Dingen wußte er zwar Vieles, aber Anderes hatte er im Laufe der Zeit vergessen. Und das war erklärlich, denn in 28 Jahren unter Mühen und Strapazen in fremden Gegenden, herausgerissen aus allen gewohnten Verhältnissen, welcher Mensch sollte sich da nicht leiblich und geistig verändern? Daher kehrten zwar Viele gläubig zurück von Magdeburg, gar Manche aber auch ungläubig, wie sie gekommen waren, Jeder nahm nun Partei für die eine oder die andere Meinung und vom Wortstreit kam es zum Waffenkampf.

Von diesem Zeitpunkte an läßt sich die Geschichte des wiedererschienenen Waldemar Schritt vor Schritt mit Urkunden belegen, die sich bei Klöden abgedruckt finden.

Nachdem nun Waldemar an mehre Städte und Herren der Mark geschrieben und sie an ihre alte Treue gemahnt hatte, auch Ludwig den Baier aufgefordert hatte, ihm sein Land gutwillig herauszugeben, drang ein Heer der Anhaltiner in die Altmark ein. Aber Gewalt war hier nicht nöthig; wo sich Waldemar vor einer Stadt zeigte, da holte man ihn, die Geistlichkeit an der Spitze mit Kreuzen und Fahnen, feierlich ein und freute sich seiner Wiederkunft. So unterwarfen sich in wenigen Tagen Tangermünde, Stendal, Salzwedel, Gardelegen und andere Orte der Altmark; Brandenburg fiel ihm zu, nachdem sich dort viele alte Herren, namentlich der Graf von Lindow, durch allerhand Fragen, die sie ihm vorlegten, von seiner Aechtheit überzeugt hatten. Auf dem Landtage zu Brandenburg verlieh Waldemar diesen Städten Privilegien, versprach die Lande Altmark, Mittelmark und Priegnitz nicht zu verschenken und ward wahrscheinlich den 12. August 1348 von den Ständen als der wahrhaftige Markgraf Waldemar, ihr rechtmäßiger lieber Herr, feierlich und förmlich anerkannt. Brandenburgs Beispiel folgten in der Mittelmark Rathenow und Nauen, in der Priegnitz fielen ihm bei seinem ersten Erscheinen die Städte zu. Mit einem glänzenden Gefolge von Fürsten, Grafen und Rittern zog er darauf nach Kremmen, und hier erkannten ihn auf einem Fürstenkongreß am 1. September die Herzoge Albrecht und Johann von Mecklenburg und Herren zu Stargardt, Herzog Barnim von Pommern-Stettin, die Gesandten des Königs Magnus von Schweden, die Grafen Johann, Heinrich und Klaus von Holstein, Graf Klaus zu Schwerin, Johann und Nikolaus Herren zu Wenden als rechtmäßigen Markgrafen an und schlossen ein Bündniß mit ihm, um ihm zum vollständigen Besitz seines Landes zu verhelfen. Weiter erfahren wir aus Urkunden, in denen Waldemar Privilegien und Freibriefe ertheilt, wie er auch von den Städten der Uckermark, wie Angermünde und Prenzlow, bereitwillig aufgenommen wurde und wie ihm endlich auch

die Städte Neustadt-Eberswalde, Bernau, Spandow, Berlin und Köln an der Spree und fast das ganze Teltow und Barnim zufielen. Ludwig dem Baiern blieb weiter nichts von der Mark Brandenburg als die Städte der Neumark, außer Königsberg, Soldin, Schönfließ und Lippehne, und in der Mittelmark Frankfurt, Treuenbrietzen, Belitz und Mittenwalde*).

Aber was that Ludwig während dieser Vorgänge in der Mark? In seinem Erblande mit andern Planen beschäftigt, hatte er wohl anfangs das ganze Wiedererscheinen Waldemar's als einen plumpen Betrug, einen nichtsbedeutenden Putsch der Anhaltiner angesehen. Als aber die Macht seines Gegners mit reißender Schnelligkeit wuchs, schloß er seinerseits Bündnisse, raffte einen Heerhaufen zusammen, um zu retten, was noch zu retten war, die Neumark. Doch sein Heer unter Ruprecht von der Pfalz und Günther von Schwarzburg ward vom Herzog Rudolph von Sachsen gänzlich geschlagen und Ruprecht gefangen, so daß Ludwig in großer Bedrängniß genöthigt war, sich nach Frankfurt hinein zu werfen. Da zog auch König Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, der die Lage der Dinge in der Mark für seine Plane gegen das bairische Fürstenhaus benutzen wollte, mit einem Heere aus Böhmen heran und vereinigte sich bei Müncheberg mit dem Heere Waldemar's und seiner Verbündeten, so daß für die damalige Zeit sehr beträchtliche Streitkräfte dort versammelt waren und die letzte Stunde des Hauses Baiern in der Mark Brandenburg zu nahen schien.

Ehe indeß die kriegerischen Unternehmungen gegen Frankfurt begannen, hielt es Karl für nöthig, Markgraf Waldemar's Wiederanerkennung gesetzlich auszusprechen; denn erst nach der Sanktion des Reichsoberhauptes konnte derselbe als rechtmäßiger Landesherr und Markgraf auftreten, ohne dieselbe war er ein bloßer Usurpator. Zu dem Zwecke ernannte Karl eine Kommission von folgenden 8 Männern: Rudolph der ältere, Herzog zu Sachsen, Johann, Herzog zu Mecklenburg, Albrecht, Graf zu Anhalt und Fürst zu Askanien, Albrecht, Graf zu Mühlingen und Barby, Ritter Werner von Amfurt, Ritter Albrecht von Warburg und Friedrich, Propst zu Berlin, von denen die Mehrzahl den Markgrafen Waldemar schon früher gekannt hatte. Diese sollten die Aechtheit desselben prüfen, obwohl die sämmtlichen mit Waldemar verbündeten Fürsten schon eidlich versichert hatten, daß es der ächte, für todt ausgegebene Waldemar sei.

Unparteiisch waren jene Männer freilich nicht; solche waren überhaupt nicht zu finden; denn Alles war damals Partei. Anhänger der bairischen Partei aber hatten natürlich ohne Weiteres gegen Waldemar entschieden. Unter solchen Umständen blieb nichts Anderes übrig, als solche Personen zu Kommissarien zu erwählen, welche am geeignetsten waren, über Waldemar ein gültiges Zeugniß abzulegen, weil sie ihn früher genau gekannt hatten, mit seinen Geheimnissen in früheren Tagen vertraut gewesen waren. Wenn heut zu Tage Jemand nach langer Abwesenheit in's Vaterland zurückkehrt, um ein Erbe oder ein Anrecht, das Jahre lang quiescirt hat, wieder zu beanspruchen, so giebt es auch kein anderes Mittel, als das Zeugniß unbescholtener Leute, die ihn früher gekannt und ihm nahe gestanden haben, um die Identität der Person festzustellen.

*) Die Unzuverlässigkeit der hergebrachten Angaben hierüber weis't Klöden II., 253 nach.

Diese Kommissarien wandten sich nun an Fürsten, Herren, Ritter, Knechte und gemeine Leute und erkundeten von ihnen, ob der gegenwärtige Waldemar derselbe sei, wie der frühere. Und da die Aussagen Aller bejahend ausfielen, erklärten die Kommissarien dem Könige, „sie hätten gewißlich erfahren, daß er es sei, und unterwiesen ihn gänzlich darin", d. h. legten ihm die Beweise vor. Karl erklärte darauf, daß er über Waldemar's Richtigkeit durch die vorgenannten Fürsten und Herren, so wie auch durch andere Edle und gemeine Leute, sicher und ohne Zweifel sei, und daß er „gänzlich unterwiesen" sei*).

Wenn es sich überhaupt nicht anders, als durch das Zeugniß glaubwürdiger Personen nachweisen läßt, daß Jemand der ist, wofür er sich ausgiebt, oder der auf seiner schriftlichen Legitimation geschrieben steht, so ist der Beweis für Waldemar's Aechtheit auf die einzige mögliche Weise geführt. Ein ähnlicher Beweis ist für keinen der Abenteurer, die sich fälschlich für Fürsten ausgegeben, je geführt worden.

Am 2. Oktober 1348 belehnte darauf Karl im Lager bei Heinrichsdorf unweit Müncheberg vor dem königlichen Zelte nach herkömmlicher Weise unter Trompetenschall und Fahnenschwenken den Markgrafen Waldemar feierlich mit der Mark Brandenburg und Landsberg. Das Original der wichtigen Belehnungsurkunde auf Pergament mit dem wohlerhaltenen, an gelb- und rothseidenen Fäden hangenden großen Majestätssiegel Karl's IV. befindet sich im herzoglich anhaltinischen Gesammtarchiv zu Dessau**). Die Belehnungsformel in derselben lautet, in das heutige Neuhochdeutsch übertragen, wörtlich so: „Da uns Gott in solche Würde gesetzt hat mit seinen göttlichen Gnaden, daß wir Jedermann im Rechten beistehen sollen, und ihm gnädig helfen sollen, darum haben wir geliehen und verleihen dem vorgenannten Markgrafen Waldemar und seinen Erben und Nachkommen die Mark zu Brandenburg und zu Landsberg mit allen Ehren, Rechten, Nutzungen, Herrschaften und guten Gewohnheiten und allem Zubehör, und namentlich mit der Stimme und Kur, die ein Markgraf zu Brandenburg hat an der Wahl eines römischen Königs, und setzen ihn in Gewalt und Gewehr derselben Marken in aller Weise, wie seine Vorfahren, irgend wenn Markgrafen zu Brandenburg und auch er selber, ehe er davon schied, dieselben Marken inne gehabt und besessen haben und erfüllen mit unserer königlichen Gewalt alles Gebrechen, das in dem vorgenannten unsern Lehne durch seine Abwesenheit oder durch irgend eine andere Sache sein oder gewesen sein möchte, welcherlei das sei, oder wie man es benennen mag, und geloben, daß wir den vorgenannten Waldemar, Markgrafen zu Brandenburg, bei denselben Marken versprechen, beschirmen und behalten wollen, wider Jedermann, Niemand ausgenommen, der ihn daran hindern wollte, wie ein römischer König seine und des Reiches Fürsten zu Recht schirmen und versprechen soll." Zugleich mit dieser Belehnung ward den anhaltinischen Fürsten die Lehnserbfolge in den Marken zugesichert. In diesen Tagen zeigte sich Karl in königlicher Pracht und ließ bei Tafel Waldemar an seiner Seite sitzen, was bei dem gemeinen Manne jeden Gedanken, als könne derselbe unächt sein, austilgte. Aber freilich war

*) Urk. XIX. bei Klöden I., S. 479 f. Gercken I., 192. übergeht dies ganze sorgsame Verfahren mit der Bemerkung: nachdem er zuvor zum Schein untersuchen lassen, daß dieser der wahre Waldemar sei.

**) Klöden I., S. 479., Urk. XIX.

der diplomatische Karl nicht der uneigennützige Vertheidiger des Rechtes oder der Don Quixote der Legitimität. Er forderte und erhielt von Waldemar als Preis seiner Bundeshülfe die Lausitz, wie in unseren Tagen Napoleon III. von Victor Emanuel Savoyen. Nun that auch der Papst Jeden in den Bann, der Ludwig noch ferner treu bleiben und Waldemar nicht als rechtmäßigen Landesherrn anerkennen würde.

Darauf begann die Belagerung von Frankfurt und Ludwig der Baier schien verloren. Da rettete ihn ein schrecklicher Bundesgenosse vom Verderben.

Eine furchtbare Pest, der schwarze Tod, in der Mark der große Tod genannt, war aus dem Orient nach dem Süden und Westen von Europa vorgedrungen und hatte in Venedig 100,000, in Paris 500,000 Menschen weggerafft; jetzt war sie, nach Nordosten ziehend, in die Mark eingebrochen und begann sich in Karl's Heer zu zeigen. Da brach Karl sein Lager ab und zog zurück. Zwar gebot er einen Landfrieden und erklärte Alle in die Reichsacht, die den Fürsten Waldemar, seinen lieben Schwager, nicht anerkennen würden, forderte auch die Stände der Mark auf, die anhaltinischen Fürsten als Lehnsnachfolger unweigerlich anzuerkennen; aber Ludwig hatte nun doch Luft bekommen, und es gelang ihm, Brietzen zu entsetzen und Müncheberg und Fürstenwalde wieder zu gewinnen. Wie schwach indeß sein Anhang in der Mark war, geht daraus hervor, daß noch im Jahr 1349 den 6. April auf dem Landtage zu Spandow 36 fast sämmtlich landtagsfähige Städte der Altmark, Priegnitz, Uckermark und Mittelmark dem Markgrafen Waldemar als ihrem rechtmäßigen Landesherrn und den anhaltinischen Fürsten als Lehnserbfolgern Treue gelobten. Die askanischen Fürsten aber verzichteten bei Lebzeiten Waldemar's auf alle und jede Ansprüche auf Besitzungen in der Mark. Ist es wohl wahrscheinlich, daß sie gegen einen Betrüger so gehandelt haben würden? Keinem von ihnen ist es damals wohl in den Sinn gekommen, daß Waldemar, der von den Ständen, von zahlreichen Fürsten, von Kaiser und Papst so wiederholt und feierlich in aller Form Rechtens anerkannt worden war, jemals die Mark wieder verlieren könnte. Als im Februar 1349 Karl die Fürsten seiner Partei zu Köln versammelte, um dem Gegenkaiser, den ihm Ludwig der Baier in der Person Günther's von Schwarzburg entgegengestellt hatte, die Spitze zu bieten, betrachteten die bedeutendsten Reichsfürsten, wie die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz, Waldemar als ebenbürtigen Kur- und Reichsfürsten, und gewiß wirft es für Waldemar's Aechtheit ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale, wenn es bei dem dort abgeschlossenen Bündnisse dem Erzbischofe Balduin von Köln, einem alten Bekannten Waldemar's, auch nicht im Entferntesten einfällt, daß derselbe nicht der alte Markgraf sein könnte.

Da ändert plötzlich Karl IV. seine Politik. Indem er den Kampf mit dem tapfern Günther von Schwarzburg scheute, heirathete er die Tochter Rudolph's, Pfalzgrafen bei Rhein, und söhnte sich durch dessen Vermittlung nach und nach auch mit den übrigen Mitgliedern des bairischen Hauses aus. Da verglich er sich auch mit Ludwig unter der Bedingung, daß Ludwig von Günther abfallen, Karl hingegen Waldemar im Stiche lassen und Ludwig wieder zum Besitze der Mark verhelfen sollte. Beide Theile verriethen in diesem saubern Vertrage ihre Freunde. Nichtsdestoweniger antwortete Karl nach diesem Abkommen auf die Anfrage mehrer märkischen Städte, die es nicht so leicht vermochten „fidem frangere ridendo," wie ein alter Chronist sagt, wen er denn nun eigentlich für den rechtmäßigen Markgrafen ansähe,

in einem Schreiben vom 15. August 1349: „Und wer Euch anders sagt, daß wir Jemand anders, denn vorgenannten Waldemar für einen Markgrafen halten und haben, der thut uns nicht recht, denn das ist mit nichten so.“ Indessen hatte sich der Krieg in der Mark in lauter einzelne Fehden aufgelöst, die zu verfolgen hier nicht der Ort ist. Waldemar zeigte sich dabei unthätig und passiv, denn er war geistig krank, aber auch die bairischen Waffen machten trotz der Unterstützung des Dänenkönigs Waldemar, der sogar Berlin belagerte, nur sehr langsame Fortschritte, so daß beide Parteien, des erfolglosen Blutvergießens müde, endlich am 2. Februar 1350 auf dem Schlosse zu Spremberg einen Vergleich schlossen und den König von Schweden zum Schiedsrichter wählten, der zwischen ihnen alle Kriege und Mißhelligkeiten mit Minne oder mit Recht zwischen hier und nächsten Pfingsten freundlich entscheiden sollte. Daß Waldemar hier nicht zugegen war, hat man als einen Beweis gegen seine Aechtheit vorgebracht, weil er gefürchtet habe, seine angemaßte fürstliche Würde nicht behaupten zu können. Aber hatte Waldemar sich zu Kremmen, Müncheberg, Fürstenwalde, Köln und sonst überall als Fürst unter Fürsten benommen, so würde er es zu Spremberg, wäre er gesund gewesen, auch gekonnt haben. Als nun beide Parteien den 6. Februar 1350 nach Bautzen kamen, um vom Kaiser ihren Vergleich bestätigen zu lassen, erklärte Karl, der indeß vom Pfalzgrafen Ruprecht ganz für das bairische Interesse gewonnen war, und Waldemar's Unächtheit in Gemäßheit des Vertrags mit Ludwig anerkannt wissen wollte, das Spremberger Abkommen für null und nichtig und den Eid der askanischen Fürsten, des Erzbischofs Otto von Magdeburg und ihres Anhanges für Waldemar's Aechtheit als falsch oder irrig.

Um aber seine treulose Politik hinter einer Form Rechtens zu verstecken, setzte Karl den Baiern Ruprecht von der Pfalz zum Schiedsrichter über beide Parteien ein. Da aber hier die bairische Partei zugleich Richter in ihrer eigenen Sache war, so erkannten die Askanier, wie begreiflich, dieses Schiedsgericht nicht an und zogen empört von Bautzen ab. Das ganze Schiedsgericht war also nach deutschem Recht schon von vorn herein nichtig, da es nicht von beiden Parteien anerkannt war. Nichtsdestoweniger spielte Ruprecht seine Rolle weiter und sprach, wie vorauszusehen war, gegen die Askanier, ohne sie auch nur gehört zu haben. Diesen Schiedsspruch suchte er folgendermaßen zu begründen: Erstens hätten die Askanier ohne Wissen des Kaisers die Mark an sich gebracht. Das war nach den erzählten Ereignissen zu Müncheberg und Frankfurt eine handgreifliche Lüge. Zweitens hätten eine Anzahl Fürsten und Herren erklärt, sie wollten eher schwören, daß Waldemar nicht der ächte wäre, als daß er's wäre. Mit dieser Erklärung steht es folgendermaßen: Von 14 herangezogenen Zeugen hatten 8 weder den frühern, noch den jetzigen Markgrafen gekannt, und nur von einem weiß man, daß er schon den frühern gekannt hat. Wollten diese Herren also auch schwören, sie konnten ja nichts Sicheres aussagen. Und schwuren sie auch wirklich, so stand ihnen der Schwur der früheren Kommissarien entgegen, und bewiesen war dadurch noch nichts, wenn nicht der überzeugende Beweis geführt ward, der angebliche Waldemar sei ein anderer Mensch, als derjenige, für den er sich ausgegeben, nämlich „der und der“ gewesen. Aber die besagten Herren haben auch niemals geschworen und in der verzwickten Formel, sie wollten eher schwören, hat das eher kaum eine andere Bedeutung, als in der be-

kannten Anekdote: „Kennen Sie Schulze? Nein. Aber Müller? Nein, da kenne ich noch eher Schulze.“ Welcher Gerichtshof würde wohl heut zu Tage auf eine solche Zeugenaussage irgend Etwas geben, zumal wenn das Gegentheil schon bestimmt beschworen ist? Ist es nicht überhaupt ein unverletzlicher Grundsatz, daß ein und dieselbe Frage über den Stand eines Menschen nicht mehr als ein einziges Mal entschieden werden kann, und daß diese Entscheidung für immer gültig ist?

Auf einem Fürstentage zu Nürnberg, den 6. April 1350, sollte nun in letzter Instanz über Waldemar entschieden werden. Aber Karl belehnte schon vor der letzten Entscheidung am 16. Februar den Markgrafen Ludwig den Baiern und dessen Nachfolger zu Bautzen öffentlich und mit großem Gepränge mit der Mark Brandenburg und Zubehör, d. h. also: die bloße Beschuldigung der bairischen Partei sah er, ohne die Vertheidigung der Askanier zu hören, als bewiesen an, gab ihr die Folgen einer förmlichen Verurtheilung und machte dadurch die Vorladung nach Nürnberg zu einer leeren Komödie. In welchem Gerichtsverfahren kommt erst die Beschuldigung der einen Partei, dann die Vollziehung der Strafe an der Gegenpartei und dann eine Vorladung an diese, sich zu verantworten? Dem bisherigen Verfahren entspricht nun die Procedur in Nürnberg. Ein deutscher Fürst konnte gesetzlich nur von einem Gericht deutscher Reichsfürsten gerichtet werden, und als solcher war Waldemar von Karl selbst in aller Form Rechtens anerkannt. Nichtsdestoweniger machte Karl die Sache vor seinem Hofgericht ab und außer ihm und Ruprecht von der Pfalz weiß man von keinem dort anwesenden Fürsten. Ja nicht einmal Ludwig der Baier, der doch hier den Beweis für Waldemar's Unächtheit hätte führen müssen, hielt es für nöthig, zu erscheinen. Ein Beweis für Waldemar's Unächtheit ist demnach weder hier in Nürnberg, noch sonst irgend wo geführt worden. Wenn aber Jedermann so lange das ist, wofür er sich ausgiebt und wofür ihn glaubwürdige Leute halten, bis das Gegentheil unwiderleglich bewiesen ist, so ist auch der wiedererschienene Waldemar so lange der Markgraf von Brandenburg, Konrad's Sohn, bis der Gegenbeweis geführt ist. Aber Waldemar sollte und mußte als Opfer von Karl's IV. Planen fallen; deshalb sandte dieser unter seines Hofgerichtes Insiegel Schreiben an die märkischen Städte Berlin, Rathenow, Köln, Prenzlow, in denen er ihnen gebietet, da Graf Ruprecht von der Pfalz erkundet, Waldemar, der sich nennt Markgraf von Brandenburg, sei der unrechte, Ludwig als einen rechten Markgrafen von Brandenburg anzuerkennen. Merkwürdig ist in dieser unter dem 6. und 12. April ausgestellten Urkunde die Zartheit, mit der Waldemar bezeichnet ist: „der sich nennt, oder „den man nennt“ Markgraf von Brandenburg; und in einem Brief an Spandow: „der Unzuglaubende.“ Würde Karl so zart gesprochen haben, wenn ihn nicht das Gewissen schlug? Spricht man so von einem entlarvten Betrüger, den man für schuldig hält an Blut und Thränen von Tausenden?

Dieses ganze Zerrbild eines Gerichtsverfahrens haben die oben genannten brandenburgischen Geschichtsschreiber als Beweis für Waldemar's Unächtheit gelten lassen, und als Zeichen des bösen Gewissens, der unlautern Sache der Askanier angesehen, daß sie in Bautzen das Schiedsgericht nicht anerkannten und in Nürnberg gar nicht erschienen. In der That hätten sich die anhaltinischen Fürsten durch diese luxemburgisch-bairische Faxe eines

Gerichtsverfahrens an der Nase herumführen lassen, die faktisch nur dazu diente, ein auf doppelten Verrath geschlossenes Komplott zu bemänteln, was selbst Gercken*) zugeben muß, man müßte ihnen alle politische Einsicht, alles Rechtsbewußtsein und alle Kenntniß des positiven Rechtes absprechen. Wahrlich dies Verfahren war nicht besser als das Zerrbild der gerichtlichen Procedur, auf Grund deren der Usurpator Karl von Anjou den legitimen Herrscher von Neapel und Sicilien Konradin von Hohenstaufen auf das Blutgerüst schleppen ließ.

Jedenfalls stand das Recht der Anhaltiner auf die Mark so lange aufrecht, als es ihnen nicht durch einen gültigen Richterspruch von Reich und Fürsten aberkannt war. Es ist auch sehr irrig, zu glauben, die Mark sei in Folge jenes kaiserlichen Schreibens von Waldemar abgefallen. Ja, es ist anzunehmen, daß dies niemals geschehen wäre, wenn Waldemar nicht körperlich und geistig gebrochen wäre. Noch vier Jahre dauerte der Krieg in der Mark, und erst nach harten Kämpfen schlossen die Herzoge von Mecklenburg, dann der Erzbischof von Magdeburg, endlich die Fürsten von Anhalt mit Ludwig Frieden. Die Städte fielen ihm nach und nach wieder zu und erhielten Sühnbriefe und Bestätigung ihrer Privilegien, nachdem sie lange zu Waldemar gehalten. Am standhaftesten blieben **Brandenburg** und **Görzke** ihrem alten Fürsten treu, bis sie Waldemar endlich im Jahre 1355 ihres Huldigungseides entband, sie an das Haus Baiern wies und sich matt und lebensmüde nach Dessau zurückzog. So trat Markgraf Waldemar mit aller Würde seines hohen Standes vom Schauplatz der Begebenheiten ab, den er nicht mehr zu beherrschen vermochte.**) In stiller Zurückgezogenheit lebte er am anhaltinischen Hofe, wo er mit aller seinem Range gebührenden Rücksicht als naher Verwandter des fürstlichen Hauses behandelt wurde. Dort starb er auch, wahrscheinlich im Jahr 1357, im 60. Lebensjahre und wurde nach dem magdeburgischen Chronikon in einer Kapelle der Schloßkirche St. Marien vor dem Altare wie ein Markgraf beigesetzt. Noch zeigt man dort die Stelle, aber in der später neu gebauten Kirche ist schon längst jede Spur des Grabes verschwunden, das den Staub des merkwürdigen Mannes birgt.

Wer aus der Geschichte gelernt hat, wie schnell die Machthaber ein abgenutztes Werkzeug eines mißglückten Unternehmens bei Seite werfen, mit welcher Verachtung sie den unwürdigen Handlanger eines Verbrechens von sich stoßen, dem muß die ehrenvolle Aufnahme Waldemar's am anhaltinischen Hofe vornehmlich dafür sprechen, daß er der unglückliche Fürst, nicht der entlarvte Betrüger war.

Folgendes stellt sich also als das Ergebniß der hier versuchten Beweisführung heraus: Die **ältesten** Quellen für die Geschichte des wiedererschienenen Waldemar, namentlich die gleichzeitigen Urkunden und der mageburgische Chronist sprechen **für** seine Aechtheit; die widerspruchsvollen und verworrenen Angaben von **Chronisten** seit der Mitte des **sechszehnten** Jahrhunderts, also mindestens zwei Jahrhunderte nach dem merkwürdigen Ereigniß, daß er ein betrügerischer **Schildknappe**, **Bediente**, **Müller**, **Bäcker**

*) Gercken, I., 194.

**) Selbst Buchholtz kann sich diesem Eindrucke nicht entziehen, wenn er Gesch. der Kurmark II., 443. sagt: Der falsche Waldemar nahm endlich selbst öffentlich Abschied von diesem Schauplatz, und wir mögen wohl sagen, daß er es recht mit Ehren gethan.

oder Mönch gewesen, sind völlig unbegründete Gerüchte oder willkürliche Vermuthungen; weder das Wunderbare seiner Wiedererscheinung, noch die Motive der Fürstenpolitik jener Zeit können gegen ihn entscheiden. Seine Aechtheit ist kurz nach seinem Wiederauftreten in aller Form Rechtens erwiesen auf die einzig mögliche Weise, wie solche überhaupt dargethan werden konnte, ist von allen staatlichen und kirchlichen Autoritäten anerkannt, die sich nur denken lassen, von den Ständen der Mark, von den bedeutendsten Reichsfürsten, vom Kaiser in strengster, feierlichster Form, von der Geistlichkeit und vom Papst. Seine Unächtheitserklärung ist ein leeres Zerrbild eines rechtlichen Verfahrens, um eine treulose und habsüchtige Politik zu bemänteln und hat bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen in der Mark, bis er freiwillig abtrat, keinen Glauben gefunden; dem Einfluß der siegenden Partei der verbundenen Baiern und Luxemburger ist es zuzuschreiben, daß man ihn mit dem Schimpfnamen „der falsche Waldemar" gebrandmarkt hat, nachdem der unglückliche Fürst aus den Wirren und Kämpfen seines vielbewegten Lebens nach schweren Seelenleiden zur ewigen Ruhe eingegangen war. Unkunde der Thatsachen, Parteilichkeit und die hohle räsonnirende Scheinkritik des Zeitalters der Aufklärung haben zusammengewirkt, daß bis auf den heutigen Tag jener Name gänge und gäbe geblieben ist.

Es dürfte an der Zeit sein, der jetzt heranwachsenden Generation wahre Geschichte zu erzählen, statt nach hergebrachtem Schlendrian ihr immer wieder Müllermährchen aufzubinden.

Die 34. Versammlung am 4. September 1860.

Es wurde ein Petschaft vorgelegt, welches kürzlich auf der Landeskrone gefunden worden ist. Dem Anscheine nach ist es nicht von hohem Alter, und mag es wohl ein Besucher des Berges verloren haben.

Den Vortrag für den heutigen Abend hatte Dr. Paur: „Mittheilungen aus einem ungedruckten Aktenstücke von 1604, die Beziehungen Deutschlands zu Rom betreffend". Diese Handschrift, in lateinischer Abfassung, fand sich einem Exemplare der schlesischen Chronik des Joach. Curäus beigebunden, unter dem Titel: „Scriptum Anno 1604, Alß Autor dieses das Bapstumb verlassen, vnd von Rom in diese Landt komben ist". Sonst ist der Verfasser nirgends bezeichnet; doch geht aus mehren Stellen hervor, daß er ein bedeutender Mann sei. Liefert der Aufsatz, der als Denkschrift über die Zeitverhältnisse gelten kann, in seinen Einzelnheiten vielleicht keinen streng historischen Bericht von den damaligen Zuständen, woran der Verfasser schon durch seinen parteiischen Standpunkt gehindert war, so erscheint das Ganze doch als ein klarer und treuer Abdruck der im Anfange des 17. Jahrhunderts im protestantischen Deutschland herrschenden Stimmung des Mißtrauens und der bangen Besorgnisse, die endlich im dreißigjährigen Kriege zum Ausbruch gelangten. Der Verfasser schreibt der protestantischen Partei zur Warnung, daß sie sich nicht weiter durch die Vorspiegelungen der Gegner täuschen und verführen lasse, und erwartet um so willigeres Gehör, als er nicht etwa bekannte oder unbegründete Thatsachen mittheile, sondern nur solche, die er selbst mit eigenen Ohren zu Rom aus dem Munde des Papstes und der Kardinäle vernommen, sowie aus den Original-Aktenstücken der papistischen Fürsten gezogen habe. Er enthüllt nun, sehr in's

Specielle eingehend, die geheimen Plane der gesammten katholisch-politischen Partei in Europa zur Unterdrückung des Protestantismus, behauptet bereits das Bestehen eines festen Bündnisses zu diesem Zweck, legt besonders die zwischen den deutschen Fürsten und der römischen Kurie angesponnenen Fäden bloß, schildert bis zur Nennung von Namen und Gasthöfen die Gefahren, von denen protestantische Ankömmlinge in der Stadt Rom umgarnt würden, ruft mit kräftigen Worten seine deutschen Landesgenossen zur altgewohnten Tapferkeit gegen ihre Bedränger auf und ermahnt insbesondere seine Partei dringend zur Einigkeit und zur Schließung eines heiligen Bundes gegen die Feinde des Evangeliums. Das Interesse des Aktenstückes beruht hauptsächlich auf einer Menge von Specialitäten, die man wahrscheinlich anderswo vergeblich suchen wird.

Die 35. Versammlung am 9. Oktober 1860.

Es lag ein großes Exemplar eines achatartigen Gesteines zur Ansicht aus, das auf den Feldern von Meuselwitz bei Reichenbach gefunden und unserm Mineralienkabinet überlassen worden ist. Ebenso hatte Gerichtsarzt Dr. Feichtinger in Gran eine Centurie in der Umgegend von Gran gesammelter Pflanzen für unser Herbarium eingeschickt. Der größte Theil derselben kommt in der Lausitz nicht vor; auch befinden sich darunter solche, die in den botanischen Handbüchern nur als im Littorale einheimisch aufgeführt werden.

Nächstdem hielt Dr. Paur einen Vortrag über „Wander's großes Sprichwörter-Lexikon".

Der Vortragende begann mit einer Charakteristik des Sprichwortes überhaupt, bestimmte den Antheil, den seit den frühesten Zeiten der deutschen Literatur unsere didaktischen Dichter, bald in reinen Spruchgedichten, bald in lehrhaften Erzählungen, an der Ausbildung, Befestigung und Bereicherung des Sprichwörter-Schatzes genommen, und gelangte bei Erwähnung der bisherigen Sammlungen deutscher Sprichwörter im strengeren Sinne des Wortes auf die in der That großartigen, seit länger als dreißig Jahren in der Stille, aber rastlos fortgesetzten Bemühungen K. F. W. Wander's, den gesammten Sprichwörter-Reichthum des deutschen Volkes zu einem geordneten Ganzen zu vereinigen. Obwohl derselbe noch unausgesetzt mit Ausfüllung von Lücken beschäftigt ist, so darf man doch sagen, daß er sein Werk dem wesentlichen Bestande nach vollendet hat und der Druck desselben jederzeit beginnen könnte. Seine Befähigungen für eine solche Arbeit legte der Verfasser bereits im Jahre 1831 in einer Sammlung selbstgeschaffener Sprichwörter an den Tag; sie erschien in Hirschberg unter dem Titel: „Scheidemünze, ein Taschenbuch für Jedermann, oder 5000 neue deutsche Sprichwörter" und enthält die trefflichsten Lebensanschauungen in überraschend volksthümlicher Ausdrucksweise. Gleichzeitig versprach der Verfasser, ein Magazin der eigentlichen deutschen Sprichwörter, an Zahl wohl über 30,000, folgen zu lassen. Was er damals verhieß, liegt nun, über die ursprüngliche Angabe bedeutend erweitert, in einem Manuskript von zwölf starken Bänden vor. Während die bisherigen Sammler (Körte, Eiselein, Simrock) die Zahl der Sprichwörter nicht über 13,000 gebracht, enthält die Wander'sche Sammlung gegen 100,000 in allen deutschen Mundarten, abgesehen von den zur Vergleichung beigefügten außerdeutschen. Die Anordnung ist alphabetisch nach den hervorstehenden

Hauptbegriffen und wo es zum Verständniß erforderlich schien, sind kurze Erklärungen gegeben. Die aus dem ersten Bande vorgelesenen Beispiele, wie überhaupt das ganze Unternehmen, erregte die lebhafteste Theilnahme der Anwesenden und der Wunsch wurde laut, daß recht bald ein thätiger Verleger sich dieses vaterländischen Werkes annehmen möge. Es wäre ein trauriges Zeichen für unsere heimischen Verhältnisse, wenn die Frucht eines so ernsten, ächt deutschen Strebens entweder im Vaterlande verkümmern oder ihre Rettung im Auslande suchen müßte.

Die 36. Versammlung am 16. Oktober 1860.

Der Sekretär legte das Original der Vokationsurkunde für den Vater unsers berühmten Landsmannes Lessing zum Katechetenamte in Kamenz vor, vom 8. December 1717. Sie lautet:

Wohl Ehren Vester, Vorachtbahrer und Wohlgelahrter,
Geliebter Herr und Freund,

Demselben geben Wir hierdurch freundlich zu vernehmen, welchergestalt Wir, in reiffer Erwegung, wie einer iedweden Obrigkeit, unter andern, vornemlich die Sorge vor Erbauung der Jugend im Christenthum obliege, Uns nun mehro mit Gott entschloßen, so wohl zu Deßen Beförderung, als auch besonders zu beßerer Fortstellung der höchst nöthigen und heilsamen Catechismus-Lehre und Examinis, eine gewiße Person, als Catechetam, vor hiesige Stadt-Jugend damit dieselbige, obberührter Maßen, in der wahren Erkäntniß Gottes, und der reinen Evangelischen Religion, zumahl bey diesen ie mehr und mehr gefährlich Sich anlaßenden Zeiten, wohl angeführet und gründlich unterwiesen werden möge, anzunehmen, und zu bestellen.

Indem Uns nun zur Genüge bekandt, daß Derselbe, in hiesiger seiner Vater-Stadt Sich nicht allein von Jugend auf wohl und Christlich aufgeführet, sondern auch von seiner Gelehrsamkeit sehr rühmliche Specimina abgeleget, auch zu unterschiedenen Mahlen, pro Concione, Sich mit männigliches Vergnügen hören laßen: Und Wir dahero die sichere Hoffnung geschöpffet, Er werde dieses Amt gar wohl, und mit Nutzen bekleiden können: Als haben, in solchem Vertrauen, Wir auf Ihn, Unsere einhellige Gedanken und Vota gerichtet, und wollen demnach im Nahmen der heiligen und Hochgelobten Drey Einigkeit, den Herrn hiermit zu einem Catecheten vociret und beruffen haben: Nicht Zweiffelnde, Es werde Derselbe diese Vocation pro legitimâ et divinâ halten, und annehmen, auch des förderlichsten Sich in einem Consistorio zu diesem Dienste ordiniren lassen, und so denn seine heiligen Amts-Verrichtungen antreten: Sontäglich, nach der Mittags-Predigt, das so nöthige als nüzliche Catechismus-Examen vornehmen, und hiermit das gantze Jahr über continuiren: Nebst diesen, Mittwoches, ebener Maßen, durchs gantze Jahr, die Predigten verrichten, und weil in der Fasten-Zeit, selbigen Tages nicht geprediget, sondern dagegen eine Beth-Stunde gehalten wird, den Herrn Primarium, bey denen Vielen ihme obliegenden Predigten, wöchentlich einmahl subleviren: Nichtweniger auch an denen Sontagen, damit der Wendische Prediger seine Gemeine völlig abwarten könne, vor ihn das Hochheilige Abendmahl mit administriren helfen: Im übrigen aber in seinem Heiligen Lehr-Amte das reine und unverfälschte Wort Gottes seinen Zuhörern dergestalt vortragen, wie daßelbe in denen Prophetischen und Apostolischen Schrifften gegründet, und nachmahls in der Augspurgischen Confession; deren

Apologie; Schmalkaldischen Articuln; beiden Catechismis Lutheri; und Formulâ Concordiae wiederholet und erklähret; ingleichen mit Reichung derer Hochwürdigen Sacramenten, nach Christi Ordnung und Einsetzung; mit Ermahnen, Straffen, Trösten, und sonst in seinem gantzen Leben und Wandel, wie einen Christlichen Seelsorger und Prediger eignet und gebühret, mit aller Treue und unsträfflichen Wandel vorzustehen, Sich nach seinem höchsten Vermögen befleißigen, auch Uns, dem Rathe, als seinen Patronus und Collatoribus gebührenden Respect iederzeit erweisen.

Dahingegen Ihme von denen Geistlichen Einkünfften jährlich, in denen gewöhnlichen Vier Quartalen, pro Salario Einhundert Rthlr. nebst Zwölf Schffl. Korn, und drey Klafftern Holtz richtig gereichet; bis zum Aufbau eine freye Wohnung gehalten; bey einer Leiche mit der gantzen Schule, dafern Er zum Conduct begehret wird, vor den Gang iedesmahl Acht gr. gegeben; auch wenn, nach des allerhöchsten Willen Sich das Archi-Diaconat erledigen möchte, Er, vor andern, dazu gelangen soll.

Wünschen darauf dem Herrn zu seinem anzutretenden Amte des Heiligen Geistes kräfftigen Beystand und Mitwürkung, damit alle seine Verrichtungen zu des großen Gottes Ruhme und Ehre, Ausbreitung seiner Kirchen und zu derer sämtlichen Zuhörer, und lieben Jugend zeitlicher und ewiger Wohlfahrt gedeyen und ausschlagen möge.

Da Wir auch im übrigen dem Herrn sonst angenehme Dienste erweisen können, wollen wir Uns hierzu iederzeit willig und bereit erfinden laßen.

Datum Camentz den 8. December Anno 1717.

Bürger-Meister und Rathmanne daselbst.

Dem Wohl Ehren Vesten, Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herrn M. Johann Gottfried Lessingen, S. S. Theol. Cand. Unserm Vielgeliebten Herrn und Freunde. Camentz.

(Aus dem Originale im Pfarrarchive zu Kamenz).

Darauf theilte der Sekretär eine kleine Miscelle aus Bd. VIII. S. 520. des Neuen Lausitzischen Magazins mit. An der Hausecke der Primariatswohnung zu Kamenz, wo Lessing geboren ward, die aber durch den großen Brand im Jahre 1842 zerstört worden ist, befand sich ein in Stein ausgehauener Schafskopf, dessen Deutung unbekannt war. (Vielleicht diente er als Abguß der Dachrinne.) — Ein Freund des bekannten Martiny Laguna erzählte dies und machte dabei die Bemerkung, daß es sonderbar sei, an dem Hause, in welchem ein unerbittlicher Kämpfer gegen alle Dummheit das Licht des Daseins erblickte, ein solches Wahrzeichen zu finden. Martiny nahm, anstatt zu antworten, ein Blatt Papier und schrieb darauf mit Bleistift folgende Verse:

Est aries, non vilis ovis, qui limina spectat
Aedibus, unde orta est Lessingi splendida virtus;
Frontibus ille minax veterem, Germane, stuporem
Et petit et pepulit. Quem tu pro numine habeto
Et colito, tanquam positus sit Jupiter Ammon.

In Kamenz selbst habe ich zwar nachgefragt, aber keine Auskunft darüber erhalten können. Es scheint demnach jenes Steinbild nicht gerade sehr hervortretend und in die Augen fallend gewesen zu sein.

Nach diesen beiläufigen Mittheilungen nahm Professor Naumann das Wort und sprach „über Naturreligion mit Bezug auf ihre Sym-

holik". Er knüpfte seinen Vortrag an den Ausspruch des Clemens Alexandrinus: „das ganze Weltall ist ein großer Band, in den Gott seine Weisheit eingeschrieben, aber nicht mit todten, sondern mit lebenden Buchstaben, und die drei Blätter dieses Bandes sind der Himmel, die Erde und das Meer".

Er zeigte zuerst den hohen Werth der Naturreligion und wies sodann nach, daß die Offenbarung des Universums mit der Offenbarung der Schrift nicht im Widerspruche, sondern im Einklange stehe, daß beide einander unterstützen, beide mit einander stehen und fallen. Hierauf machte er aber auch auf die Unvollkommenheiten der Naturreligion aufmerksam und bewies aus der Geschichte, daß sie zum Pantheismus und Polytheismus geführt habe. So bahnte er sich den Weg zu einigen Symbolen der Naturreligion, deren geheimnißvollen Sinn er zu entziffern suchte, sprach besonders vom Stein-Kultus, den er aus dem Sterndienste herleitete, und erwähnte viele berühmte Steine, welche im Alterthume eine religiöse und namentlich eine augurische Bedeutung hatten.

Die 37. Versammlung am 23. Oktober 1860.

Der Sekretär erläuterte die scherzhafte Redeweise „bis in die Puppen gehen" nach ihrem geschichtlichen Ursprunge und wies nach, daß dieselbe im Jahre 1742 in Berlin aufgekommen sei und sich von da weiter verbreitet habe, so daß sie jetzt häufig gehört wird, ohne daß die Meisten im Stande sind, sich darüber Rechenschaft zu geben, wie und wo sie entstanden ist. In Wilh. von Knobelsdorff „Zur Geschichte der Familie von Knobelsdorff" Heft 5. (Berlin 1859. 4.) S. 269. wird erzählt, daß im Jahre 1742 die Arbeiten im Thiergarten begannen, die nach dem Plane des Georg Wenceslaus von Knobelsdorff, welcher Sürintendant der sämmtlichen königlichen Schlösser, Häuser und Gärten u. s. w. war, ausgeführt und von ihm geleitet wurden. Südlich des großen Sterns legte derselbe drei in ihren Gängen sehr mannigfaltig verknotete Labyrinthe von Nadelholz an. Das dritte, kleinste, aber verwickeltste führte den Namen seines Stifters „Knobelsdorff's Labyrinth." Am Sterne selbst umgab Knobelsdorff den Platz mit Hecken, nach französischer Art verschnitten, deren Reste noch vorhanden sind; zu jeder Seite der einmündenden acht Alleen stellte er mythologische Statuen und pflanzte zwischen sie Buchenpyramiden. Die Berliner nannten den Platz seit jener Zeit „die Puppen" und besuchten ihn und die Labyrinthe fleißig. Aber von dem Kern der Stadt sehr entfernt wurde er bald nur das Ziel rüstiger Spaziergänger, und „bis in die Puppen" gehen hieß etwas Großes unternehmen. Die Statuen sind längst verschwunden; aber die Redeweise „bis in die Puppen" hat sich erhalten, und dient dazu, um etwas recht Ungewöhnliches zu bezeichnen.

Sodann wurde ein kurzer Aufsatz des Konrektors Dr. Boltze in Kottbus „über den melodramatischen Vortrag" vorgelesen, der viefache Erörterungen veranlaßte über die Verbindung von Poesie und Musik. Dabei wurde auf die geschichtliche Bildung des Verhältnisses zwischen beiden Künsten seit den ältesten Zeiten Rücksicht genommen und auf die Hebräer, Griechen und Römer zurückgegangen.

Die 38. Versammlung am 30. Oktober 1860.

Es war eine große Zahl von Büchern und Schriften ausgelegt, die im Laufe der letzten Woche zum Geschenk eingegangen sind. Darunter befindet

sich eine sehr bedeutende Gabe vom Fürstbischof Dr. Förster in Breslau, theils die Geschichte des Bisthums Breslau im Allgemeinen, theils die Geschichte einzelner schlesischer Klöster im Besonderen betreffend. Auch die bis jetzt erschienenen sechs Quartbände der Monumenta Zollerana sind auf diesem Wege noch einmal zur Bibliothek gekommen, so daß jetzt von diesem großartigen Quellenwerke zur Geschichte unseres Königshauses zwei Exemplare vorhanden sind. Es verdient dankbare Anerkennung, daß die Geschichtsforschung in Schlesien mit so erfreulichem Eifer gefördert wird, und daß ihr die Urkunden des Domstiftsarchivs zugänglich sind. Das Oberhaupt des katholischen Klerus in Schlesien erwirbt sich durch Ermunterung und Unterstützung der geschichtlichen Studien ein namhaftes Verdienst.

Aus der gleichfalls mitgeschickten, vom Fürstbischof Dr. Förster verfaßten Lebensgeschichte seines Vorgängers des Kardinals Melchior von Diepenbrock (Breslau 1859) trug der Sekretär einige ausgewählte Stellen vor, die mit Theilnahme angehört wurden. Aus seinem Jugendleben mag ein Vorfall hier eine Stelle finden. Um den feurigen Knaben zu zähmen, was einem Hofmeister, dem er übergeben worden war, nicht gelang, wurde von den Eltern beschlossen, den siebenjährigen Melchior zu einem Landgeistlichen, dem Vikar Büttner in Velen bei Bocholt, in Pension zu geben. Dort nun trug sich Folgendes zu. Die Thurmuhr des gräflichen Schlosses hatte ein Glockenspiel, welches Melchior, da es selten aufgezogen wurde, nur durch Tradition kannte. Die stummen Glocken lagen ihm stets im Sinne. Er hätte ihre gefangenen Töne gar zu gern in Freiheit gesetzt, um zu hören, wie sie klängen; aber jeder Versuch, den Schlüssel zum Thurme zu erlangen, war vergeblich. Da tönte eines schönen Sonntags um die Mittagsstunde das Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe. Die Ueberraschung war allgemein und im Schlosse um so größer, als der Thurmschlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthüre fest verschlossen war. Alle Schloß- und Dorfbewohner versammelten sich und besprachen das wunderbare Ereigniß, während die Glocken nicht müde wurden, ihr schönstes Stückchen aufzuspielen. Wer in aller Welt konnte sie in Bewegung setzen? Es war entweder der böse Feind oder Büttner's wilder Melchior, darin kamen Alle überein. Und der Letztere war es in der That. Da er die Schlüssel nicht erhalten konnte, hatte er den rasenden Entschluß gefaßt, den Thurm von Außen zu erklettern, was ihm in unbegreiflicher Weise gelungen war. Als man, um das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet und erstiegen hatte, befand sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen und erzählte denen, die ihn mit Fragen bestürmten, lachend die Details einer Unternehmung, welche Alle, die davon hörten, mit Entsetzen erfüllte und noch heute im Dorfe Velen nicht vergessen ist. Büttner glaubte nach diesem Thurm-Abenteuer keinen Augenblick länger für das Leben und die gesunden Glieder seines Zöglings verantwortlich bleiben zu können, und entließ den Knaben, den er liebte, mit seinem besten Segen und mit der Prophezeiung, daß wohl einmal etwas Großes aus ihm werden könnte, vielleicht aber auch — ein großer Taugenichts.

An solchen Vorhersagungen fehlte es überhaupt nicht in Diepenbrock's Leben. In Pielenhofen bei Regensburg, wo er in der Klosterkirche 1824 seine erste Messe als Priester gehalten hatte, lebte eine protestantische Familie, aus welcher ein kleines Mädchen bisweilen in's Kloster kam. Zu diesem

sagte Diepenbrock kurz nach seiner Primiz scherzend: „Du heißt Sibylle, so prophezeie uns!“ Da wurde das Kind ernst und sagte: „Du wirst einmal Kardinal werden!“ Man lachte über diese Prophezeiung, obwohl man nicht begreifen konnte, wie die Kleine dazu gekommen war.

Höchst anziehend ist, was über das herzliche Verhältniß berichtet wird, in welchem Diepenbrock zu dem ächt christlichen Bischof Sailer in Regensburg stand. Ueberhaupt kann das ganze Buch empfohlen werden. Niemand wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Jetzt kam der für diesen Abend angekündigte Vortrag des Rechtsanwalts Neumann in Lübben an die Reihe: „Die neueste Lebensgeschichte des Markgrafen Gero.“ Anknüpfend an die historische Monographie „Markgraf Gero, von O. von Heinemann“ (Braunschweig 1860) beleuchtet die Abhandlung des rühmlich bekannten niederlausitzischen Geschichtsforschers die vielen Stellen in Gero's Geschichte, welche noch einer Aufhellung bedürftig sind. Dies gab zu lebhaften Erörterungen Anlaß und rief den Wunsch hervor, daß die Neumann'sche Arbeit im 38. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins abgedruckt werde.*)

Die 39. Versammlung am 6. November 1860.

Zuvörderst trug der Sekretär Einiges vor aus einem von dem jüngst in Dresden verstorbenen Geheimen Justizrath a. D. Dr. Grävell der Bibliothek geschenkten handschriftlichen Werke. Auf dem Titelblatte steht: „Hab ich samuel fröbel dis Buch geschrieben meinem lehrmeister Hans mölfelt angefangen im 24. Junius vnd vollendet den 15. Augustj 1562.“ Die Handschrift scheint Beachtung zu verdienen, da sie wichtige Beiträge zur Rechts- und Sittengeschichte der Städte Culm und Thorn enthält.

Sodann nahm Dr. med. Schnieber das Wort und besprach „die Aesthetik der Tonkunst gegenüber der philosophischen Anschauung.“

Zunächst wurde das Verhältniß der Philosophie zu den Künsten im Allgemeinen berührt, wie die erstere aufklärend, läuternd, bestimmend und mäßigend den Künsten gegenüber sich verhält. Ihr Einfluß war bisher bei den übrigen Künsten fruchtbringender, als bei der Musik, deren Schönheitslehre unklarer ist, auch durch Schuld mancher Musiker die althergebrachten Theorien als unverletzlich erklärte. Die Zeitströmung, die mit einem starken Zuge nach dem Ideale hin auf allen Gebieten realität-feindliche Erscheinungen hervorbringt, die das Gegebene übersehen und immer nur Neues hervorbringen wollen, hat in der Musik eine Richtung, die Zukunftsmusik, auftauchen lassen, die bereits anfängt, die Musik auf anderen Grundlagen zu organisiren, indem sie mit Aufgeben der alten architektonischen Form der einzelnen Kunstgattungen einen transcendenten statt des immanenten Inhalts der Musik fordert und damit die zur freien, selbstständigen Kunstform entwickelte Orchestermusik ihrer selbstständigen Bedeutung beraubt und sie zu einem Mittel erniedrigt, das einen ihm fremden, von Außen kommenden Inhalt nachbildend darzustellen hat. Hierher gehören alle neuen Programm-Symphonien. Die Frage nach der Möglichkeit eines solchen transcendenten Inhalts hat im Zusammenhange als die Frage nach der musikalischen Aesthetik überhaupt aufgefaßt werden müssen.

---

*) Sie steht Band XXXVIII. S. 388—399.

Wenn die Herrschaft der Gefühle für wissenschaftliche Untersuchungen abzulehnen ist; wenn ferner die teleologische Richtung in der Kunst, wie in den Naturwissenschaften, beziehentlich der Naturphilosophie zu solchen Resultaten führt und sonach eine Gefühlserregung ebenso wenig berechtigter Zweck der Musik sein kann, als die Gefühle selbst ihr Inhalt sein können, da keine Gewähr des nothwendigen Erkennens eines solchen Inhalts gegeben, indem sich nie eine deutliche Wortbeschreibung von ihm geben läßt, sondern nur eine symbolische Umschreibung: so erscheint als allein nachweisbarer Inhalt die Zusammenstellung der musikalischen Elemente selbst, die Töne selbst, deren geistreich erfundene Anfügung musikalische Ideen vermittelt, im engeren Sinne Themen, als Grundgestalt der musikalischen Erscheinung, denen die geistige Kraft des Schaffenden in ihrer persönlichen Art als individuelle Bestimmtheit ausgeprägt ist. Nicht der sinnliche Tonreiz, nicht die Melodie, nicht der abstrakte Gefühlsinhalt, der von Außen hineingebracht wird, ist Träger der Schönheit, sondern die geistreiche Erfindung des Thema's, die Kraft und Spontaneität der musikalischen Ideen. Dieses mehr subjektive Moment ist im Schaffen vereint mit einem objektiven, da das Komponiren vermöge der Nothwendigkeit, ein Thema bis in's kleinste Detail zu verwerthen, auszuarbeiten, auszuprägen, als durchaus plastisch, formend erscheint, analog der logischen Durchführung eines Thema's beim Schriftsteller und analog der Thätigkeit des bildenden Künstlers. Niemals aber darf das subjektive Element zur unbedingten Herrschaft, als übermäßiges Fühlen, gelangen, da es sonst alles klare Bilden vereitelt. Der Komponist ist kein pythischer Gott. Die starke Erschütterung, die die Musik auf uns im erregten Zustande ausübt, ist nicht Beweis ihres vermeintlichen Gefühlsinhaltes, sondern Beweis körperlicher Erregung, die durch das rein Elementare des Tons in unseren Nerven erzeugt wird. Wer sich willenlos dieser Erregung und ihren traumhaften Folgen ergiebt, genießt das Kunstwerk nicht, sondern nur der, der seine individuellen Bestimmtheiten wirklich erfaßt und seinem Denken assimilirt. Wie die Musik kein eigentliches Vorbild in der Natur hat und hierdurch sich von den andern Künsten, die Baukunst nicht ausgenommen, unterscheidet, die alle aus roher Nachahmung bis zum selbstständigen Bilden nach eigenen Gesetzen vorgeschritten sind, so hat sie auch keinen Inhalt, der von der Form zu trennen sei. Sie ist nur eine formale Schönheit, aber von Geist erfüllt, der als individuelle Eigenthümlichkeit aus den Kunstwerken hervorleuchtet. So hoch bis zu einer gewissen Grenze der sinnliche Reiz des Tones anzuschlagen ist, so liegt das Genießen doch im besondern Erfassen der Besonderheiten; die Musik ist Zweck, nicht Mittel zur Aufnahme eines ihr fremden Gefühlsinhaltes.

Die herrschende und vornehmlich beliebte Anschauung von den Wesensbestimmtheiten der Tonkunst und der Art ihrer Wirkung steht somit im direkten Widerspruch mit den Ergebnissen der philosophischen Fassung von Kant an bis auf unsere Zeit. Ohne den Werth der Vokalmusik unterschätzen zu wollen, wurde doch als durchaus nöthige Forderung aufgestellt, alle Untersuchungen über Inhalt und Wesen der Tonkunst nur an der reinen nicht kommentirten Orchestermusik zu machen, da sie allein absolute Tonkunst ist und die Bestimmbarkeit und Erkennbarkeit des Inhalts bei der Vokalmusik einzig und allein von der poetischen, nicht von der musikalischen Seite herkommen, ebenso wie im Bilde die Zeichnung, nicht das Kolorit den Inhalt bestimme.

Die 40. Versammlung am 13. November 1860.

Es lagen Schriften vor aus Basel, Leipzig, Prag und Zerbst. Der Sekretär theilte mit, daß die Gesellschaft am 5. d. M. ein werthes Mitglied verloren habe, den k. k. Kreisregierungsrath Paul Aloys Klar in Prag*). Derselbe war seit dem Jahre 1834 mit uns verbunden und hat noch in den letzten Monaten unserer Gesellschaft durch Uebersendung von Schriften seine Theilnahme an den Tag gelegt Ferner zeigte der Sekretär eine eigenhändige Affiche von Johann Huß mit einem Facsimile desselben vor. In diesem Schriftstücke verwahrt sich Huß als damaliger Rektor der Universität zu Prag gegen die Behauptung, daß er Ketzerei predige, die Deutschen aus Prag vertreibe und den König Wenzel bewogen habe, den Böhmen drei Stimmen, den übrigen Nationen an der Universität nur eine Stimme zuzuerkennen. Dr. Wenzel Hanka hat dieses für die Geschichte der Prager Universität und die Gründung der Hochschule in Leipzig wichtige Dokument erläutert, und in Gemeinschaft mit Dr. Höfler die vorhandenen Lücken durch Konjekturen ergänzt, die sehr glücklich zu sein scheinen. Vgl. Sitzungsberichte der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, Jahrg. 1860, Januar — Juli. — Nunmehr nahm Realschullehrer Dr. Hartmann Schmidt seinen Vortrag auf „über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Optik“. Unter den neuesten Entdeckungen versteht er die seit dem Monat November 1859 gemachten. Anknüpfend an einen früher gehaltenen Vortrag über die fluorescirenden Substanzen legte er Tuchproben vor, die, nachdem sie unter der Luftpumpe mit fluorescirenden Substanzen vollständig getränkt worden, vier Wochen lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt wurden. Sie hatten bei diesem Verfahren ihre Farbe ganz verloren. Hierauf ging er über zu den neuesten Verfahrungsweisen bei der Photographie und bei den Stereoskopen, für welche in der letzten Zeit ganz neue Apparate zur Anwendung kommen. Einen solchen zeigte er vor und lehrte dessen Gebrauch. Hierauf besprach er das vom Professor Helmholz in Bonn erfundene Telestereoskop; desgleichen das vom Professor Dove in Berlin neuerdings erfundene Verfahren zur Prüfung ächter und unächter Thalerscheine mittels des Stereoskops und die von demselben angewandte Methode, Medaillen von verschiedenem Metall, aber aus demselben Prägestock hervorgegangen, mittelst des Stereoskops zu erkennen. Auch auf die Entstehung des Metallglanzes durch stereoskopisches Sehen, — ebenfalls eine Entdeckung von Dove, wurde hingewiesen. In der letzten Zeit hat man auch Mondphotographien für das Stereoskop hergestellt. Auf der letzten Versammlung der Naturforscher in Königsberg wurden auch stereoskopische Photographien von anatomischen Präparaten vorgezeigt. Nächstdem wurde ein Debusskop und eine neue Art Loupen den Anwesenden zur Ansicht gegeben. Auch die Photometer haben in der neuesten Zeit sehr bedeutende Verbesserungen erfahren. Das Bunsen'sche Spiegelphotometer, — welches ebenfalls vorgezeigt wurde, bei dem aber die Unannehmlichkeit existirt, daß stets zwei Lichter und ein ganz dunkles Zimmer nothwendig sind, und das außerdem auch nie ganz genaue Resultate liefert, ist in der letzten Zeit fast ausschließlich benutzt worden. — Professor Erdmann in Leipzig hat einen neuen Apparat erfunden, mittels dessen man zu jeder Zeit die Güte des Gases prüfen kann. Derselbe war zur Stelle und sein Gebrauch ward

*) Sein Leben und Wirken ist dargestellt vom Sekretär im XXXVIII. Bande S. 400—408.

erläutert. Bunsen hat ein ganz neues sehr intensives Licht dadurch dargestellt, daß er Magnesiumdraht glühend macht. — Hierauf wurden dessen Untersuchungen, welche er mit Kirchhof gemeinschaftlich angestellt hat, über das Spektrum besprochen, aus denen man mit überraschender Genauigkeit auf das Vorhandensein von gewissen Stoffen zu schließen im Stande ist. Ebenso wie im Sonnenspektrum eine große Menge dunkler, sogenannter Frauenhofer'scher Linien, so finden sich im Spektrum von Flammen helle Linien, welche je nach der Natur der verschiedenen verbrennenden Körper an verschiedenen Orten sich zeigen. Vermittelst dieser Methode war man leicht im Stande, das Vorhandensein von einem Dreimillionstel Milligramm nachzuweisen. — Endlich wurde das neuerdings in London erfundene Tacheidoskop besprochen.

Die 41. Versammlung am 20. November 1860.

Es wurde zuvörderst der Eingang verschiedener Schriften angezeigt, die sämmtlich zur Ansicht vorlagen. Pastor Dr. Hergang in Ober-Lichtenau hatte zwei von ihm verfaßte Werke eingesandt: „Das Augsburger Interim" (Leipz. 1855. 8.) und „Das Religions-Gespräch zu Regensburg im Jahre 1541" (Kassel 1858. 8.). Der Verfasser hat das Zeitalter der Reformation zum Gegenstande seiner geschichtlichen Forschungen erwählt und arbeitet auf diesem Gebiete mit rühmlichem Fleiße. — Die erst seit drei Jahren bestehende Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera giebt durch ihre ersten beiden Jahresberichte und durch zwei Hefte einer Flora von Gera ein tüchtiges Streben zu erkennen. — Die königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt und die hiesige naturforschende Gesellschaft haben ihre neuesten Abhandlungen eingesandt. Vorgezeigt wurde auch eine von der Familie des am 5. d. M. in Prag verstorbenen Kreis-Regierungs-Rathes Klar zum Geschenke hierher überschickte silberne Medaille. — Die vom Regierungsrath Edelmann in Budissin verfaßte Schrift „Die particulare Gewerbe-Verfassung der Oberlausitz in ihrer geschichtlichen Entwickelung und Begründung dargestellt" (Budiss. 1860. 8.), gab dem Sekretär Veranlassung, dieselbe als einen wichtigen Beitrag zur Spezialgeschichte unsers Ländchens zu empfehlen. Da dem Verfasser durch seine amtliche Stellung die Akten zugänglich waren, so hat er auf Grund derselben einen dankenswerthen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der ländlichen Industrie, besonders des zu so hoher Bedeutung gelangten Leinwand-Grossohandels in den Dörfern der südlichen Oberlausitz, geliefert. Der Kampf mit den städtischen Bannrechten, die dem Aufschwunge dieses Geschäftsbetriebes hindernd entgegenstanden, hatte den Ausgang, daß die Prätensionen der Sechsstädte in Ansehung des Leinwandhandels, nachdem denselben noch die Oberlausitzer Landstände in einer am Provinzial-Landtage Bartholomäi 1773 dem Oberamte in Bautzen überreichten Vorstellung entgegengetreten waren, fernerhin nicht aufrecht erhalten werden konnten. Auch die Beschränkungen, die dem Kramhandel und dem sonstigen Handwerksbetriebe auf dem Lande durch den im Jahre 1534 errichteten Prager Vertrag zu Gunsten der städtischen Bannmeile auferlegt worden waren, erfuhren im Laufe der Zeit eine Lockerung, bis die Grundsätze der Gewerbegesetzgebung in der neuesten Zeit eine durchgreifende Veränderung herbeiführten. Belehrend ist die Bemerkung, daß die Länge der gewerblichen Bannmeile, deren Umfang lange Zeit ungewiß gewesen

war, für den sächsischen Theil der Oberlausitz durch eine im Jahre 1847 ergangene Entscheidung auf 11250 altschlesische oder 11741,42 Leipziger Ellen festgestellt ward, wobei im Allgemeinen angenommen worden ist, daß die Ausmessung an den äußeren Thoren der betreffenden Stadt zu beginnen habe. — Da dem jetzt versammelten sächsischen Landtage ein Entwurf zur Reorganisation des Gewerbewesens vorliegt und es kaum zweifelhaft ist, daß die Grundsätze der Gewerbefreiheit den Sieg davon tragen werden, so wird die Edelmann'sche Schrift neben dem Interesse, welches sie dem Freunde der vaterländischen Geschichte gewährt, auch den Mitgliedern der sächsischen Kammern einen Anhalt bieten können bei der gesetzlichen Regelung des Gewerbebetriebs in den Städten und auf dem Lande des oberlausitzischen Gebietes.

Hierauf hielt Dr. Paur den angekündigten Vortrag über die Dramen des Andreas Gryphius. Zur Andeutung des Standpunktes wurde zunächst auf die Entwickelung des deutschen Drama's überhaupt eingegangen und in kurzen Zügen ausgeführt, wie dasselbe einerseits dem Stoffe nach sich aus dem engen Bereiche der christlichen Geschichte und Sage zur Erfassung des allgemein menschlichen Handelns und Leidens hervorarbeiten, andrerseits der Form nach die Banden des Epischen und Didaktischen abstreifen und dadurch den nothwendigen dramatischen Mittelpunkt und die der Dichtung gebührende absichtslose Unbefangenheit gewinnen mußte. Zeigt sich diese Selbstständigkeit des deutschen Drama's erst von Lessing an völlig erreicht, so sehen wir es im siebzehnten Jahrhundert, also besonders bei Andreas Gryphius, zwar bereits allen denkbaren Stoffen aus dem Kreise menschlicher Thatsachen und Charaktere zugewendet, dagegen noch äußerst unbehülflich in der Anregung des dramatischen Interesses und stark versetzt mit betrachtenden und lehrhaften Elementen. Statt einer sich entwickelnden und abschließenden Handlung nur eine Reihe von Situationen, die öfter vortrefflich gelungen sind, aber nicht organisch in einander greifen; die ängstlich festgehaltene Einheit des Ortes und der Zeit vermag diesen Mangel nicht zu ersetzen. Lehre und Betrachtung gaben dem Dialoge zuweilen eine unerträgliche Breite und sind außerdem das besondere Geschäft der im tragischen Drama nie fehlenden allegorischen Chöre, zu denen sich noch meist, zur Vollendung der jenem Zeitalter anhaftenden Unnatur, abgeschiedene Geister und ähnliche Ungestalten gesellen. Das Lustspiel hatte sich von Ursprung an mehr der Wirklichkeit angeschlossen, litt dagegen wieder an maßloser Rohheit. Trotz aller Mängel nun, von welchen auch die Dramen des Andreas Gryphius nicht frei zu sprechen sind, tritt uns doch aus ihrer Gesammtheit wie aus vielen Einzelnheiten ein reichbegabter, originell ausgestatteter Dichtergeist entgegen. Der Vortragende berührte nur flüchtig die aus Tieck's deutschem Theater allgemein bekannten drei Stücke, verweilte dagegen länger bei dem in jüngster Zeit neu erschienenen Doppelspiel „das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose“ und bei dem Lust- und Gesangspiel „Piastus“. Beide lassen erkennen, mit welcher Vorliebe und welchem Geschick der Dichter auch Volkssitte und geschichtliche Erinnerung der Heimath zur Darstellung brachte. Auf den „Carolus Stuardus“ wurde noch spezieller eingegangen, die erste Abfassung vom Jahre 1649, die uns in der Sammlung von 1657 vorliegt, mit der ausgeführten von 1663, in welcher sich besonders die versuchte Intrigue der Gemahlin des Fairfax zur Rettung des Königs neu eingewebt findet, verglichen und die absichtlich treue Anschließung an die benutzten Ak-

tenstücke und mündlichen Berichte, die dem Dichter zur Benutzung vorlagen, mit Beispielen belegt. Zum Schluß wurde das dem Könige zugeschriebene, in Percy's Reliques of ancient english poetry aufgenommene poetische Selbstbekenntniß, das er im Kerker verfaßt haben soll und das in Gesinnung und Haltung sehr wohl mit dem Charakterbilde des Königs bei Gryphius übereinstimmt, in möglichst treuer Uebersetzung mitgetheilt.

Die 42. Versammlung am 27. November 1860.

Es waren wieder viele für die Bibliothek eingegangene Schriften ausgelegt: vom Ferdinandeum in Innsbruck, vom historischen Vereine in Augsburg, von der k. bayer. Akademie der Wissenschaften in München, von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau u. s. w. Der Sekretär trug einen eben eingegangenen Brief unsers sehr werthen Ehrenmitgliedes des Hofraths Dr. Zipser in Neusohl vor. Dieser Veteran ist trotz seiner 78 Jahre mit jugendfrischer Liebe der Wissenschaft und unserer Gesellschaft zugethan. Vom Krankenbette aus hat er ein sehr inhaltsreiches Schreiben hierher gerichtet und demselben 24 Kupfer- und Silbermünzen für unser Kabinet beigefügt. Die Anwesenden erwiederten den herzlichen Gruß des Greises in eben so herzlicher Weise und drückten den Wunsch aus, daß er recht bald genesen möge. Zipser bemerkt noch, mit Bezug auf Band 24. des Neuen Lausitzischen Magazins und die darin befindliche Abbildung eines wendischen Götzen, daß er ein gleiches Exemplar, das zweite also dieser Seltenheit, besitze. Er schreibt: „Wie alle wendischen Götzenbilder ist auch mein Exemplar nur klein und von Bronze. Wie es in meine Hände gekommen ist, weiß ich nicht mehr anzugeben. Es ähnelt am meisten dem Vocel'schen in Prag (vergl. dessen kunstarchäologische Reise durch Böhmen). Wünscht man von meinem Perun eine Zeichnung oder einen Gypsabdruck, so werde ich später mit Vergnügen damit dienen". — Dieses Anerbieten wird dankend angenommen, und wenn schon das Vorhandensein eines zweiten solchen Götzenbildes von großem Interesse ist, so dürfte besonders eine Vergleichung mit dem bereits beschriebenen lehrreich sein.

Unter den neuen Zusendungen machte Dr. Paur besonders aufmerksam auf die Abhandlung des Archivars Theodor Herberger: „Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg mit der Geschichte des Dombaues in der romanischen Kunstperiode" (Augsb. 1860. 4.), mit Abbildungen in Farbendruck. Der Verfasser vindicirt sowohl für die noch vorhandenen romanischen Bestandtheile des Kirchengebäudes selbst, als für die in einem früheren Hefte der Mittheilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins für Schwaben und Neuburg von Allioli behandelte Bronzethüre, wie zugleich für die fünf Glasgemälde des Mittelschiffes ungefähr dieselbe Ursprungszeit, nämlich die letzten Jahre des 10., oder die ersten des 11. Jahrhunderts, wornach der Bau nur von dem Aachener Münster unter den kirchlichen Gebäuden Deutschlands an Alter übertroffen, die Glasgemälde dagegen als die ältesten aller bisher bekannt gewordenen erscheinen würden. Die Gründe, welche der Verfasser gegen Kugler und Andere, die einen späteren Ursprung annehmen, geltend macht, haben viel Ueberzeugendes. Auch den damit zusammenhängenden Nachweis, daß die Benediktiner-Abtei Tegernsee, wohin der h. Ulrich, als Bischof von Augsburg, von St. Gallen her Bildung und Kunstfertigkeit verpflanzte, die Ursprungsstätte der erwähnten Bildwerke, wie überhaupt die

einflußreiche Kunstschule des damaligen kirchlichen Deutschlands war, finden wir eben so anziehend als lehrreich geführt.

Nachdem der Sekretär einen sehr schönen Gedächtnißspecies vorgezeigt hatte, geprägt bei Errichtung der h. Ottokapelle zu Kiefersfelden zum Andenken an König Otto's Abschied von seinem Vaterlande 1836, las derselbe seinen für die 42. wissenschaftliche Versammlung angekündigten Vortrag: „Paul Aloys Klar nach seinem Leben und Wirken“. Da ein Auszug daraus nur ein sehr dürftiges Bild des so vielfach verdienten Mannes geben könnte, eine vollständige Veröffentlichung des Aufsatzes aber in der Zeitschrift der Gesellschaft geschehen ist*), so mag hier nur angeführt werden, daß der am 5. d. M. in Prag, 59 Jahr alt, verstorbene Regierungsrath Klar sich bleibende Verdienste erworben hat durch die Umsicht und erfolgreiche Thätigkeit, mit der er die von seinem Vater im Jahre 1832 begründete Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde zu einer so hohen Bedeutung erhoben hat, daß sie jetzt als eine von der helfenden Liebe reich ausgestattete Musteranstalt dasteht und die Augen des In- und Auslandes auf sich zieht. Ein tragisches Geschick ist es zu nennen, daß Klar in seinem letzten Lebensjahre vollständig erblindete, was bekanntlich auch dem vor einigen Jahren verstorbenen Professor Dr. Zeune in Berlin begegnete, der ebenfalls den Blinden, diesen hülflosesten unter allen Menschen, seine Theilnahme und Fürsorge widmete. Noch verdient hervorgehoben zu werden, daß Klar auch Begründer und Herausgeber des werthvollen Taschenbuchs „Libussa“ ist, von welchem 19 Jahrgänge erschienen sind. Sie bilden gleichsam ein großes Stammbuch schriftstellerischen Lebens und sind für Böhmens Literatur von ungemein hoher Bedeutung.

Die 43. Versammlung am 4. December 1860.

Es lagen Schriften vor, die aus Paris und Antwerpen eingegangen waren. Der Sekretär machte auf einen Mann aufmerksam, der sich durch seine wohlthätigen Stiftungen ein bleibendes Verdienst um die studirende Jugend der Oberlausitz erworben hat. Es ist der um das Budissiner Gymnasium hochverdiente Arzt Dr. Gregorius Mättig. Derselbe hat einen neuen Biographen gefunden, indem der Subrektor Dr. K. T. Jähne in Budissin im diesjährigen Osterprogramme eine sorgfältig geschriebene „Vita Gregorii Maettigii, medici quondam clarissimi, viri de urbe Budissa multis nominibus meritissimi“ veröffentlicht hat. Der Verfasser hat zugleich, was lobend anzuerkennen ist, seine lateinische Schrift in einer deutschen Bearbeitung für das größere Publikum erscheinen lassen, die den Budissiner Nachrichten als Beilage beigegeben und am großen wendischen Gesangfeste, welches in den ersten Tagen des Monats Oktober in Bautzen gehalten ward, unter sämmtliche Theilnehmer vertheilt worden ist. Mit sichtbarer Vorliebe hat sich der Verfasser seiner Aufgabe unterzogen, und nicht nur die vorhandenen Arbeiten von Jan, Jeremias Rost, Dietmann, Hergang, Böhland, Heßler u. a. m. fleißig benutzt, sondern auch zwei auf Mättig sich beziehende diplomatische Schriftstücke, von der Universität Basel ausgestellt, die er in einem Schranke der Bibliothek aufgefunden hat, mit abdrucken lassen.

*) Band XXXVIII. S. 400–408.



Aus Jähne's Vita Maettigii gab nunmehr der Sekretär einen kurzen Auszug, wovon das Wesentlichste Folgendes ist. Mättig ward am 25. September 1585 in Bautzen geboren. Sein Vater war ein sogenannter Altbürger und seine Mutter eine Anverwandte des berühmten Caspar Peucer. Im Jahre 1598 verlor er bereits seine Eltern und ward nun von zwei Vormündern erzogen, die sich des geistig sehr begabten Knaben mit gewissenhafter Sorgfalt annahmen. Nachdem er den Gymnasialkursus vollendet hatte, bezog er 1605 wohl vorbereitet die leipziger Universität, die er aber nach wenigen Monaten mit der für das medicinische Fach besser ausgestatteten Akademie zu Straßburg vertauschte. Um den medicinischen Doktorgrad zu erlangen begab er sich 1607 nach Basel. Hier beendigte er unter ausgezeichneten Lehrern, von denen der als Anatom und Botaniker weitberühmte Caspar Bauhinus vorzugsweise zu nennen ist, seine Studien, erlangte das Baccalaureat und das Licentiat mit der Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, und ward 1610 Doktor der Medicin. Zwei Tage nach seiner Promotion erhielt er Sitz und Stimme im Ausschuß der medicinischen Fakultät. Doch seines Bleibens war nicht mehr lange in Basel. In der Schweiz war die Pest ausgebrochen; seine Angehörigen veranlaßten ihn daher, nach Hause zurückzukehren. In seiner Vaterstadt eröffnete sich dem erst 25jährigen Arzte ein bedeutendes Feld für seine Thätigkeit, da ein bösartig gewordenes Fleckfieber viele Menschen auf das Krankenlager geworfen hatte. Wie bald er Vertrauen gewonnen hat, geht daraus hervor, daß er schon 1612 die Beaufsichtigung der Apotheken überkam. Im Jahre 1613 verheirathete er sich mit der reichbegüterten Jungfrau Martha Rosenhayn. Diese Ehe blieb kinderlos. Schon 1617 gelangte Mättig in den Rathsstuhl und ward Beisitzer des von der Krone Böhmen für die Lausitz geordneten Hofgerichts. Zugleich erhielt er das Ephorat über das Gymnasium. Doch schon 1621 legte er die ihm übertragenen Aemter nieder, aus Gründen, die zu Gunsten seines Charakters sprechen. Er lebte nun ohne Amt bis an seinen Tod (seit 1642 zum andern Mal verehelicht), der am 30. März 1650 erfolgte.*) In seinem Testamente bestimmte er alle Erträge seines unweit Bautzen gelegenen Gutes Meschwitz nebst der Mühle zu Blösau zum immerwährenden Unterhalte bedürftiger, auf dem Bautzener Gymnasium studirender Anverwandten und Singschüler auf ewige Zeiten, und machte auch sonst noch andere Stiftungen für die Stadt und für die dortige Rathsbibliothek. Sein Vermächtniß besteht unter dem Namen der Mättig'schen Stiftung noch jetzt fort und ist im Laufe der Zeit zu einem ansehnlichen Betrage angewachsen, obschon namhafte Summen verloren gegangen sind. So hatte der Rath zu Görlitz von Mättig 11,000 Thlr. geliehen, aber nicht einmal die jährlich ausbedungenen Zinsen zu 6 Prozent, geschweige denn das erborgte Kapital gedeckt, so daß die Schuldforderung bis auf 15000 Thlr. gestiegen war. Obgleich eine gerichtliche Klage angestellt werden sollte, so war doch das Görlitzer Kapital nicht vollständig zu erlangen, indem nur 5500 Thlr. bezahlt wurden, nachdem der obschwebende Streit vom Kurfürsten unmittelbar zum Austrage gebracht worden war.

*) Die vom Pastor Primarius M. Martin Gumprecht gehaltene Leichenpredigt über Psalm 73, 25. 26. erschien im Drucke (Dresden 1650, 44 S. 4.). Sie ist selten geworden; Gymnasiallehrer Dr. Tobias in Zittau ist im Besitz eines Exemplars, welches er mir zur Ansicht zugeschickt hat. Angehängt ist eine Abdankung vom Kantor und Kollegen Samuel Becker in Bautzen.

Hierauf begann Dr. Paur seine angekündigten „Mittheilungen aus dem 16. Jahrhundert.“ Derselbe beabsichtigt nämlich, an solchen Abenden, für die kein besonderer Vortrag angekündigt ist, damit fortzufahren und in solcher Weise, theils kritisch vergleichend, theils referirend, theils wörtlich mittheilend, eine Reihe der interessantesten Chroniken, Selbstbiographien, Briefsammlungen und ähnlicher Aufzeichnungen vorzunehmen. Besonders soll die Beziehung auf Sitte und Lebensweise, überhaupt auf die Kulturzustände des Volkes festgehalten werden. Nachdem der Vortragende sich über den eigenthümlichen Werth jener Art von historischen Quellen, gegenüber den diplomatischen Aktenstücken sowie den zusammenfassenden objektiven Geschichtsdarstellungen, ausgesprochen, wendete er sich zu der umfangreichen Selbstbiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow, die zum erstenmal vollständig von Mohnike in den Jahren 1823 und 24 genau nach der besten Handschrift unter dem Titel „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt vnd Lauff seines gantzen Lebens“, mit Erläuterungen und Zusätzen gedruckt erschien. Das Ganze umfaßt drei Theile, welche von der Geburt Sastrow's im Jahre 1520 bis zu seiner Versetzung von Greifswald nach Stralsund im Jahre 1555 reichen. Die einflußreiche spätere Wirksamkeit desselben als Stadtschreiber, Rathsherr und Bürgermeister von Stralsund sollte, in Kürze gefaßt und hauptsächlich nur zur Abwehr gewisser Angriffe bestimmt, einen vierten Theil ausfüllen; dieser ist handschriftlich nicht vorhanden, wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden, obwol das Vorhandensein desselben fast nicht zu bezweifeln ist. Die eigentliche Abfassung des Werkes fällt erst in das letzte Jahrzehnt des Verfassers, der 1603 starb: doch müssen ihm dabei Aufzeichnungen aus seiner Jugendzeit vorgelegen haben, da die Erinnerung des Greises schwerlich so zahlreiche Einzelnheiten mit Bestimmtheit festhalten konnte. Die Lebensentwickelung des Mannes gewährt uns einerseits die Anschauung eines ächten Charakters aus dem 16. Jahrhundert, gestaltet durch Noth, Selbstüberwindung und Arbeit, voll Gottvertrauen und von unerschütterlicher Festigkeit, andrerseits den vollen Einblick in wichtige Ereignisse und Verhältnisse der Zeitgeschichte, z. B. das Interim und den Reichstag zu Augsburg nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges. Sastrow erzählt durchweg als Augenzeuge und legt seine Mittheilungen zugleich darauf an, andere Berichterstatter, wie Sleidan, zu ergänzen oder zu verbessern, fügt deshalb auch dem mittleren Theile eine Menge Aktenstücke als Belege ein. Jedoch den wichtigsten Bestandtheil für den Geschichtsschreiber enthalten alle diejenigen Abschnitte, in welchen der Verfasser mit behaglicher Umständlichkeit, ähnlich dem Schweizer Thomas Platter, unzählige an sich geringfügige Vorfälle berichtet, die zusammen ein anschauliches Bild des täglichen Lebens und Treibens jener Zeit vor uns aufstellen. Nachdem noch insbesondere einige Kapitel aus der Knaben- und Studienzeit Sastrow's mitgetheilt worden, soll der nächste Vortrag seine italienische Reise behandeln, die er im J. 1546 unternahm, um Kundschaft über den geheimnißvollen Tod seines Bruders in Rom einzuziehen.

Die 44. Versammlung am 11. December 1860.

Es lag wieder eine große Anzahl von Schriften vor, die aus Altenburg, Berlin, Breslau, Lübeck, München, Preßburg, Schwerin und Wien eingegangen sind. Zuvörderst lenkte der Sekretär die Aufmerksamkeit der

Anwesenden auf die Bestrebungen, in Guben eine Universität zu gründen. Diese Angelegenheit hat 60 Jahre lang, von 1660 bis 1720, Rath und Bürger dieser Stadt sehr ernstlich beschäftigt. Es wurden alle Schritte gethan, von denen sich Erfolg hoffen ließ, sowohl bei dem Landesherrn, dem Herzog Christian dem Aelteren von Sachsen-Merseburg, als auch bei dem Kaiser. Besonders waren der Rathsherr Martin Brachmann und der niederlausitzische Salzhauptmann Jakob Klinckebeil von Grunewaldt in dieser Sache sehr thätig. Allein wenn auch zuweilen ein schwacher Schimmer leuchtete, der sie Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches hoffen ließ, so war er doch trügerisch und alle Bemühungen waren fruchtlos. Man schien den ganzen Plan darauf gebaut zu haben, daß Neuzelle, dieses reiche Cistercienser-Mönchskloster bei Guben, aufgehoben und mit den Gütern desselben die neue Universität ausgestattet würde. Allein die Aebte von Neuzelle waren auf ihrer Hut, wußten sich in Prag und Wien gewichtigen Einfluß zu verschaffen und arbeiteten dem Vorhaben der Gubener mit Glück entgegen.

Der Prorektor am Gubener Gymnasium Dr. Sauße hat eine aus den Urkunden des königl. sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden geschöpfte Geschichte dieser Bestrebungen im diesjährigen Osterprogramme mitgetheilt und dadurch einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens, wie es sich damals in Guben kund gab, geliefert. Nach dem Jahre 1720 wird die Sache nicht mehr erwähnt; wie der Verfasser vermuthet, „wahrscheinlich weil die allgemeine Aufmerksamkeit sich mit der Geschichte der Riesenbaßgeige beschäftigte," der größten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, denn sie maß in der Länge vier gubenische d. h. mehr als vier berlinische Ellen. Auf den Besitz derselben war Guben sehr stolz; nach ihm strebte der in sie sterblich verliebte Herzog Moritz Wilhelm (von Sachsen-Merseburg) voll glühender Leidenschaft. Endlich (im J. 1722) entführte er sie der Stadt Guben. Dieses Ereigniß bildete den Inhalt eines hier verfaßten und Paris et Helena überschriebenen lateinischen Gedichtes. — Diese ergötzliche Geschichte lese man in dem oben erwähnten Programme selbst nach.

Hierauf setzte Dr. Paur seine „Mittheilungen aus dem 16. Jahrhundert" fort, indem er die Reise des Bartholomäus Sastrow nach Italien und den Aufenthalt desselben in Rom im Jahre 1546, wenige Monate vor dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, skizzirte und die anziehendsten Kapitel dieses Abschnittes aus dem Werke selbst vorlas. Bemerkenswerth für die Stimmung und den Bildungsgrad des Berichterstatters ist es, daß die Aufmerksamkeit desselben vorzugsweis an den kirchlich-politischen Mißständen der Zeit haftete, dagegen von der bezaubernden Kunstwelt der römischen Metropole und ihren Schätzen, abgesehen von Aeußerlichkeiten, in keiner Weise erregt wurde. Es war dies allerdings bei Deutschen überhaupt der Fall, die damals Italien bereisten, besonders wenn sie, wie Sastrow, der protestantischen Partei angehörten. Nachdem er die Hinterlassenschaft seines Bruders in Empfang genommen und über den Tod desselben bedenkliche Andeutungen gehört, kehrte er unter den Gefahren des sich erhebenden Kriegslärmes nach Deutschland zurück und langte in der Heimath an, als die schmalkaldischen Bundesfürsten so eben ihren ersten Absagebrief an den Kaiser erlassen hatten. Die nächste Fortsetzung wird Sastrow als Mitglied

der pommerschen Gesandtschaft auf dem Reichstage zu Augsburg nach Beendigung des Krieges zeigen.

Die 45. Versammlung am 18. December 1860.

Es lagen Schriften vor, die aus Christiania, Moskau, München, Nürnberg, Prag, Salzburg und Utrecht eingegangen waren. Der Sekretär berichtete, daß bereits 94 Thlr. für das in Kamenz zu errichtende Lessing-Denkmal eingeschickt worden sind, worunter Gaben aus Rußland, Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlesien, Anhalt, Hessen, Luxemburg, Baiern, Sachsen rc., und daß noch zahlreiche Beitäge aus dem Auslande erwartet werden können, so daß, wenn das Inland sich in gleichem Maße betheiligt, eine ansehnliche Summe zusammenkommen wird. Sodann machte derselbe auf ein Porträt Lessing's aufmerksam, welches soeben, gestochen von Neumann, in der Brandstetter'schen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig erschienen ist. Indem er die von Adolph Stahr gegebene Uebersicht der Lessing-Bildnisse vervollständigte, hob er hervor, daß in Kamenz noch ein Jugendbildniß des großen Lessing vorhanden ist, welches vor längerer Zeit unter altem Gerümpel in einer Bodenkammer der dortigen Kirche gefunden ward, und jetzt im untern Hausraume des Barmherzigkeits-Stiftes daselbst aufgestellt ist. Es ist ein Genrebild mit einer porträthaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, im Alter von etwa sieben Jahren, emsig in einem großen Buche blätternd. Unter dem Stuhle und an der Seite desselben liegen ebenfalls Bücher. Links sitzt ein jüngerer Bruder (Theophilus); an der Seite desselben steht ein kleines Lamm, dem der Knabe mit kindlichem Ergötzen Brod reicht. Das Bild ist nicht ohne Kunstwerth; ja Lessing selbst nannte den Maler, der ihn im Zeichnen unterrichtete, einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler. In den Gesichtszügen des Knaben erscheinen bereits die des Mannes vorgezeichnet. Ohne Zweifel ist dies eben das Bild, von welchem Lessing's Bruder und die Biographen nach ihm folgende Anekdote berichten: Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, mißbilligte der Knabe mit Ernst diesen Vorschlag und sagte: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.“ — Es giebt wohl schwerlich ein zweites Beispiel, daß wir von berühmten Männern ein Bild aus so früher Jugend besitzen, wie dies bei Lessing der Fall ist.

Hierauf begann Hauptmann Klähn seinen für heute angekündigten Vortrag „über den Gau Nicizi und dessen Gliederung“, in welchem er zeigte, daß derselbe dem Bezirke des Dekanats Meißen der bei Calles abgedruckten meißnischen Bisthum-Matrikel congruent gewesen sei, folglich die Städte Mühlberg an der Elbe, Belgern, Torgau, Dommitzsch, Pretzsch, Schmiedeberg, Prettin, Herzberg, Uebigau, Wahrenbrück und Liebwerda umfaßt, sich aber nicht bis in die Gabel der Muldemündung erstreckt und also auch nicht die Städte Kemberg, Gräffenhainichen und Wörlitz begriffen habe, wie dies bisher irrthümlich angenommen wurde. Die Gliederung des gedachten Gaues, welche die Thatsache außer Zweifel stellt, wird einem späteren Vortrage vorbehalten.

Die 46. Versammlung am 8. Januar 1861.

Der Sekretär meldete zuvörderst, daß in diesen Tagen ein umfangreiches Manuscript eingegangen ist, welches ein Sagenbuch der Lausitz in

zwei Theilen enthält. Die erste Hälfte umfaßt in sieben Unterabtheilungen: Götter-, Dämonen-, Teufels-, Gespenster-, Zauber-, Schatz- und Wundersagen, zusammen 368 Nummern. Die andere Hälfte enthält: Völker-, Landes-, Helden- und Schildsagen, und zuletzt die eigentlichen Ortssagen in alphabetischer Reihenfolge, zusammen 344 Nummern. In zwei Anhängen werden 20 Legenden und 29 Märchen mitgetheilt. Das Ganze ist eine Zusammenstellung aller im Volksleben der Lausitz noch vorhandenen, durch Ueberlieferung lebendig erhaltenen Sagen, so weit sie zu erlangen waren. Doch scheint der Begriff „Sage" bald enger, bald weiter gefaßt zu sein; wenigstens ist Manches, was gar nicht sagenhaft, sondern erwiesen geschichtlich ist, mit eingemischt. Indessen hat die Gesellschaft Ursache, sich darüber zu freuen, daß die von ihr im Jahre 1859 mit doppeltem Preise gestellte Aufgabe einen Bearbeiter gefunden hat, der mit unverkennbarer Liebe zur Sache diesen immer mehr verschwindenden Ueberresten einer alten Zeit nachgegangen ist und den an vielen Orten zerstreuten Stoff zusammengebracht hat.

Sodann nahm Hauptmann Klähn das Wort, um seinen in der 45. Abendversammlung begonnenen Vortrag über den Gau Nicizi und dessen Gliederung fortzusetzen. Nach einer kurzen Rekapitulation des bereits Vorgetragenen bemerkte er, daß der beregte große Gau aus den sieben Untergauen, Nicizi minor, Scitici, Parvum Neletici, Belgor, Chuntici, Suselzi und Prettimi, welche eben so vielen wendischen Tempelbezirken und späteren Burgwardiaten entsprachen, bestanden habe, und legte darum die Begrenzung der vier ersten dieser Bezirke und ihrer Unterabtheilungen dar, behielt sich aber die Beschreibung der drei letzten derselben für eine der nächsten Abendversammlungen vor.

Die 47. Versammlung am 15. Januar 1861.

Es lag eine große Menge Schriften vor, die aus Augsburg, Bamberg, Breslau, Dresden, Löbau, Moskau, Prag, Salzwedel, Sorau und Zittau eingegangen sind. Der Sekretär begann mit dem Vortrage einer kurzen Abhandlung des Hofraths Dr. Zipser in Neusohl, vom Verfasser im Krankenbette geschrieben:

Charon's Obolus und seine Bedeutung im Christenthume bis zum 16. Jahrhundert.

Es bleibt historisch merkwürdig, daß sich gewisse Gebräuche und Gewohnheiten des grauen Alterthums bis auf unsere Gegenwart vererbt haben, und da ihr Festhalten zum Aberglauben führte, so war man bemüht, diesen auszurotten, obgleich selten mit Erfolg. Wir wissen, daß der alte mürrische Schiffer Charon nur jene Schatten über den Styx überführte, welche das Fahrgeld, das man dem Verstorbenen unter die Zunge zu stecken pflegte, vorzuweisen im Stande waren. Und sollte man wohl glauben, daß sich diese Mythe bis auf unsere Tage erhalten hat? Zum Beweise des Gesagten führe ich Folgendes an: Als das volkreiche Städtchen Loschonz im Neograder Komitate, 7 Meilen von mir, zur Zeit der ungarischen Wirren durch die Russen fast ganz zu Grunde gerichtet wurde, blieb auch die reformirte Kirche nicht verschont und ward durch Feuer und teuflisch ausgedachtes Brandlegen der Erde gleich zerstört. Nach hergestellter jähriger Ruhe schritt man zum neuen Aufbau der ruinirten Kirche und grub neue Fundamente; weil man bei der zunehmenden Zahl der reformirten Brüder einen Bau von größerer Dimen-

sion bezweckte. Da stieß man auf veraltete Grüfte mit Leichnamen. Sie alle waren noch mit kostbarem Schmuck von Gold und Silber belegt, und jeder Verstorbene hatte unter der Zunge oder zwischen den Zähnen ein Silberstück. Ich war so glücklich, durch Freundeshand einige Stücke zu erhalten, und höchst erstaunt, als ich zwischen zwei, gleichsam angeklebten Silbermünzen, dort wo eins das andere bedeckt, nachdem ich sie getrennt, „cochenillartige Hexaeder von Rothkupfererz-Krystallen fand. Soll dieser Prozeß durch Kontakt zweier homogener Körper stattgefunden haben, oder sich durch Kupferbeimischung der benannten Silbermünzen von Ferdinand I. und Matthias erklären lassen? Auf der Pußta*) Vákod unweit Kalocsa hat man 1859 nebst einem bedeutenden Fund von goldenen Armbändern, Halsketten, Schnallen und Ringen im Werthe von 115 Dukaten, auch zwei kleine Heftelhaken aus kupferhaltigem Silber und theilweise vergoldet, ähnlich der gewöhnlichen römischen Fibula, gefunden, welche an der Rückseite mit obigen cochenillartigen Hexaedern von Rothkupfererz-Krystallen wie bestreut waren. Einen zweiten Fall führe ich vom alten Bergschlosse Ainacskö (l. Einatschke) an, dessen Grundherr, anstatt Schätze in der verfallenen Burg seiner Ahnen zu finden, auf eine Krypta seiner Vorfahren gerieth. Man unterzog die Leichname einer näheren Untersuchung und fand zwischen den Zähnen eines jeden Todten silberne Münzen — ein Beweis für die heidnische Sitte wegen der Seelenwanderung, an die wohl die spätere Christenheit nicht dachte. Es fragt sich, welchen Zweck hatte diese Mitgabe, zumal in Ungarn, obwohl ich mich erinnere, im Lausitzischen Magazin einmal gelesen zu haben, daß man auch in der Lausitz bei Verstorbenen dieselbe Mitgabe gefunden haben soll. Zwei solcher Münzen in Loschonz zu Tage gefördert, und drei von Ainacskö und zwar von Wlasdislaus II., Ferdinand I. und Matthias Corvinus befinden sich in meiner Münzsammlung. Was nun diese Sitte anbetrifft, den Verstorbenen Goldstücke mit auf die Reise zu geben, das geschieht wohl in unsern Tagen kaum mehr, obwohl sich's der Slave des nordöstlichen Ungarn nicht nehmen läßt, während der Versenkung des Todten, wenn auch nur heimlich, ein Geldstück, sei es Kupfer oder Silber, in das Grab, oder etwas Erde auf den Körper des Verstorbenen im Sinne der Mythe zu werfen. Wie erklärt man sich nun das Mythische des besprochenen Gebrauches bei der christlichen Nachwelt, und wie die krystallinische Bildung des Rothkupfererzes auf Silber, zumal das Zusammensein zweier fest auf einander passenden Körper keinen leeren Raum zur etwaigen Krystallisation zuließ?

Hierauf hielt Professor Dr. Struve einen Vortrag: „Athen zur Zeit des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Die Weltzustände des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung bereiten eine Bewegung vor, die mit dem Untergange der alten Welt, wenigstens nach der einen Richtung hin, ihr Endziel erreicht. Rom, die Hauptstadt des großen Kaiserreichs, unter den Kaisern der Claudinischen Dynastie, diesen psychologisch und moralisch denkwürdigen Ungeheuern, geräth in eine Ausartung alles sittlichen Bodens, die man fast als Gährung der Fäulniß zu bezeichnen versucht wird. Aus einer colluvies gentium ist das älteste

*) Unter Pußta versteht man in Ungarn weite fruchtbare Ebenen mit Wohnlichkeiten Jener, die die dortige Feld- und Vieh-Wirthschaft betreiben. Man könnte sie auch Weiler nennen. Solche werden mit der Zeit zu Dörfern, wohl gar zu Marktflecken.

Rom entstanden, nach neun Jahrhunderten des Bestehens scheint eine solche in viel massenhafterer Gewalt die unermeßliche Weltstadt zu überfluthen. Von seiner geistigen Höhe begann nach dem Tode des Augustus Rom allgemach herabzusinken, die sittliche Größe Roms schwand schon seit Jahrhunderten; römische und griechische Schriftsteller vereinigen sich in Verurtheilung solcher grauenvollen Entartung. Wohin war die Stadt gerathen, deren Sittenzucht einst die Pflegerin ihrer Triumphe war! Daß die Kaiser der genannten Dynastie nur in einem solchen Lasterpfuhle ihre dämonischen Gelüste zu befriedigen versucht sein konnten, das haben die Welttyrannen aller Jahrhunderte und aller Völker gezeigt. Nur in solchen Riesenstädten, in welchen sich Menschenmassen zusammendrängen, die kein sittliches Band, nur das roheste, thierische Bedürfniß vereinigt, kann der blutgierige Sinnentaumel, können die Gladiatorenschlachten, die Thierhetzen zuletzt jedes menschliche Gefühl so abstumpfen, daß in dem Geschrei panem et Circenses jeder andere Schmerzensschrei verhallt, den eine edlere Menschheit über zu Boden getretene Ehre, Freiheit und Recht erhebt. Mochten die dortigen Herren und Gewalthaber aus allen Ländern der Erde Massen von Kunstdenkmälern zusammenschleppen, mochten dorthin die Künstler und Gelehrten von Hellas, Schätze suchend, ihre Künste und ihr Wissen dem vollendetsten Genusse darbieten: auf die Bevölkerung von Rom, auf den vornehmen und geringen Pöbel, am wenigsten auf die entmenschten Gebieter dieses Volksgetümmels, bot sich den Philosophen und Tugendrednern irgend eine Gelegenheit zur Einwirkung und zur Anbahnung einer besseren Richtung nimmer dar.

In derselben Zeit, während sich Roms geistiger und sittlicher Einfluß auf das große von ihm beherrschte Reich von so wenig empfehlenswerther Seite kund gab, erhob sich das politisch längst verkommene Athen leuchtend zu neuem, geistigen Glanze. Zwar ist dies nimmer jene geistige Herrlichkeit aus Perikles' Zeiten, welche einen olympischen Strahlenglanz über die hellenische Welt verbreitete; allein es ist immerhin ein Widerschein, sei es auch ein noch so schwacher, und ein Abglanz jener Heroenzeit. Seit der Sullanischen Zerstörung war auch der letzte Schatten von Freiheit und Macht für Athen verschwunden; es blieb aber doch ein Gelehrtenstaat, eine Art Municipium, begabt mit manchen für die Entwickelung des gelehrten Wesens schätzbaren Immunitäten. Die letzten großen Staatsmänner vor dem Untergange der Republik hatten daselbst ihre Jugendbildung empfangen, selbst Antonius genoß dort schwelgend eines romantischen Lenzes, und so abhold Augustus eben darum dem idealisirten Republikanismus seiner Philosophen war, so wenig ihm Nero's üppige Kunstschwelgerei zu Gute kam: seine Haine und Gärten, seine Tempel, seine Agora und Akropolis umleuchtete noch immer der Strahlenglanz klassischer Vorzeit. Daher sehen wir, daß die besseren Kaiser des zweiten Jahrhunderts das verwilderte Rom meidend gern, wenn nicht Kriege sie an die Donau riefen, das stille Hellas aufsuchen. Der friedliebende, aber doch unruhige Wanderer, der Kaiser Hadrianus, fand auf seinen Staatsreisen dort eine anmuthige Ruhestätte. Zu seinen oft launenhaften künstlerischen und gelehrten Liebhabereien gehörte die geistige Pflege seines geliebten Athens. Dort vollendete er das Wunderwerk der Baukunst, den Tempel des olympischen Zeus, dessen Bau vor 5 Jahrhunderten Pisistratus begonnen, Perikles fortgeführt hatte; andere zierliche Bauwerke, Muster eines graciösen Styls, ja einen neuen Stadttheil mit niedlichen

Häusern, schönen Gymnasien und Säulenhallen ließ der edle Protector dort entstehen. Hätte er nur den rohen, römischen Lustgeschmack der Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen (1000 Bestien wurden bei solchen Gelegenheiten auf einmal erlegt), so oft er dort waltete, den feiner organisirten Athenern nicht zugemuthet! Denn diese waren sonst ein nüchternes, geistig regsames, wenn auch launenhaftes, neu- und wißbegieriges Völkchen, zu nichts weniger jedoch als zu solchen blutdürstigen Schauspielen geneigt. Seine zunftmäßigen Sophisten und Philosophen durchwandelten die Gärten und Lusthaine des Akademus, um Meister geschaart, deren Namen nur in den Kreisen ihrer Schulen Klang hatten, deren Eitelkeit und Disputirsucht, deren Zungenfertigkeit, deren sophistische Künste ihren Stolz doch nicht so weit erhöheten, daß sie sich von dem Reichthum römischer Machthaber die Rolle von Parasiten zuweisen zu lassen verschmähet hätten. Die Schaaren der Graeculi, wie sie die Römer verächtlich nannten, welche seit fast zwei Jahrhunderten an den Tafeln und in den Palästen römischer Großen zur Unterhaltung dienten, suchten für das Mißbehagen, welches sie dort empfunden, nach ihrer Heimkehr nach Hellas in Athen eine Ruhestätte. Ein geistreicher Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, Lucianus von Samosata, der die Blüthezeit seines Rufes in Athen durchlebte, überliefert uns Scenen aus diesem Zunftleben der Philosophen in Athen, so ergötzlich wie sie nur immer der Konflikt zwischen lächerlicher Pedanterie und grober Natürlichkeit hervorzurufen vermag. Es sind hogarth'sche Bilder; allein auch in den Verzerrungen erkennt man, wie richtig das Wort ist: naturam furca expellas, tamen usque recurret, d. h. mit anderen Worten: alle gekünstelten Zustände, Lebensweisen, alle selbstgemachte Heiligkeit und Tugendlichkeit enthüllt gelegentlich ihre menschliche Blöße. Die gesuchte Natürlichkeit der Cyniker, oft nur Produkt der gemeinsten Gesinnung, die pedantische Würde der Nachtreter des Plato und Pythagoras, sie muß der Spottlust und der witzigen Laune eines gefallsüchtigen Sophisten zur Staffage seiner Lebensbilder dienen. Die Literatur des Alterthums hat in ihrem Untergange noch einmal ihre Schlagschatten auf die öde Wüstenei des verkommenden Gemüthslebens des geistreichen Hellenenthums geworfen. Nur eine Saite ist es, welche in Athen einen anderen Ton wiederklingt. Als der Apostel Paulus in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Athen kommt, findet er die Stadt voll Götterfurcht, voll Heiligthümer und voll Altäre, so daß sie selbst einem etwa unbekannten Gotte einen Altar errichtet hatte. Hier in dieser Dämonensucht dämmert die Ahnung einer noch unsichtbaren und unerkannten Welt auf — einer Gemüthswelt, die sich in ihrer vollen Tiefe und Lauterkeit erst dem Christenthum aufthut. Der Neu-Platonismus, der schon im 2. Jahrhundert die edelsten Geister beschäftigte, geht aus dieser Sehnsucht nach dem Morgenroth eines überirdischen, geheimnißvollen Seelenlebens hervor. Es ist das dämmernde Bewußtsein von dem Dasein der Mächte, welche als Geister in der Luft herrschen, von denen erlöst zu werden die seufzende Kreatur sich sehnt. Daß in Athen sich, gleich wie in Alexandrien oder in Antiochien, d. h. in dem hellenisirten Afrika und Asien, der Umschwung der neuen geistigen Richtungen und Bestrebungen vorbereitete, daß Athen, zwischen Abendland und Morgenland gestellt, gleichsam das Sensorium commune des Riesenleibes jener römischen Weltmonarchie wurde, hatte es, nächst der Zugänglichkeit, welche es von allen Gestaden des Mittelmeeres her, dieses Völkermeeres der alten Welt, für die religiösen und wis-

senschaftlichen Pilger aus Orient und Occident darbot, dem Umstande zu danken, daß es eine der ältesten hellenischen Kulturstätten war. Gleich Rom ist Athen ein Pandämonium. Die hellenische Götterwelt und Priesterwelt hat dort gleichsam ihre olympische Freistätte. Die politische Verkommenheit von Hellas hat alle anderen Hauptstädte des Mutterlandes althellenischer Staaten und Stämme in Trümmer sinken lassen, Athen wirft im zweiten Jahrhunderte neue Strahlen hellenischen Kulturlebens nach allen Weltgegenden leuchtend hin. Unter Hadrianus wiederaufblühend, sammeln sich in seinen Tempeln, an seinen Sacellen und Opferstätten wieder jene zahlreichen Pilgerschaaren, wie zu den Zeiten, wo Isokrates seinen Panegyrikus vortrug. Die Mysterien von Eleusis, die Diasien, die Dionysien und Panathenäen eröffnen ihre Festfeier, wie in jener großen Zeit des Perikles wieder. Die Mystik und die Magie, welche in Plato's Schule gepflegt wurde, ist ein Zug jener Romantik, welche in dem den Orient überziehenden Hellenenthume seit Alexander's Eroberung, auch noch beim Hinsterben desselben, noch einmal wie fernes Abendroth glüht. Die Empfänglichkeit auch für diese Richtung ist bei dem erregbaren, fein organisirten, dabei modesüchtigen, launenhaften Athener, wie bei keinem andern vorhanden, und zugleich doch auch der Kontrast spottlustiger, kaltsinniger Nüchternheit, jene Selbstironie, zu Lucian's, wie zu Aristophanes' Zeiten. Es muß an der Oertlichkeit, an der Luft gelegen haben; denn wie im römischen Senate Piso vor Tiberius erklärt: von der Nachkommenschaft altathenischer Bürgerschaft hat Krieg, Verheerung, Pest und Elend längst jede Spur vernichtet, aus allen Weltgegenden hat sich Athen neubevölkert. Die Kulturgeschichte dieser Stadt durch Jahrhunderte zu beschreiben, würde eine Aufgabe für einen denkenden Gelehrten sein.

Die 48. Versammlung am 22. Januar 1861.

Es lagen viele eingegangene Schriften vor aus Brünn, Drohobycz, Eger, Gratz, Iglau, Innsbruck, Klattau, Krems, Kremsier, Kremsmünster, Lemberg, Leutschau, Marburg, Münster, Neuhaus, Olmütz, Pest, Prag, Salzburg, Temesvár, Teschen, Troppau, Wien und Znaim. Vorgetragen ward eine umfassende Abhandlung des Gymnasiallehrers Dr. Knothe in Zittau:

Zur Geschichte der Feier des Gregoriusfestes in der Oberlausitz.

Von Dr. Hermann Knothe.

Nur Wenige, selbst unter den wissenschaftlich Gebildeten wissen heut noch etwas von dem Gregoriusfest und den damit verbundenen Aufzügen. Und doch war dasselbe das ganze Mittelalter hindurch das Hauptfest für alle Schulen und später, abermals Jahrhunderte lang, das Hauptfest wenigstens für die Gelehrtenschulen.

Wie sich aber immer in den Festen eines Volkes die Kulturstufe, auf der es steht, deutlich wiederspiegelt, so gewährt auch die im Laufe der Zeit sich vielfach anders gestaltende Feier des Gregoriusfestes ein nicht uninteressantes Bild von den mancherlei Phasen, durch welche das Schulwesen, zumal in Deutschland, hindurchgegangen ist. So liefert die Geschichte der Gregoriusfeier einen Beitrag zur Geschichte des Schulwesens überhaupt und des Gelehrtenschulwesens insbesondere.

In nachstehendem Aufsatze ist der Versuch gemacht, der freilich nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen kann, eine Geschichte der Feier des Gregoriusfestes in unsrer Oberlausitz zu geben. Vielleicht kann er als

ein Baustein dienen, den ein künftiger Bearbeiter der Geschichte des Schulwesens in der Oberlausitz, an der es leider bis jetzt noch gänzlich fehlt, für seine Zwecke mit verwendet.

Ueber die Geschichte des Gregoriusfestes giebt es bereits eine eigene, nicht unbedeutende Literatur, zusammengestellt von Schauer in Niedner's „Zeitschrift für die protestantische Theologie“ 1852. I. Heft pag. 147 ff. und von Jul. Feifalik in dem Notizen-Blatt der historisch-statistischen Sektion der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues ꝛc. Brünn 1860. pag. 56. Für die einzelnen Schulen sind die beste Quelle jene Programme, durch welche lange Zeit die Feier des Festes angezeigt zu werden pflegte. Ueber 100 solcher Gregorius-Programme von oberlausitzer Schulen sind für den vorliegenden Zweck benutzt worden. Sie zu beschaffen war nicht ganz leicht; denn nur auf wenigen Gymnasien giebt es eine vollständige Sammlung der Schulprogramme, zumal aus älterer Zeit. Ueber Görlitz flossen die Nachrichten reichlicher. Außer einem Programm vom Rektor Neumann „Von der ehemaligen Gregorius-Feierlichkeit an der Schule zu Görlitz“ 1801. 4. lieferte Knauth's sorgfältige Schrift: „Das gymnasium augustum zu Görlitz“ 1765. 4. und handschriftliche Sammlungen über das dortige Gymnasium von Scultetus (Diarium), Funcke (Calendarium scholasticum), Rothe (Syllabus docentium in schola Gorlic.), Jancke (memorabilia scholastica), aus denen ich der Güte des Privatgelehrten Jancke in Görlitz Auszüge verdanke, reichliche Ausbeute. Ueber Bautzen gab ein Aufsatz vom Senator Hering in der „Lausitzer Monatsschrift“ 1795. IV. pag. 213 ff. mancherlei Auskunft.

Wie so manches christliche Fest hat sich das Gregoriusfest aus einem römisch-heidnischen Festbrauch entwickelt[1]). Im März jedes Jahres feierten die römischen Schulen ein fünftägiges Schulfest zu Ehren der Minerva (Quinquatria oder Minervalia). Es bezeichnete zugleich den Schluß des alten und den Anfang des neuen Schuljahres. Am ersten Festtag zogen Schüler und Lehrer in die Tempel der Minerva. An den übrigen fanden Opfer, Wettkämpfe von Rednern und Dichtern, zuletzt Gastmähler statt. Zugleich wurden Prämien an die Schüler, Geschenke an die Lehrer, vertheilt. Mit diesen sogenannten großen Minervalien wurden später die am 13. Juni gefeierten kleinen Minervalien, an denen die Pfeifer von Rom in Frauenkleidung und mit Larven vor dem Gesicht durch die Stadt zogen, in der Weise verbunden, daß nun die Kinder in allerhand Verkleidung und unter Musikbegleitung ihre Aufzüge hielten.

Ungewiß, ob vom Papst Gregor dem Großen oder von Gregor III. oder IV., wurde das römische Schulfest auf den Boden des Christenthums verpflanzt. Sicherlich galt später Gregor der Große, der Verbesserer des christlichen Schulwesens, der Schöpfer des christlichen Chorgesangs, der allgemeine Patron der Schulen, auch als derjenige, dem zu Ehren das christliche Schulfest begangen wurde. Auf seinen Todestag, den 12. März, der im Kalender noch heut seinen Namen führt, wurde daher die Feier desselben verlegt. Wie einst das Bild der Minerva dem Zuge vorangetragen wurde,

---

[1]) Chr. Schöttgen: Vom Ursprunge des Gregorius-Festes. Frkf. a. O., 1716. — Mücke: Vom Ursprunge des Gregoriusfestes. Guben, 1793. 8. — Schauer a. a. O., p. 149. fg. — Dagegen Herzog's Real-Encyklopädie für protest. Kirche und Schule, sub voce.

so erschien jetzt in demselben ein Schüler in päpstlichem Ornat, den Bischof Gregorius darstellend, und von zwei andern Schülern, als seinen assistirenden Geistlichen, begleitet. Wie einst nach dem Tempel der Minerva, so zog man nun in die Kirche zu einer auch religiösen Feier des Festes.

I.

Das Mittelalter mit seiner herzlichen Freude an allem öffentlichen Schaugepränge hielt fest an diesem Brauche, der die Schuljugend beglückte, die Eltern derselben erfreute, die Menge belustigte. Am Gregoriustage[1]) also versammelte sich die liebe Jugend, von der ein guter Theil beliebig verkleidet war, im Schulgebäude. Begleitet von den Lehrern, den Schulbischof mit seinen beiden Kaplänen an der Spitze, bewegte sich der Zug nach der Kirche. Dort setzte sich der Bischof auf ein besonderes Bänkchen oder eine Art erhöhten Sitz. Die Gemeinde sang das: Veni sancte spiritus. Darauf hielt der Ortsgeistliche die alljährliche Schulpredigt. Nach dem Gesange eines Schul- oder Gregorius-Liedes sagte auch der Schulbischof eine von dem Schulmeister gefertigte und eingelernte Rede her. Mit einem abermaligen Absingen eines Liedes endete der Gottesdienst. Mit dem Heimzuge aus der Kirche verband sich der zweite Hauptakt des Festes, die Aufnahme der neuen Schüler. Von Straße zu Straße ziehend holte man nämlich jetzt alle diejenigen Knaben aus ihren Häusern ab, welche beim Schulmeister als neue Scholaren angemeldet worden waren, warf ihnen als „Gregorianern" ein weißes Chorhemd über und führte sie so in Prozession in die Schule ein. Der heiter-festliche Aufzug sollte sowohl die Eltern mahnen und aufmuntern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, als auch den Kindern Lust machen, sich in dieselbe aufgenommen zu sehen. Die übrigen Schüler pflegten hierbei von den Bürgern, besonders aber von den neuen Mitschülern, mit allerhand Backwerk, zumal mit Bretzeln, beschenkt zu werden. Mit ihnen kauften sich die Neulinge gleichsam in die Genossenschaft ein[2]). Aber auch für den Lehrer sollte dieser Tag ein Festtag sein. Er durfte an diesem und den folgenden Tagen einen „Umgang" halten, d. h. von Haus zu Haus gehend freiwillige

---

[1]) In manchen Gegenden, z. B. in Mähren, dem Luxemburgischen, Siebenbürgen und unter den Deutschen des nördlichen Ungarns, fanden auch am St. Blasiustage. (3. Febr.) ganz ähnliche Knabenaufzüge mit Bischöfen statt. In Mähren sind (noch jetzt) der am St. Blasiustage umziehenden Knabenbischöfe drei, von denen der eine ein Kreuz, der zweite einen Stab, der dritte die Büchse trägt. Die übrigen, mit hölzernen Säbeln bewaffneten Knaben haben Gefäße, in welche die ihnen verehrten Würste, Eier, Kuchen, Obst- und Mehlbeiträge eingesammelt werden. Die Bischöfe treten in die Stuben der Häuser und singen ein Blasiuslied. Von den erhaltenen Gaben lassen sich die Knaben Abends ein gemeinschaftliches Mahl bereiten. Feifalik in dem Notizen-Blatt der histor.-statist. Sektion der mährisch-schles. Gesellsch. zur Beförderung des Ackerbaues 2c. Brünn, 1860, p. 56. u. 61. und die Literatur daselbst.

[2]) „In der Stiftsschule zu Wetter in Oberhessen fand sich (seit etwa 1460) die sämmtliche Ritterschaft der Umgegend zu diesem Schulfeste ein. Kein Bürger der Stadt schloß sich aus. Die Schüler begrüßten die meist im Freien Versammelten mit Gesang, trugen lateinische Gedichte und Psalmen vor, oder führten ein lateinisches Stück auf, und einer von ihnen, gewöhnlich der erste und fähigste, hielt eine Rede. Dann zogen die Knaben paarweis vor die Häuser der Stadt, aus welchen neue Zöglinge in die Schule aufgenommen werden sollten, sangen ein den Neuling einladendes Lied und wurden darauf von den Eltern mit Bretzeln beschenkt, worauf die zwei ersten den mit Bändern geschmückten Neuling auf die Schultern hoben und unter lautem Gesange ihrer Mitschüler vom Elternhause zur Schule trugen." Dr. Seibert in Langbein's Pädagog. Archiv. 1861. No. 1. pag. 39. ff. Fr. Döpping, die Kirche zu Wetter in Oberhessen 2c. Marburg 1860.

Gaben von der Bürgerschaft einsammelte. Galt doch dies noch bis in die neueste Zeit als eine der natürlichsten Formen der Lehrerbesoldung; konnte doch bei solchen Umgängen jeder Einzelne seine Erkenntlichkeit gegen den Lehrer des Ortes am besten an den Tag legen; lag doch für diesen hierin zugleich ein Sporn, sich die Gunst der Bürgerschaft möglichst zu erwerben und zu erhalten.

Daß auch in unsrer Oberlausitz das Gregoriusfest schon in katholischer Zeit ähnlich gefeiert worden ist, läßt sich, so dürftig die Nachrichten über unsre Schulen aus jener Zeit sind, dennoch nachweisen.

In der für das damalige Schulwesen höchst interessanten „Budissinischen Schulordnung“ von 1418[1]), die eigentlich eine Schulmatrikel ist und die gesetzlichen Einkünfte des Schulmeisters und seiner Gehülfen, des Locator, Signator und Cantor, enthält, lautet sogleich der erste Paragraph: „Ein neuer Schüler zu St. Gregorii-Tage, der soll vom (?am?) ersten geben 2 gl. dem Meister zu Lohn und fürbas frey seyn bis auf St. Michaelis-Tag, ob er bleibet bey der Schule; und wan ihn die Schüler holen, vor 1 gl. Pretzel, oder hierauf, ist er arm, so giebet er nichts[2])“. — Auch in Görlitz bezog sich der von jedem Schüler auf das Halbjahr zu zahlende 1 gl. für den „introitus“, den Knauth (Gymnas. aug. p. 9.) erwähnt, jedenfalls auf den Einzug in die Schule am Gregoriustage. Weiter erzählt Knauth (p. 68.), daß „jährlich das Gregoriusfest, wie es in der alten Schule gewöhnlich gewesen, auch nach Einrichtung eines Gymnasiums (1565) durch einen Umgang derer Praeceptores und Schüler celebriret“ worden. — Aus Zittau aber berichtet nicht nur Carpzov (Anal. V. p. 5.), daß die Gregoriuszüge im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in vollem Flor gestanden, sondern Chroniken erzählen, daß, als unmittelbar nach Errichtung des neuen Gymnasiums (1586) das Schulfest am 12. März abgehalten wurde, dabei noch „alle Schüler in weißen Kitteln oder Hemden“ erschienen[3]).

II.

Die Reformation brachte für das Fest keine wesentliche Veränderung. Die Reformatoren waren, wie jeder unschuldigen Jugendlust, so auch diesem Brauche gewogen, der ja überdies ganz geeignet war, das Interesse an der Schule bei dem Volke zu erhöhen. Melanchthon hat sogar selbst mehre Gregoriuslieder gedichtet. Die Predigt des Schulbischofs hörte zwar an den meisten Orten nun auf[4]). Die Schulpredigten des Ortsgeistlichen am Sonn-

---

[1]) Knauth in der Oberlaus. Nachlese. 1771. p. 94.

[2]) Ueber zwei andre in Bautzen übliche Schulumgänge, den zu Fastnacht für die Choristen, denen dann ein „gemeines Bier“ gegeben wurde, und den zu Petri Stuhlfeier (22. Febr.) zu Ehren des Patrons des Bautzener Kapitels, unter welchem seit 1364 die Schule stand, vgl. Oberl. Nachlese 1771. p. 107 fg. Bei letzterem, der Abends bei Fackelbeleuchtung stattfand, pflegte ein papierner Bischof (Petrus) auf einem Stuhle herumgetragen, auf dem Markte aber ein Feuer angezündet zu werden, in welches einst (1523) die Träger die Bischofspuppe warfen, worauf das Fest verboten wurde.

[3]) Von dem Martiniumgange zu Zittau meldet Chr. Weise (De ortu et progressu scholarum per Lusatiam super. Zittau, 1686. 4. und in Hoffmanni Scriptor. rer. Lusat. II. 370.) daß in der kathol. Zeit die Lehrer nach Art der Bettelmönche von Haus zu Haus Naturalien, als Eier, Käse, Würste, Kuchen, einsammelten und dieselben in Kobern und Netzen von den Schülern tragen ließen, die ihrerseits von den Bürgern Martinshörnchen erhielten.

[4]) In Schleusingen freilich erst 1702. Hase, Kirchengesch. 6. Aufl. p. 226.

tag vor dem Gregoriustage blieben aber in vielen Städten in Brauch[1]). Darin wurde einmal der Schulumgang abgekündigt und sodann auf die Wichtigkeit des Schulbesuchs, sowie auf die Pflicht der Erkenntlichkeit gegen die Lehrer hingewiesen. Auch für die Lehrer an den inzwischen in den meisten größeren Städten begründeten Gymnasien hatte es noch nichts Drückendes, sich auf das Einsammeln milder Gaben als auf einen Theil ihres Einkommens angewiesen zu sehen. Wohl aber hatte die Gründung der Gelehrtenschulen für die Gregoriusaufzüge die Folge, daß man jetzt außer dem Papste und seinen Geistlichen und den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, die ja alle der Schule ihre Bildung verdanken, nun auch die Götter und Göttinnen des Olymp und allerhand allegorische Personen darzustellen pflegte.

Auf diese „neue Art" wurde von dem Gymnasium zu Görlitz zuerst 1585 den 26. März das Gregoriusfest abgehalten. Den Zug eröffneten die Schüler der vier unteren Klassen, alle in „weißen Kitteln mit silbernen Gürteln, kreuzweis über die Achseln gelegt", jeder ein Fähnlein in der Hand. Von Schülern der zweiten Klasse wurden die 9 Musen, die 7 freien Künste und die 7 Kardinaltugenden in Frauentracht dargestellt. Die Hauptpersonen wurden von Schülern der ersten Klasse repräsentirt. Da erschien zuerst der Papst mit 18 Bischöfen, 4 Kirchenvätern, 4 Doktoren der Theologie, 4 Juristen, 4 Medicinern, 4 Philosophen; alsdann der Kaiser („einer von Adel") mit der Reichsfahne, „roth und weiß" („kostete 11 Thlr. 18 gl."), gefolgt von den 7 Kurfürsten, deren jeder seine Insignien trug, und von zahlreichem Hofgesinde[2]). — 1591 ging der Papst unter einem Thronhimmel, den 4 „Studenten" hielten; dem Kaiser trug man die Reichsfahne und das bloße Reichsschwert vor, und die Stadtpfeifer mußten trommeln und blasen, „und war sonst eine schöne musica von Harfen, Zittern, Geigen, Lauten, auch allerhand Narrentand". — Ganz besonders solenn aber war der Aufzug von 1646, wo nach langer Pause während des 30jährigen Krieges zuerst wieder das Fest gefeiert wurde. Ihn hat ein Schulmeister aus Markersdorf bei Görlitz, Michael Wehlt, der zu diesem Zwecke in die Stadt gegangen, in seiner handschriftlichen Chronik (p. 341.) ausführlich beschrieben. Früh um 9 Uhr kam der Zug aus dem Kloster heraus, bewegte sich über den Markt bis an's Neißthor, von da nach der Peterskirche und über den Heringsmarkt nach dem Neumarkte[3]), wo ein Kreis gebildet und gesungen ward. Dann kehrte er wieder in's Kloster zurück. Stadtdiener gingen voran und bahnten den Weg durch die von allen Seiten herbeigeströmte Volksmenge. Ein Engel mit einer Fahne eröffnete den Zug. Ihm folgten 40 Knaben in weißen Hemden mit Fähnchen. Dann kamen die 7 freien Künste und die 7 Tugenden, darauf 12 Bischöfe mit Bischofshüten und Caselen (1667 lieh die Görlitzer Geistlichkeit hierzu die der Kirche gehörigen Ornate und Caselen), hinter ihnen der Papst mit großem, grauen Barte, in einem Buche lesend. Auf der Tiara war die Mutter Gottes gemalt. Darauf erschienen die gelehrten Stände, begleitet von kleinen Trabanten. Bergknechte, Jägermeister mit Hunden und Winden, Waffenträger in Harnischen, Ritter, Musikanten, Kur-

[1]) z. B. Christliche Schulpredigten von S. Gregorii Schulfest ꝛc. durch Adamum Cratonem, Superint. zu Calbe. Zu Magdeburg, 1585. 4.

[2]) Vgl. Hoffmann, Scriptores rer. lusat. I. p II. 456. Knauth, Gymnas. aug. p. 68.

[3]) Dem jetzigen Obermarkte.

fürsten, von vielen Fahnen begleitet, schritten nun voran dem Kaiser, der mit Krone und Scepter hoch zu Rosse saß; unmittelbar vor ihm ging die Gerechtigkeit und die Reichsfahne, hinter ihm ein Zwerg und ein Mohr, neben ihm „trefflich viel kleine Trabanten“. Den Zug beschlossen Handwerker, Fuhrleute, Bauern, die allerhand Muthwillen trieben, ja mit ihren Dreschflegeln das Volk „über die Köppe traschen“.

Diese Aufzüge hießen in Görlitz (seit 1586) Gregorius-Liturgien, und noch 1801 existirte auf der dasigen „öffentlichen Bibliothek“ ein starker Folioband in Manuskript, in welchem diese Liturgien bis Mitte des 17. Jahrhunderts „angemerkt“ waren. Dabei waren die Schüler, welche als Reiter oder Fußgänger fungirt hatten, namentlich aufgeführt[1]). Leider ist dies Manuskript nicht mehr zu finden gewesen. In den oben aufgezählten handschriftlichen Nachrichten über die Görlitzer Schule wird wenigstens die Zahl der Schüler, welche in der Liturgie mitgewirkt haben, regelmäßig angegeben, z. B.: „1596 die Liturgia Greg. den 18. März von 87 Schülern gehalten“.

Nicht minder wird die Zahl neu aufgenommener Schüler, mit besonderer Erwähnung „derer von Adel“ angemerkt, z. B. 1581 festo Gregorii 15. Mart. introducti sunt pueri novitii 244. Census totius populi scholastici 598. — 1583 am 11. März ward das Gregorius-Fest gefeiert, novitii 216. In I. classi 113, worunter 18 nobiles; in II. cl. 62, 5 nobiles; in III. 70, worunter 2 nobiles.

Einzelne Festzüge[2]) wurden auch von Schülern beschrieben und besungen, z. B. 1610 Liturgia Greg. cum solemnissima pompa celebrata et carmine descripta a Valentino Rittero, Gorl. fori scholastici praetore. — 1616 Rectore Cüchlero celebrata primum liturgia Greg. solenni pompa cum 30 et decantata carmine graeco-latino a Godofr. Hegenicht (dem ersten Primaner). — 1646 cf. Knauth, gymnas. aug. p. 92.

Die natürliche Scheu vieler Kinder vor der Schule und deren Ruthe suchte man durch kleine Geschenke an sie, besonders durch Süßigkeiten zu überwinden[3]). Vielleicht auf diese Scheu bezieht sich auch der alte Gregoriusbrauch, daß die Eltern ihre Knaben beim Abholen aus dem Hause durch einen Schüler der oberen Klassen auf den Schultern in die Schule „eintragen“ ließen. So war auch Luther einst in die Schule zu Eisleben eingetragen worden. So erzählt der nachmalige Zittauer Rektor Tobias Schnürer,

---

[1]) Neumann, Progr. zum Lob- und Dank-Aktus v. 1801. 4.

[2]) Davon daß, wie anderwärts, am Gregoriusfeste Schulkomödien aufgeführt wurden, findet sich in der Lausitz keine Spur. Die Schulkomödien fanden zu andrer Zeit statt. Hagen (Gesch. des Theaters in Preußen. Königsberg 1854. p. 22. u. 68. erzählt, daß z. B. 1549 in Königsberg die Komödie vom verlornen Sohne, 1635 „Herkules am Wege der Tugend und Wollust“ bei dieser Gelegenheit aufgeführt wurde. — Aehnlich in der Stiftsschule zu Wetter in Hessen.

[3]) Christl. Schulpredigten von S. Gregorii Schulfest durch M. Ad. Cralonem, Superint. zu Calbe. Magdeb. 1585. 4. „Diese Woche, geliebts Gott, wird vnser Schulmeister nach alter guter gewonheit das Schulfest halten für die knaben, vnd junge Schülerlein einholen lassen.“ — „Gleich wie Braut vnd Breutigam jren Ehestand mit Trummel vnd Pfeiffen anfangen: Also werden die kinderlein mit Honigkuchen, Zucker, Rosinichen vnd Mandelkern, die sie garne essen, in die Schül gelocket vnd eingeführt, vnd haben denselben Tag frey, ehrliche freude vnd spiel zu halten.“

daß er unter dem Rektorate des Kaspar Bormann (1513—1535) in die dasige Schule eingetragen worden sei[1]).

Später ließen reichere Leute, zumal Adelige, ihre Söhne in die Schule einreiten. Carpzov (a. a. O.) führt als Zittauer Brauch an, daß dieselben, „nachdem sie bei dem Umgange derer übrigen Scholaren zu Pferde durch die Stadt herumgeführt worden und einen Mann mit einer Stange so mit allerhand essenden Waaren behanget und auf's zierlichste geschmücket gewesen, vor sich hergehen lassen, endlich zur Schule eingeritten, da dann der Rektor die Viktualien an der Stange behalten und nebst den übrigen Schul-Kollegen die Knaben mit einer Mahlzeit traktiret". Doch hörte in Zittau das Einreiten unter dem Rektor Keimann (und zwar 1638) auf. — Aus Görlitz melden die Schulnachrichten vom Jahre 1584: „Introducti 232 novi, quorum in numero equites 15. Dabei hat Junker Friedrich von Nostitz zum Schönborn seinen Sohn zu Görlitz lassen in die Schule reiten mit großer Pracht und Schmuck, und hat vier Vorreiter gehabt, alle mit güldenen Ketten geschmückt, so des Edelmanns Reitknechte gewesen. Es haben auch die Stadtpfeiffer vor dem Knaben her geblasen mit den Drometen, so vorher nie gewesen, und in solchem gedrengnuß haben die Jungen im Kloster ein Werckstück vom Fenster über den Kirchhof herunter geworfen[2])." — Es muß zumal in Görlitz dieses Einreiten sehr üblich gewesen sein, denn 1591 wird ausdrücklich berichtet: „Als man pflegte die Knaben in die Schule zu holen, ist nur einer hereingeritten". Des Abends war Schmaus beim Rektor, wobei er die Kollegen (in Zittau, wie sich aus Obigem ergiebt, auch die Schüler) bewirthete[3]). Auch die Herren des Raths und andere Honoratioren wurden dazu eingeladen. Daß es dabei heiter hergehen mochte, ersieht man daraus, daß z. B. 1587 in Görlitz 53 Kannen Wein dabei verbraucht wurden. 1620 verehrte der Rath daselbst dem Rektor zum convivium 18 Kannen Wein, und jeder aus der Bürgerschaft, der dazu geladen war, brachte eine oder zwei Kannen mit. Seit 1666 ward dem Rektor „zum gewöhnlichen convivio bey dem Gregoriusfeste 10 Thlr. gereicht". Als es aber 1690 dabei zwischen dem Skabinus Besser und dem Konrektor Hauffe „a verbis ad verbera gekommen", erschien im nächsten Jahre Niemand vom Rathe. Erst 1694 wurden auf Ansuchen des Lehrerkollegiums die üblichen 10 Thlr. wieder bewilligt und zwar, da in diesem Jahre das Mahl unterblieb, zur Vertheilung unter die Kollegen, von denen jeder überdies vom Rathskeller „einen Rheinwein", wann aber der Umgang gehalten würde, einen Topf Malvasier erhalten sollte.

Gefeiert wurde das Fest alljährlich, aber nicht immer mit gleichem Pomp. In „schlimmen Zeiten", bei Pest und Kriegsnoth wurde es „sine pompa", „sine ornatu", „ohne Gepränge", einfach mit Absingen von Liedern begangen. Stets aber suchte jeder neu angetretene Rektor durch Veranstaltung eines recht solennen Aufzuges seiner Amtirung Glanz zu verleihen. Bisweilen freilich wurde der Aufzug auch vom Rathe abgeschlagen,

---

[1]) Christoph Helmreich, Zittaviensis, me Tobiam Schnürerum humeris suis in scholam Zittav., ut olim moris erat, sub Casparo Burmanno introduxit. Carpz Anal V., p. 105.

[2]) Vgl. Görlitzer Wegweiser 1832. p. 61.

[3]) 1574 Celebratum festum Gregorii convivio apud M. Joachimum (d. i. Rektor Joachim Meister).

(so z. B. 1689 in Görlitz wegen Schülerexcesse, 1691 und 1692 wegen des erwähnten Streites mit einem Lehrer, 1673 in Bautzen, „gleichwohl aber ist das Pfingstschießen abgehalten worden", setzt der über diese Verkürzung unwillige Lehrer hinzu). Jedenfalls aber war dies Schulfest der Bürgerschaft so lieb geworden, daß, als 1636 in Görlitz nach langer Unterbrechung zum ersten Mal wieder ein Umgang, wenn auch sine ornatu abgehalten wurde, nicht nur der Menschenzulauf ein ungeheurer war, sondern Viele sogar Freudenthränen vergossen, daß sie wieder einen Schulreiter (equitem scholasticum) erblickten, zu dem sich diesmal zum Scherze noch ein anderer, ein Steckenreiter (alter quidem eques, sed arundine longa invectus), gesellte[1]).

Schon mehrmals ist der Gregoriuslieder, welche während des Umzuges vom Chore gesungen wurden, Erwähnung geschehen. Außer einer Sammlung solcher Lieder für die Dresdener Kreuzschule (T. Petermann, christliche Gesänge auf das allenthalben bekannte Gregoriusfest, lateinisch und deutsch, Dresden 1654) besitzen wir eine ältere, für die Görlitzer Schule bestimmte, in einem seltenen Büchlein mit folgendem Titel: Harmoniae Hymnorum scholae Gorlicensis. Vario carminum genere. Quibus lectiones inchoantur et clauduntur, funera deducuntur, pueri solemniter in Scholam invitantur, preces ad Deum quocunque tempore et quacunque in calamitate funduntur. Editione secunda locupletatae et meliore ordine digestae. Gorlicii Exprimebat Johan Rhamba[2]). 12. (s. a.). In diesem Schulgesangbuche steht von p. 113. an („Sequuntur cantiones Gregorianae") eine ziemliche Anzahl theils lateinischer, theils deutscher Gregoriuslieder, meist mit Noten versehen und zwar für vierstimmigen Gesang ausgesetzt. Sie schildern am besten die Bedeutung, welche dies Schulfest im Reformationsjahrhunderte noch hatte, lassen aber auch schon das Mißfallen durchblicken, welches einmal die Geistlichkeit über die Darstellung katholischer Kirchenfürsten in dem Maskenaufzuge, sodann das feiner fühlende Publikum über die etwaigen Extravaganzen der Schuljugend bei dieser Gelegenheit empfanden. Wir können es uns nicht versagen, eins der charakteristischsten dieser Lieder wörtlich mitzutheilen.

Pag. 127. De pompa Gregoriana (mit Melodie).

Ein alter Brauch bein Christen ist,
Das man zu diesen Zeiten,
Die Jugendt durch die Stadt aufflist,
Vnd in die Schul thut leiten.
Mit Klang, Gesang, lieblichem Thon
Auch mehren Ceremonien schon,
Diß Schulfest wird begangen.

In weissen Kleidern treten rein
Die Knaben hübsch gezieret,
In Henden führn sie Fehnelein
Gar süß wird jhn hofieret.
So werden auch allda gezelt,

[1]) Neumann, Progr. zum Lob- und Dank-Aktus, 1801. p. 6.
[2]) Rhamba war Buchdrucker in Görlitz seit 1595. Neumann: Gesch. v. Görlitz. p. 478.

Viel unterschiedlich Ständ der Welt,
Nidrigs vnd hohes Standes.

Diß Spectakel zu Ruhm vnd Preiß
Den Künsten wird gehalten,
Anreitzung gibt es auch zu fleiß,
Den Jungen vnd den Alten,
Das Eltern solln auff frischer farth
Zur Schul senden jhr Kinder zarth,
Vnd Gott es lassen walten.

Die Jugendt auch hieraus versteht,
Das Freykünst hoch zu ehren,
Mit Lust sie drumb solch Fest begeht,
Hilfft jhren Ruhm vermehren,
Manch Knab vor Freud kan schlaffen nicht,
Biß das derselbe Tag anbricht,
Den er stets thut begehren.

Viel kümmern sich vmb diese sach,
Vnd fälschlich daraus spinnen.
Als solt es bringen vngemach,
Bösen außgang gewinnen,
Weil Geistlich Hoheit eingeführt,
Vnd mancher Orden wird gespürt,
Müß Gottes Wort zerrinnen.

Das ist zumal ein falscher wahn,
Dem Schulfest aufgerichtet,
Kein Lehr wird doch wol bleiben stahn,
Ist nicht dahin gerichtet,
Sondern hierdurch wird angemelt,
Wie so viel vngleich Stend der Welt
Aus Schulen thun herspriessen.

Drumb Klaffer halt du deinen Mundt,
Hilff nicht die Schulen schenden,
Nichts böses wird gesucht zur stundt,
Wilst dich denn selber blenden:
Laß alten Brauch der Schulen bleibn,
Jugendt jhr ehrlich Kurtzweil treibn.
Dein Kindt zur Zucht thu senden[1]).

u. s. w.

Johannes Winckler
Mitvveidensis.

---

[1]) Als in Mähren noch gegenwärtig übliche Gregoriuslieder führt Feifalik (in dem Notizen-Blatt der hist.-statist. Section der mähr.-schles. Gesell'ch. zu Brünn 1860. p. 61.) folgende an:

1. Gregóri, Gregóri,
Bumme (Buben) sein Nori,
Madle sein gar nit gscheit,
gebts uns was, es liebe Leut!

III.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts machte sich auf den deutschen Gelehrtenschulen allgemein eine Reaktion gegen die bis dahin ausschließlich gepflegte philologisch-klassische Richtung geltend. Anstatt das Lateinisch-Sprechen und Schreiben als letztes Ziel der gelehrten Bildung hinzustellen, begann man auch auf das Deutsche einen gewissen Werth zu legen, und auch die Realien, namentlich Geschichte und Geographie, in den Kreis der Unterrichtsgegenstände zu ziehen. Anstatt für die todte Wissenschaft wollte man die jungen Leute für das praktische Leben erziehen und zumal den jungen Adeligen eine „politische", d. h. weltmännische Bildung geben, die sie befähige, später in den verschiedensten Lebensstellungen sich nicht nur gelehrt, sondern auch gewandt zu erweisen. Darum galten auch die um diese Zeit besonders in Aufnahme kommenden Schulkomödien als ein pädagogisches Mittel, den Schülern eine „politische hardiesse" beizubringen. Noch war freilich diese politische Bildung selbst eine sehr gelehrte. Der Zeitgeschmack gefiel sich in jenem maßlosen Allegorisiren und Personificiren selbst der abstraktesten Begriffe. Devisen und Symbola mußten die sonst durchaus unverständlichen Figuren erklären.

Diese realistische Richtung spiegelt sich auch in den Gregoriusaufzügen jener Zeit. Sie gaben den Rektoren die schönste Gelegenheit, alle ihre Gelehrsamkeit im Gewande des Zeitgeschmacks zur Schau zu stellen. Bald wurden von ihnen ganze moralische Abhandlungen mit partes und subpartes vermittelst jener Allegorien, Personifikationen und Symbola in Scene gesetzt, wobei natürlich sowohl die allgemein menschlichen, als die jedesmaligen Zeitgebrechen und Thorheiten besonders gern gegeißelt wurden, eine Satire, für welche das Volk zu allen Zeiten reges Interesse empfindet. So konnte Rektor Hoffmann in Zittau vielleicht wirklich Recht haben, wenn er meinte (1711): „Das programma schon könne einen geneigten Leser unvermerkt zu gutem Nachsinnen leiten". Bald aber wurden auch rein historische Aufzüge veranstaltet, in denen die Geschichte des Landes, der Stadt, des verflossenen Jahrhunderts, der Belagerung Wiens durch die Türken, freilich nicht ohne den einmal für unentbehrlich geltenden Apparat der römisch-griechischen Götterwelt vorgestellt wird. In Folge dessen pflegte von jetzt an der ganze Zug stets in mehre Gruppen, „Chöre" oder „Suiten" zu zerfallen. Regelmäßig erscheint auch ein Chor „Berghäuer", welche meist einen Marsch aufspielen. Die erzgebirgischen Bergleute, welche durch das Land ziehen und auf den Märkten Musik machen, sollen den äußeren Anlaß gegeben haben, die zum Zug erforderliche Instrumentalmusik in dieser Verkleidung auftreten

---

2. Sanct Gregori schickt uns aus,
daß wir gehn von Haus zu Haus;
wir bitten Sie um kleine Gab,
daß Sie uns nicht schlagen ab.
Schüler werden wir genannt,
mit gelobten Leuten wol bekannt;
zu Zucht wird die Schul genannt;
darin lernen junge Leut
beten, lesen, schreiben, rechnen, lehren,
Sanct Gregori wol verehren.
Sanct Gregori, mein Patron,
erlange uns die Himmelskron!

zu lassen. Waren für irgend einen historischen Aufzug einmal eine Menge Anzüge angeschafft worden, so erhielten sich dieselben natürlich lange Zeit auf dem Repertoir, und so kehren denn die Chöre in „römischer, persianischer, mohrischer, weiß und grüner, weiß und rother, bunter“ Tracht in den einzelnen Städten häufig wieder. Den Zug aber zieren nicht mehr bloß Reiter in Menge, sondern auch Wagen, auf denen allegorische Gruppen stehen, Chaisen, in denen z. B. 1722 in Bautzen ein Papst Gregorius getragen wird, Käfiche, in welche z. B. 1717 in Zittau Friedensstörer eingesperrt sind, Pyramiden mit Inschriften rc.

Solche Züge konnten nun aber auch vom Publikum nicht mehr ohne Kommentar verstanden werden. Daher wurden jedesmal gedruckte Ankündigungen und Erklärungen derselben, meist in Großfolio, ausgegeben. Dadurch, daß das Konzept dazu dem Rathe vorgelegt werden mußte, konnte dieser eine gewisse, meist freilich nicht eben strenge Kontrolle üben. Aus diesen Gregoriusprogrammen läßt sich nun die Geschichte des Gregoriusfestes auch in unserer Oberlausitz mit größerer Genauigkeit feststellen, da sich die Herren Rektoren meist in einem Vorwort über das Fest überhaupt und zumal über die Feier desselben auf ihren Schulen aussprechen. Das gereimte Vorwort, das Christian Weise seinem ersten Gregoriusprogramme in Zittau 1679 voranschickte, stellt deutlich den Umschwung dar, der mit diesen Aufzügen vorgegangen war.

„Nachdem Gregorius sein Fest begehen wil,
So läst das Mustervolck den alten Brauch geschehen,
Und giebt der wehrten Stadt den Auffzug anzusehen;
Derhalben dencket man schon auf ein Neues Spiel.
Die Götter haben sich bißhero abgenützet,
Die Nationen sind den Kindern selbst bekandt,
Und also wird der Fleiß auf etwas angewandt,
Darbey der Bürger nicht im Fenster müssig sitzet;
Ja was ein blosser Blick nicht bald errathen kann,
Dasselbe giebet hier das stille Blat zu lesen.
Was sol die Jugend thun? sie sucht die Lust im Spielen,
Und selig wer den Muth zu rechten Spielen trägt:
Den wer den Müssiggang also zu führen pflegt,
Der kan nach solcher Lust kein eitles Feuer fühlen.
Das Spiel macht ihn gelehrt, es giebet neue Krafft,
Es muntert alles auf: man legt die Bücher nieder,
Und suchet sie darnach gedoppelt hurtig wieder,
Drum bleibt Gregorius kein Feind der Wissenschafft.“

Zu solchen Zügen paßten aber auch nicht mehr die alten Gregoriuslieder. Die Choristen sangen daher meist geistliche Lieder. Zuletzt aber ward (gewöhnlich auf dem Markte) eine von dem Rektor gedichtete und auf dem Programm abgedruckte „Schlußarie“ oder „Ode“ abgesungen, die höchstens noch auf die Schule, aber nicht mehr auf Gregorius Bezug hatte.

Ueberhaupt war die ursprüngliche Idee des Festes bereits gänzlich in den Hintergrund getreten, weshalb auch die Person des Gregorius nur noch selten, höchstens in einem historischen Aufzuge erscheint. Auch von dem Gregoriustage, den 12. März, war man längst abgegangen. Gewöhnlich wurde der Umzug in der Woche nach Ostern gehalten oder auch später,

wenn Witterung oder Zeitverhältnisse es zweckmäßig erscheinen ließen. Auch das Abholen der neuen Scholaren hatte aufgehört. Der Görlitzer Rektor Grosser erklärte in seinem Gregoriusprogramme von 1710, in den 15 Jahren seiner Amtsführung „sei ihm nicht mehr, als ein einziger Scholar vor angehendem Umgange zur Inskription sistiret worden." So war denn jetzt das Gregoriusfest nur noch ein gern gesehenes Schauspiel für das Volk, ein Hauptvergnügen für die Schüler und eine wichtige Einnahmequelle für die Lehrer.

In der Oberlausitz scheint diese neue Art allegorischer Aufzüge zuerst in Bautzen üblich gewesen zu sein. Schon vom Jahre 1643 findet sich die Beschreibung eines solchen, den der kürzlich angestellte Rektor Theil (1641 bis 1679) veranstaltete. Trotz der noch währenden Kriegsunruhen, sagt derselbe, „hat Ein Hochweiser Rath aus tragender Liebe und guter Affektion zu der Evangelischen Schule auch in diesem Jare den Praeceptoribus und Schülern vergönnt und nachgelassen, das alte Schul- oder Gregoriusfest zu halten und öffentlich umzugehen, dabei denn auch, weil es so Herkommen seyn soll, ein Aufzug, wie man es nennt, mit eingeführt worden[1])." Beim Jahre 1645 heißt es, „daß neben üblichen alten Ceremonien durch etliche Schulknaben ein sonderlicher Aufzug gebracht worden." In jenem ersten Jahre wurden die vier Jahreszeiten dargestellt, und zwar der Frühling durch Venus mit Blumen in der Hand und begleitet von den Grazien und Cupido; der Sommer durch Ceres, die mit Aehren geschmückt ist, auf Garben sitzt und von einem Bauer und einer Bäuerin sammt deren „Ackergeschirr" begleitet wird; der Herbst durch den „wohlbekannten Saufgötzen Bacchus"; der Winter durch Aeolus. So regelmäßig Rektor Theil Anfangs solenne Aufzüge veranstaltete[2]), so traten doch bald Unterbrechungen ein (1647, 1664, 1673—75), wo man den Umgang „ohne einigen Apparat" nur mit Absingen geistlicher Lieder hielt. Bisweilen wurden statt desselben auch Redeakte veranstaltet. Erst unter seinen Nachfolgern Rosenberg[3]) und Bartsch (1711

---

[1]) Laus. Monatsschrift. 1795. I. p. 218 fgg.

[2]) 1644. Wie Adam der Erste, Loth der Gottesfürchtigste, Samson der Stärkste, David der Streitbarste und Salomon der Weiseste von denen Weibern sein verführt und zu Falle gebracht worden.

1645. Die vier Monarchien der Reiche der Welt, auf Rossen sitzende, welchen ihre von Daniel aufgezeichnete Insignia vorgeführt werden.

1646. Die drei Hauptstände.

[3]) 1690. Das über der Glücklich vollzogenen Römischen Königs-Krönung Josephi mit Neuer Freude und Hoffnung Gecrönte Deutschland, von der Budissinischen Schul-Jugend bey Gregorianischen Aufzug in Dreyen Gedächtnüs-Fähnlein (dem blauen Glücks- oder Muths-Fähnlein, dem rothen Kriegs- oder Schutz-Fähnlein, dem schwarzen Siegs- oder Trutz-Fähnlein) fürgestellet und mit Glückwünschendem Chor nach beigefügter Arie besungen.

1691. Das geliebte Vaterland Oberlausitz.

1693. Die herfürragenden Drei Zinnen des Budißinischen Stadt-Wappens wollte mit einem mehr als dreyfachen Glückwunsche an die drey Haupt-Stände — begrüßen — das evang. Schul-Collegium.

1694. Das unter der schweren Kriegs-Last Seufftzende Deutschland.

1695. Ein kurzer Abriß des wahren Christenthums (von der Schuldigkeit des Christen gegen Gott, gegen sich selbst, gegen den Nächsten).

1701. Micropolitias Repraesentatio, oder: Die in den menschlichen Gemüthern sich äußernde und wohl eingerichtete Republik.

1704. Die in Furcht und Hoffnung schwebende Germania.

1707. Die Triumphirende Irene oder Friedensfürstin (mit Bezug auf den Frieden von 1706).

bis 1718) erfolgte wieder eine Reihe brillanter Aufzüge. Kaum hatte aber Rektor **Behrnauer** (1718—40), durch Feuersnoth (1720) bisher verhindert, 1722 wieder einen solennen Zug veranstaltet[1]), so gab das Programm für das nächste Jahr 1723 Anlaß zu gänzlicher Abschaffung dieser Art gelehrten Schaugepränges in Bautzen.

Als Beispiel jener Kunst, durch Anwendung von Personifikationen und Devisen gleichsam eine ganze Predigt in Scene zu setzen, mag der Aufzug von 1685 hier ausführlicher beschrieben werden. Das Thema giebt das Programm folgendermaßen an: „Göttliches Segens-Zelt und Feld, Wie solches zu erlangen und zu erhalten." Den Zug eröffnet, wie immer, ein Fähnrich. Auf seiner Brust befindet sich ein Schild mit einer aufgehenden Sonne und der Ueberschrift: Solus! „Mein voller Schein — Der thuts allein." und mit der Unterschrift: Incrementum a Domino. „Bloß Gottes Segen bringt — Daß dir und mirs gelingt." Auf dem Rücken trägt er ein zweites Schild, worauf eine Regenwolke, die ein grünes Feld tränkt, mit dem Motto: Mea guttula temperat aestum. „Mein Thau- und Wolcken-Safft — Giebt Feld und Wäldern Krafft." Darauf erscheint Joseph, der Freund des Pharao, mit Krone und Scepter. Er schreitet voran dem ersten Wagen. Darauf sitzt Divina Benedictio, der göttliche Segen, dargestellt durch eine Matrone in bunter Tracht, die einen Kranz von Blumen und Früchten auf dem Haupte, in der Hand aber einen Schild trägt, worauf ein goldner Schlüssel, an dem das cornu copiae herabhangt. Das Bild wird erläutert durch die Devise: Do bona cuncta. „Mit meiner milden Hand — Vergnüg' ich jeden Stand." Drei Jungfrauen, welche neben der Matrone stehen, repräsentiren die drei Hauptstände und nehmen aus einer Bundeslade a. die Tafeln Mosis (Utrumque tuebor. „Ich schütze beiderley — Daß dir geholfen sey.") b. Aarons blühenden Stab (En, fructu et flore nitesco. „Ich hab' in einer Nacht — Safft, Blüth' und Frucht gebracht.") c. eine Schachtel mit Manna (En, nutrio cunctos). König Krösus mit seinen Reichsbedienten beschließt den ersten Zug. Auf seiner Krone steht: Me tempora laeta coronant. Mehre berühmte Römer und Griechen, die das Landleben beschrieben und besungen haben, als Cato, Varro, Virgil, Hesiod und einige Kaufleute begleiten ihn. Ein Tugendherold mit zwei Rittern eröffnet den zweiten Zug. In seinem Wappen führt er einen Kreis, worin ein auf die Spitze gestelltes Ei mit der Umschrift: Cingo virtutis amores. „Der Tugend-Kreiß — Schleußt meinen Creuß." Auf dem zweiten Wagen stehen a. Pietas, ein strahlendes Kleinod auf der Brust und ein brennendes Herz hoch in der Hand mit dem Motto: Colendo. „Der Dienst — Gewinnst." b. Oratio, dargestellt durch den knieenden und betenden Propheten Daniel, der ein Rauchfaß schwingt und das Symbolum hat: Orando. „Begehr — Gewähr." c. Obedientia in der Person Abrahams, der seinen Sohn

---

1711. Irenica Europae Desideria, oder das nach Ruh und Frieden seufzende Europa.

1713. Milcene tripudians, oder den über Ihres Großmächtigsten **Augusti** höchst glücklich erlebten **44.** Geburtstage hoch erfreute **Milcene.**

[1]) Ein kurzer Abriß der eitlen Weltliebe. (Dabei Gregorius, umgeben von Cardinälen und Bischoffen; Demokrit und Heraklit, die über die Eitelkeit der Welt lachen und weinen; eine „Bande critisirender Journalisten" mit einem Neze, womit sie lateinische Hasen fangen wollen; Xerxes, der das Wasser peitscht &c.).

opfert, mit den Worten im Schilde: Parendo. „Gehör — Vermehr." d. Diligentia mit einem Bienenstocke. Auf einem dritten Wagen präsentiren sich a. Beneficentia mit einem überlaufenden Brunnen, b. Gratifudo mit den Grazien, c. Parsimonia, welche „Bröcklein auflieset," d. Humilitas, auf deren Schilde eine mit Ketten an dem Himmel hangende Erdkugel abgebildet ist. Vor dem vierten Wagen reitet ein Reiter mit einem Phönix im Schilde und der Devise: Ex cinere incrementum. „Gott hebt mich aus der Asch und Erde — Daß ich durch ihn gesegnet werde." (Dies mit Bezug auf den großen Stadtbrand von Bautzen.) Auf dem Wagen selbst erscheint a. das hochgepriesene Budißin, in ihrem Schilde Thürme und Mauern, über die eine Hand vom Himmel herab schützend sich ausstreckt, und die Worte: Turres et moenia munit. b. Prudentia mit einem Herz, worin ein Auge, und den Worten: Sum prima secundis. c. Concordia mit drei von Ketten umschlungenen Herzen. d. Iustitia mit dem Bilde von Salomo's Urtheilsspruche. Der Epilogus mit dem Budissiner Stadtwappen macht den Beschluß des ganzen Zuges.

In Zittau, wo 1664 wegen Türkengefahr die Umzüge eingestellt und die Lehrer deshalb entschädigt wurden, scheint erst Rektor Christian Weise (1678—1708) die Umzüge nach dem neuen Geschmack eingeführt zu haben. Man darf dies sowohl aus den oben (p. 55.) angeführten Versen aus seinem ersten Gregoriusprogramme (1679), als auch aus dem Umstande schließen, daß sich von den früheren Rektoren gar keine derartigen Programme finden. Weise aber war ganz der Mann, durch solche öffentlichen Produktionen nicht nur seiner Schule einen um so größeren Glanz zu verleihen, sondern, ebenso wie bei seinen Schulkomödien, damit auch pädagogische Zwecke zu verbinden. Unter ihm standen diese Aufzüge im höchsten Flore. Nach ihm richteten sich die Rektoren der übrigen Schulen, zumal in der Lausitz, von denen ja mehre einst seine Schüler gewesen waren. Der realistische Zug, der in Weise's Erziehungsgrundsätzen allenthalben hervortritt, ließ ihn besonders historische Aufzüge arrangiren. Der ganze Zug zerfiel bei ihm stets in vier Chöre, von denen der erste von den kleinen Schülern in „Engelstracht" oder in „Hofmannshabit" und den musicirenden „Studenten nebst rector magnificus und den übrigen professoribus," der vierte aber von Berghauern, „die sich mit allerhand lustigen Liedern hören lassen," ferner von den Handwerkern, von denen jeder „sein Meisterstück" trägt, gebildet wurde. Von dem zweiten und dritten Chore wurde das eigentliche Thema, und zwar meist von jedem ein besonderes, zur Darstellung gebracht. Als Beispiel eines solchen historischen Zuges beschreiben wir den von 1679, dessen zweiter Chor „den Anfang und das fernere Wachsthum der Stadt Zittau" vorstellt. Voran schreitet das Fatum mit einem Schilde, worauf der Buchstabe Z, welcher Doppelbuchstabe selbst schon als ein gutes omen für die Stadt gilt, wie die Inschrift eines begleitenden Knaben: Gemina litera, gemina fortuna! andeutet. Zwei weiß und grün gekleidete Knaben und zwei Nymphen, alle mit Spritzen versehen, stellen zwei Bäche, deren Wasser in Röhren in die Stadt geleitet wird, und die beiden Flüsse, an denen Zittau liegt, vor. Sie tragen die symbola: salubritate, claritate, ex me cibus, ex me candor (wegen der an der Mandau gelegenen Bleichen). Drei „Puschmänner" von verschiedener Größe, die mit Tannzapfen um sich werfen, erinnern an die umliegenden Berge, den Schülerbusch (amica musis), die Lausche (nuncia



tempestatis) und das Königsholz (medicina frigoris). Nach dieser Schilderung der Lage wird der erste Anbau der Stadt durch einen Fuhrmann (ob transitum) und einen Leiermann (ob mansionem), die zu Anlegung der ersten Kretschame Anlaß gegeben haben sollen, angedeutet, worauf Fortuna mit einer geflügelten Kugel (exspectat), Sedulitas mit einem Dreispitz (plantat), Gracia principis mit einer Gießkanne (rigat), Gracia dei mit einer Sonne (dat incrementum), Flora mit einem Lilienstengel (ex hoc lilium), Pomona mit einem Zweige (ex hoc arbor), das allmähliche Wachsthum der Stadt symbolisch bezeichnen. — Ein Knabe mit einem Schilde: huic debet nomen geht nun der sagenhaften Zittavia voran, die als Wittwe das erste Kloster in Zittau gestiftet haben soll, was durch Devotio in schwarzer Kleidung (in templo securitas), Solitudo in weißer Kleidung (in viduitate pietas), einen Mönch (ob fraternitatem) und eine Nonne (ob virginitatem) angedeutet wird. Hinter einem Knaben mit dem Schilde: huic debet fundamentum kommt König Ottokar, der Zittau mit Mauern umgab. Ein Bauer mit Aehren (nutrit) und eine Magd mit einem Graskorbe (saginat) weisen auf die damaligen Hauptnahrungszweige der Stadt hin. Auf einen Knaben mit der Inschrift: huic debet incrementum folgt der junge König Wenzel, der in Zittau soll erzogen worden sein. Zwei Bürger in altväterischer Tracht (tuta obscuritas und auxilium parvo), ein Brauer (liquore dives), ein Leinweber (lino celebris) und ein Tuchmacher (panno diligens) deuten auf den wachsenden Wohlstand der Stadt. Ein Knabe mit den Worten: huic debet ornamentum weist auf den nun erscheinenden Kaiser Karl IV. hin, dem Auctoritas mit einem Regimentsstabe (senatum firmavit) und Opulentia mit dem cornu copiae (civitatem locupletavit) folgen. Der Bund der Sechsstädte wird durch Concordia mit sechs Pfeilen (bis trinum, bis perfectum) dargestellt, die an einer Kette sechs Knaben in römischem Habit führt, deren jeder ein rothes, brennendes Herz hält. Ein alter Pater (iniquis vicinis), Tarditas mit einer Schnecke (consuetudini), Superstitio mit einem Medicinglase (persuasioni) und ein alter Schulmeister mit einem Kober, als Repräsentanten des geistigen Lebens während der katholischen Zeit, bereiten vor auf die Reformation. Dieselbe wird dargestellt durch einen Engel mit einem langen Briefe, worauf steht: aeternum evangelium. Ihm folgen Veritas mit einem Lichte (cedendum luci), Festinatio mit einem Kreuze (occurrendum cruci), zwei Geistliche (imperfectum, quia inceptum und piae eruditioni) und ein Schulbedienter (eruditae pietati). Nach glücklicher Einführung der Reformation herrschte bis gegen Ende des Jahrhunderts unter den milden Herrschern des österreichischen Kaiserhauses Ruhe und Friede. Dies stellt ein Triumphwagen mit dem österreichischen Wappen dar, gezogen von vier Personen in weiß und rother Livrée mit gleichfarbigen Fähnchen. Zwei vorausgehende Knaben deuten die Farben (rubrum amori und album veritati); es folgen Libertas (in spem religionis) und Securitas (in quietem patriae). Vom Ende des 16. Jahrhunderts an aber traf Zittau mannigfaches Mißgeschick, Pest (1599), Brand (1608); dazu kam die allgemeine Theurung (1616) und der 30jährige Krieg. Dies stellt Weise folgendermaßen dar: Alastor mit einem Beile, begleitet von zwei Mohren, trägt das Motto: utinam una cervix! und ihm folgen Pestis (vitae), Incendium (bonis), Annonae caritas (corpori), Bellum (reipublicae). Da brachte endlich der Friede die Lausitzen an Kursachsen. Auf einem Triumphwagen,

den vier gelb und schwarz gekleidete Personen ziehen, befindet sich das sächsische Wappen. Zwei Knaben in gleicher Livrée deuten die Farben: nigrum pietati, flavum opulentiae. Pax (sub gladiis quiesco), Religio (sub ruta viresco), Constantia (sub electore electa) stellen das Glück unter dem neuen Herrscherhause dar. Hinter dem Musikdirektor mit seinen Instrumentalisten und Vokalisten kommt endlich Fama mit einer Trompete und den Worten: in dies notior, und schließt den Zug, oder vielmehr nur den zweiten Chor. Denn nun folgt erst der dritte, welcher in ähnlicher Weise Anfang, Fortgang und Ausgang des menschlichen Lebens vorstellt, und der vierte Chor, nämlich die singenden Berghauer und die Handwerker mit ihren Meisterstücken.

Gegen Ende seines Lebens bestrebte sich Weise[1]) mehr und mehr, daß der Aufzug „modest" erscheine, und nichts Ueppiges unterlaufe, und ließ seitdem anstatt der Beschreibung eines Zuges eine Art Räthsel abdrucken. („Nun stellt die liebe Zeit sich wieder fröhlich ein — Da wir dem Jahre nach ein Räthsel schuldig seyn" 1708.) So schildert er 1705 „den allgemeinen Märtyrer des menschlichen Geschlechts" (den Flachs), 1706 den besten Freund desselben (den Roggen), 1707 den besten Compagnon (den Taback). Seine Nachfolger Gottfried Hoffmann[2]) (1708—12) und Wentzel[3]) (1713—23) setzten zwar die solennen Aufzüge fort, aber der sittenstrenge, später in die Herrnhuter Brüdergemeinde eingetretene Polykarp Müller (1723—38) scheint sie haben eingehen zu lassen. Wenigstens habe ich von ihm kein Programm gefunden.

In Görlitz bestanden diese gelehrten Schaugepränge nur kurze Zeit. Als Rektor Funck (1666—95) sein Amt angetreten hatte, veranstaltete er sogleich im nächsten Jahre 1667 einen solennen Aufzug, aber im alten Stil.

---

[1]) 1680. a. Die Succession der Herren in der Oberlausitz in 8 Suiten. b. Das Friedensfest vom Jahre 1679.

1681. a. Das Ruhm-würdigste Gedächtnis des nunmehro in Gott ruhenden Durchlauchtigsten Landes-Vaters (Joh. Georg II. † 1680) b. Die Hoffnung auf die Regierung des neuen Churfürsten.

1682. a. Das Ebenbild politischer Einigkeit. b. Die Unruh und die Bezähmung der menschlichen Affekte.

1683. Natur und Wirkung der vier Elemente.

1684. Die vier Jahreszeiten.

1685. Der vierfache Wechsel der menschlichen Vergnügung (Wollust, Ehre, Reichthum, gelehrte Klugheit).

1686. Der sechsfache Wechsel des Zittauer Schulstandes (nach dem Jubiläum des Gymnasiums).

1688. Die natürliche Wirkung oder die hieroglyphische Deutung der sieben Planeten.

1699. Der Abschied vom verflossnen seculo und die vergnügte Hoffnung vom künftigen seculo.

[2]) 1710. Der sanctus praetextus, d. i. der allgemeine Deckmantel der Laster oder die scheinheilige Falschheit der menschlichen Tugenden.

1711. Der falsche und unzulängliche, wie auch der wahre und bewährte Trost und Rath in böser und gefährlicher Zeit.

[3]) 1715. Die zwei großen Krämerinnen auf der allgemeinen Weltmesse, Sophia und Moria.

1717. Geringes Sieges- und Ehrenmahl dem Allerdurchlauchtigsten — Friderico Augusto aufgerichtet. (Dabei nicht weniger als 12 wohlaufgeputzte Reiter).

1719. Die drei ungleich gesinnten Tadler aus Griechenland: Heraclitus, Democritus, Diogenes.

1721. Die Bekehrung des großen Wittekind zum christlichen Glauben.

1722. Vereinigungswerk beider protestant. Religionen.

Kaum als ein schwacher Versuch eines historischen Zuges dürfte es gelten, daß er 1671 die Stadt Görlitz unter der Gestalt einer adligen Jungfrau, geführt von den Engeln Michael, Gabriel und Raphael, erscheinen ließ[1]). Er hatte diesmal durch ein deutsches Programm mit einer geschichtlichen Einleitung und Apologie des Gregoriusfestes den Umzug angekündigt. Dennoch melden die Schulnachrichten, die Abhaltung des Festes durch einen solennen Akt sei vom Magistrate abgeschlagen worden. In Folge dessen kündigte er 1673 den gewöhnlichen Umgang wieder durch ein lateinisches Gedicht an, worin die Schule mit der Arche Noäh (1675 mit dem Argonautenschiffe) verglichen war. Erst 1684 fand nach 17 Jahren zuerst wieder ein großes „Gregoriusgepränge" statt, „wo über die gewöhnlichen Aufzüge ein absonderlicher und neuer: die im vorigen Jahre von den Türken belagerte und glücklich entsetzte Stadt Wien vorstellend, so wie das ganze heurige Geschicke" sich producirte. Rektor Grosser (1695—1736) folgte Anfangs der Zeitsitte[2]), seit 1704 aber ließ er, zum Theil in Folge der nahen Kriegesnoth, nur geistliche Lieder singen und hob 1710 die Gregoriuszüge, zuerst in der Lausitz, gänzlich auf.

Auch in Lauban fanden schon unter Rektor Wende[3]) (1688—95) allegorische Aufzüge, wenn auch mit minderer Pracht und meist nur aus zwei Chören bestehend, statt. Rektor Hoffmann[4]) (1695—1708) setzte sie fort, bis der schwedische Krieg sie hier, wie anderwärts, auf Zeit unterbrach. Er setzte dramatische Uebungen an ihre Stelle. Unter seinem Nachfolger Gumprecht (1709—31) blieben die dramatischen Aufzüge fast gänzlich „abgestellt." Erst unter Böttner (1732—40) wurden sie wieder „erbaulich gehalten und aufgeführt"[5]). Unter seinen Nachfolgern kamen noch von Zeit

[1]) Neumann, Gregoriusprogr. v. 1801. p 8.

[2]) 1696. Die verübten und bestraften Zungensünden.
1697. Der Sünden-Sold.
1699. Nubila et Jubila jam exeuntis seculi, Kriegesfest und Siegesfest.
1700. Furcht und Hoffnung, als zwei itzige Zeit sich in den menschlichen Gemüthern äußernde widrige Affekte.
1701. Die Vergnüglichkeit und Unvergnüglichkeit, Grund bürgerlicher Ruhe und Unruhe.
1702. Des Fleisches Krieg und des Geistes Sieg.

[3]) 1694. Allerhand Personen, so sich im gemeinen Leben beliebt oder verhaßt machen können.

[4]) M. Gottfr. Hoffmann's Lebensbeschreib. v. Didaskolophilo (Chr. Altmann). Budissin 1721. p. 694.
1696. Das Gemeinste und Rarste, d. i. die unvernünftige und christliche Liebe.
1697. Die rechte Sorgen-Cur, oder das gläubige Vertrauen auf Gottes Vorsorge über zeitliche Nahrung.
1698. Das Beste und Aergste im gemeinen Wesen, d. i. die gute und böse Auferziehung der Jugend.
1699. Ungeschehene Dinge des künftigen Seculi.
1700. Die merkwürdigsten Geschichten der Stadt Lauban.
1702. Dinge, die zwar zu wünschen, aber nicht zu hoffen sind, oder die vollkommene und recht glückselige Republik, wie sie beschaffen und wie sie in der Welt zu finden sei.
1703. Die falsche und die wahre Gemüthsbelustigung.
1704. Mysterium cordis humani, d. i. das menschliche Herz, ein trotzig und verzagtes Ding.
1705. Der studierenden Jugend schönste Lebenszierrath und vornehmste Berufspflichten.
1706. Die größte Zunft und das allerstärkste Handwerk (das der Lügner).

[5]) 1734. Die milde Gutthätigkeit gegen die Schulen.
1736. Die Erkenntniß Gottes.
1739. Unterschied der wahren und falschen Gelehrsamkeit in 2 Suiten. (Böttner sähe diese Aufzüge lieber abgeschafft. Singul. Lusat. II., 621.)

zu Zeit größere Aufzüge vor. Der letzte, von dem ich Nachricht gefunden, wahrscheinlich der letzte in der ganzen Oberlausitz, wurde 1740 von dem Konrektor Seidel abgehalten. Er stellte „Lehre und Zucht, als die beiden Hauptbeschäftigungen wohlbestellter Schulen“ dar, und zeigte neben Reitern und Wagen noch einmal einen Bischof Gregorius.

Von dem Lyceum zu Löbau meldet Knauth in seiner „Kurzen Geschichte der Schule in der Churf.-Sächs. ältesten Sechs-Stadt Löbau.“ Görlitz 1766. pag. 33., daß daselbst ebenfalls, wenn es nicht „die trübseligen Zeiten verbothen,“ der Gregoriusumgang in pompa stattfand und im 17. Jahrhundert sogar beschreibende Programme dazu ausgegeben wurden. Von 1687 erzählt er, daß wegen der Landestrauer „alle Classen auf die Art, wie bey Leichenbegängnissen zu geschehen pflegt, dabey aufgeführt worden; das Chor bey denen Herrn Collegen ist in Mänteln gegangen, das (2te oder) sogenannte Berghauerchor aber in Degen erschienen.“ Es war üblich, daß man nach dem Umgange in der Stadt auch auf die in die Nikolaikirche eingepfarrten Ortschaften ging. In Folge der „beschwerlichen Kriegsläufte“ im 17. Jahrhunderte hatten die Lehrer es den Schülern freigestellt, ob sie „ihr accidens“ an ihrer Statt daselbst „einfordern“ wollten. Natürlich geschah nun dabei von den Knaben solcher Unfug, daß der Rath 1665 diese Züge auf die Dörfer gänzlich abschaffte[1]). In der Stadt und Vorstadt dauerten sie fort und währten 2 Tage; noch 1692 wurde dem neuangestellten Quartus gestattet, an dem Ertrage derselben zu participiren.

Auf dem Lyceum zu Kamenz scheinen die Verkleidungen bei den Gregoriusaufzügen sich meist nur auf die allerüblichsten Masken von Bergleuten, Essenkehrern, Jägern, Türken beschränkt zu haben. Ein dramatischer Aufzug wurde zuerst 1739 unter dem Rektor Heinitz[2]) und dann abermals 1742 veranstaltet. Schon 1747 setzte Rektor Voigt dem Publikum auseinander: „Warum der sonst gewöhnliche Gregoriusaufzug eingestellt geblieben.“ Auch hier zog man nach dem Umgange in Stadt und Vorstadt (durch letztere zog man in rascherem Schritt) auf die städtischen Landgüter und machte mit dem Freigute zu Lückersdorf den Beschluß, wo den Schülern von dem Pächter eine Erquickung gereicht wurde. Der Zug wurde hierbei von dem Präfekt des Chores geführt und der „Expektant“ besorgte das Einsammeln in „die große Büchse.“ Der Ertrag gehörte dem Rektor, der den Schülern nach dem Umgange eine kleine Ergötzlichkeit bereitete[3]).

Selbst in dem kleinen Seidenberg wurden Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Rektor der dasigen Schule Ideler (1726—58) statt der gewöhnlichen Umgänge mit Verkleidung Einzelner solenne Aufzüge mit erklärenden Programmen veranstaltet[4]).

---

[1]) Knauth, a. a. O. p. 28.

[2]) Die unterschiedenen Wege, auf denen die Menschen der Ehre nachwandeln. Singul. Lus. II. 623.

[3]) Nach freundlichen Mittheilungen des Lehrers Klix in Kamenz. Die Programme sind mir leider nicht zur Ansicht gekommen.

[4]) (Kloß) Sammlung einiger histor. Nachrichten von Seidenberg. Lauban 1762. p. 225. 1727. Die edle Tugend der Verschwiegenheit. — 1731. Wie rechtschaffene Schulen insgemein als wahre geistige und leibliche Gregorii, oder Wächter, beschaffen sein sollten. Ein andermal: Die Historie der Theurung zu Samaria. Die Geschichte des Propheten Jonas und der Stadt Ninive.

Ebenso in Marklissa unter dem Rektor Daniel Zippel (1711 bis 1748)[1]).

Von dem Vorkommen dieser maskirten Umzüge in Dorfschulen habe ich nur ein Beispiel gefunden, welches Korschelt (Ortsgeschichte von Berthelsdorf und Herrnhut. 1852. pag. 63.) aus dem Tagebuche des damals 16jährigen Grafen Zinzendorf anführt. „Den 20. Mai 1716 sind die Gregorischüler von Berthelsdorf auf hiesigen (Großhennersdorfer) Hof gekommen, im weißen Habit und Fähnlein, Sturmhauben und allerlei Zierrathen und haben einige Lieder gesungen. Darnach hat einer einen Vers perorirt, welches der Schulmeister der gnädigen Großmama (Frau von Gersdorf) gedruckt übersandt: „„Ich bin zwar kein Poet und kann nicht zierlich schreiben ꝛc."", das sie am Ende mit zwei Chören angestimmt. Hierauf warf ich ihnen zu ein versiegelt Paket mit Geld, welches ihm eingehändigt ward, aber im Niederfallen aufsprang. Darauf war geschrieben: „Vor die Gregorischüler von Berthelsdorf, nebst der Erinnerung, ihren Aufzug beim Lobe Gottes bleiben zu lassen und sich nicht mit närrischer, theatralischer Kleidung zu versehen, widrigenfalls man es in totum prohibiren wird."

IV.

Die hier von dem jungen Zinzendorf ausgesprochene Ansicht über die Gregoriusaufzüge ward übrigens Anfang des 18. Jahrhunderts von sehr vielen Gebildeten getheilt. Nicht nur die naiven Zustände, aus denen das Fest mit allen seinen Bräuchen hervorgegangen, waren längst verschwunden, sondern auch die Blüthezeit des prunkenden Gelehrtenthums, durch welches die Aufzüge in der geschilderten Weise ausgebildet worden waren, ging zu Ende. Das einst allbeliebte Schulfest hatte sich in dieser Gestalt überlebt, und allgemein suchte man entweder nach andern entsprechenderen Formen für dasselbe, oder man strebte am liebsten nach gänzlicher Abschaffung.

Von vielen Seiten machte man jetzt dem Feste seinen Ursprung selbst zum Vorwurfe. Der Diakonus Johann Kaspar Wetzel zu Römhild[2]) eiferte gewaltig gegen dasselbe, als eine Abgötterei, obwohl der Generalsuperintendent zu Wittenberg Dr. theol. Karl Gottlob Hoffmann es in Schutz nahm[3]).

Auch der Rektor Mücke zu Guben (Vom Ursprunge des Gregoriusfestes. Guben 1793. 8.) erklärte es für im Widerspruche mit den Grundsätzen einer gebildeten Vernunft, von Schülern und Lehrern ein itzt ganz zweckloses Fest, welches ursprünglich der Verehrung einer heidnischen Göttin, der Minerva, und nachher dem Andenken des Papstes Gregorius bestimmt war, öffentlich — feiern zu lassen? Ebenso erklärte Rektor

---

[1]) „Ein curieuses Lied, worinn des sogenannten Niemands seine Laudes geprieſen werden, wird am Gregoriusfeste zu Marglissa den 17. May 1724 im öffentlichen Proceß abgesungen, und allen anschlägigen Köpfen zu weiterm Nachsinnen recommandiert. Im Ton: „„Ach, traute Schwester mein."" Lauban. 8°. Flögel, (Gesch. des Groteskcomischen, p. 193. fg.) 1736 stellte der Rektor in der Woche vor Pfingsten die Hoffnung in drei Suiten dar, nämlich die befestigte, die scheinbare, die betrogene, zuletzt die begrabene in einem Sarge. Ein Programm kündigte den Aufzug an und erklärte ihn. (Singul. Lusat. II. p. 182.)

[2]) Hymnologia sacra, i. e. Dr. H. Müller's 10 andächtige Betrachtungen von geistl. Liedern, nebst einer Vorrede vom Gregoriusfest und Liedern. Nürnberg 1728. und: Quaestio moralis: An festum Gregorii sit vanitas ideoque abrogandum? Römhild. 1733. 4.

[3]) Ob das Gregoriusfest ein selbsterwählter Gottesdienst und Abgötterei sei? Leipzig. 1728. 8.

Grosser in Görlitz (1710), „es sprosse aus einer Wurzel, die lieber ausgerottet, als gehegt werden solle, nämlich dem katholisch-papistischen Sauerteige."

Ganz besonders eiferte die Geistlichkeit gegen den Unfug der theatralischen Aufzüge und die dabei unterlaufenden „Unanständigkeiten." Und sie hatten hierin so gar Unrecht nicht. Wenn z. B. 1722 in Bautzen unter Anderem auch Eva mit dem Feigenblatte sich producirte, oder 1694 in Lauban, um die „ungezähmte Löffelei" darzustellen, „zwei verbuhlte Sirenen erschienen, die ein frommes, junges Blut verführen"; oder wenn, wie oben bereits erwähnt, 1643 in Bautzen plastisch gezeigt wurde, „wie Adam der Erste, Loth der Gottesfürchtigste, Samson der Stärkste, David der Streitbarste, Salomon der Weiseste, von deren Weibern sei verführet und zum Falle gebracht worden," — so möchte man dies für vereinzelte pädagogische Mißgriffe halten. Aber der Unfug war, wie der Brauch sich einmal gestaltet hatte, überhaupt nicht zu vermeiden. Der theatralische Aufzug zwar wurde jetzt an den meisten Orten an einem Tage durch die Straßen der Stadt geführt. Allein indem nun an den folgenden Tagen die Lehrer mindestens mit dem Chore von Haus zu Haus einsammeln gingen, hatten nicht nur alle Klassen frei, sondern die müssigen Schüler benutzten die einmal gewährte Maskenfreiheit im ausgedehntesten Maße; bald schlossen sie sich auf Zeit an den Zug wieder an, bald trieben sie sich in Kostüm in der Stadt umher. Hieraus entstand zunächst ein unverantwortlicher Zeitverlust. In Bautzen brauchte man 14 Tage, ehe man in Stadt und Vorstadt herumkam. Aber das Schlimmste war, daß nicht nur die Lehrer, sondern auch die Schüler von Haus zu Haus mit Bier und Wein bewirthet zu werden pflegten, so daß, wie Mücke (a. a. O. pag. 32.) erzählt, der Fall wohl vorkam, daß schon nach dem sechsten Hause die Knaben so trunken waren, daß für diesen Tag der Umgang abgebrochen werden mußte. Und von allem diesen Unfuge mußten die Lehrer Zeuge sein; geschah er doch um ihretwillen, zu ihrem Vortheile.

Fast alle Lehrer waren daher darüber einverstanden, daß, wie Mücke (pag. 4.) es ausdrückt, die Würde des Schulstandes durch einen Aufzug entehrt werde, „in welchem der dadurch tiefgekränkte Mann von Ehre und Gefühl, gleich dem weggeworfensten Bettler, was er durch unermüdete Arbeit rechtmäßig verdient hatte, sich durch Schreyen und Singen, oft im Sturm und Wetter, auf den Strassen und vor den Thüren, selbst der niedrigsten Volksklasse, einsammeln mußte." Und doch waren die Lehrer auf dieses accidens angewiesen und mußten durch möglichstes Gepränge um die Freigebigkeit der Bürger buhlen; denn wenn kein solenner Aufzug stattfand, merkte man den Ausfall in der Büchse. Dazu war der Reinertrag der Sammlungen ziemlich gering, da bei großen Aufzügen auch die Auslagen desto größer waren. Schon 1643 klagte Rektor Theil in Bautzen: „Es hat aber dieses den praeceptoribus nicht wenig gekostet, und wäre zu wünschen, es hätte der erste Anfänger auch den modum mit eingeführt und angegeben, wie man desto leichter dazu gelangen können." Es blieb daher den Meisten nichts übrig, als sich, wie Rektor Schöttgen in Frankfurt a. O. (1716) zu trösten: „Was etwa noch mehr dabey vorkommen möchte, das müssen ehrliche Schuldiener als ein malum necessarium nebst anderen Verdrießlichkeiten erdulden, indem wohl keine Hoffnung zu machen, daß das hierbey vorfallende accidens auf eine anständige Weise ersetzt werden möchte."

Diese Hoffnung sollte in der Oberlausitz zuerst in Zittau in Erfüllung gehen. Vergeblich hatte Rektor Hoffmann bei seinem Amtsantritte die Aufzüge noch als eine „anständige Rekreation" für die Jugend erklärt und sie gegen diejenigen in Schutz genommen, „welche meinen, es werde ihnen durch dieses Fest blos eine Freiheit zu Ausübung einer wollüstigen Gemüthsneigung" ertheilt. Es waren doch wiederholt Excesse der Schüler vorgekommen. Waren doch selbst unter Rektor Weise (1706) viele Schreiber (d. i. Gymnasiasten) in's Stockhaus gesetzt worden, weil sie am Gregoriusfeste große Ueppigkeit begangen hatten[1]). Auch „schmähte die Geistlichkeit" über die ganze Festivität; „denn sie rührte vom Heidenthum her." Unter Rektor Müller kam daher 1734 das Lehrerkollegium um Abschaffung derselben ein. Wie es scheint nach langen Verhandlungen, über welche leider die Akten weder in Zittau noch in Bautzen aufzufinden gewesen sind, stellte endlich den 28. März 1737 auch der Magistrat das Gesuch, „das sogenannte Gregoriusfest, mithin auch den dabei gewöhnlichen Umgang und Kollekte gänzlich einstellen, hingegen denen Schulkollegen aus dem aerario der piarum causarum Ein Hundert Thaler alljährlich" zur Vertheilung auszahlen zu dürfen. Ein königliches Rescript vom 4. September 1737 bestätigte diesen Antrag. Daß sich etwa auf diese Summe nach Abzug der Kosten der jährliche Reinertrag der Sammlung belaufen haben mag, geht aus der Angabe Grosser's (1710) hervor, „daß eine benachbarte Stadt unter ihrem verblichenen Herrn Rektor (Weise 1678—1708 †) über 3500 Thaler dem Lehrerkollegium zugewendet habe."

In Görlitz hatte der eben genannte Rektor Grosser, längst überzeugt von der Ungehörigkeit des Gregoriusspektakels, 1710 den glücklichen Gedanken, an dessen Stelle den 25. Juni, den Tag der Uebergabe der Augsburgischen Konfession, als „ein Gott geweihtes Denck- und Danckfest" durch einen Redeaktus feier zu lassen. Er wollte damit „den sogenannten Gregoriusumgang zwar nicht gänzlich begraben, aber doch so lange beigesetzt haben, bis ein Hochedler Magistrat in dieser Sache weiter disponiren wird," will aber jedenfalls „den Flor der Schule lieber im Innern, als auf den Gassen legitimiret" sehen. Seitdem wurden alljährlich im Juni oder Juli, später im Herbste, seit 1750 am Jahresschlusse Redeakte gehalten, zu denen durch besondere Programme, theils deutsche Abhandlungen, theils lateinische Gedichte enthaltend, eingeladen wurde. Seit 1784 führten sie gewöhnlich die Aufschrift: „Ein Lob- und Dankaktus anstatt der sonst üblich gewesenen Gregorius-Feyerlichkeit." 1806 ward dieser Lob- und Dankaktus mit dem Gehler'schen Gedächtnißakt vereinigt, seit 1821 aber wird er wieder besonders und zwar Anfang Januar gefeiert.

In Budissin gab zu Abstellung der solennen Züge ein komisches Mißverständniß Anlaß. Als nämlich 1723 der Rektor Behrnauer den Entwurf zu dem diesjährigen Zuge, der „die übel choisirte Reisegesellschaft in das Land der Zufriedenheit" darstellen sollte, dem Rathe eingereicht hatte, fand sich der Rathsherr Mantey durch eine Gruppe persönlich beleidigt. Es war dies ein Quacksalber mit Gesinde, der den Leuten ein Pferd zeigte, welches den Kopf hinten und den Schwanz vorn hatte und einen Zettel mit der Aufschrift trug: „Seht nur das Wunderding

---

[1]) Peschek, Gesch. von Zittau, I. p. 569.

auf Erden — Der Schwanz, der will zum Kopfe werden." Da nun aber der Bürgermeister über Mantey, den letzten Rathsherrn, sich kürzlich dahin geäußert hatte: „Der Schwanz will uns zu Kopfe wachsen," so glaubte der Herr Senator jetzt, mit dem Pferde sei er selbst gemeint. Er wendete sich daher sofort mit einer Beschwerde unmittelbar an den König, der darauf von dem Amtshauptmann Bericht forderte. Derselbe antwortete, eine Absicht, den Senator Mantey zu beleidigen, sei dem Rektor durchaus nicht nachzuweisen; derselbe habe die Idee zu jener Gruppe „Tempels monatlichen Unterhaltungen" entlehnt; aber allerdings erscheine es wünschenswerth, jene Aufzüge zu vereinfachen. Demgemäß lautete nun auch die königliche Resolution vom 19. Juni 1723[1]). Das Lehrerkollegium, hocherfreut über diese Veranlassung, die kostspieligen Schaugepränge einstellen zu können, schlug selbst vor, künftig blos ein Chor Musen und ein Chor Berghauer mit ihren Instrumenten, begleitet von einigen Fahnenträgern, aufziehen zu lassen. Da aber diese Berghauer des Abends ihren Gönnern und Freunden, ja für Geld auch fremden Personen noch besondere Ständchen brachten, wobei sich natürlich die übrigen Schüler auch einstellten und ganze Nächte durchschwärmten, so wurden 1766 auch die Berghauer abgeschafft. Seit dem zog nur der Chor, begleitet von einigen Lehrern, seit 1795 ohne dieselben, wohl aber besonders nach den Schulstunden verstärkt durch andere Schüler, singend von Haus zu Haus, während Einer mit der Büchse für die Lehrer sammeln ging. Auf besonderen Wunsch wurden wohl auch im Innern der Häuser nicht eben ganz geistliche Lieder gesungen, auch Erfrischungen gern angenommen. Der Geldertrag belief sich zuletzt gegen 60 Thaler. In dieser Form hat der Gregoriusumgang in Bautzen bis zur Fixirung der Lehrergehalte 1839 fortbestanden.

Außer dem evangelischen Gymnasium beging aber auch die seit 1527 davon getrennte katholische Schule zu Bautzen das Fest. Noch 1795 zogen die mit betreßten Federhüten, Ordensbändern, Stock und Degen herausgeputzten Schulknaben, von einem Fahnenträger geführt, in Begleitung ihres Rektors und Kantors durch die Gassen, sangen und sammelten für ihre Lehrer die Kollekte ein[2]). Auch dieser Brauch soll erst 1835 gänzlich abgeschafft worden sein.

Auch in Lauban hätte das Lehrerkollegium den Umgang längst gern aufgegeben, wäre damit nur nicht ein Theil des Amtseinkommens in Wegfall gekommen. Rektor Seidel hatte schon 1746 eine „Aufrichtige Entschuldigung, warum er bei dem Gregorianischen Umgange den Masken-Aufzug nicht aufführen wolle," als Programm zu demselben drucken lassen. Seit 1748 veranstaltete er dafür „dramatische Gesprächs- und Redeübungen," und verband damit die Valediktion der Abiturienten. Tags darauf aber und an den folgenden Tagen fand „der Schulumgang mit vorgehendem Schülerchor," jedoch ohne weitere Verkleidung statt. „Wahre Freunde haben dabei Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß ihnen unser Eifer, ihnen gefällig zu werden, nicht mißfällig gewesen." Diese Aktus, zu denen Programme mit deutschen Abhandlungen ausgegeben wurden, erhielten sich bis 1826. Der Umgang wurde bald vom Chor, welcher zuvor

---

[1]) Nach den Akten, vergl. Laus. Monatsschrift 1795. I. p. 224. fg.
[2]) Ebendas. p. 218.

in Prima mit Warmbier und Zwieback regalirt worden, ohne die übrigen Schüler abgehalten. Anfangs begleiteten ihn Lehrer; später zog er allein. Seit 1836 unterblieb der Umgang gänzlich, und ein Diener des Magistrats ging im Namen des Lehrerkollegiums einsammeln. Allein hierdurch verringerte sich der Ertrag der Sammlung, die bis 1805 immer gegen 70 Thaler betrug, so sehr, daß man 1837 nur 13 Thaler 15 Silbergroschen einnahm. Da wurde endlich 1838 auf Wunsch der Lehrer und auf bestimmtes Verlangen des Provinzialschulkollegiums jede Art von Umgang abgeschafft, und die Lehrer durch Erhöhung des Schulgeldes entschädigt.

Auch in Kamenz wurde seit Anfang dieses Jahrhunderts der Ertrag der Sammlung für den Rektor immer geringer. Viele Einwohner schlossen sich gradezu ein, wenn der „Expektant" mit der Büchse erschien. Da pflegte derselbe mit Kreide ein Kreuz an die Thüre zu machen und das Geld nachträglich einzukassiren. Bei der Umgestaltung des Kamenzer Schulwesens im Jahre 1821 ward der Gregoriusumzug auch hier gänzlich abgeschafft und der Rektor aus der Schulkasse entschädigt.

So sind denn jetzt auch die letzten Erinnerungen an das ehemalige Gregoriusfest nicht allein in unserer Oberlausitz, sondern wohl in ganz Deutschland erloschen. Und doch — so scheint es wenigstens uns — lebt es noch immer fort in einem Brauche, der längst zum allgemeinen, gesetzlich sanktionirten Schulbrauche geworden ist, in dem Anfange des Schuljahrs zu Ostern. Wir sahen oben, daß schon das römische, im März gefeierte Schulfest zugleich den Schluß des alten und den Anfang des neuen Schuljahrs bezeichnete, daß später am 12. März, als dem Gregoriustage, an welchem das christliche Schulfest begangen wurde, regelmäßig die neuen Schüler in die Schule eingeführt wurden, daß noch später dasselbe meist auf die Woche nach Ostern verlegt, ja auf einzelnen Gelehrtenschulen anstatt der früher üblichen Züge ein Redeaktus mit Valediktion der zur Universität abgehenden Schüler veranstaltet wurde. Uns erscheint kein Versuch, den Beginn des Schuljahrs mit der Osterzeit zu erklären, einfacher und historisch begründeter, als die Zurückführung dieses Brauches auf das Gregoriusfest.

Die 49. Versammlung am 29. Januar 1861.

Es lagen Schriften aus Berlin und Hannover vor. Von der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin war ein Dankschreiben eingelaufen in Folge der von hier abgesandten Glückwünschungs-Adresse zum 50jährigen Jubiläum. Begleitet war dasselbe von der zur Jubelfeier gegossenen Gedächtnißmedaille und von drei zu dem gleichen Zwecke erschienenen Schriften. Aus dem lateinischen Programm theilte der Sekretär den Gedankengang mit und empfahl diese Schrift der verdienten Beachtung. Sie enthält goldene Worte und sehr beherzigenswerthe Winke über das, was den Universitäten in unserer Zeit hauptsächlich noth thut. Freimüthig werden die Verirrungen in realistischer Richtung nachgewiesen und die Mittel, den Verkehrtheiten zu begegnen, angezeigt. Ein von Schleiermacher im Jahre 1808 herausgegebenes noch immer sehr beachtenswerthes Schriftchen habe damals den rechten Weg gezeigt; von diesem sei man aber abgekommen. Es sei hohe Zeit umzukehren und der Philosophie und den klassischen Studien wieder ihre unveräußerlichen Rechte einzuräumen, wenn unsere Universitäten sich nicht in Fachschulen auflösen und ihre ganze Bedeutung für die Bildung verlieren

sollen. Denn weder die neueren Sprachen, noch Mathematik und Physik könnten je die mangelnde klassische Bildung ersetzen. — Den zur ersten 50jährigen Jubelfeier der Berliner Universität von F. A. **Märcker** gedichteten und bei Gelegenheit der Festvorstellung im königlichen Schauspielhause am 14. Oktober 1860 gesprochenen Prolog trug Archidiakonus **Haupt** vor. Er ist voll kräftiger Gedanken, und was der Dichter den Genius Preußens sagen läßt, ist für die Gegenwart von besonderem Gewichte. Als Probe möge eine Stelle ausgehoben werden:

„Hoch schlägt der Väter Herz,
Wenn sie die Hoffnung unsres Volks, die Jugend,
Begeistrung für den höchsten Thatendrang
Dort schöpfen sehen an der Weisheit Quellen,
Die Friedrich Wilhelm ihrem Durst erschloß.
O wohl dem Volke, das der Tag des Glücks
Und tiefsten Unglücks thränenschwere Stunde
Des schönsten Wahlspruchs nie vergessen ließ,
Der Reich' und Thron' allein bewahren kann:
Daß Kraft und Freiheit im Gedanken wurzeln,
Daß jede Wehr an dieser Macht zerschellt.
Und Preußen dauert, schirmt das Vaterland,
So lang' es fortstrebt auf des Lichtes Bahnen,
So lang' es Deutschland's geist'ges Banner führt,
Und jeder Lüge Götzendienst zerbricht."

Sodann trug Hauptmann **Klaehn** den Schluß seiner Untersuchung über den Gau Nicizi vor. Nachdem er die Beschreibung der drei in der vorigen Versammlung noch nicht vorgekommenen Untergaue der Burgwardiate Chuntici, Suselzi und Prettini durchgenommen, erinnerte er rekapitulirend, daß jeder der 7 Untergaue des Gaues Nicizi in 3 Kastellanate (Supanien) getheilt, die Kastellanate Dommitzsch, Torgau und Ploßig ihrerseits wiederum in 3 Schloßbezirke unterabgetheilt gewesen, und daß dieses Theilungsprinzip, das er beispielsweise auch in den Gauen Zagost, Milsca, Moraciani, Heveldun und Sprewa nachwies, in sämmtlichen slavischen Gauen des nordöstlichen Deutschlands zur Anwendung gekommen sei. Archivar Dr. **Landau** in Kassel hat die Anwendung des bezeichneten Prinzips der Dreitheilung in seiner Beschreibung der Wettereiba und des fränkischen Hessengaues nachgewiesen und glaubt, daß dasselbe in ganz Deutschland der Fall gewesen sei. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, hat der Vortragende die thüringischen Gaue und zuletzt noch den zu Engern gehörigen Leinegau dargestellt. Letzterer, welcher zu beiden Seiten der oberen Leine und der Weser ausgebreitet war, und im N.-O. bis an den Fuß des Brocken hinanreichte, bestand aus 6 Untergauen oder Centen und jede der letzteren wiederum aus 3 Dekanien (Kastellanaten). Beispielsweise bestand die Cent, welche den Namen der goldnen Mark von Duderstadt trug, aus den 3 Dekanien Duderstadt, Bodenstein und Gieboldshausen, wovon Bodenstein wiederum in die 3 Gerichtsbezirke Bodenstein, Westernhagen und Gerode, Gieboldshausen aber in die 3 Gerichtsbezirke Gieboldshausen, Nadolfshausen und Lindau unterabgetheilt war. Eben so war es in den übrigen Centen des Leinegaues und der thüringischen Gaue. Der Vortragende zieht aus diesen Thatsachen den Schluß, daß die Behauptung des Archivars Dr. Landau vollkommen begründet sei, daß

die Verfassungsgrundlagen des eigentlichen Deutschlands ganz dieselben waren, wie die der slavischen Länder, daß die Cent dem Burgwardiate, die Dekanie dem Kastellanate oder der Supanie entsprochen habe, daß endlich, wie das Beispiel der goldnen Mark von Duderstadt zeige, nicht allein jede Cent, sondern auch jedes Burgwardiat eine Mark mit besonderer Genossenschaft gebildet habe, aus deren successiver Theilung die Dorffluren entstanden. Die Untergaue (Centen und Burgwardiate) seien, so schloß der Vortragende, wichtiger, als die großen Gaue; denn während letztere mit der Gauverfassung zu Ende des 12. Jahrhunderts verschwanden, blieben die Untergaue weit länger und großentheils, wenn auch unter anderen Benennungen, bis zum Jahre 1815 bestehen, und erst unsren Tagen, in welchen im Staats- und Völkerleben eine ganz neue Aera angehoben, sei es vorbehalten, die Trümmer der Urverfassung gänzlich wegzuräumen und einen ganz neuen Bau aufzuführen. Dies Alles zeigt, wie wichtig es ist, überall in Deutschland die Beschreibung der Gaue und ihrer Gliederungen durch Schrift und Karte herzustellen.

Die 50. Versammlung am 5. Februar 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Ansbach, Hanau, Lüttich, Marburg und Wiesbaden eingegangen sind. — Im 31. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins wird berichtet, daß Archidiakonus Haupt im Winter von 1853 auf 1854 einige Vorträge über alte hebräische Poesie gehalten und dabei auch in den historischen Schriften des Alten Testaments Versmaaße nachzuweisen versucht habe. Der am 28. September v. J. in Dresden verstorbene Geheime Justizrath Grävell, der diese Vorträge aufmerksam anhörte, fühlte sich gedrungen, den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, in einer schriftlichen Darstellung auszusprechen, die den Titel führt: „Ueber die Entdeckung der Metrik und Musik des Alten Testaments durch den Archidiakonus Haupt in Görlitz". Diese wurde den Anwesenden vorgelesen und es knüpften sich daran vielfache Erörterungen über die Sache. Wäre es möglich, bei dieser Forschung einen realen Boden zu gewinnen, so müßten allerdings nicht nur für die Textkritik des Alten Testaments die wichtigen Folgen eintreten, auf welche Dr. Grävell am Schlusse seiner Abhandlung hingewiesen hat, sondern auch die biblische Dogmatik des Hebraismus würde nicht wenig davon berührt werden.

Ueber die Entdeckung der Metrik und Musik des Alten Testaments durch den Archidiakonus Leopold Haupt.

Von Maximilian Friedrich Wilhelm Grävell,
königl. Geheimer Rath und deutscher Reichsminister a. D.

Die Entdeckung des Archidiakonus Haupt — die Frucht der Zusammenwirkung eines angebornen Talents und eines feinen Sinnes für die Empfindung rhythmischer Bewegung mit einem mühsamen und andauernden Forschen und Zerlegen der sinnlichen Eindrücke und der davon abgezogenen Vorstellungen — auf welche derselbe theils in einer kleinen Schrift*) selbst aufmerksam gemacht, in größerem Umfange aber davon in freien Vorlesungen im Lokale der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften seinen Mitbürgern

*) Sechs alttestamentliche Psalmen. Mit ihren aus den Accenten entzifferten Singweisen rc. Leipzig 1854.

Kenntniß und Einsicht geliefert hat, gehört zu denen, deren Schätzung und Würdigung nicht allein schon eine gewisse geistige Bildung und Wissenschaft vorbedingt, sondern auch bei den allermeisten von denen keine absonderliche Theilnahme zu gewärtigen hat, deren Lebensthätigkeit und Zweck hauptsächlich das Haben und Genießen im Auge und im Herzen hat. Was kümmern diese sich darum und was wissen sie daraus zu machen, ob dasjenige, was von irgend einem Volke oder Völkchen in irgend einem Lande der Welt vor 3000 Jahren, mehr oder weniger, aus ihrer verlautbarten Gedankenwelt auf uns gekommen ist, gesprochen oder gesungen worden sein mag? Was verschlägt es ihnen, ob die von der Zeit noch nicht verschlungenen Ueberreste ihrer Literatur, im prosaischen oder poetischen Gewande auftreten, ob darin der begeisterte Vortrag der Dichter der Nation, oder die nüchterne Berichterstattung der Erzähler das Wort führt und in den Worten die Denk- und Vorstellungsweise der Verfasser an den Tag legt? Werden sie selbst einem Plato glauben, daß sich der ganze Charakter der Sinnesart eines Volkes in der gangbaren Musik manifestirt, daß der Grad der Kultur desselben sich in ihrem Inbegriffe darnach abmessen läßt, daß alle Völker in ihrer Kindheit und Jugend blos in Moll-Tönen sich haben vernehmen lassen können und daß der Gebrauch der Dur-Töne erst volksthümlich werden konnte, nachdem der Verstand sich mehr ausgebildet und einen größeren Einfluß auf die Beschäftigung, Lebensweise und Sitte der lebenden Mehrheit gewonnen hatte, so daß die Einführung einer neuen Tonart einer wichtigen und weitreichenden politischen Maßregel gleich zu stellen ist? Für solche Leute hat Haupt freilich weder gedacht, noch das Durchdachte schriftlich der Mit- und Nachwelt zur Benutzung übergeben. Indessen, da sie die große Mehrzahl ausmachen, hat dies für die Gesammtheit doch den unausbleiblichen Nachtheil, daß oft ein gediegenes Werk eines Schriftstellers im Volke nicht einmal kundbar wird, weil die Menge der vermuthlichen Abnehmer in keinem Verhältnisse zu den Kosten des Verlages steht und der Betrieb des Buchhandels als eines kaufmännischen Geschäfts in der Regel dem Erwerbe nachgeht und, um sich selbst zu erhalten, nachgehen muß.

Es steht also zur Zeit noch dahin, wo die schriftliche Abfassung der vernommenen Vorträge gedruckt und verlegt werden wird, welcher der Autor sich unterzogen hat unter dem Titel: „Die Metrik und Musik des Alten Testaments". Denn dies Werk ist von der Art, daß es ohne einen ansehnlichen Aufwand gar nicht in den Buchhandel gebracht werden kann, es müßte denn sein, daß sich Mäcenaten fänden, welche aus Interesse für den wichtigen Gegenstand Behufs seiner Veröffentlichung ein Erkleckliches spendeten, oder daß gelehrte Gesellschaften sich bereit erklärten, für den Druck und Absatz Opfer zu bringen. So erfreulich eine solche Erscheinung im Reiche deutscher Zunge sein würde, ist doch solches nicht eher in Rechnung zu stellen, als bis es gewiß ist; ohnedem dreht sich diese um den Betrag der Kosten und des Absatzes, welcher sich von selbst vermindert, je höher jene den Ladenpreis stellen. So materiell dieses Verhältniß ist und so tief es unter dem geistigen Gehalte des Gegenstandes steht, hängt dennoch der Eintritt und die Wirksamkeit des letzteren in der Kette und dem Zusammenhange der Erscheinungen in der Welt von dem ersteren ab, indem Alles, was nicht zur Erscheinung gebracht wird, unterm Monde unbeachtet vergeht und still begraben wird, wie Kinder, die in oder bald nach ihrer Geburt verscheiden. Wie mancher fruchtbare Gedanke, wie manche herrliche Entdeckung, wie mancher

lange gesuchte Erweis sind auf diese Weise zu Tode geschwiegen worden, ein Ausdruck, den wir dem Archidiakonus Haupt selbst entlehnen! Damit es seinem Funde nicht ebenso ergehe, wollen wir wenigstens öffentlich darauf aufmerksam machen, indem wir das Wesentlichste und Wichtigste von dem verbreiten, was wir selbst aus dessen Vorträgen gelernt und mit heim genommen haben.

Hier ist Rhodus, hier mache deine Sprünge! Dieser Mahnung sich nicht überhebend hat der Urheber der neuen Entdeckung nicht verabsäumt, durch eine Menge von Beispielen die Richtigkeit des von ihm verfolgten Weges der Nachforschung, wie der Wahrheit des auf demselben gemachten Fundes, vor Augen und Ohren zu legen und dadurch zu beurkunden. Aus allen Theilen des Alten Testamentes hat er Stellen geliefert, in denen er nicht blos ihren Versbau nachgewiesen, sondern auch die Regeln der darin waltenden Prosodie dargethan, sowie auch in Noten nach der jetzt üblichen Bezeichnungsform genau vorgezeichnet hat. Damit hat sich jedoch Haupt noch nicht begnügt; er hat das Glück gesucht und gehabt, einer Dilettantin mit einer kostbaren Stimme und ausreichenden musikalischen Kenntnissen mehre seiner in Noten gesetzten Bibelübersetzungen vorzulegen, welche solche einstudirt, vorgetragen und alle Zuhörer dadurch entzückt hat, indem die Treue und Schönheit des Textes, die Angemessenheit der Melodie zu demselben, die Tiefe des Gefühles und zugleich die Beobachtung der akustischen Gesetze in den Gesängen Bewunderung erregten. Ferner hat ebenderselbe zu denjenigen Gesangstücken, welche im Chore oder in Chören gesetzt sind, zu den vorgeschriebenen Melodien die dazu passenden Harmonien nach der Eigenthümlichkeit des hebräischen Gesanges angegeben, auch diese Chorgesänge eingeübt und sie mit ähnlicher Wirkung hören lassen. Endlich hat er noch zu einigen Stellen das angedeutete Accompagnement für die Guitarre ausgesetzt, als dasjenige Instrument, welches den einfachen Saiten-Instrumenten bei den Israeliten am nächsten kommt; dieses und das Andere aber nicht nach beliebigen Einfällen oder Einbildungen, sondern nach bestimmten Gesetzen, die aus dem Vorangegangenen und Vorangeschickten sich von selbst ergaben. Wenn dann die Probe der Wahrheit für jede Wahrnehmung und für jeden Satz die ist, daß sie entweder schlußgerecht aus ausgemachten Wahrheiten folgen oder damit übereinstimmen, so liegt der Beweis vor, daß, was Haupt offenbart hat, nicht seine Erfindung, sondern eine Entdeckung ist, deren Wahrheit beglaubiget wurde. Eben diese Beglaubigung durch eine Menge von sich bestätigenden Beispielen muß im Manuskripte unvermeidlich vielen Raum einnehmen, und im Drucke einen bedeutenden Aufwand verursachen, wovon die Wirkung auf den Absatz bereits angeführt worden ist.

Diese Wahrheit in dem Dargestellten schließt einen Irrthum in den Einzelnheiten der Ausführung und in der Anwendung der aufgefundenen Regeln nicht aus; vielmehr hat der Entdecker selbst seine früheren Ansichten in einzelnen Stücken berichtiget und geändert und er erkennt die volle Berechtigung eines jeden Sachverständigen an, weiter und schärfer zu sehen, als er gesehen hat. Allein in den Hauptsachen hängt das Thatsächliche und das davon Abgezogene mit dem Wissenschaftlichen so genau zusammen, daß es schwierig sein möchte, in die Grund- und Hauptmauern Risse und Löcher anzubringen. Schon zu den Zeiten Christi und wiederholentlich später ist es eine anerkannte Sache gewesen, daß ein großer Theil der Schriften des Alten

Testaments Poesie sei; allein Alle, die davon Zeugniß gegeben, haben dabei zugleich das Geständniß abgelegt, daß die Verskunst, die dabei beobachtet worden, in Vergessenheit gerathen sei und es noch nicht habe gelingen wollen, die Regeln dafür wieder herzustellen. Ja Manche haben sogar unumwunden gestanden, selbst noch ein Gesenius, daß gar keine Hoffnung sei, sie wieder ausfindig zu machen. Um so größer ist der Muth und das Verdienst zu schätzen, sich dadurch nicht auf einem Wege auf- und abhalten zu lassen, auf welchem bereits Spuren erkannt wurden, deren Verfolgung die weitere Richtung desselben zu bestimmen eine Aussicht sich ergeben hatte. Da kam dem Archidiakonus Haupt nun seine individuelle Anlage und sein musikalisches Gefühl zu Statten; denn mehr und rascher ward dieses durch die Empfindung und Beobachtung einer regelmäßigen Wiederkehr der Tonbewegung in längeren Abschnitten der durchlesenen, besonders laut gelesenen, Theile der biblischen Bücher angeregt, als daß der Verstand diese zu beobachten und die darin beobachteten Regeln der Wortverbindung zu entdecken vermocht hätte. Erst nachdem durch die Sinneserfahrung dergleichen geregelte Wiederkehr als eine nicht zu bezweifelnde Thatsache festgestellt worden war, wurde dieselbe auch dem Verstande vorgelegt, um deren Beschaffenheit und Begründung weiter zu erforschen und in Gemeinschaft mit jener erkennbar zu machen, welche Bewandtniß es geschichtlich und grammatisch mit dem Thatsächlichen habe, was beobachtet worden war. Dies Verfahren, welches geradezu die bis dahin verfolgte Bahn umkehrte, bedingte zugleich die Einsicht, daß diese Umkehr unumgänglich nothwendig sei, um an's Ziel zu gelangen, und weshalb bis dahin es nicht erreicht werden konnte. Denn die neue Entdeckungs-Methode ging ganz von der Erfahrung aus, versicherte sich durch große Vervielfältigung ihrer Gewißheit und der Gleichförmigkeit in ihren Erscheinungen, und legte diese endlich dem Verstande vor, um davon die Regeln des darin beobachteten Verfahrens abzuziehen, dahingegen bis dahin von der Voraussetzung ausgegangen worden war, daß die Prosodie, wie sie aus den dichterischen Werken derjenigen Sprachen, welche vorzugsweise die gebildeten hießen (humaniora), abgenommen worden war, für alle Sprachen und Völker Gültigkeit hätten, daß also auch der Versbau der Hebräer darnach beurtheilt werden müsse, daß jedoch die vor Augen liegenden Gedichte derselben sich nicht hinein zwingen lassen und daß am wenigsten die der Schrift hinzugefügten Zeichen einen Anhalt zu einer Skansion abgeben, wie Homer und Virgil recitirt würden und werden müßten. Es begreift sich unschwer, daß Dinge, die nach verschiedenem Maße gefertiget worden sind, nicht nach einem Maßstabe ausgemessen werden können.

Die Wahrnehmung, daß die regelmäßige Wiederkehr derselben Tonbewegung gleichen Schritt halte mit der Satzbildung, dergestalt, daß jeder Hauptgedanke, ausgedrückt in einem Sprachsatze, mit einer gleichen Reihe von Zeilen oder Versen abschließt, wie jeder eingeschobene oder Zwischensatz mit der Zeile, die ihn ausspricht, daß endlich in den Zeilen selbst zwar nicht die gleiche Zahl von Silben vorkommt, doch aber bei ihrer Verlautbarung eine Uebereinstimmung in der Tonbewegung sich hörbar macht, welche zu dem Ende erfolgt, damit das Gedachte vermittelst des Gehörs mittheilbar wird, mußte dahin führen, die Eintheilung des Ganzen in Strophen, Verse und Cäsur-Abschnitte zu erkennen und damit die Grundlage der Prosodie der Hebräer, indem damit auch die weitere Eintheilung abschließt. Denn die Verse sind

weder durch Füße zusammengesetzt, noch ist deren Vortrag einem vorausbestimmten Takte unterworfen, sondern nur allein die Höhe und Tiefe des Tones, in welchem sie hergesagt oder vorgesungen werden sollen, ist genau vorgeschrieben, dadurch also die Melodie angedeutet, noch nicht vollständig angeordnet. Denn dazu würde noch erforderlich sein, daß auch die Dauer des Innehaltens eines jeden Tones bestimmt sei, was nicht der Fall ist, vielmehr würde eine hebräische Melodie, übertragen aus ihrer alten Bezeichnung in gegenwärtig übliche Noten, das Ansehen haben wie eine Reihe von Noten von gleichem Werthe ohne Taktstriche.

Die Erwägung dieses Umstandes mußte darauf aufmerksam machen, daß die Prosodie der Hebräer auf einer wesentlich verschiedenen Grundlage beruhe, als die sich aus den Griechen und Römern geltend gemacht hat, und daß, wenn die Versifikation der letzteren in ihrer Metrik ausgehe, diese ganz unanwendbar sei für jene, welche vielmehr den Rhythmus zur Richtschnur habe. Es gehört unstreitig mit zu dem, was den Werth dieser ganzen Untersuchung erhöht, daß die Begriffe von Rhythmus und Metrum, die einander so sehr nahe liegen, ja häufig in einzelnen Merkmalen in einander übergreifen, darin genauer unterschieden worden sind. Allerdings gehört es zu den Unmöglichkeiten, von Dingen eine Sach-Erklärung, eine Bloslegung ihres inneren Wesens, zu liefern, wovon wir blos durch sinnliche Erfahrung Kenntniß haben. Hat jedoch der Verstand von verschiedenartigen, einander indessen ähnlichen Erscheinungen Begriffe abgezogen und in Umlauf gesetzt, muß er auch anzugeben vermögen und gehalten sein, anzugeben, welche Merkmale er mit einander in jedem Begriffe verbunden und welche er dadurch unterschieden hat, daß er sie nicht zusammenfassen mochte. In dem Maße als nun diese anzugebenden Merkmale selbst nur sinnliche Wahrnehmungen sind, können sie zwar zum Verständnisse der Wesenheit noch nicht verhelfen, nichts desto weniger vertrauter machen mit allen den Eigenschaften, aus denen sie abgenommen sind. Solchergestalt erklärt es sich, warum zwar vom Metrum eine ziemlich klare Vorstellung auf genetischem Wege besteht, weil dasselbe auf bemeßbare Größen zurückgeführt werden konnte, während der Rhythmus noch andere Elemente in sich begreift, die nicht ebenso sich bestimmen lassen, und daß eben deswegen alle davon gegebenen Erklärungen bloße Beschreibungen oder Vergleichungen seiner Wirksamkeit geblieben sind. Wenn ein Hermann nicht dahinter hat kommen können, wenn Herder glaubte, es getroffen zu haben in der Behauptung, „daß der Rhythmus in der, dem gesunden menschlichen Ohre vernehmbaren Symmetrie der Gedanken und Worte sich kund gebe“, wobei nur die Frage entsteht, wie Gedanken ohne Worte vernehmbar und vergleichbar sein können, und wenn endlich der desfallsige scharfsinnige und sachkundig durchdachte Artikel in den neueren Ausgaben der Brockhaus'schen Real-Encyklopädie damit schließt, „daß, was in der Musik Harmonie und Rhythmus ist, sich im Raume als Symmetrie und Eurythmie zeige, indem Symmetrie die zur Gestalt gewordene Harmonie und Eurythmie der im Raume fixirte Rhythmus sei“, und daß endlich „Architektur die Musik des Raumes sei, weil sie die Rhythmen des Raumes ordnet“; so dürfen wir darüber nicht rechten, daß gelegentlich der vorgetragenen Abhandlung nicht in eine überaus schwierige und umfassende Theorie der Rhythmik eingegangen und dieselbe in helles Licht gesetzt worden ist, was nicht zu der gelösten Aufgabe gehörte, sondern eine gelegentliche Beigabe gewesen sein würde, so schätzbar

diese Aufklärung an sich sein mochte. So viel ist ersichtlich, daß Haupt den von Robert Lowth (1766) schon weiter entwickelten Grundgedanken des Rabbi Asaria de Rossi (1574) wieder aufgenommen hat und ihm sorgsam nachgegangen ist, demzufolge die Prosodie der Hebräer in einem Parallelismus der zu verlautbarenden Gedankensätze mit den Absätzen der sie ausdrückenden Wortsätze wurzele und beide in einer gleichmäßigen Bewegung in Uebereinstimmung bringe. Der Beweisführung und überzeugenden Anwendung aber, welche der gelehrte Rabbi und der englische Bischof schuldig geblieben, hat sich Haupt mit glücklichem Erfolge unterzogen, indem er, die Natur des Rhythmus ergründend, die Silbenbemessung der Griechen und Römer für ganz untauglich zur Bestimmung des hebräischen Versbaues erklärte und darlegte, daß die Metrik der hebräischen Verse aus der musikalischen Modulation derselben allein zu erkennen sei. Dies war der rechte Weg in's Holz. Denn Rhythmus und Metrum schließen sich nicht aus, so wenig als Bemessung und Takt sich entgegen stehen, sondern die Metrik macht einen unentbehrlichen Bestandtheil der Rhythmik aus, nur nicht den wichtigsten und hervorragendsten.

Jede Bewegung erheischt einen Zeitverlust, folglich auch der Ausdruck eines Gedachten in Worten, mögen diese nach einander gesprochen oder gesungen werden. Ueberdies ist das Zeitbedürfniß für die Aeußerung verschiedener Worte durch die Stimme nicht einerlei groß, weil die Silben sich in ihrer Verlautbarung nicht gleich sind. Bei den mehrsilbigen Worten wird durch die Zusammmensetzung derselben von selbst entschieden, wie sie im Verhältnisse zu einander auszusprechen sind, worauf das meiste Gewicht zu legen und bei deren Betonung am aufmerksamsten zu verweilen ist, und wo dies weniger erforderlich ist, weil sie nur Beziehungen oder Veränderungen der Hauptsache anzeigen. Darüber entscheidet vornämlich der Sprachgebrauch, jedoch so, daß selbst dieser auf die Schätzung der einsilbigen Worte und auf die Zusammenstellung der Nachbarworte Rücksicht nimmt und nachgiebt. Der Maßstab für die Zeitdauer der verschiedenen Silben kann nun ein vielfacher sein. Den einfachsten liefert die Schwierigkeit der Aussprache, wodurch die Zeit bemessen wird, die dazu erforderlich ist. Es kann aber auch außerdem noch der Accent berücksichtiget werden, welcher entweder nach dem Sprachgebrauche oder nach dem Zwecke des zu äußernden Gedankens auf dieses oder jenes Wort oder Silbe zu legen ist. Endlich aber auch kann die Dauer des Verweilens bei den in Verbindung gesetzten einzelnen Silben sich richten nach dem inneren Gehalte oder dem Verhältnisse ihres Belanges zu dem ganzen Redetheile, in dem sie vorkommen, und dies wiederum entweder nach Maßgabe des Werthes oder der Würde der Sprachtheile überhaupt nach ihrer daraus entnommenen Klassifikation, so z. B., daß wir Deutschen Haupt- bei Nenn- und Zeitwörtern durchweg lang gebrauchen, es sei denn, daß ein Zeitwort unmittelbar neben einem Haupt- oder Nennworte steht. Oder es kann auch den Sprechenden gar kein allgemein verbindliches Gesetz auferlegt, sondern ihrem Urtheile und Gefühle überlassen sein, wie lange sie bei jeder Silbe zu verweilen nach der Absicht der Rede, nach Zeit und Umständen angemessen finden, so daß weder ein Tempo, noch ein Takt-, noch ein Silbenmaß ihnen vorgeschrieben ist und ihr freies Ermessen beschränkt innerhalb derjenigen Grenzen, welche die Beobachtung des bezeichneten Wechsels der Töne ihnen setzt. Offenbar gehört es nicht hieher, welches von diesen Systemen das

naturgemäßere und edlere sei; es genügt, daß sie alle in der Wirklichkeit ein- und ausgeführt worden sind, und daß insonderheit das letztere dasjenige gewesen ist, das bei den Israeliten im Gebrauche war. So viel ist auch ersichtlich, daß die Metrik der Römer weder aus der Natur der Verskunst, noch nach philosophischen Postulaten geformt, vielmehr aus einem Gebrauchthume zur Sitte geworden ist, welches der Natur Gewalt anthut, indem es nur zweierlei Arten von Silben anerkennt, lange und kurze, und zwei kurze immer einer langen gleichstellt, mit Ausnahme der letzten, bei welcher es mitunter gleich viel gilt, ob sie lang oder kurz ist. Das heißt allerdings die Rechnung ungemein vereinfachen, aber auch die Exempel gleich naturwidrig aufsetzen. Denn zwischen den in der Aussprache längsten und den kürzesten Silben gibt es noch Zwischenabtheilungen, welche dem Ohre nicht entgehen, sondern sehr vernehmbar sind; mithin kann auch die Differenz bei der Zusammenrechnung nicht gleichgültig sein, wie dies bei der Vergleichung des $^2/_4$ und $^3/_8$ oder des $^3/_4$ und $^6/_8$ Taktes gleich sich an den Tag legt.

Wenn der Wechsel der Töne im Vortrage der einzelnen Silben und des ganzen aus ihnen bestehen Satzes oder Gedankens der Regulator des Rhythmus sein sollte, als derjenigen Vortragsform, in welcher ihn zu beobachten für entsprechend erachtet wurde, so darf man einerseits nicht daran zweifeln, daß dem Urheber einer solchen Mittheilung daran gelegen sein mußte, die aus jenem Wechsel gebildete Melodie durch bestimmte Zeichen unveränderlich zu machen, andrerseits ist zu bedenken, daß dabei weit weniger der sprachliche, als der gesangliche Vortrag in Betrachtung zu ziehen ist. Denn um abgesungen zu werden, dazu waren diese Dichtungen zunächst insgesammt bestimmt, sie mögen epische, lyrische, Lehrgedichte, Prophetieen u. s. w. sein.

Wie bei allen Urvölkern die Geschichte ihrer Literatur mit Erzeugnissen in gebundener Rede beginnt und die Prosa viel später erst laut wird, als der Versbau, so auch bei den Hebräern. Die Natur des Menschen bringt es so mit sich. Denn zuerst wird im schlummernden Geiste die Empfindung geweckt, und das Gefühl und dann die Einbildungskraft, lange bevor der Verstand dazu kommt zu unterscheiden und zu verbinden und dadurch sich zu besinnen und besonnen und ruhig zu denken. Früher wie später kann die Sprache als Werkzeug der Vorstellungen nur dem Charakter der letzteren folgen, also früher lebendig und anschaulich sein und später bedächtig und durchschaulich. Hierzu kommt, daß die gebundene Rede dem Gedächtnisse mehr Anhalt gibt, unverändert zu bewahren, was in ihr ihm überliefert ist, als ein mehr beliebiger Sprachbau, und daß um deswillen die älteste Geschichte der Völker aus der Sagen- und Mythenzeit durchweg, aber auch noch lange nach derselben bis tief in die Zeit hinein, wo die poetische Prosa schon an die Stelle der Poesie getreten war, in dichterischen Bruchstücken bewahrt wurde, welche hiernächst in Verbindung gesetzt und zu einem Ganzen verarbeitet wurden, nachdem die Schrift erfunden worden war und dem Gedächtnisse die Aufbewahrung abnahm. Man denke nur an Heyne und Wolf über den Homer, und Niebuhr über die Geschichte Roms. Dergleichen historisch-poetische Bruchstücke fand auch Moses, und wer unter seinem Namen weiter fortgefahren hat, bei seinem Volke vor, welche in eine ferne Zeit vor ihm hinaufreichten und die er in seine Geschichtschreibung theils übertrug, theils in ähnlicher Manier verband, ergänzte und fortsetzte. Eben so begreiflich ist es, daß in demselben Grade, als ein Volk überhaupt aufgeweckter und sinn-

reicher war, als es lebhafter empfand und fühlte, es auch an lyrischen Gedichten ergiebiger und reicher gefunden werden muß, und daß, gewöhnt an den Erguß seines Inneren und dessen, was sein Sinnen und Denken mächtig bewegt, es selbst in seinen Lehrvorträgen und Bußreden sich nur in poetischer Form vernehmbar machen werde, weshalb Alles, was an hebräischen Liedern und Psalmen auf uns gekommen ist und was die Propheten verkündet haben, in Versen uns vorliegt. Fein und bedeutend ist die Bemerkung der Haupt'schen Unterscheidung der Charaktere der philosophischen Vorträge bei anderen Nationen und der prophetischen bei den Juden, da jene die Entwickelung und Klärung von Begriffen zu ihrer Aufgabe haben, diese hingegen in Begeisterung ergriffene Folgerungen aus unbezweifelten Begriffen von der Wesenheit, Alleinigkeit und Heiligkeit Gottes und seines Eigenthumes am jüdischen Volke darstellen und an's Herz legen. Eben dies ist auch der Grund der Eigenthümlichkeit der Poesie der Hebräer, so viel uns davon übrig geblieben ist, daß sie sich, mit Ausnahme des hohen Liedes, das nur um der Vortrefflichkeit seiner Form willen in die Sammlung des Kanons gekommen ist, nur mit Gott und dem Göttlichen beschäftiget, nur solches zu ihrem Inhalte hat, sonach durch diesen schon zur ernsten Würdigkeit und Erhabenheit sich aufschwingen mußte. In dem Allen können wir nur übereinstimmen. Wenn aber Haupt, darob entzückt, behauptete, „daß die Poesie der Hebräer in ihrer ungeschminkten Wahrheit, ihrer einfachen Erhabenheit, ihrer heiligen Würde, ihrer himmlischen Kraft nach Inhalt und Form unerreicht und unübertroffen dastehe", so wollen wir darüber mit dem christlichen Theologen nicht rechten, aber auch nicht vergessen, daß eine Vergleichung mit der Literatur anderer Völker nothwendig hinkend und mangelhaft sein muß, weil davon mit wenig Ausnahmen nur Weniges von uns gekannt wird, und daß in der Form die heiligen Gedichte der Inder an Reichthum und Schwung der Phantasie und an Lieblichkeit und hinreißender Macht der Sprache voran zu stellen sind, wie die Perser an sittlicher Würde, Reinheit, Heiligkeit und Herzinnigkeit der Gottesverehrung und an oft überraschender Verständigkeit und Bedeutsamkeit ihrer symbolischen Lehren hervorragen.

Je näher die Völker noch dem Naturzustande stehen und denselben durch das Wachsthum der Willkür in ihrer Lebensweise, Gewohnheiten und Sitten noch nicht verdrängt haben, desto mehr muß, weil es naturgemäß ist, es bei ihnen herkömmlich sein, daß sie der Mittheilung, die sie durch die Sprache bezwecken und zu bewerkstelligen vorhaben, durch alle Mittel unter die Arme greifen, die sie mit jener verbinden können. Es wird daher nicht nur der Gegenstand, auf den sich die Rede bezieht, der sinnlichen Wahrnehmung näher gebracht oder ausgezeichnet, sondern auch alle Theile des menschlichen Körpers werden von dem Geiste in diejenige Bewegung gesetzt werden, welche den Inhalt des Gesprochenen veranschaulicht, sowohl unabsichtlich als absichtlich. Die Mimik, die Pantomime, die Gestikulation und der Tanz sind diese natürlichen Unterstützungsmittel und werden um so weniger unterlassen werden, je naturwüchsiger noch die Menschen sind, an welche die Rede gerichtet ist. Wenn berichtet wird, daß König David bei einer Prozession vor der Bundeslade tanzend seine Hymnen gesungen habe, darf man dabei freilich weder an die graziösen Stellungen einer Pepita, noch an die bacchantischen Schwingungen der mannigfaltigen Arten heutiger Rundtänze denken, sondern blos an nach der Melodie des Gesanges abgemeßne Schritte, welche

dem Rhythmus derselben folgen und ihn sichtlich bezeichnen. Erst wenn die Kunst sich dieser natürlichen Sprachversinnlichungen bemeistert und sie entweder in Kunststücke oder in selbstständige Gegenstände künstlicher Darstellungen verwandelt, verschmähen sie ihre natürliche Bestimmung und kommen bei dem Volke aus dem Gebrauche. Vielmehr ist die Willkür beflissen, sie sich ganz zu unterwerfen. Ganz eben so verhält es sich mit dem Gesange, dem nächsten und mächtigsten Gehülfen der Rede, so lange er diese begleitet und sich nicht dieselbe über den Kopf wachsen läßt, wie dies von der musikalischen Begleitung überhaupt gilt und sich besonders in unsern Opern zeigt. Denn wenn die Wiederholung gleichmäßiger Abschnitte in der Zeitdauer des Tonwechsels eines verlautbarten Gedankens überhaupt das äußere Wesen oder die allgemeine Form einer Mittheilung in gebundener Rede ausmacht, so muß es zur Vollkommenheit, Schönheit und Eindringlichkeit jeder mündlichen Aeußerung nicht wenig beitragen, wenn sie so zusammengesetzt ist, daß die Gleichmäßigkeit der einzelnen Theile selbst und die Regelmäßigkeit ihrer Abwechselung sich gleich vernehmbar macht. Dies nun bewirkt eben der Takt, welcher die Regel für diese formelle Anforderung angibt. Außerdem aber kommt noch das mathematische Gesetz für das Größenverhältniß der Intervalle zwischen den Tönen in Betracht, aus deren einem in den andern übergegangen werden soll, wodurch die Schönheit dieser Tonfolge bedingt wird. Es muß natürlich ein Unterschied obwalten, je nachdem das Aushalten oder der schnellere Durchgang der Töne in den Takt eingreift, mithin eine feste Vorschrift dafür dem letzteren mehr Bedürfniß ist oder weniger, natürlich ersteres beim Gesange und letzteres beim Recitiren, zwischen welchen die Deklamation steht, das Recitativ mit Begleitung. Hiernach hat schon Philo in den Gedichten der heiligen Schrift diejenigen, welche zur Recitation bestimmt sind, von denen unterschieden, welche abgesungen werden sollten, die μέτρα und die μέλη, also die Vortragsart für die Vorträge selbst setzend, wobei nur nochmals zu gedenken ist, daß den Hebräern die Melodie, nicht der Grundbaß, die Hauptsache war. Wir kommen hiermit auf die Feststellung der Melodie und auf deren Bezeichnung zurück.

Bekanntlich haben die semitischen Sprachen, und unter ihnen auch die hebräische, keine Buchstaben für ihre Vokale gehabt, indem das A. (א) von ihnen auch als Konsonant gebraucht und insofern bezeichnet wurde. Die Veränderlichkeit in der Aussprache, welche die Folge davon war, führte jedoch bald darauf hin, daß in denjenigen Schriften, die zum öffentlichen Gebrauche dienten, die rechte Aussprache durch besonders hinzugefügte Zeichen für die verschiedenen Vokale bestimmt wurde, während dies bei den unwichtigeren Schriften unterblieb. Eine Fortsetzung dieses Gebrauches zeigt sich noch heute bei den Türken, bei denen jedes Exemplar des Korans bezeichnet sein muß, alle andre Schriften hingegen meist unbezeichnet geblieben sind und bleiben. Wann diese Aenderung eingeführt worden ist, weiß man nicht, sondern nur, daß sie älter ist, als jede schriftliche Kenntniß davon. Diesen Vokalzeichen wurden noch andere zugesellt, durch welche die hervorzuhebende Betonung der Silben angegeben wurde. Alle diese Zeichen sind unter der Benennung der Accente begriffen, von accinere, zusammensingen, auch einander zusingen beim Wechselgesange. Außerdem wurden die Buchstaben auch noch als Zahlzeichen gebraucht. Der Uebergang hiervon zum Gebrauche der Bezeichnung der verschiedenen Töne der siebenzeiligen Skala der Hebräer in 3 Oktaven

durch Veränderungen in den Zeichen selbst war hiermit schon angezeigt. Nachdem aber der Gebrauch dieser Zeichen als Noten für den Gesang in Vergessenheit gerathen war, wurden sie zwar als Accentzeichen beibehalten, über deren Bedeutung man sich jedoch bisher vergeblich den Kopf zerbrach und deren Wiederaufleben eben die Entdeckung des Archidiakonus Haupt ist, die uns so merkwürdig und so fruchtbar dünkt. Man vergegenwärtige sich nur die Wirkungen der erwähnten Entdeckungen von Wolf und Niebuhr, um sich vorzustellen, was für Erfolge die Haupt'sche haben muß. Wir können nicht weiter eingehen auf eine Menge interessanter Bemerkungen und Andeutungen in Betreff der Gestaltung der Buchstaben, Sprach- und Gesangzeichen, des charakteristischen Unterschiedes der Tonarten, des Ursprunges der hebräischen und griechischen Tonlehre aus der egyptischen, der Uebersiedelung durch Pythagoras, der ganzen verschiedenen Ausbildung, so daß statt der 21 Tonzeichen, womit die Hebräer ausreichten, die Griechen deren 1620*) bedurften u. s. w., sondern müssen nur noch anzeigen, weshalb wir die neu aufgefundenen alten Notenzeichen für eine so wichtige Entdeckung halten. Denn augenscheinlich muß sie und vornehmlich ihre weitere Verfolgung vieles Licht in der Geschichte, der Philosophie und der mathematischen Kenntniß der Musik der vorchristlichen Zeit verbreiten, ohne welche eine genetische Darstellung der Entwickelung der modernen Musik kaum möglich sein dürfte.

Wichtiger und einflußreicher aber ist noch die erweiterte Kenntniß der Poetik, Prosodie, Rhythmik 'und Metrik der alten Völker und die aus dem Vergleichen derselben und dem Eindringen in ihre Natur und die Unterscheidung ihrer wesentlichen, gewöhnlichen und zufälligen Erfordernisse und Erzeugungen, nicht minder die richtige Lesung und Schätzung der letzteren zum ästhetischen Gebrauche.

Wenn überhaupt die Kenntniß des Schönen und Erhabenen, der wonnige Genuß desselben, die Bildung des Geschmackes davon und der Aufschwung der edelsten Gefühle und Ideen zu den unschätzbaren Leistungen der Kunst in ihrem theoretischen und praktischen Gebiete gerechnet werden muß, welchen Zuwachs an dem Allen muß das schönsinnige Geistesleben an Gegenständen der Erbauung, Erhebung und Begeisterung dadurch erlangen, wenn die sämmtlichen Bücher des Alten Testaments in ihrer hochpoetischen Gestaltung und der höchsten Begeisterung uns in die Hand werden gegeben werden! Die Kunst ist an sich ihrem Principe nach die Kenntniß und die Ausübung des richtigen Maßes für alle Gegenstände, womit sie sich befaßt; sie ist die Schule des Maßhaltens, der angemessenen Bemessung, der Mäßigung und der Vermeidung alles Uebermaßes und aller Ausschweifungen. Darum ist die Kunstübung für die schöne Sitte und für die Sittlichkeit selbst von so großem Werthe und die Förderung der Künste ein preiswürdiges Erziehungsmittel für die Menschheit. Wenn ein reicher Beitrag dazu durch die Dichtungen des Kanons der Hebräer uns geboten wird, haben wir nicht große Ursache, uns dessen zu freuen?

Für die Kritik und die Berichtigung des hebräischen Textes muß ferner die neue Entdeckung ein sehr entscheidendes Moment abgeben; eine Menge von Konjekturen und Interpolirungen finden auf der Stelle ihre Abfertigung, sobald sie dem Rhythmus eines Gedichtes zuwiderlaufen. Glossen, die in den

*) Nach Fortlage, musikalisches System der Griechen. Leipzig 1847. S. 33. reduciren sie sich auf nur 71.

Text hineingeschoben worden sind, machen sich durch den mangelnden Versbau leicht bemerkbar, und bei anderen Zuthaten erhellt daraus meistentheils schon ihre Unächtheit. Der Vers allein wird nicht selten aus den benachbarten Worten auf diejenigen hinweisen, welche ihn vervollständigen und die passenden sind.

Obenan und am wichtigsten ist jedoch die Benutzung der neuen Entdeckung für die richtige Auslegung, Deutung und das Verständniß aller Bücher des Alten Testaments, so wie für deren Uebersetzung in unsere Muttersprachen. Ein ganz Andres ist ein prosaischer Gedanke, Darstellung, Ausdruck und Sprachweise, als ein poetischer. Zu welchen Mißverständnissen hat die Verwechselung beider führen müssen! Je heiliger und unverbrüchlicher die Worte der Schrift gehalten werden, desto höhere Anerkennung des Verdienstes dessen wird dadurch bedingt, der für deren Richtigkeit im Texte, für deren Sinn und Verständniß und für deren Uebersetzung im wahren Geiste ihres Urhebers ein so ergiebiges Hülfsmittel aus dem Schutte hervorgesucht und in Gebrauch gebracht hat!!

Die 51. Versammlung am 12. Februar 1861.

Es lag eine große Zahl Schriften vor, die aus Chrudim, Herrnhut, Neusohl und Paris eingegangen sind. Hofrath Dr. Zipser in Neusohl hatte für die Münzsammlung zwei Gedächtnißmedaillen eingeschickt. Die erste in Kupfer ließ der Stadtrath in Neusohl prägen zum Andenken an die am 4. August 1842 dort gehaltene Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher. Es mag hier die Beschreibung eine Stelle finden, welche Dr. Zipser in seiner Schrift: „Die Versammlungen ungarischer Aerzte und Naturforscher 2c., Neusohl, 1846. 8." S. 229. gegeben hat: „Die Denkmünze ist bei weitem größer als die neuern Zweithalerstücke der süddeutschen Münzkonvention. Die Vorderseite zeigt zwei gegen einander sich neigende Wappenschilde, welche eine mit ausgebreiteten Flügeln dargestellte Eule, gleichsam beschützend, hält. Jener mit den Bergen und dem quer laufenden Flusse (Gran) gehört dem Sohler Komitate an; der andere mit vier Querbalken durchschnittene, wodurch die vier Flüsse der Gespanschaft (die Gran, die Bistritz, die Szalathna und die Udurna) angedeutet werden, bezieht sich auf die Stadt Neusohl. Die ungarische Unterschrift heißt: Egyesülve Haladjunk. (Vereinigt schreiten wir vorwärts.) Im Abschnitt stehen Schlägel und Eisen als Bergwerkszeichen, und etwas seitwärts H. Karl F(ecit)." — Die Rückseite enthält in einem fleißig gearbeiteten Lorbeer- und Eichenkranze nachstehende Inschrift:

A'
MAGYAR ORVOSOK
ÉS
TERMÉSZETVIZSGÁLOKNAK
BESZTERCZE - BÁNYA
AUG. IV. MDCCCXLII.

Die Bergstadt Neusohl den ungarischen Aerzten und Naturforschern
am 4. Aug. 1842.

Das Material zu dieser Denkmünze lieferten die silberhaltigen Kupfergruben der Stadt Neusohl; gefertigt aber wurde sie in Kremnitz. Obgleich Minerva's Vogel sonst nirgends mit ausgebreiteten Flügeln auf Denkmünzen

vorkommt, so wurde dennoch von der Majorität der Kommission beschlossen, die Medaille in dieser Gestalt ausführen zu lassen, und eine andere Zeichnung, wo die Eule in ruhender Stellung neben den beiden Wappenschilden dargestellt ist, mußte zurücktreten. Auch von dieser hat Dr. Zipser ein Exemplar in Blei hierher geschickt.

Die andere Denkmünze in Silber zeigt auf der Vorderseite das trefflich ausgeführte Brustbild des berühmten Geologen Leopold von Buch, mit der Legende:

Leopold v. Buch. Geb. 1774. Gest. 1853.
Sein Herz war seines Geistes würdig.

Auf der Rückseite ist eine Waldpartie dargestellt; eine Felsplatte im Vordergrunde trägt die Aufschrift: „Dem Andenken an Leopold v. Buch geweiht nach dem Beschlusse am 20. Sept. 1855 in der 32. Versammlung D. Naturf. u. Aer. i. Wien u. Mitw. aller Freunde d. Naturw. in Deutschl. Belg. Frk. Engl. Jtl." Der Baumschlag ist wahrhaft bewundernswerth. Von dieser herrlichen, von E. Weber verfertigten Denkmünze, die allen Verehrern des großen Leopold von Buch warm empfohlen zu werden verdient, und als ein wahres Kunstwerk zu bezeichnen ist, sind noch Exemplare zu erlangen.

Noch wurden vier Kalkplatten mit deutlichen Abdrücken kleiner Fische vorgelegt. Sie stammen vom Monte Bolka im Venetianischen und sind unserm Kabinet vom Naturalisten Louis Althammer zu Arco im südlichen Tyrol durch Vermittelung des Kaufmanns Oettel hierselbst als Geschenk überlassen worden. Sie sind so schön, daß sie Kenner und Nichtkenner ansprechen müssen.

Nunmehr nahm Kaufmann Klocke das Wort und hielt einen Vortrag „über die Pseudomorphosen der Mineralien." Unter Pseudomorphosen der Mineralien versteht man die in der Natur aufgefundenen fremden Krystallformen einzelner Mineralspecies, die nachweislich auf primitiver Lagerstätte ohne Raumbeschränkung nur in andern Formen krystallisiren. Die wissenschaftliche Beobachtung dieser fremden Mineralgestalten begann erst in diesem Jahrhunderte und namentlich waren es Breithaupt, Haidinger, Zippe, Landgrebe, Blum, Bischoff, G. Rose, Sillem, Grandjean und Reuß, durch welche die Wissenschaft auf diesem Gebiete besonders bereichert wurde. Durch die großartigen Fortschritte der Chemie ist es möglich geworden, die Art der Entstehung der Pseudomorphosen zu erklären. Hierauf gestützt theilt R. Blum dieselben in Umwandlungs- und Verdrängungs-Pseudomorphosen, die der Vortragende unter Vorlegung mehrer ganz instruktiver Exemplare erklärte. Bei den Umwandlungs-Pseudomorphosen veranlaßten die verschiedenen Umwandlungs-Prozesse eine fernere Trennung derselben vorzunehmen: in Umwandlungs-Pseudomorphosen a) durch Verlust von Bestandtheilen, z. B. Speckstein nach Hornblende, b) durch Aufnahme von Bestandtheilen, z. B. Malachit nach Rothkupfererz, c) durch Austausch von Bestandtheilen, z. B. Bleiglanz nach Pyromorphit, Brauneisenstein nach Speerkies 2c. Die Art der entstandenen Verdrängungs- oder Ausfüllungs-Pseudomorphosen wurde namentlich an einer prachtvollen Pseudomorphose von Quarz nach Kalkspath, die angeblich bei Trattlau in Böhmen gefunden sein soll, erläutert. Es ist nicht zu bezweifeln, daß jeder gebildeten Verdrängungs-Pseudomorphose verschiedene andere Mineralbildungen an der ursprünglichen Lagerstätte voraus-

gegangen sein mußten, die aufs Neue durch andere Prozesse zerstört und weggeführt wurden. Schließlich wurde der Wichtigkeit der genauesten Beobachtung und Prüfung der Pseudomorphosen für die Geologie gedacht, da diese noch fortwährend stattfindenden Veränderungen und Verdrängungen der einzelnen Mineralien uns auf ähnliche Prozesse im großen Maßstabe im Mineralreiche schließen lassen und derartige gemachte Erfahrungen manche kühne Hypothese über die Bildung einzelner Gesteine umgestoßen haben.

Die 52. Versammlung am 19. Februar 1861.

Es lagen Schriften aus Kiel, Nürnberg und Preßburg vor. Eine Anzahl von Siegelabdrücken, die vom Hofrath Dr. Zipser in Neusohl zum Geschenk eingeschickt worden sind, wurden in Augenschein genommen. Es sind a) 5 fürstliche Siegel (Prinz Biron von Kurland; Herzog von Sachsen-Koburg; Fürsten von Anhalt und Hessen-Kassel; königl. schwedisches Siegel aus der Zeit des 30jährigen Krieges; Prinzessin Charlotte von Würtemberg geb. Herzogin von Sachsen-Hildburghausen; Fürst von Anhalt-Bernburg; Herzog von Mecklenburg); b) 4 geistliche und dergleichen Siegel (Bischof Joseph Belansky und Bischof Antonius von Neusohl; ein schwedisches Siegel vom Jahre 1632 mit der Umschrift: Gott mit uns, vielleicht das Petschaft Gustav Adolph's; Secretum Rectoris Scholae Haf. (niensis) datum a Rege Christian. 3. mit der Jahrzahl 1539); c) 24 fürstliche, freiherrliche und adelige Gerichts-, Familien- und Städtesiegel (Amtssiegel des Grafen Ignaz Gyulay Moros Nemethy und Nadaska; Bürgermeistersiegel der Residenzstadt Ofen; Heinrich, regierender Graf zu Stolberg-Wernigerode, und Eberhardine geb. von der Reck; gräfl. Erbach-Schönberg'sches Regierungssiegel; gräfl. Ingelheim'sches Siegel; fürstl. Oranien-Nassau'sche Regierung zu Dortmund; herzogl. Anhalt'sches Justizamt Köthen; von Alvensleben; reichsgräfl. von Tilly'sches Siegel; von Linsingen'sches Siegel; fürstl. Reuß-Plauen'sches gemeinschaftliches Militär-Departements-Siegel; gräfl. von Schulenburg'sches Siegel; Baron von Lindenthal'sches Siegel; gräfl. von Holzendorf'sches Siegel; fürstl. zu Lippe'sches Siegel; gräfl. Werthern'sches Diplomsiegel; Siegel der von Leipziger; Siegel des Marschalls Junot duc d'Abrantes; von Miltitz'sches Siegel; gräfl. Schlippenbach'sches Siegel; fürstl. Schwarzburg-Rudolstadt'sches Siegel; fürstl. Reuß'sches Siegel; von Watzdorf'sches Siegel und gräfl. von Schulenburg'sches Gerichtssiegel der Stadt und Standesherrschaft Lieberose); d) Siegel und Autograph des berühmten Chemikers Freiherrn von Berzelius vom 23. Juni 1846; e) Siegel der Loge Archimedes zu den drei Reisbretern, mit der Aufschrift: noli turbare circulos.

Hierauf wurde eine Abhandlung vorgelesen:

„Die Hochzeitsgebräuche und einige Sagen der Serben."
Vom Professor G. Zeýnek in Hermannstadt.

Mit Recht hat man in unserer Zeit, wo Alles mit so lebhaftem Interesse verfolgt wird, woran sich das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Nationen erkennen läßt, auch jenen alten Volksüberlieferungen, welche sich seit Jahrhunderten in Sitte, Glauben, Brauch und Sprache einer Nation erhalten haben, volle Würdigung angedeihen lassen. Die neue Wissenschaft

vernimmt darin, — wie Dr. Hanuš sagt — ein Echo alterthümlicher, selbst in heidnische Zeiten reichender Volksansichten, die, über weite Länder und über große Volksstämme Jahrtausende lang herübertönend, in mannigfachen, nun oft schon halb unverständlichen Lauten an unsere Ohren schlagen.

Da aber jedes Volk dem allgemeinen Naturgesetze in seinem Entwicklungsgange folgen muß, so ist es natürlich, daß diese volksthümlichen Reste immer mehr schwinden, und daß die ausgleichende Zeit immer mehr von der frühern Eigenthümlichkeit derselben verwischt. Ueberall ist man daher bemüht, dieselben dem sie bedrohenden Untergange zu entreißen und für die Wissenschaft zu retten. Gewiß geht in dieser Beziehung Deutschland allen andern Völkern mit dem besten Beispiele voran; seit einigen Jahrzehnden widmeten sich die edelsten Kräfte der Erforschung des Volkslebens, und fast ein jeder Gau hat bereits eine oder mehre Sammlungen seiner Sagen, Lieder, Gebräuche, Kinderspiele, seines Aberglaubens u. s. w.; — aber auch in Norwegen, Schweden, Litthauen und Finnland sind derartige Sammlungen veranstaltet worden, und in Frankreich hat sogar das dem Unterrichts-Ministerium unterstehende Comité de la langue, de la litérature et de l'histoire Korrespondenten im ganzen Lande aufgestellt, welche für die Zusammentragung der populären Traditionen thätig sind. Obschon sich auch in Oesterreich ein reges Interesse für diesen Gegenstand kund giebt[1]), so ist doch nicht zu leugnen, daß besonders der südliche Theil des österreichischen Kaiserstaates in Bezug auf sein Volksleben eine sehr reiche, bei weitem noch nicht ausgebeutete Quelle eröffnet[2]). Vorzüglich bieten hier die an alten Gebräuchen hangenden Südslaven mit ihrer an den Orient mahnenden Phantasiefülle ein eigenthümliches Interesse.

So gewährt uns das serbische Volk unstreitig noch das Bild des urwüchsigen Stammes, da es treu die von den Vätern ererbte Sitte bewahrt und sein patriarchalisches Leben trotz der fremden Einflüsse bisher in fast unveränderter Gestalt erhalten hat.

Die Gebräuche des Serbenvolkes bei „des Lebens schönster Feier" in schlichter Weise zu schildern, und einige Sagen, welche dem Verfasser während seines Wirkens im Banate mitgetheilt wurden, nachzuerzählen, ist die Aufgabe dieses Aufsatzes. — Wenn er beim geehrten Leser nur einiges Interesse erregt, so ist sein Zweck vollkommen erreicht.

---

[1]) So hat die k. k. serbisch-banater Statthalterei alle Lehranstalten und viele Privatpersonen aufgefordert, geschichtliche Daten, Mundarten, Sagen u. s. w. zu sammeln und dieselben zur Veröffentlichung einzusenden.

[2]) Ad. Wolf über Märchen und Sagenliteratur des österreichischen Kaiserstaates: „Unter der romanischen Bevölkerung ist das Interesse dafür noch kaum erwacht; — aus dem ganzen lombardisch-venetianischen Königreiche ist die einzige Sammlung „Curti traditioni lombardi" vorhanden. Unter den halbslavischen Walachen sind von Schott „walachische Märchen" veröffentlicht worden; Valjavec hat in letzter Zeit chorvatisch-slavonische und der bekannte Dichter Vogl slavonische Märchen herausgegeben"

Serbische Heldenlieder norodne pesme o kralěviču Marku sind in der 8. Auflage in Neusalz erschienen. Unter den Serben sammelte der um serbische Sprache hochverdiente Vuk Stefanovits Karadčič die Sagen und Lieder seines Volkes, von denen seine Tochter eine deutsche Uebersetzung veranstaltete, wozu Grimm eine Vorrede schrieb. Dreihundert Jahre vor ihm gab Peter Hektorovits (der 1570 starb) eine Liedersammlung heraus, so daß man den Hektorovits für den ersten Slaven halten kann, der sich um Nationallieder kümmerte; — diese sind den von Stefanović gesammelten äußerst ähnlich, — ein Beweis, wie sich der Charakter dieser Volksüberlieferung nur zögernd ändere.

Im Herbste, wenn die Feldarbeiten verrichtet sind, finden gewöhnlich die Hochzeiten statt.

Noch jetzt ereignet es sich sehr häufig, daß ein serbisches Mädchen gefreit und heimgeführt wird, ohne daß sie ihren Bräutigam je gesehen hat; denn die Stellung des Weibes zum Manne ist im serbischen Volke eine streng abhängige, untergeordnete. Schon von Jugend auf wird das Mädchen entweder vom Vater oder Bruder in der Abhängigkeit erzogen, und so kommt es, daß die serbische Maid ihren Gatten nicht selbst wählen, ja nicht einmal eine Einwendung machen darf, wenn der Verlobte ihr nicht zusagt[1]).

Wenn der Vater einen Sohn verheirathet, so sieht er nicht so sehr auf die Braut, als auf die Familie, welcher sie angehört[2]). Ist nun eine passende Braut gefunden, so handelt es sich vor Allem darum, die Einwilligung ihrer Eltern zu erlangen[3]); es wird deshalb der Bruder des Bräutigams (Зувесія duwegija) oder irgend ein Verwandter (Проводачія prowodačja), den man mit den nothwendigen Bedingungen als Unterhändler betraut, dahin abgeschickt[4]). Bei den Serben fordert man noch keine Mitgift, sondern es muß im Gegentheile für sie der Bräutigam ihren Angehörigen Geschenke machen[5]). Wenn er in das Haus seiner Braut tritt, so muß er ihre Eltern, Geschwister und Hausleute beschenken; z. B. die männlichen Personen mit einem Paar Cziszmen (Stiefeln), die weiblichen mit einer Jacke oder auch mit Geld[6]). Bei dieser Gelegenheit wird auch unterhandelt, wie viel Geld, Schafe oder Eimer Wein der Bräutigam für die Braut entrichten muß.

Hat man sich in dieser Beziehung geeinigt, so geht nach Verlauf einiger Tage der Ringwechsel (Присаеновиня prispenowanja)[7]) und das Apfeltrinken

[1]) Und doch ist trotz dieses Zwanges die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte sehr groß und zeigt sich besonders in den schmeichelhaften Namen, welche der Serbe seiner Braut beilegt; als: rothe Rose, Basilienstaude, leuchtender Stern, goldene Krone u. s. w., worin man deutlich Spuren des Orientalismus sehen kann.

[2]) Bemerkenswerth dagegen sind die Worte von Th. Colshorn: „die Liebe spielt gewöhnlich vor der Hochzeit eine sehr bescheidene Rolle; denn Aussteuer, Mitgift, „der Brautschatz, Kastenwagen" ist die Hauptsache. (Weim. Jahrb. 3, 2, 363).

[3]) Bei den Rumänen (Walachen) entführt häufig der Freier, wenn die Eltern mit ihm nicht zufrieden sind, die Braut und läßt dann durch einen Freund oder durch den Popen (der durch Geschenke gewonnen wird) mit den Eltern unterhandeln. Griselini 218.

[4]) Die Werbung geschah nie aus eigenem Munde des Freiers, sondern nach allgemeiner germanischer Sitte durch einen Fürsprecher. Verwandtschaft, Besitz und anderes Gewichtige wurde aufgezählt. — In den höchsten Ständen hat sich dies Werben durch Andere bis heute erhalten, nicht minder im Bauernstande, der neben dem hohen Adel alte Sitten am treuesten bewahrt. (Weinhold, Altnord. Leben 240 und im M. A. S. 207). — In Böhmen und Mähren heißt der Werber tlumočnik oder řečnik; bei den siebenbürger Sachsen „der Brautknecht, Wortmann" (der Verlobungszeuge des Bräutigams heißt Freimann, jener der Braut „Abdanker." Prof. Mätz, Hochzeitsgebr., S. 37).

[5]) Grimm, R. A., S. 420 sagt: Ursprünglich war die Ehe ein Kauf; der Freier entrichtete dem, in dessen Gewalt sich die Jungfrau oder Wittwe befand, einen Preis, wofür ihm die Braut angelobt oder überliefert wurde. Bei uns erhielt sich bis in's späte Mittelalter die Redensart „ein Weib kaufen." Die Urkunden des 14. oder 15. Jahrhunderts liefern genug Belege. — Ebenso heißt auch bei den siebenbürgischen Sachsen die Trauung bisher kifen (kaufen).

[6]) In Serbien forderte man früher so viel Geld für ein Mädchen, daß ein Armer gar nicht heirathen konnte; Cerny Georg verordnete, daß man nicht mehr als einen Dukaten fordern dürfe. (Nach Prof. Vessely S. 34 mußte der Bräutigam als Minimum früher dem Gospodar 12 Fr., dem Vater 10 Fr., der Mutter 2 Fr., den Brüdern je 6 Fr. und den übrigen Hausleuten je 7 Fr. zahlen).

[7]) Ebenso folgt bei den siebenbürgischen Sachsen auf das Werben in kurzer Zeit das „Brautvertrinken." (Ringwechsel, Brautmachen, Handfestigung auch genannt).

(Ябукуапти Tabukupiti) vor sich. Dies besteht darin, daß ein Apfel entzweigeschnitten und ausgehöhlt wird, worauf eine Hälfte die Braut und die andere der Bräutigam erhält, aus denen sie sich dann gegenseitig zutrinken. Nach Professor Vesselý reicht der Bräutigam der Braut einen großen Apfel (Tabuka), in dem nach Vermögensumständen mehre Silber- oder Goldmünzen stecken, weshalb auch das Brautgeschenk (wie überhaupt jedes Geschenk) Tabuka genannt wird.

Bei dieser Gelegenheit wird der Tag der Hochzeit festgesetzt. Einige Tage vor demselben finden von beiden Seiten die Einladungen statt.

Auf das schönste Pferd aus dem Stalle, welches festlich geschmückt wird (Букдияшъ Bukliaš), setzt sich ein Anverwandter, den man mit einer mit Blumen und Gold- oder Silbermünzen behangenen Flasche (Cutura) versieht, und der von Haus zu Haus reitet und fast das ganze Dorf einladet. Bei seinem Eintritte in ein Haus bietet er die Cutura zum Trinken an und spricht: „Es läßt Dich N. grüßen und Du sollst morgen sein Hochzeitsbegleiter sein.“[1] Dieser nimmt entweder die Einladung oder entschuldigt sich, trinkt aus der Cutura und bindet dann an dieselbe eine Münze.

Ueber die an der Hochzeit theilnehmenden Personen ist Folgendes zu bemerken: Die wichtigste Person bei derselben ist der Kum, meistens der Taufpathe des Bräutigams, der als erster Beistand fungirt und bei allen Hochzeitsleuten in dem größten Ansehen steht. Es ist die Pflicht eines Jeden, an den die Einladung als Kum ergeht, derselben Folge zu leisten; jedoch darf nie der Taufpathe übergangen werden, weil er seinen Fluch über die Vermählten aussprechen könnte. Lebt dieser aber nicht, oder willigt er ein, daß ein anderer gewählt werde, so muß der Aufgeforderte „im Namen Gottes und des heiligen Johannes“ die Einladung annehmen. Dieser Gebrauch wird sehr heilig gehalten, so daß die Vornehmsten es den Aermsten nicht abschlagen, wenn sie zum Kum gewählt werden. — Was der Kum bei der Hochzeit befiehlt, muß geschehen. —

Der Djever, Brautführer (auch ručni Handgeselle), ist immer Jemand aus der Verwandtschaft, entweder der Bruder, das Geschwisterkind oder ein sehr vertrauter Bekannter; — er übernimmt die Braut und führt sie zum Kum, daß sie ihm, wie auch den übrigen Hochzeitsgästen die Hand küsse, — er hält der Braut das Pferd und hütet sie, daß sie nicht herabfalle, er wartet mit der Braut dem Kum während der ganzen Hochzeit auf und empfängt und begleitet beim Weggehen die Gäste.

Der Stari-Svat, soviel als der zweite Beistand.

Dem Kum sind ferner zugetheilt: Der Prikumak, gleichsam sein Adjutant; er kommt mit dem Kum und trägt die Fahne; — der Vojvoda oder Hochzeitsführer, und endlich eine unentbehrliche Person der Čauš oder Spaßmacher. Dieser ruft den Hochzeitsleuten zu, sich zur Reise zu rüsten, treibt Scherz, redet Alles, was ihm einfällt, bietet den Schmaus aus und geberdet sich lächerlich; — er trägt in den Händen den Nadjah oder Busdovan (eine

---

[1]) Bei den siebenbürgischen Sachsen heißen die zum Einladen Erwählten: „Hochzeitsbitter, Bitterknecht, Brautknecht u. s. w. In Michelsberg bei Herrmannstadt geschieht die Einladung mit folgenden Worten: „mer senj ǒfgescheakt worden vum kärl dem brégem und der dirn der breokt.“ Wir sind ausgeschickt worden vom Kerl dem Bräutigam und der Dirn der Braut. — (Kerl und Dirn noch in der alten guten Bedeutung. Prof. Mätz.)

Keule), womit er auf Alles losschlägt, — am Hute hat er einige Fuchsschweife angehängt und manchmal auch einige Löffel gesteckt.

Zu bemerken ist noch der Gadljar (Dudelsackpfeifer), welcher bei keiner Hochzeit fehlen darf. Häufig gehen auch Mädchengeleiterinnen Jen di bule, d. i. Weiber, damit das Mädchen nicht allein sei, — mit der Hochzeit.

Alle andern heißen Pustovatice (Mitlaufer) oder scherzweise auch Nabigusicze (Schmarotzer)[1]).

In Serbien wird das Mädchen ungetraut heimgeführt und erst in dem Wohnorte des Bräutigams getraut[2]).

Wenn der ganze Zug in das Haus des Mädches kommt, setzt sich der Bräutigam neben den Kum, der an der Tafel den ersten Platz einnimmt, getraut sich aber vor Scham weder zu sprechen, noch Etwas zu essen, sondern sieht nur immer vor sich hin, während ihm die Schwiegermutter und die Freundinnen weiße Tücher an den Hut heften. Indessen wird die Dirne in der Kammer angezogen, wobei sie stets weint und von ihren Gespielinnen Abschied nimmt[3]).

Schweige, nicht weine, süßestes Mädchen, —
Mütterchen dein wird stärker noch weinen,
Stärker noch weinen, wird dich beklagen,
Wenn die Gespielen gehen um Wasser,
Ruža[4]) nicht ist, die Schöne, beim Wasser,
Ruža, die Schöne nicht, noch ein Labtrunk.

Ehe sie hinausgeführt wird, hängt man ein großes Tuch (aulija) über sie[5]), so daß Niemand ihr Gesicht sehen kann, — und so verhüllt steht sie so lange, bis sie dem Bräutigam gänzlich übergeben wird. Inzwischen verneigt sich die Braut fortwährend zur Erde, sowohl wenn sie die Hand küssen will, als auch wenn die Hochzeitsleute einander zutrinken; — aber auch nach der Hochzeit muß sie sich ein Jahr lang ebenso verneigen und Jedem, der in's Haus kommt, die Hand küssen[6]).

---

[1]) Ungefähr wie die umbrae und muscae bei den römischen Gastmählern.

[2]) Aus verschiedenen Quellen ergiebt sich, daß das eigentliche Fest im Hause des Bräutigams gefeiert ward, und daß es also wirklich eine Heimholung war, — ein Brautzug oder Brautlauf, wie die alte germanische Benennung ist. Weinhold, Die Frauen 248.

[3]) Bei den siebenbürgischen Sachsen nimmt die Braut am Vorabende der Hochzeit von ihren Gespielinnen unter Thränen Abschied „Urlaub" und diese singen: (Frommann, deutsche Mundarten V. 507, von den 55 Versen folgt hier der Anfang).

Ech sûl emôl (einmal) de burg ämgôn
éch såg ménj hârzlawken um wieg dô stòn:
éch grosst et ist, ät dankt mer zwir:
„ach inig hârzlaewen (einzig herzlieb), wol (wie) äs et mir!
éch sål ewèg, éch méss derfun,
der laew got wis, won ich wéder kun;
ei woni waerden éch wéder kun;
won de schwarz rôwen (Raben) weis fädern hun. etc. Prof. Mätz S. 49.

[4]) Spr. Rúscha, d. i. Rose.

[5]) Bei den siebenbürgischen Sachsen wird der jungen Frau der Kopf mit einem Schleiertuche umwunden, sie wird geschligert, geschlodert, geschlanjert, gekuint, gebokelt, gemódjert. (Matz).

[6]) Wie bei den Serben die junge Frau ein volles Jahr nach der Hochzeit „Braut" ist, so ist es auch der Fall bei den Rumänen „neviesta," und ebenfalls in einigen deutschen Landstrichen bis nächste Ostern oder bis sie Mutter geworden. (Braut im alten Sinne = junge Frau, wie griechisch νύμφη). Grimm, Wörterb.

Auf der Hin- und Rückfahrt wird von dem Hochzeitszuge Jeder, der demselben begegnet, mit Wein oder Branntwein bewirthet. In manchen Dörfern kommen die Bewohner den Hochzeitsleuten, — wenn sie die Braut bringen, — entgegen und bewirthen dieselben mit Fleisch, Brod, Backwerk (Kpabau krawai), Wein u. s. w.[1]).

Wie früher bemerkt wurde, findet die Trauung in des Bräutigams Wohnorte statt; eine kurze Beschreibung dürfte dem geehrten Leser nicht uninteressant sein.

In der Mitte der Kirche bleiben die Brautleute stehen und werden mit einem vom Kum geschenkten Zeuge bedeckt. Während der Gebete halten die Begleiter über dem Brautpaare zwei metallene mit Heiligenbildern gezierte Kronen, weßwegen die Trauung auch „eheliche Krönung" genannt wird. Nach dem Gebete nimmt der Geistliche (Pope) die Kronen und setzt zuerst dem Bräutigam eine auf mit den Worten: „dieser Knecht Gottes N. N. wird gekrönt für die Magd Gottes N." — darauf ebenso der Braut. Die Kronen bleiben auf den Köpfen; — ehemals waren dieselben nichts Anderes als große Kränze; man wollte durch dieses Symbol die unverwelkte Jugend und Keuschheit andeuten; jetzt sind es meist ordentliche Kronen von Silber oder anderem Metall[2]).

Bei gewöhnlichen Trauungen reicht der Pope dem neuen Paare aus einem Becher rothen Wein dreimal zu trinken, nicht nur zur Erinnerung an die Hochzeit von Kana, sondern es soll der gemeinschaftliche Trunk auch das Symbol des gemeinschaftlichen Kelches der Freuden und Leiden sein.

Der Geistliche spricht während des Trauungsaktes mehrmals zu dem Brautpaare: „die Kirche Gottes freut sich, an euch ein neues Paar ihrer Mitglieder zu bekommen." Der Kum und Stari-Svat stehen als Zeugen hinter dem Brautpaare mit brennenden Lichtern in der Hand. Kurz vor dem Beschlusse dieser Ceremonie wendet sich dieses zu ihnen und küßt ihnen die Hände, jene aber küssen die Heiligenbilder an den Kronen. Die ganze Ceremonie dauert sehr lange.

Wenn nun der Hochzeitszug vor das Haus des Bräutigams kommt, so empfängt sie der Vater desselben (Готhанпъ Domatin), giebt der Braut einige Geldstücke, einen Laib Brod und eine Kerze in die Hand und führt sie so in's Zimmer, wo sie von den jauchzenden Gästen empfangen wird. In vielen Orten kommt (siehe Hochzeitslieder vom Professor Vesselý) dagegen die Frau vom Bruder des Bräutigams (also seine Schwägerin Jeterva) heraus und trägt auf dem rechten Arme ein männliches Kind (nakoneze) und unter dem linken eine Rolle Leinwand; — das Kind reicht sie der Braut, welche dasselbe mit einem rothen Bande umgürtet, und die Leinwand breitet sie hinter

[1]) Das Beschenken der Brautleute heißt im Volksmunde in Schwaben „goben." — Auch bei den siebenbürgischen Sachsen werden der jungen Frau bei der Fahrt durch's Dorf von allen Seiten Haus- und Wirthschaftsgeräthe auf den Wagen geladen. In Arkeden händigt man ihr Geschenke ein mit den Worten: „Hier bring ich euch eine kleine Gabe, große Freundschaft, seid gebeten, nehmt sie an."

[2]) In Schwaben ist die Abnahme der Flitterkrone oder des Kränzels ein sehr feierlicher Akt. Bei den Rumänen Petale, wohl vom griechischen πέταλον Brautschmuck von ganz schmalen, vom Kopfe über den Rücken herabhangenden Bändern; — bei den Sachsen besteht die Kopfbedeckung der Braut in einem Cylinder aus Filz (Borta), von dessen Oberrande mehre Bänder über den Rücken herabhangen. Häufig ist noch ein Kranz auf die Borta gesetzt.

sich von der Küche bis zur Braut aus; darauf wird letzterer ein Sieb mit allerlei Getreide dargereicht, von dem sie eine Hand voll nimmt und über sich wirft.

Nachdem man sie vom Pferde herabgehoben hat, schreitet sie auf jener Leinwand in die Küche; in der Bačka[1]) wird die Braut vom Prikumak vom Pferde gehoben und in die Küche getragen. Dort giebt man ihr einen Rocken mit Flachs und Spindel, mit dem sie an alle vier Küchenwände schlägt; darauf legt man ihr in die beiden Arme einen Laib Brod, in den Mund ein wenig Zucker, in die eine Hand ein Glas Wein und in die andere ein Glas Wasser, was sie Alles in's Wohnzimmer tragen und da auf den Tisch legen muß. Gewiß eine sinnige Symbolik. Man fordert von den Händen gedeihende Arbeit, vom Munde Süßigkeit und von ihrer Liebe gesegnete Nachkommenschaft.

Ein Festmahl beschließt den Tag, worauf die Gäste auseinander gehen und so die malá svadba[2]) (kleine Hochzeit) beendigt ist.

Den andern Tag gegen 9 Uhr früh ziehen die Hochzeitsleute mit Ausnahme des Kum, Stari-Svat und Djever von Haus zu Haus und laden zur Hochzeit ein, gewöhnlich mit den Worten: „der Kum und der Beistand grüßen euch, auf daß ihr zum fröhlichen Mahle kommt, — nehmet aber mit, was ihr essen und worauf ihr sitzen werdet."

Bei jedem Hause giebt man ihnen einen Büschel Flachs oder irgend ein Tuch, und dies wird an den Zügel des Pferdes gebunden und dann der Braut überreicht; darauf kommen alle[3]) Dorfbewohner zur Hochzeit und jeder bringt einen Schmaus mit, z. B. ein Lamm, Spanferkel, eine Henne, entweder lebendig oder schon zubereitet, Backwerk und obligat eine Čutura mit Wein oder Branntwein[4]).

Neben der Thüre steht ein mit Wasser gefülltes Gefäß, in das jeder Hochzeitsgast bei seinem Eintritte eine Münze wirft[5]).

Während des Mahles erklärt der Čaus die Speisen auf eine belustigende Weise; — so sagt er auf Jemanden, der z. B. ein Spanferkel gebracht hat: „dieser hier lebt nahe am Wasser und hat eine Wasserratte gefangen," —

---

[1]) Bačka spr. Batschka, der Landstrich zwischen Theiß und Donau.

[2]) Vielleicht könnte man den darauf folgenden Tag mit dem „Jungfrauentag" bei den siebenbürgischen Sachsen vergleichen.

[3]) In manchen Dörfern in Siebenbürgen (Arkeden) werden auch alle Bewohner geladen, wobei aber jeder gut weiß, ob er blos „ehrenhalber" geladen sei; zum Unterschiede werden die nächsten Verwandten auch zweimal geladen (Schaas). Dies geschieht auch im Lüneburgischen und in der Eifelgegend.

[4]) Bei den siebenbürgischen Sachsen sind die Nachbarn den Hochzeitsgebern sowohl durch Hülfe als durch Beisteuer sehr thätig; besonders früher wurde das Material selbst zum größten Theile aus dem Vorrathe der Verwandten und Freunde herbeigeschafft. Prof. Mätz S. 46 erzählt, daß aus jedem Hause ein Kind oder eine Frau eine „Ehrung" gewöhnlich gegen einen Ehrentrank bringt. So tragen in Schweden die Gäste zum Hochzeitsmahle auch bei; und in Baiern heißen im 14. und 15. Jahrhunderte die Geschenke, welche der Bräutigam den Eltern der Braut gab, „Ehrungen."

[5]) Prof. Veselý: „Den zweiten Tag Morgens nimmt die junge Frau Wasser und ein Handtuch und gießt den Hochzeitsgästen nach der Reihe Wasser auf eine Schüssel vor; — ein jeder wirft dann nach dem Waschen ein Geldstück in das Wasser („Poljevaczicza"). — Aehnlich ist das „Waschgeld" bei den siebenbürgischen Sachsen, wo jeder Hochzeitsgast von den Weibern mit einem Blumenbüschel (von Rosmarin) gewaschen wird. Man muß solches mit einigen Geldstücken lösen und dieses Waschgeld kommt dem jungen Paare in dessen „neue Gewährung" zu Gute. (Mätz).

eine Henne giebt er für eine Krähe aus u. s. w., und endet jedesmal mit der Phrase: „dem Geber zum Ruhme und allen Brüdern zur Ehre sei's gebracht."

Darauf bringen zwei Burschen die Geschenke gewöhnlich auf einer Stange, wobei sie einherhinken und ächzen, als ob sie dieselbe der Schwere wegen gar nicht ertragen könnten.

Meistens muß auch die Braut den Kum, Stari-Svat u. s. w. beschenken. Diese Geschenke theilt der Čauš auf eine eben so komische Weise aus, z. B.: „Seht, hier bringt unsre junge Frau dem Kum ein Hemd, welches so fein ist, daß man es durch einen Fingerring durchziehen könnte, wenn er wie ein Wagenrad groß wäre, und dann wenn Vier ziehen und Zwei nachklopfen möchten."

Die Braut macht indessen fortwährend Verbeugungen. Der Čauš bindet sein Geschenk an den Nadjak oder Busdovan und der Dudelsackpfeifer an das Brummrohr an.

Uebrigens muß ein jeder an der Hochzeit Theilnehmende die Braut beschenken, wenn sie ihm naht und die Hand küßt. Außerdem sinnen die Hochzeitsgäste verschiedene Scherze aus, wodurch sie für die junge Frau Geld sammeln können [1]). So wollen einige einen Hund schlachten, wenn man ihn nicht loskauft, — andere führen einen gesattelten Ochsen in's Haus, den man beschenken muß. Ein gebratenes Huhn, welches neben den Kum gestellt wird, muß gestohlen werden, sonst ist es eine große Schande für die Hochzeitsgäste. Der Ertappte aber wird mit einem Felch auf die Fußsohlen geschlagen und muß so viel zahlen, als ihm der Kum auferlegt.

Die Hochzeitsleute sind so unverschämt und unruhig, daß die „serbische Hochzeit" sprichwörtlich geworden ist. Die Gäste schlagen Hühner und Enten u. s. w. todt, stehlen im Hause des Mädchens Löffel und andere Dinge, zerschlagen die Töpfe, zertrümmern den Ofen, heben den Wagen auf das Dach hinauf, sie selbst schenken ein, poltern u. s. w.[2])

Die serbische Hochzeit dauert eine Woche [3]) lang; — zwei Tage früher, als um die Braut gegangen wird, fängt man an zu trinken, und das geht so fort, bis der Kum sich entfernt. Wenn schon alle Gäste auseinander gehen wollen, wird noch zum Schlusse im Hofe getanzt; zu Ende des Tanzes wird aber ein Polster gebracht, zerrissen und allen Gästen mit den Federn die Köpfe vollgestreut.

Zum Schlusse mögen noch zwei ganz frei übersetzte serbische Hochzeitslieder folgen:

I.

Lehre des Bräutigams an die Braut.

O wie lohnend ist doch jener Blick,
Der dir zeigt die Braut in ihrem Glück,
Wie sie Abends in der Bäume Schatten

---

[1]) Am Hochzeitstage der siebenbürgischen Sachsen findet der Brauttanz statt, wo jeder Gast mit der Braut tanzen muß und dafür ein Geldstück zu erlegen hat. (In Schäßburg „Raichen" Reigen).

[2]) Jedoch nur dann, wenn es der Kum erlaubt.

[3]) Prof. Mätz: daß während einer Bauernhochzeit bei den siebenbürgischen Sachsen bis 50 siebenbürgische Eimer Wein „aufgehen," wird nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß diese Festlichkeit acht Tage dauerte.

Sieht verschämt nach dem erkornen Gatten.
Und es fragt sie der geliebte Mann:
„Theure Seele, warum siehst mich an?"
Und die Holde spricht: „Nach dir
Geht mein Blick, daß sagest mir
Mein bestimmter Herrscher! wie nun
Deiner Mutter werd' ich recht thun?" —
„O der Mutter recht zu thun ist ein leichtes Ding,
Spät entschlafe, wache früh auf, Wasser bring',[1])
Kehr' den Hof und auch das Haus
Und dann kämm' dein blondes Haar dir aus."

II.

Dem Bräutigam.

An der Bosna[2]) hufet Mila Rößlein sein,
Aber nicht, wie man sonst hufet Pferde;
Denn er huft's mit Blei und Silber rein. —
Er behuft's, — und ungeduldig scharrt's die Erde.
Mila spricht nun leis' zu seinem Rößlein:
„Steh' mein Rößlein, gutes Rößlein mein!
Wenn wir Gutes heimwärts brächten,
Wird es wohl ergeh'n dann mir und dir;
Eine Kripp' aus Ahorn wird sie dir dann flechten,
Wird Perpetuell-Basilien[3]) dann reichen dir;
Nähr' dich einen Tag, zwei kannst du tändeln.
Aber wenn wir Uebles heimwärts brächten,
Wird es mir und dir dann schlecht ergeh'n;
Schmerzenskrippe wird sie dir dann flechten,
Bitt're Nießwurz wird für dich sie mäh'n;
Nähr' dich einen Tag, zwei wirst du kränkeln."

Serbische Sagen.

1.

Sage über die Entstehung der Kolumbačer Mücken.

Am rechten Ufer der Donau, — dort, von wo sie in östlicher Richtung nach der Vereinigung mit dem Nebenflusse Morava dem eisernen Thore zueilt und sich zwischen den Gebirgen der griechischen Halbinsel und den trans-

[1]) Das Haus mit frischem Wasser zu versorgen liegt den Mädchen und jungen Weibern ob.

[2]) Bosna, ein Fluß in Bosnien, von dem auch das Land den Namen hat.

[3]) Wie im Serbischen, so ist auch im Rumänischen das Basilienkraut wegen seiner immer grünen Blätter Symbol treuer Liebe und dient unter anderm auch um des Bräutigams Glück zu erspähen:

„Wenn der Bräutigam ist guten Glückes,
Keimen wird Basilikum am Abend,
Mitternacht sich in vier Blättern kreuzen [прекостити]
Sich beim Morgenroth zu Sträußchen winden" u. s. w.

Im Rumänischen:

Reife nicht Basilienkraut
Keine Seele auf dich schaut.
„Warum soll ich reifen nicht
Da zum Tanz mich's Mädchen bricht." Schuller.

silvanischen Alpen einen Durchgang bahnt; — liegt Golubatz oder Kolumbatsch. Die erste slavische Benennung von Golub, Taube, ist die richtige.

Hier soll Herkules eine ungeheure, mehrköpfige Schlange überwunden haben. Während des Ringens mit ihr habe er den einen Kopf derselben mit solcher Stärke gegen die Felsen geschleudert, daß sie gesprengt wurden und der Kopf des Ungethüms tief in denselben stecken blieb. Durch die Verwesung dieses Kopfes entstanden die Golubatzer Mücken, eine der größten Landplagen, welche jährlich aus dieser Höhle herauskommen und fast das ganze Banat überfluthen[1]).

Ebenso behaupten die Romänen (Walachen), daß die Kolumbacer Mücken nur aus einem einzigen Loche hervorkommen, da der heilige Georg, als er den höllischen Drachen bekämpfte, ihm den Kopf abgehauen und in jene Höhle geworfen hatte.

Zusammenhängend damit ist auch die Sage von jener Quelle, die aus dem am linken Donauufer (bei Golubatz) gelegenen Gebirge herauskommt, im Sommer gefroren, im Winter aber heiß sei, und lauter Ungeziefer mit sich führe; — in dieser Quelle hätten auch die Golubatzer Mücken ihren Ursprung.

2.

Aus serbisch Keresztur an der Theiß.

Ein reicher Bauer, der während seines ganzen Lebens nur in Zank und Streit lebte und sich manchen Betrug zu Schuld kommen ließ, lag auf seinem Sterbebette. Jetzt erst machte ihm sein Gewissen bittere Vorwürfe und er wurde durch die Erinnerung an sein unordentliches und schlechtes Leben gepeinigt.

Er ließ nun, als sein letztes Stündchen nahte, seinen Nachbar, einen redlichen aber armen Mann rufen, klagte ihm die Qualen, welche der Gedanke an seine Sünden ihm verursache und bat ihn endlich, sein Grab nach seinem Tode drei Nächte zu bewachen, wofür er ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen würde.

Dieser versprach es und jener starb etwas getröstet. Sein Leichnam wurde mit vielem Prunke begraben. Als nun der erste Abend herannahte, begab sich der Bauer zuerst zum Popen (Geistlichen), erzählte ihm sein Versprechen und bat ihn um Rath, wie er sich am Grabe verhalten solle. Dieser schüttelte zwar darüber bedenklich den Kopf, versprach ihm aber auf wiederholtes Bitten doch Hilfe und gab ihm beim Weggehen einen geweihten Stock, mit dem er am Kirchhofe um sich einen Kreis beschreiben solle; — diesen könne dann kein Geist betreten.

Der Bauer begab sich nun auf den Kirchhof, setzte sich in der Nähe des Grabes nieder, beschrieb einen Kreis um sich und erwartete ängstlich die Mitternachtsstunde. Als der letzte Glockenschlag verhallte, vernahm er ein dumpfes Geschrei aus der Ferne, das immer näher und näher kam; plötzlich erschienen viele, viele schwarze Wesen, die um das Grab begannen wild herumzutanzen, so daß dem Bauer Hören und Sehen verging. Darauf gruben

[1]) Bemerkt muß werden, daß Herkules in der dortigen Gegend durchaus nicht unbekannt ist, wie z. B. einer andern Völkerschaft, — denn die Statue des Herkules, welche sich jetzt im Museum zu Wien befindet, stand schon von den Zeiten der Römer her in Mehadia (dem Herkulesbade). Volkslied: „Herkulan“ in den romänischen Volksliedern von Schuller, S. 77 u. 110; ferner Griselini, Geschichte des Banats.

sie den Leichnam heraus und singen an, ihm die Haut herabzuziehen. Plötzlich krähte ein Hahn; mit der größten Eile wurde der Leichnam verscharrt und mit furchtbarer Geschwindigkeit waren sie verschwunden.

Die zweite Nacht begab sich der Bauer wieder auf seinen früheren Ort. Als die Mitternachtsstunde kam, wiederholte sich Alles genau wie in der vorhergehenden Nacht; die schwarzen Geister kamen, gruben den Leichnam heraus und setzten ihr Geschäft fort, bis sie wieder durch den Hahnenruf verscheucht wurden.

Als nun die dritte Nacht kam, ging der Bauer wieder auf den Kirchhof, machte aber diesmal einen großen Kreis um sich, der eng an das Grab grenzte, so daß er das Treiben der schwarzen Geister genau betrachten konnte. Um die zwölfte Stunde kamen sie und gingen mit großem Eifer an's Werk. Doch als sie fast fertig waren, ließ sich wieder der Hahn hören. Da heulten sie vor Wuth, warfen die Haut bei Seite und arbeiteten mit der größten Anstrengung, um den Leichnam einzuscharren. Indessen zog der Bauer die Haut seines Nachbarn in seinen Kreis. Als sie fertig wurden, suchten sie nun die Haut, doch vergebens.

Plötzlich bemerkten sie den Bauer, daß er sie belauscht und ihnen dieselbe entwendet hatte. Wüthend stürzten sie gegen ihn und heulten laut, doch hielt sie der geweihte Kreis ab, und als der Tag graute, zogen sie lärmend ab. Der Bauer ging nach Hause, erzählte Alles und starb gleich darauf.

Diese Sage wird vorzüglich auf geizige Leute angewendet, indem es heißt, daß ihnen nach dem Tode die Häute abgezogen und in der Hölle verbrannt oder den Teufeln vorgeworfen werden.

3.

In der am Berge bei Werschetz gelegenen Ruine haust eine verzauberte Prinzessin, welche ihrer Erlösung harrt. Sie wird Cipriana genannt und erscheint unter den mannigfaltigsten Gestalten; jedoch ist ihr Wirken immer wohlthätig. Wenn die Pest in der ganzen Gegend wüthete, sah man sie im schneeweißen Gewande in der Luft fliegen und einen Faden um die ganze Stadt ziehen; und die Stadt blieb verschont[1]).

Einst traf sie ein Hirt am Berge auf einem Felsblock sitzen; das goldene Haar wallte auf ihren schneeweißen Nacken nieder und sie weinte. Als er sie ansprach, war sie verschwunden. Die Schlange, welche eine Macht auf sie ausübt und von der ihre Rettung abhängt, hat drei goldene Schlüssel im Rachen und diese sind der Talismann, mit dem sie erlöst werden kann.

4.

Ein Mann hatte vier Kinder, von denen aber zwei aus der ersten, die andern aus der zweiten Ehe waren. Die Kinder aus der ersten Ehe, zwei Knaben, hatten sehr viel auszustehen; denn die Stiefmutter[2]) war ein böses Weib und hatte ein schlechtes Herz; — wo sie den Kindern nur Etwas thun

---

[1]) Als Eigenheit ist bei den serbischen Volkssagen das Auftreten der Vilen (Nixen, Sirenen, böhmisch Kmotřičky, rojenice) hervorzuheben. Sie halten sich auf Bergen und in steinigen Gegenden beim Wasser auf, sind jung, schön, in weiße Gewänder gekleidet und haben langes wallendes Haar. Wenn man sie nicht reizt, thun sie nichts, — wenn das aber geschieht, so schießen sie den Beleidiger mit einem Pfeile in Fuß, Hand oder Herz, so daß er gleich stirbt. (Lex. Vuk Stef.).

[2]) „Die böse Stiefmutter ist ein Gegenstand, der unter allen am häufigsten behandelt wird und die schmerzhafteste Empfindung in den Zuhörern aufregt." Grimm IX. s. Sag. An die genannte Ruine knüpfen sich mehre ähnliche Sagen (wie 3. u. 4), welche sowohl

konnte, that sie es gewiß, dagegen bevorzugte sie gar ungemein ihre eigenen. Wegen der Stiefmutter war ihnen auch der Vater gram und schalt und schlug sie, oft nur um vor seinem Weibe Ruhe zu haben.

Einst gingen die zwei verwaisten Knaben auf den Werschetzer Schloßberg und klagten einander ihr Leid. So kamen sie bis zur Ruine. Es trat gerade die Dämmerung ein. — Wie erstaunten sie, als sie dort ein großes Feuer erblickten! Sie gingen näher und da sahen sie hinter dem Feuer eine große, große Kiste, auf der ein schwarzer Hund saß. Die Kinder nahmen jedes eine Kohle und liefen davon.

Als sie hinauskamen, da war in ihrer Hand statt der Kohle ein Goldstück. Sie liefen nun schnell nach Hause und erzählten es den Eltern. Aber die Stiefmutter zankte sie aus, warum sie nicht mehr genommen hätten und schickte gleich den andern Tag ihre eigenen Kinder hinauf. Als diese aber hinaufkamen, fanden sie nichts mehr und es erhob sich plötzlich ein ungeheurer Wind, der sie heruntertrieb und hinter ihnen flogen große Steine, so daß sie ganz athemlos nach Hause kamen.

Nimmer schickte die Stiefmutter ihre Kinder mehr auf den Berg.

5.

Der Vampyr.

Die Sage von dem Vampyr[1]) (Vukodlak, Blkodlak altslavisch und böhmisch) kommt sowohl unter dem serbischen als walachischen Volke vor; es ist dies der Alp (Trut), die polnische Mora und die russische Kikimora.

Der Mythus stellt darin einen Menschen dar, in den nach dem Tode der böse Geist fährt und ihn belebt. Der Vukodlak kriecht nun aus dem Grabe, würgt die Menschen in ihren Wohnungen und saugt ihr Blut. — Ein ehrlicher Mensch kann nur dann Vampyr werden, wenn eine Fliege oder ein anderes Thier über seinen Leichnam geht.

Man erzählt ferner, daß sich der Vukodlak während der Zeit von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt mit einem Leichentuch über dem Arme zeigt; dasselbe geschieht bei einer Hungersnoth, wo er um Mühlen, Getreide-

---

unter der deutschen als serbischen Bevölkerung verbreitet sind. (Werschetz hat 20,000 Einwohner, unter denen 10,000 Deutsche und eben so viel Serben sind. Es fällt daher schwer, manche Sage ihrer Abstammung nach zu bestimmen; selbst in Bezug auf den Namen Werschetz ist man nicht einig, ob er von dem slavischen Vršec, Höhe, oder von dem unter Sigismund 1399 bestandenen Orte Weers oder von dem ungarischen Vegenye herzuleiten sei). Vgl. Band XXXVIII. S. 380 fg.

[1]) Sowie unter dem Pöbel der Ungarn und übrigen Nationen dieser Gegenden, hat sich die Sage des Vampyrs auch unter die Walachen verbreitet. Sie sehen den Leichnam eines Verstorbenen, den sie im Leben gekannt oder zum Feinde gehabt haben, aus dem Grabe hervorgehen, fühlen es, wie er ihnen das Blut aussaugt und sie auf andere Art peinigt. Nach ihrer Meinung können sie nur dann gesund werden, wenn der angebliche Vampyr ausgegraben und ihm die Brust bis an den Rücken mit einem Messer durchstochen wird. Als Folge dieses Glaubens steht die Abzehrung, Marasmus, Anfangs nur Einbildung, später wirklich physisches Uebel, das viele um's Leben bringt. (Griselini). — Bei Walachen und Serben besteht ein Feiertag, welchen sich das Volk gegründet hat (Тодорова Субота „todorowa subota") wo Keiner etwas arbeiten darf; wer eine Arbeit verrichtet, wird von der Simtotĕre besucht. (Dies ist ein Wesen, halb Mensch, halb Pferd = unserer mŭra, trut etc.); am Abende will Niemand hinausgehen, weil er fürchtet, vom Theodor geritten zu werden. — Die Furchtsamen streuen vor der Thüre Mehl, um zu sehen, ob er da war, schmieren die Thüre mit Knoblauch, da er diesen Geruch nicht vertragen kann, und stellen hinter die Thüre einen Besen, wenn er doch hineinkomme, daß er diesen reite.

speicher u. s. w. herumschleicht. Er vermag durch das engste Loch, z. B. das Schlüsselloch, zu schlüpfen.

Wenn viele Leute in einem Dorfe plötzlich sterben, so wird es dem Vukodlak zugeschrieben, und man sucht nach, in welchem Grabe er liege. Dies geschieht auf folgende Art: Man nimmt einen Hengst, der ganz schwarz ist und keinen einzigen Flecken hat, und geht mit ihm über alle Gräber, wo man den Vukodlak vermuthet. Ueber jenes Grab, in dem der Vampyr liegt, geht der Hengst nicht. Der Vampyr fürchtet vorzüglich den Weißdorn, weßhalb sich die Bewohner, wenn der Hengst über ein Grab nicht gehen will, mit Stöcken von Weißdorn um dasselbe versammeln, es öffnen und den Leichnam mit diesen Stöcken mehrmals durchbohren. Der Leichnam wird dann verbrannt. Der Vukodlak soll auch (Lex. v. Vuk Stefanowitz) seine frühere Gattin, besonders wenn sie jung und schön ist, besuchen und mit ihr vertraulich leben; das von ihr geborene Kind hat keine Knochen.

Professor Vogel bemerkt über den Vampyr: „In diesem Vukodlak liegen allerlei christlich-heidnische Elemente und er mag als das sprechendste Zerrbild des unnatürlich gemischten, grauenhaften Mythus gelten, wie er noch in seinen kümmerlichen Ueberresten erscheint.“

6.

Die Sagen von „Hexen“ sind unter dem Volke wohl die verbreitetsten; selbst die Kinder wissen viele zu erzählen und geben sogar jene Frauen an, welche angeblich „Zauberei“ treiben. Man erzählt, daß solche Frauen die Kraft besitzen, sich in alle Arten von Thieren, ja sogar in ein ungeflochtenes Bündel Fachs (Повесма powesma) zu verwandeln; — kommt man in ihre Nähe, so schlagen sie den Vorübergehenden und dieser verwandelt sich in ein Pferd sammt Sattel und sonstigem Zugehör, so daß sich die Hexe auf dasselbe setzen kann.

Sie reitet dann auf den Versammlungsort, wo sich bereits ihre Freundinnen befinden; dort wird die Nacht hindurch getanzt. Das Pferd muß aber so lange dabei stehen, bis es der Hexe gefällig ist, den Rückweg anzutreten. An jenem Orte, von wo der Ritt ausging, läßt sie es wieder stehen. So wird z. B. in serbisch Keresztur erzählt: Ein Betrunkener ging aus der Schänke seines Weges nach Hause; plötzlich fühlte er sich von Etwas geschlagen und zugleich mußte er auf allen Vieren dahertraben. Als er seinen Ritt vollbracht hatte, war er so müde, daß er liegen blieb und einschlief, bis man ihn den andern Tag, ganz in Koth steckend, fand. Als er nach Hause gebracht wurde, erzählte er, daß er von der Hexe geritten wurde und zeigte sogar die wunden Flecke, wo er mit den Sporen gestoßen wurde. Nachdem er zwei Tage krank darnieder gelegen hatte, starb er, „weil er es ausgeplauscht hatte.“

Man giebt Menschen an, welche die Hexen sehen können, — denn sonst machen sie sich unsichtbar; — solche heißen: „Seher, Bugobumm widowit.“

7.

Ein König hatte einst einen Sohn, den er sehr liebte; als aber seine Gemahlin starb und er sich eine andere nahm, verwandelte sich bald seine Liebe in Haß.

Der kleine Svetozar hatte nun sehr viel auszustehen und jeden Tag zankte seine Stiefmutter und sein Vater mit ihm. Als er bereits größer

war, trat sein Vater einst in's Zimmer und erklärte ihm mit drohender Geberde, daß er ihn in seinem Hause nur unter der Bedingung dulden könne, wenn er die Tochter der Zauberin, welche im Zauberwalde wohne, ferner die goldene Henne mit ihren Jungen und den Käfich, welche Sachen sich in ihrem Besitze befinden, stehlen und nach Hause bringen werde.

Der arme Svetozar machte sich nun auf und ging betrübt aus dem Elternhause in die Ebene und ging so mehre Tage fort und fort. Endlich sah er vor sich eine ungeheure Stadt liegen.

Er ging hinein und drängte sich durch das Volk bis zum Könige, den er um einen Dienst bat. Der König antwortete ihm, daß eben jetzt sein Csikós (Pferdehüter) gestorben sei, und er, wenn es ihm gefalle, gleich morgen den Dienst antreten könne. Indessen möge er sich erquicken und von der großen Reise erholen. Dieser Vorschlag wurde von Svetozar gleich angenommen und er blieb bis zum nächsten Tage dort. Darauf trat er seinen Dienst an, in dem es ihm sehr behagte.

So verlebte er drei Jahre und war immer frohen Muthes. Nach drei Jahren aber begab er sich zum Könige und bat ihn um seine Entlassung. Der König willigte ungern ein, denn jeder hatte den treuen und frommen Csikós gern. Als alle Vorstellungen des Königs nichts halfen, sprach der König zu ihm: „Nun so wähle dir, mein Sohn, ein Pferd aus meinem Stalle als Lohn für deine treuen Dienste."

Svetozar aber verlangte zum größten Erstaunen des Königs ein kleines und unansehnliches Pferd. Als der König sich weigerte, ihm dieses schlechte Pferd zu geben, da es für ihn eine Schande wäre, seinen treuesten Diener so zu belohnen, wollte sich Svetozar entfernen. Da willigte der König ein und Svetozar führte es beim Zügel aus der Stadt heraus, denn es konnte kaum gehen; es war ein kleines schwarzes Pferd und hatte schon fast alle Haare verloren.

Als diese beiden hinter die Stadt kamen, begann aber das Pferd zu sprechen und sagte zu Svetozar, er möge drei Eimer Wasser, drei Büffelhäute und drei Säcke mit Hirse verschaffen, dann werden sie zur Zauberin reiten, um ihre Tochter zu holen.

Als sie reisefertig waren, fragte das Pferd, ob es wie ein Wind oder wie ein Gedanke dahinfliegen solle. Der Prinz sagte aber: „wie ein Wind," und nun ging es im Fluge dahin, daß dem Prinzen Hören und Sehen verging. Als sie in die Nähe der Zauberin kamen, verwandelten sich beide in zwei Reisende, traten so in das Haus derselben ein, und baten um eine Nachtherberge, welche ihnen zugestanden wurde.

Gegen Mitternacht stand der Jüngling auf und ging in das Zimmer, wo sich der goldene Käfich befand; denn während dieser Zeit schlief die Hexe, sonst aber war sie immer wach. Schnell nahm er den Käfich und ging fort. Sein Begleiter hatte indessen seine frühere Gestalt wieder angenommen, und nun ritten sie wieder sehr schnell, um aus dem Bereiche der Zauberin zu kommen. Als aber der Morgen graute, hörten sie hinter sich ein fürchterliches Geschrei, das sich ihnen immer mehr näherte. Sie blickten auf und sahen drei ungeheure Geier, welche sie verfolgten, da sie im Dienste der Hexe waren.

Der Prinz schüttete schnell die drei Säcke Hirse aus, über die sich jene hastig stürzten. So gewannen die Verfolgten Zeit und legten eine große

Strecke zurück, bevor die Geier mit dem Aufklauben der Hirse fertig wurden. Doch wären sie von ihnen wieder eingeholt worden, wenn der Prinz nicht das Wasser ausgegossen hätte, auf das sich die Geier stürzten, um zu trinken, wodurch jene wieder einen Vorsprung erlangten. Als die Geier aber zum dritten Male in ihre Nähe kamen, war der Prinz fast am Ende des Zauberwaldes, wo die Kraft der Hexe aufhörte. Die Geier strengten sich an, um sie zu erreichen, allein zu spät; denn schon hatte das Pferd die Vorderfüße über die Grenze gesetzt und die Geier rissen nur die Büffelhäute herunter, konnten ihnen aber nichts mehr zu Leide thun. Von weitem drohete aber die Hexe, daß sie noch zwei Mal kommen müßten, wo sie es mit dem Leben büßen würden.

Die zweite Reise zu der Zauberin unternahm der Prinz bald darauf; jedoch sein schwarzes Pferd verwandelte sich in ein weißes. Sie verdoppelten diesmal ihre Fracht und nahmen sechs Eimer Wasser, sechs Säcke mit Hirse und sechs Büffelhäute mit. So kamen sie zu der Hexe und baten wieder um Herberge. Diese willigte ein, erzählte ihnen aber, daß ein Schurke auf einem schwarzen Pferde ihr den goldenen Käfich gestohlen habe.

Als sie um Mitternacht nun einschlief, stahl ihr der Prinz die Henne sammt den Jungen, welche alle golden waren. Doppelt so schnell, wie das vorige Mal, ritten sie nun davon. Wie früher, so wurden sie auch diesmal grimmig verfolgt, erreichten aber doch die Grenze, nachdem sie ihre ganze Fracht aufgeopfert und auch die sechs Büffelhäute eingebüßt hatten.

Allein der Prinz mußte noch einmal kommen und er machte sich auch wirklich zum dritten Male auf die Reise; aber diesmal nahm er keine Hirse und kein Wasser, sondern nur sechs Büffelhäute mit und ritt auf einem braunen Pferde. Die Hexe nahm sie wieder auf und als sie einschlief, ging er in ihr Gemach, holte die Tochter, setzte sie auf's Pferd und jagte mit ihr, so schnell es gehen konnte, davon.

Die Hexe verzichtete diesmal bereits darauf, sie zu verfolgen, und sprach von der andern Seite der Grenze über sie den Segen aus.

Als der Prinz nach Hause kam, war sein Vater schon gestorben, und er trat die Regierung an, nachdem er das geraubte Mädchen geheirathet hatte. Er regierte lange zum Glücke seiner Unterthanen, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.

Die 53. Versammlung am 26. Februar 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Bayreuth, Bonn, Dresden und Prag eingegangen sind. Zuvörderst nahm Dr. Paur das Wort, um in ehrender und anerkennender Weise des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, den unsere Gesellschaft durch den am 22. d. Mts. ganz unerwartet erfolgten Tod ihres Kassirers, des Gymnasial-Oberlehrers Hertel, erlitten hat. Sein Andenken wird von Allen, die ihn gekannt und schätzen gelernt haben, in Ehren gehalten werden.

Hierauf machte der Realschullehrer Dr. Schmidt die Anwesenden mit Goodchilds Trocheidoskop bekannt, welches ein hiesiger Privatmann aus London bezogen hat, und zeigte, welche wechselnden Farbenbilder durch schnelle Rotation entstehen.

Hierauf setzte Dr. Paur seine „Mittheilungen aus dem 16. Jahrhundert" fort, indem er die in zwei früheren Vorträgen behandelte Selbst-

biographie des Bartholomäus Sastrow beschloß. Gegenstand war diesmal der besonders umständlich ausgeführte mittlere Theil, welcher die Anwesenheit des Autors in Augsburg während des Reichstages, unmittelbar nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges, zu Ende des Jahres 1547 und zu Anfang des folgenden, umfaßt. Im Gefolge der pommerschen Gesandtschaft, oder vielmehr als handelndes Mitglied derselben, deren peinliche Aufgabe es war, die zürnende kaiserliche Majestät mit der Haltung der beiden Herzoge während des Krieges auszusöhnen, hatte er reiche Gelegenheit, die Verhältnisse und die Personen kennen zu lernen, und er liefert uns in seinen Aufzeichnungen, abgesehen von den kirchlich-politischen Aktenstücken, die er sorgfältig aufsammelte, ein lebendiges, an belehrenden und anziehenden Einzelnheiten äußerst reiches Bild der damaligen Zustände. Vieles davon, besonders den Charakter der handelnden Personen betreffend, findet sich nur bei Sastrow und ist dem Geschichtsschreiber der Reformationsperiode unentbehrliches Material geworden. Kaiser Karl V. in seiner vornehm-schweigsamen Rückhaltung, sein Bruder König Ferdinand als unermüdlicher Gastgeber, „dem der Mund nie stille stand," Philipp von Spanien, seinem klugen und aus Klugheit gegen die Reichsfürsten gar höflichen kaiserlichen Vater gegenüber abstoßend und nichtachtend, der junge Kurfürst Moritz als rücksichtsloser Lebemann, Joachim von Brandenburg in immerwährenden Geldverlegenheiten, der gefangene Kurfürst von Sachsen mit christlichem Glaubensmuthe in sein Schicksal ergeben, daneben andere Fürsten und Herren durch gemeines Betragen dem Volke ein Anstoß, während sie berufen waren, dem Reiche und der deutschen Kirche den Frieden zu geben, die vor der kaiserlichen Residenz revoltirende Soldateska, Hinrichtungen in Masse auf öffentlichem Platze vor Fürsten und Volk — alles das versetzt uns tief hinein in jenes ewig denkwürdige Zeitalter einer kräftigen, aber rohen Volksthümlichkeit, in das Zeitalter der Reformation, der habsburgisch-spanischen Politik und der peinlichen Halsgerichtsordnung. Nehmen wir dazu die Bestechlichkeit der vornehmsten kaiserlichen Räthe, so daß die pommerschen Gesandten ohne Geldsummen und Kleinodien gar nicht an sie gelangen konnten, so überzeugen wir uns, wie übel es damals um die deutsche Reichsregierung bestellt war. Wenig bekannt ist die Notiz von Sastrow, daß ein Geldvorschuß von Seiten des Erzbischofs von Salzburg den geldbedürftigen Kurfürsten von Brandenburg dahin brachte, gegen sein Gewissen das Interim bei dem Kaiser zu befürworten. Wenn Sastrow in manchen Punkten die stets wohl erwogene Erzählung Johann Sleidan's vervollständigt, hin und wieder auch berichtigt, so konnte der Vortragende wenigstens in einem Falle, die Hinrichtung des Feldhauptmanns Sebastian Vogelsberg betreffend, durch Vergleichung mit dem Wortlaute bei Sleidan die völlige Grundlosigkeit der Rüge Sastrow's gegen denselben darlegen.

Die 54. Versammlung am 5. März 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Basel, Moskau, Nürnberg, Orleans und Wien eingegangen sind.

Hofrath Dr. Zipser in Neusohl, der im Besitze eines Idols ist, den slavischen Götzen Perun darstellend, hat einen Abguß davon aus Glockenmetall anfertigen lassen und unserer Gesellschaft für das Kabinet der Alterthümer zum Geschenke überschickt. Er bemerkt, daß ihm nur noch ein Exem-

plar des Perun bekannt sei, welches sich in Prag befinde, und theilt zur Erläuterung (nach A. Tkany's Mythologie der alten Teutschen und Slaven II, S. 68.) Folgendes mit:

„Perun, Peron oder Pierun (nach Verschiedenheit der Mundarten auch Perkun, Perkunos, Perkunuß), der Donnergott der Russen, Polen, Preußen, Wenden, Böhmen und Mähren, bei den Preußen und Polen auch das Sinnbild der Sonne und unstreitig die oberste Gottheit bei den eigentlichen Slaven. Perun konnte aber nicht blos den Donner und Blitz, sondern überhaupt alle Naturerscheinungen, als Wolken, Regen, Hagel, Sonnenschein u. s. w. hervorbringen, und wurde deshalb auch als Fruchtbringer und Segengeber, somit, nach allen seinen Attributen zusammengenommen, als höchster Gott verehrt. Bei den Preußen war er der vornehmste unter den drei erhabenen Göttern Perkunos, Pikollos und Potrimpos, welche die erste Rangordnung und zusammen die große Götterdreiheit zu Romowe bildeten; in Rußland hatte Perun zwei Tempel, den einen zu Kiew, den andern zu Nowgorod. An der Bildsäule des Gottes war der Kopf von Silber, die Ohren und der Knebelbart von Gold, die Füße von Eisen und das Uebrige von einem Holze, das nie verfaulte. In seinen Händen hielt er einen Stein in Form des Blitzes ausgehauen, mit Rubinen und Karfunkeln verziert. In Polen, wo Perun auch Sonnengott war, gehörten zu seinem Gefolge die Göttinnen Auska (Morgen- und Abendröthe), Bezlea (Dämmerung) und Breksta (Dunkelheit, Finsterniß), der Gott Warpulis, der den Sturmwind machte, und Pogoda, der Geber der heitern Tage.

In Mähren hatte Perun auf dem Spielberge nächst Brünn einen Tempel*) zwischen geheiligten Eichen. Dort stand er in Mannsgestalt auf einer Säule; sein mit länglichen Ohren versehenes Haupt zierte eine Krone, die Füße waren gestiefelt, mit dem linken Fuße trat er auf ein Glöckchen, mit dem rechten stand er fest auf der Säule, die rechte Hand hielt eine rothe Pflugschar, die linke einen Speer mit einer weißen Fahne. Von den zu Ehren Perun's gefeierten Spielen soll der Spielberg seinen Namen erhalten haben, und selbst die Benennung der Stadt Brünn, mährisch Brno, stammt wahrscheinlich von diesem Gotte, da ihr Name von Perun, zuerst Perno (Peruno) gelautet haben soll, woraus dann Prno und später das heutige Brno entstand.**)

Da Perun die Pflugschar zum Sinnbilde hatte, welche die Menschen wie die Erde prüft, Verbrechen entdeckt und straft, und daher als Schwert Leben und Tod enthält, so ergiebt sich das Gottesurtheil mit den glühenden Pflugscharen ursprünglich als ein slavisch-priesterlicher Gerichtsgebrauch, der an Przemißl's eisernen Tisch und an andere böhmische Sagen erinnert.

Das Wesentlichste der Verehrung Perun's bestand in der Unterhaltung des ewigen Feuers, das beständig vor seinem Bilde, und auch auf den Gipfeln hoher Berge brannte. War es durch die Nachlässigkeit der Priester ausgegangen, so wurden diese selbst mit dem Feuertode bestraft."

---

*) Schwoy in seiner Topographie von Mähren bezeichnet Perun's Sitz auf dem heutigen Petersberge.

**) Schwoy hält dafür, daß Bryuno, ein slavischer Fürst zur Zeit des mährischen Königs Mogemir um's Jahr 800, diese Gegend beherrscht, diese Stadt angelegt oder doch erweitert und nach seinem Namen genannt habe.

Hierauf sprach Kaufmann Klocke „über die Paragenesis der Mineralien“ und wies an Mineralien, die er vorlegte, diese Erscheinung nach.

Die 55. Versammlung am 12. März 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Gießen und Kassel eingegangen sind. Als etwas höchst Erfreuliches berichtete der Sekretär, daß durch Dr. phil. Trautschold in Moskau eine Sammlung für das Lessing-Denkmal in Kamenz veranstaltet worden ist, die den unerwartet reichen Ertrag von 125 Silberrubeln geliefert hat. Diese Summe ist in einem Wechsel auf 118 Thlr. 18 Sgr. lautend hier eingegangen.

Nach dieser Mittheilung, die von den Anwesenden mit der dankbarsten Freude vernommen wurde, sprach der Sekretär über „Görlitz zu Anfange der reformatorischen Bewegung im 16. Jahrhunderte“ und erläuterte kurz die damals obwaltenden Verhältnisse. Der Rath widersetzte sich mit aller Macht dem Eindringen der Reformationsideen, richtete jedoch wenig aus, da das von Wittenberg ausstrahlende Licht bereits unter der Bürgerschaft eine große Zahl von Freunden gewonnen hatte. Der im Jahr 1520 nach Martin Faber's Tode als Pfarrer hierher berufene Franciscus Rupertus predigte mit seinem Prädikanten M. Benedict Fischer die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Christum, womit der Rath, an dessen Spitze der Bürgermeister M. Johann Haß stand, sehr unzufrieden war. Die Liebe und Anhänglichkeit der Bürger, namentlich der damals außerordentlich mächtigen Tuchmacherinnung, diente den Geistlichen zur Aufmunterung. Zuletzt sah sich aber dennoch Franz Rupertus genöthigt, sein Pfarramt niederzulegen, was im Jahre 1523 geschah. Er ging nach Breslau, wo er Pastor bei St. Elisabeth wurde. Nach zwei Jahren jedoch wurde er nach Görlitz zurückgerufen. Unter diejenigen Männer, welche den Rath in seinem Widerstande gegen die neue Lehre bestärkten, gehörte besonders der Abt des Klosters Alten-Zelle, Paulus Bachmann, gemeiniglich Amnicola genannt. Ein Brief desselben an den Görlitzer Rath, datirt aus Marienthal vom Andreastage 1523, belobt den Rath wegen seines entschiedenen Auftretens gegen die Reformation und ermuntert ihn, in solchem Wirken fortzufahren. Dieser Brief, der im Originale im Besitze unserer Gesellschaft ist, wurde vorgetragen und eine nähere Charakteristik dieses heftigen Gegners der Reformation hinzugefügt. Knauth in seiner Geschichte des Klosters Alten-Zelle sagt von ihm: „Erat animal scribacissimum et gloriolosum.“ Der Brief lautet:

Vnnsren grus und allis guts zuuor. Erßamen wolweysen grosgeliebten herren vnd frunde. Das junfrawen Closter Marientall, vnser sorgfeldikait entpfolen, besuchend, haben wir gehoredt Euer weyshait liebe vnd begir, ßo ir yn diesen bosen ferlichen, gotlosen tagen, bestendiglichen vbet, Jn beschirmung, handthabung vnd schutz, der kirchen Ceremonien, cristlicher andacht haltung vnd brauchs ßo vnser veter gestrenglich gehalten vnd an vns gebracht haben, Jr habt euern prediger entpfolen vff der Cantzel allem volck vffentlich zuuorkundigenn Es solle menniglich, bey vormeydung einer straff halten fasten feyer vnd andere cristliche vbung, wie bisher bescheen etc. Wir habens gehert, vnd gros erfrewet, seyn wir got gebenedeyen, loben, preysen, erhen vnd dancksagen der aus seiner gotlichen vnermessenen barmhertzikait auch

bey vnßeren zceiten, ßo boshait, sund vnd allis arg vberhandt genommen, vornawet seine alde barmhertzikait Dan wie etwan ßo irthumb, ergerniß, ketzerrey, sich jm volcke begabe, got schaffte vnd ordente die zcwischenn öhn vnd seinem volcke mitteln, vnd sich satzten eyn Mawer vor das haus gots, vff das es nicht allis zw bädem viele So hat got euch heute euer weyshait, gnade vorligen, bey der kirchen obseruantz zwhaltenn durch welchs das vmbligende volck, so itzt jm glauben wackende, vnd wanckeld, durch euer bestendikait, besonder zcweiffel, erjnnert vnd ermanet wirt jrer leichfertikait, das sy so liderlich an allen zcwangk den Altenn glawben vorlassen, Der durch bluth vorgissung vntzelicher Merterer, ya auch durch ernst, gestreng, hart leben der beichtiger vnd heyligen junfrawen, bekandt vnd bezceuget Dan es stehet ya geschrieben Wer geringlich glewbt, der ist eynes leichtfertigen hertzens Als der durchlauchste furste vnd herre Hertzog Georg von Sachssen etc. bey vns die Christliche obseruantz schutzet vnd handthabt, ßo wirt durch euern vleis, geschafft das es nicht alles, nach der ber bosen menschen, vnd des Antichrists vorlauffers willen ergehen magk Vnnd ob wir nicht zcweiffeln, got der euch diese gnade vorligen werde euch reichem, mit den schetzen seyner gutikait Haben wir an euch wollen schreyben zweroffen, vnser vnd eyns itzlichen Cristuerstendigen Andechtigen menschen freude Die wir billich jn diesen euerm milden Cristlichen thuem vormercken Derohalben wir von vnnoten achten, euch weyter zwerjnnern Sunder wir wollen sampt vnserm Conuent got den Almechtigen bitthen Er wolde euer weyshait bestetigen jn allem gutten, Vnd vberflussig machen jn der liebe seines gesetzes Auß dieser vnser wolmaynung, so wir vnß vnderstanden an euch zwschreyben Bitthen wir auch mit gantzem vleis Euer weishait wolde entpfolen nemen das Arme junfrawen Closter Marientall, das es vor bosen gotloßen menschen geschutzt, die junfrawen darjnn wanendt, Christo jrem brewtigem der stadtlicher dienen megen, Das wollen wir vber gotliche belonung vmb euch vnd euere vorwanten zuuorschulden gantz gefliessen sein Geben zw Marientall Montags Andree Apostolj Anno etc. XXIII.

Paulus Apt
zur Zcellenn.

Den Erßamen vnd wolweisen Burgermaister vnnd Rathe der Stadt Gorlitz Vnnsern Bsondern grosgeliebten herren vnd frundenn.

Abt zur Zelle
jn luthers sache.

Lieutenant und Geheimer Revisor Liebenow in Berlin, korrespondirendes Mitglied, hat eine eben von ihm herausgegebene Karte von Schlesien der Gesellschaft zum Geschenke übersandt: General-Karte von der Königl. Preuß. Provinz Schlesien und den angrenzenden Ländertheilen nebst Spezial-Karte vom Riesengebirge und vom Oberschlesischen Bergwerks- und Hütten-Revier, entworfen und gezeichnet von W. Liebenow, Lieutenant 2c. und Geheimer Revisor. Verlag von Ed. Trewendt in Breslau. 1861. Im Maaßstabe von 1 : 400,000. Zwei Blätter. Die Uebersichts-Karte vom Bergwerks- und Hütten-Revier ist im Maaßstabe von 100,000. Diese wurde vorgelegt und vom Hauptmann Klaehn mit Erläuterungen begleitet, der

auch zum Schlusse eine neue Spezialkarte von Island in großem Maaßstabe vorlegte und zu derselben sachliche Erklärungen gab.

Die 56. Versammlung am 19. März 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Brünn, Wien und Zittau eingegangen sind.

Zuvörderst lenkte der Sekretär die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Anwesenden auf einen berühmten Oberlausitzer, den am 21. Februar d. J. früh 6 Uhr in Dresden verstorbenen Ernst Rietschel, geb. am 15. December 1804 zu Pulsnitz. Hatte die Oberlausitz bisher in der plastischen Kunst keinen Meister von Bedeutung aufzuweisen, so hat sich Rietschel, ein Schüler Rauch's, durch seine Werke mit einem unvergänglichen Namen in die Geschichte dieser Kunst eingeführt. Als ein Sohn der Armuth — sein Vater war Beutler und zugleich Küster an der Stadtkirche — hatte er viele Hindernisse zu überwinden, bevor es ihm gelang, die seinen großen Talenten entsprechende Laufbahn zu betreten. Schon früh regte sich im Knaben der Trieb zur bildenden Kunst; sein erster Erwerb waren illustrirte und kolorirte Geburtstags- und Neujahrswünsche, die er auf Bestellung fertigte. Nach seiner Entlassung aus der Schule kam er zu einem kleinen Kaufmann in die Lehre, trat aber nach kurzer Zeit von diesem Geschäfte zurück, da ihm Neigung und Geschick dazu fehlten. Trotz der bittersten Armuth, die ihm im buchstäblichsten Sinne des Wortes einen Kampf mit dem Hunger auflegte, kam er 1820 auf die Kunstakademie in Dresden, durchlief schnell die unteren Klassen und galt als einer der begabtesten Schüler. Bestimmend für seinen Lebensgang ward es, daß Graf Einsiedel für die Vergrößerung seines Hüttenwerkes in Lauchhammer einen geschickten Modelleur suchte und sich entschloß, den jungen Rietschel als solchen ausbilden zu lassen. Im Atelier des Bildhauers Pettrich aber fand er nicht die Förderung, die ihm zu wünschen war. Gleichwohl arbeitete der junge Künstler schon 1826 eine 8 Fuß hohe Neptunsstatue für den Marktbrunnen zu Nordhausen, die in Lauchhammer in Eisenguß ausgeführt wurde. Diese sehr beachtenswerthe Leistung bewog den Grafen Einsiedel, seinen Schützling in die Schule Rauch's nach Berlin zu schicken, der anfänglich in dem neuen Schüler wenig ursprüngliche Begabung fand. Da überreichte eines Tages Rietschel dem Meister drei Zeichnungen, welche er von drei eben in Berlin anwesenden Tyroler Alpensängern gemacht hatte, von überraschender Frische und Naturwahrheit, so daß Rauch entzückt ward und von da an für Rietschel das väterlichste Wohlwollen hegte. Schon nach zwei Jahren erregte Rietschel durch sein Relief „Ulyß und Penelope" so große Bewunderung, daß ihm der erste Preis des italienischen Reisestipendiums zuerkannt wurde. Da er es als Nichtpreuße (!) nicht erhalten konnte, so bewilligte ihm auf Empfehlung Rauch's und des Berliner Senats die sächsische Regierung ihrerseits 400 Thlr. zu einer Reise nach dem klassischen Lande der Kunst, die er im August 1830 antrat, nachdem er 1829 seinen Meister nach München begleitet hatte, wo er an der Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek half. Im J. 1832 erhielt er die Professur der Bildhauerei an der Akademie der Künste zu Dresden. In dieser für sein künstlerisches Denken und Schaffen ganz geeigneten Stelle war er uner-

---

*) Sein Nekrolog von M. Hergang befindet sich Band XXXVIII., S. 437—440.

müdlich im Hervorbringen von Kunstwerken, die ihm eine Stelle unter den größten und fruchtbarsten Künstlern sichern. Seine Schöpfungen erstrecken sich in gleicher Weise über alle Gebiete der Plastik.

Er hat in der monumentalen Plastik den höchsten Ruhm und eine epochemachende Bedeutung errungen, während seine Werke der idealen Plastik nicht mindere Beachtung verdienen. Als die hervorragendsten Werke der Idealplastik sind zu bezeichnen: Die 12 Reliefdarstellungen aus der Kulturgeschichte der Menschheit für die Universitätsaula in Leipzig 1835, die beiden Giebelfelder des Theaters in Dresden 1839 und 1840, das Giebelfeld für das Opernhaus in Berlin 1844 und 1845, das Relief des Christengels 1845, die Pietà (Maria am Leichnam Christi) für die Friedenskirche in Potsdam 1847, ein Krucifix mit Maria Magdalena zu den Füßen des Gekreuzigten 1859, zwei Reliefs von Amor auf dem Panther 1852, die Medaillons und Zwickelfiguren für das Neue Museum in Dresden 1851—54, die kolossale Quadriga für das herzogliche Schloß in Braunschweig 1859.

Auf der Mitte zwischen Ideal- und Monumentalplastik stehen die ornamentalen Portraitstatuen für die Nischen des Dresdener Theaters und für die Attika des Neuen Museums: Göthe, Schiller, Gluck und Mozart 1841 und 1843, Phidias, Perikles, Dürer, Giotto, Holbein und Göthe 1852 und 1854.

Seinen großen und allgemeinen Ruhm als Monumentalplastiker begründete Rietschel durch die 9 Fuß hohe Statue Lessing's, die er 1849 für Braunschweig ausführte. Von ihr gilt das stolze Wort Tasso's bei Göthe: sie ist ewig, denn sie ist. Im J. 1856 wurde die Göthe- und Schillergruppe für Weimar vollendet. In die Jahre 1855 und 1858 fällt die Skizze zu einem für Gellert's Vaterstadt Hainichen bestimmten Gellertdenkmal und das Denkmal Karl Maria von Weber's. Im J. 1859 erhielt Rietschel den ehrenvollen Auftrag, das in Worms zu errichtende große Lutherdenkmal zu übernehmen. Dieses Werk betrachtete er als das Hauptwerk seines Lebens und sehnlich wünschte er, es vollenden zu können. Allein der Tod überraschte ihn; doch ist die Hauptstatue Luther's und die Postamentstatue Wiclef's vollendet. Am 21. Februar sollten sie zum ersten Male ausgestellt werden; die Ausstellung mußte unterbleiben; in der sechsten Morgenstunde desselben Tages war der Meister verschieden. Sinnig hatten am Begräbnißtage die trauernden Schüler den Katafalk des todten Meisters mit diesen Statuen und dem Modell des gesammten Lutherdenkmals umstellt, was an den Tod Rafael's erinnerte, an dessen Sarge die eben vollendete Transfiguration stand.

Auch trug der Sekretär noch einen sinnigen poetischen Erguß vor:

Rietschel's letzte Freude
von Theodor Drobisch.

(Sächsischer Postillon 1861, Beiblatt No. 11.)

Am Fenster stand der Plastik großer Meister,
Von Krankheit an das Zimmer festgebannt,
Als Winterringelblumen ein beeister
Nordwind hinhauchte an die Scheibenwand.
Denn Jänner war's, jedoch in Künstler's Busen,
Obgleich der Herbst des Lebens sich genaht,
War Lenz, war Frühling in dem Glanz der Musen

Und seine große, letztvollbrachte That
Will, weil er ahnt das Lösen und Entbinden,
Noch einmal schau'n er, fühlen und — empfinden.

Hin nach der Werkstatt eilt der Schüler Schaar,
Der Meister senkt den Blick in nahe Ferne.
Das Sonnenlicht bricht durch die Wolken klar;
Und hellaufschimmernd wie die ew'gen Sterne
Rollt durch der Werkstatt aufgeangelt Thor
Das Werk des großen Meisters still hervor;
Der Urstoff zu dem Standbild, das Modell
Des unerschrock'nen Kämpfers, der Appell
Schlug in die Nacht des Wahns und seine Lanze
Gezückt zu Worms im Geisteswaffentanze;
Der Mann, dess' Worte Riesen und kein Zwerg,
Dess' Hammerschlag am Schloßkirchthor erbittert
Die Welt durchdrungen und von Wittenberg
Zu Rom den Grund der Engelsburg erschüttert,
Der Luther steht, gleichwie ein Fels im Wetter,
Vor seinem Blick; hin auf die Bibelblätter
Gestreckt die Hand, als spräch' sein Mund fortan,
Wie er gerufen einst gen Hohn und Spott:
„Das Wort sie sollen lassen stahn!"
„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Versenkt in tiefes, hehres Sinnen
Blickt an der Meister, was er schuf,
Der hoch auf seines Ruhmes Zinnen
Sich nie genug that im Beruf.
Er dachte an das Anbeginnen,
Idee, Verkörperung, Gewinnen
Des rechten Maßes, Einigung
Und Harmonie im ganzen Werke;
Es ringt sich auf mit Adlerschwung
Die Phantasie in voller Stärke;
Ihm ist, als spräch' der Glaubensheld
Hin durch den klaren Wintertag
Noch einmal, wie zum Heil der Welt
Er von Begeisterung geschwellt
Dereinst vor Papst und Kaiser sprach.

Doch, in der Freude Jubelfahrt,
Auf des Genusses reinstem Gange,
Die Maienrosen ihm gepaart
Noch einmal auf die bleiche Wange,
Da dachte er an Zeit und Schranke
Des Menschenthums, und der Gedanke,
Daß dies vielleicht sein letztes Schauen,
Ließ ahnend ihm die Brücke bauen,
Wo sich nach Erdenlust und Leid
Umarmen Zeit und Ewigkeit.

In Künstlers Brust, ein tiefer See
Mit Wellenschlag von Lust und Weh,
Sich leise der Gedanke stahl:
Mein Werk, ich seh's zum letzten Mal!
Ein Wink, und — über das Modell
Von Luther, von dem Geistes-Tell,
Deckt das Gewand sich, aus dem Rahmen
Des Fensters tönte still ein — Amen!

Dies war des Meisters letzte Freud'
Vor'm Gang in die Unsterblichkeit.

Hierauf setzte Dr. Paur seine „Mittheilungen aus dem 16. Jahrhundert" fort, indem er sich von der Selbstbiographie des Bartholomäus Sastrow zu der weit weniger umfänglichen des Schweizers Thomas Platter wendete. Dieselbe ist in Auszügen, besonders das damalige fahrende Scholastenthum betreffend, längst bekannt, wurde auch bereits 1724 vollständig in die Miscellanea Tigurina aufgenommen, leider jedoch aus dem originellen oberdeutschen Dialekt in das unerquickliche Hochdeutsch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts übertragen. Erst seit 1840 besitzen wir einen wortgetreuen Abdruck von Dr. Fechter unter dem Titel: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts." Der Vortragende gab zuerst eine Lebensskizze des älteren Platter: wie er vom armen Hirtenknaben unter Lebensgefahren und Mangel zum studiosus literarum heranwuchs, zu Anfang freilich in der erbärmlichsten Weise mit Genossen in der Welt sich herumbettelte und mehr nach einem Stück Brod als nach den klassischen Autoren begehrte, dann aber in Zürich als Kustos des Myconius die Studien mit unverwüstlichem Eifer angriff, lernend und auch bald selbst lehrend, und sich dabei den Lebensunterhalt durch das Seilerhandwerk zu erwerben suchte, bis er zuletzt in Basel zu einer angesehenen Stellung gelangte als Buchdrucker, dann als Rektor der gelehrten Schule und als Besitzer von Grund und Boden. Wenn er auch nicht, wie Sastrow, als Augenzeuge und mithandelnd Einsicht in die wichtigsten politisch-kirchlichen Vorgänge der Zeit gewann, so gab ihm doch sein nahes Verhältniß zu den Freunden Zwingli's Gelegenheit, der Partei Dienste zu leisten; so namentlich bei der Disputation zu Baden im Jahre 1526. Wörtlich mitgetheilt wurden einige Züge aus der Kindheit, dann besonders einige Abschnitte aus der oben erwähnten Schützen- und Bacchantenfahrt durch Deutschland bis Breslau und wieder zurück nach der Schweiz. In einem folgenden Vortrage werden die Lebenserinnerungen des Sohnes, Felix Platter, zur Darstellung kommen.

Die 57. Versammlung am 26. März 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Berlin, Luckau und Wien eingegangen sind.

Zuvörderst zeigte der Sekretär eine Aschenurne, welche ihm am 25. d. Mts. vom Ortsrichter Hersel in Ullersdorf am Queiß eingehändigt wurde. Dort ist sie nebst vielen andern vor mehren Jahren bei Aufdeckung einer alten heidnischen Ustrine gefunden worden. Die in Rede stehende Urne von gefälliger Form, zwischen 3 und 4 Zoll hoch, ist schwarz aus Thon ge-

fertigt und verräth schon Spuren von Kunst, was auch die gerippten Verzierungen beweisen. Ueberhaupt verdient Ullersdorf näher untersucht zu werden, da Manches darauf hindeutet, daß sich dort eine Kultus- und Opferstätte befunden hat. Ein alter heidnischer Opferstein mit fünf Blutrinnen lag bis in die vierziger Jahre des laufenden Jahrhunderts auf der Südwestseite des sogenannten Rädelberges (im Munde des Volkes heißt er Radelberg oder Radeberg) hinter dem Dorfe, bis er, um ihn vor ferneren Beschädigungen zu schützen, auf Veranlassung des damaligen Erzpriesters Micke in Naumburg am Queiß, eines Freundes vaterländischer Alterthümer, nach dem Ullersdorfer Kirchhofe gebracht wurde, wo er jetzt noch vorhanden ist. Erwägt man dies Alles, so ist Grund zu der Hoffnung, daß die dortige Gegend eine reiche Ausbeute an alterthümlichen Gegenständen darbieten werde. Denn ohne Zweifel sind dort außer den Urnen auch Fibeln, Spangen, Opfermesser u. s. w., wenn nicht bereits gefunden worden, so doch mit Sicherheit zu erwarten, wenn eine Nachgrabung veranstaltet würde. Es verdient darum lobende Anerkennung, daß es auf dem Lande Männer giebt, die solchen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und im Interesse der Erforschung der vaterländischen Vorzeit ist es dringend zu wünschen, daß der rühmliche Vorgang des Ortsrichters Hersel zu Ullersdorf am Queiß zahlreiche Nachfolge finden möge. Auf solche Weise wird Vieles gerettet werden können, was sonst für die Wissenschaft verloren gehen würde. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften benutzt diese Gelegenheit, es in Erinnerung zu bringen, daß sie jede Anzeige von dergleichen Funden nicht nur dankbar anerkennen, sondern auch bereitwillig die Mittel gewähren wird, um Nachgrabungen anzustellen.

Hierauf hielt Archidiakonus Haupt einen Vortrag „über die Metrik und Musik der alttestamentlichen Gesänge,“ an welchen sich lebhafte Erörterungen knüpften.

Die 58. Versammlung am 9. April 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Dresden, Frankfurt a. M., Königgrätz, Linz, Lübben, Paris, Sorau, Stuttgart und Würzburg eingegangen sind. Hierauf setzte Dr. Paur seine „Mittheilungen aus dem 16. Jahrhundert“ fort, indem er sich von der Selbstbiographie des Thomas Platter zu den Aufzeichnungen seines Sohnes Felix Platter wendete. Diese führen uns nicht weniger anziehende Seiten aus dem Leben des Zeitalters vor; dabei zeigen sie das Eigenthümliche, daß während der Vater spät und mühevoll zum Lernen gelangte und seine Zeit zwischen Handwerk und Studien theilend zum Gelehrten heranreifte, der Sohn dagegen bereits vom dritten Jahre an den Büchern zugeführt wurde und als Knabe, streng und sparsam gehalten, unausgesetzt von den Eindrücken eines charaktervollen und volksthümlichen wissenschaftlichen Strebens umgeben war. Von Kindheit an folgte Felix Platter der Neigung zur Arzneiwissenschaft, und da der Vater etwas Besonderes aus ihm werden lassen wollte, so schickte er ihn auf die Universität zu Montpellier in Südfrankreich, deren medicinische Facultät damals in besonderem Rufe stand. Auf Unterstützung von Hause hatte Felix nicht zu rechnen; so blieb er lediglich auf die Verwendung seiner eigenen Kräfte angewiesen. Die Reise dahin ist wieder ein ächtes Stück jenes Jahrhunderts, von Gefahren begleitet und früh ausgebildetem Gottvertrauen zum Ziele ge-

führt. Der mehrjährige Aufenthalt in Montpellier führte den Jüngling in ein ganz fremdartiges Leben ein, das er jedoch allmählich so lieb gewann, daß ihm der Abschied mehr Thränen kostete, als der erste Eintritt. Auf wohlthuende Weise erfahren wir, wie Felix sich ebenso unbefangen der heiteren Lust des Südens hingab wie zugleich mit rastlosem Eifer seine Studien trieb und bei Allem die Unschuld des Gemüthes und den treuen deutschen Heimathssinn bewahrte. So kehrte er zu den Seinigen nach Basel zurück. Feierliches Doktorat und Hochzeitstrubel von mehr als anderthalb hundert Gästen folgten alsbald rasch auf einander. Leider mußten die jungen Eheleute das lärmende Fest, das die Familie nur unter schweren Opfern, gezwungen von der Unsitte des Zeitalters, ausrichtete, mit mehrjährigem Mangel büßen; aber Felix genoß das Glück, gerade diejenige zur Gattin gewonnen zu haben, deren Bild sich schon dem Herzen des Knaben unauslöschlich eingeprägt hatte und dem Jünglinge auf der Universität ein Schutz war gegen die verführerischen Künste der Welschen. Weiterhin erfüllten sich auch die gehegten Hoffnungen auf reichen Hausstand und hervorragende Stellung: Felix Platter wurde einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit und brachte außerdem als Professor den medicinischen Lehrstuhl seiner Vaterstadt zu hohem Ansehen. Er starb 1614 fast achtzig Jahre alt. Die beiden Abschnitte, die der Vortragende aus dem Originale in oberdeutscher, bisweilen schwieriger Abfassung mittheilte, betrafen das Knabenalter und die Universitätszeit; sie gaben unter Anderem manche ergötzliche Kunde von dem Volksschauspielwesen und dem studentischen Treiben des 16. Jahrhunderts.

Die 59. Versammlung am 4. Juni 1861.

Es lagen Schriften vor, die aus Bautzen, Berlin, Bern, Bonn, Frankfurt an der Oder, Greiffenberg, Guben, Hamburg, Königsberg, München, Neusohl, Nürnberg und Wien eingegangen sind. Zuerst las der Sekretär einen Brief des Hofraths Dr. Zipser in Neusohl, worin dieser seine lebhafte Freude ausdrückt über die ehrenvolle Weise, wie seiner von der 117. Hauptversammlung gedacht worden. Hierauf wurde eine von Dr. Zipser für unser Kabinet übersandte Blitzröhre vorgezeigt und erläutert.

Ein Wort über röhrenförmige Gebilde in den Flugsand-Massen. Von Dr. Zipser.

Bei der Revision des „Neuen Lausitzischen Magazins", fand ich im 33. Bande S. 231. einen Aufsatz „Ueber die auf der Gehmlitz bei Golsen vorkommenden Cylinder und Röhren von eisensandsteinförmiger Masse, vom Archivar Dr. Lisch zu Schwerin."

Er hat sich die Mühe genommen, die verschiedenartigsten Ansichten über die fraglichen Röhren und ihre Bildung einer nähern Prüfung zu unterbreiten und sie für Naturbildungen zu erklären. Inwiefern sich diese Erklärung auf die Gehmlitz, so wie vielleicht auf andere im Mecklenburgischen vorkommende Lokalitäten bezieht, daß nämlich diese Röhren eisensandige Ueberzüge von harten Pflanzenwurzeln wären, an die sich nasser, eisenhaltiger Sand mechanisch lege und erhärte, mag des Dr. Lisch Ansicht viel für sich haben, weil im Laufe der Zeit die Wurzeln verwesen, und ihr sandiges Sediment bildet begreiflicherweise die röhrenförmigen Bildungen, wie sie im Friderico-Francisceum abgebildet vor mir liegen.

Daß sich ähnliche Röhren und Cylinder auch auf eine andere Art bilden, beweisen die Fulguriten oder Blitzröhren aus den Sandgegenden mancher Länder. Bekanntlich sind die weiten Ebenen Ungarns damit gar reichlich bedacht und bilden nicht unbedeutende Hügel, sie sind für die Landwirthschaft ein mächtiges Hinderniß, das man in jüngster Zeit durch den Anbau von Baumarten zu beseitigen suchte, die selbst im Sande ihr Fortkommen finden. Auf dem Gute meines Freundes Franz von Kubinyi in Taßlar, 15 Meilen unterhalb Pesth, fehlt es nicht an solchen Flugsandhügeln, die nach der Windrose ihren Standort verändern, so daß der Grundherr gar oft über das Verschwinden eines Hügels von gestern irre wird, bis er ihn entweder auf einer ganz andern Stelle oder gar nicht findet. Von solcher windigen Wanderung hat sich erst kürzlich auch die preußische Expedition nach Japan in Lanzarote und zwar im Großen überzeugt, indem der von der Sandküste Afrika's herübergeführte Sand Berge von 30—40 Fuß Höhe bildet.

Fahren die Blitze zur Zeit eines heftigen Gewitters in die benannten Hügel, so schmilzt das elektrische Fluidum die zarten Quarzkörner in verschiedene röhrenförmige, zum Theil ästige Bildungen, wie wir sie gar schön zu seiner Zeit in Dresden gesehen haben. Alles, was ich bis jetzt darüber gelesen, befriedigt mich nicht, zumal bezüglich auf die Theorie des Röhrenförmigen. Der Schmelzproceß findet von außen statt; wie bilden sich nun die hohlen Räume, wie die Röhren, nachdem man berechtigt ist vorauszusetzen, daß durch das Schmelzen eine mehr kompakte stangenartige Bildung vor sich gehen dürfte. Ich habe derlei Cylinder-Fulguriten in Menge aus den ungarischen Sandebenen besessen, leider hat sie der große Brand vom Jahre 1845 vernichtet, gleichwohl lege ich ein kleines Exemplar bei, an welchem die zarten Quarzkörner kaum auszunehmen sind, und bitte die verehrten Herren der wissenschaftlichen Versammlung um gefällige Belehrung.*)

Außerdem wurde erwähnt, daß kürzlich in einem Queißdorfe beim Abbrechen eines Gebäudes eine ansehnliche Zahl von Silbermünzen aus den Jahren von 1615 bis 1669 gefunden worden sind.

Oberlehrer Fechner legte Bolus aus der Basaltwacke von Siebenhufen bei Görlitz vor, wo sich dieses Mineral in bedeutender Menge in einem Basaltbruche findet. Früher war Bolus schon bei Riecha und Lauban aufgefunden worden; doch hat es Glocker (Geogr. Beschr. d. Oberl. S. 92.) bei Lauban nicht mehr gesehen.

Bevor Dr. Paur zu dem Gegenstande seines angekündigten Vortrages überging, machte er eine andere kurze Mittheilung. Sie betraf die in zweiter Auflage erschienene deutsche Uebersetzung ausgewählter polnischer Gedichte von Heinrich Nitschmann. In der Vorrede bemerkt der Uebersetzer, daß er in dieser zweiten Auflage ein Gedicht von K. Brzozowski habe weglassen müssen, da er es hinterher als die bloße Bearbeitung eines Eichendorff'schen

*) Was in den Leonhard'schen mineralogischen Taschenbüchern, namentlich in den Jahrgängen 1, 12 und 16, über die problematische Bildung der vermeinten Sandfulguriten berichtet wird — befriedigt. Selbst mein verehrter langjähriger Freund Dr. Fürnrohr sagt S. 427. in seinen „Grundzügen der Naturgeschichte": „Durch Einschlagen des Blitzes in den Sand und theilweises Schmelzen desselben entstehen die sogenannten Fulgurite oder Blitzröhren, welches lange und dicke, nach unten engere Röhren sind, die außen gewöhnlich von Quarzkörnern reich, inwendig aber mit einer glasartigen Rinde überzogen sind."

Liedes erkannt habe. Dazu nun konnte der Vortragende ein zweites von demselben polnischen Lyriker fügen, nämlich das reizend übersetzte „Wonnig ist's“ auf S. 70., das ebenfalls nichts Anderes ist als eine vortreffliche Umschmelzung des Friedrich v. Sallet'schen Herbstliedes („Durch die Wälder streif' ich munter 2c.“). Die Vergleichung dieses ursprünglich deutschen Originals mit der deutschen Uebersetzung des polnischen Pseudo-Originals erregte das lebhafteste Interesse der Anwesenden. Darnach ist wohl die Vermuthung nicht ungerechtfertigt, daß noch andere Erzeugnisse der Brzozowski'schen Lyrik ihren Ursprung vom deutschen Parnaß genommen. Hierauf setzte Dr. Paur die Mittheilung seines in der letzten Hauptversammlung begonnenen Vortrages über die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's fort. Nachdem in jenem ersten Abschnitte die eigenen Schriften und die Briefe des Dichters, sowie die Kommentatoren der Comedia bis in's 16. Jahrhundert, insofern sie Quelle für die Lebensgeschichte Dante's sind, besprochen worden, behandelte dieser zweite Abschnitt ausschließlich die Vita und den Kommentar des Boccaccio; es wurde die äußere und innere Beschaffenheit, die Zuverlässigkeit und Unzuverlässigkeit der in beiden enthaltenen Nachrichten dargestellt und geprüft. Ein dritter Abschnitt wird sich mit den Nachfolgern des Boccaccio beschäftigen und zu zeigen versuchen, wie sie aus ihm schöpften, ihn berichtigten oder zu berichtigen vermeinten und ergänzten.

Die 60. Versammlung am 2. Juli 1861.

Es lagen viele Schriften vor, die aus Bautzen, Bern, Brünn, Brüssel, Dorpat, Jena, Landshut, München, Neusohl, Nürnberg, Paris, Riga und Wiesbaden eingegangen sind. Zunächst sprach Realschullehrer Dr. Schmidt über Thermoelektricität, erläuterte ihr Wesen, ihre Erscheinungen und ihre Wichtigkeit an einem Apparate. Hierauf las der Sekretär eine ergötzliche Miscelle vor, den Mantelstreit betreffend, welcher im Jahre 1720 und später noch die Ritterschaft und die städtischen Deputirten auf den Landtagen der Oberlausitz entzweite, so daß sogar Responsa der Juristen-Fakuläten eingeholt werden mußten, um den Streit beizulegen. Die landesherrliche Entscheidung ließ das alte Herkommen bestehen, dem sich aber die Abgeordneten der Städte nur ungern fügten. Wer sich über die Sache näher unterrichten will, dem kann empfohlen werden „Aus vier Jahrhunderten vom Ministerialrath Direktor des Haupt-Staatsarchivs Dr. von Weber in Dresden, neue Folge, 1. Band, S. 161. ff.“

II.

Abhandlungen.

1.

Grundzüge

der deutschen Mundart, welche inmitten der sorbischen Bevölkerung und Sprache in der Niederlausitz und in den nördlichen Theilen der Oberlausitz gesprochen wird.

Von Bronisch, Pastor in Pritzen.

Einleitung.

Es gab eine Zeit, da der nur mit dem modernen hochdeutschen Idiome Vertraute verächtlich auf Alles blickte, was im Volksmunde anders lautete, und dieses ohne weiteres für schlechtes patois erklärte. Dieses Vorurtheil ist durch tiefere Sprachforschung überwunden und man hält nicht mehr die Wort- und Schreibeformen, wie sie die κοινὴ διάλεκτος unsrer gegenwärtigen Büchersprache giebt, für die zweifellos richtigsten. Denn die Bekanntschaft mit dem Althochdeutschen und dem Mittelhochdeutschen belehrt uns, daß das Neuhochdeutsche nicht blos an Wortreichthum, sondern auch an Mannigfaltigkeit der Wortbildungsformen Einbuße erlitten hat, überdies auch im Zeitverlaufe vielfach vom Psellismus angenagt ist. Zu diesen Mängeln gesellt sich aber noch eine Krankheit, nämlich die Ueberfüllung mit Tausenden von fremdsprachigen Eindringlingen, die ohne Umstände Bürgerrecht erlangt haben und die Reinheit der Muttersprache in der Maße trüben, daß sie eine wahre Mengsprache geworden ist. Das lebhaft empfundene Bedürfniß, diese Reinheit wieder herzustellen, hat das Bestreben geweckt, die verborgenen Schätze der deutschen Zunge in den mancherlei Volksdialekten aufzusuchen, um mit deren Hülfe die lästigen Fremden auszuweisen. Darum interessirt man sich jetzt für sogenannte Sprachproben, die das nur in engen Kreisen bekannte Material besonderer Volksmundarten zur allgemeinen Kunde bringen. Meistentheils werden diese Sprachproben in zusammenhangender Rede gegeben, wodurch sie an Anschaulichkeit gewinnen. Dennoch befriedigen sie mehr die Neugierde als die Wißbegierde der Leser, indem sie wegen ihrer Kürze keine vollständige Uebersicht des Regelmäßigen in den Abweichungen einzelner Mundarten von der zur Zeit geltenden Schriftsprache geben. Ueberdies müssen sie mit Vorsicht aufgenommen werden, da es schwer hält, abweichende Laute und Lautverbindungen mit den im Hochdeutschen gebräuchlichen Schriftzeichen treu darzustellen, und da die Sammler und Gewährsmänner derselben, deren immer viele sein werden, nicht durchweg in der Schreibung eines und desselben Lautes Uebereinstimmung zeigen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich bemüht, in seiner Darstellung mit den Beispielen, die er giebt, nicht blos die Abweichungen in der Wortbildung und im Wortgebrauche, soweit diese Anomalien zeigen, sondern auch die Regeln aufzustellen, nach welchen die phonetischen und klitischen Eigenthümlichkeiten sich zu einem in sich geordneten Systeme gestalten.

Die Niederlausitz zeigt eine ziemlich bunte Musterkarte von deutschen Mundarten, die sich auf dem ursprünglich slavischen Boden festgesetzt haben. Während die Reste des niederlausitzischen wendischen Dialektes sich auf zwei Varietäten, das Idiom der Spreewenden (von Spremberg bis nach Lübbenau) und das der Neißewenden (von Muskau bis nach Forst) zurückführen lassen, sind die Abweichungen im Gebiete der deutschen Zunge bei Weitem bedeutender und nach engeren Grenzen geschieden. So z. B. herrscht im Sorauer Kreise das Schlesische vor, in den nördlichen Theilen des Gubener und des Lübbener Kreises das Halbplatte der benachbarten brandenburgischen Marken, im Luckauer Kreise, besonders im Norden dieser Kreisstadt, ein fast ebenso reines Niederdeutsch, wie es an den Küsten der Ostsee gesprochen wird, nur daß die Schule an der jüngern Generation mehr und mehr Eroberungen für das neue Hochdeutsche der jetzigen Büchersprache macht. Dieser Mundarten wird jedoch hier nur beiläufig gedacht werden; denn der Verfasser beschränkt sich zumeist auf den in der Ueberschrift angegebenen deutschen Dialekt, der sich als ein mit Sorbismen gemischtes älteres Hochdeutsch*) erweisen wird. Dem Raume nach umfaßt er in der Niederlausitz den Kalauer, Kotbusser und Spremberger Kreis mit dem größern Theile des Lübbener und des Gubener Kreises. Daß er seine Verbreitung im Sorbenlande nicht der Schule, sondern dem geselligen Verkehre verdankt, vermöge dessen er von den Städten aus sich über die ländliche Einwohnerschaft verbreitet hat, ergiebt sich aus der bedeutenden Abweichung von der Schriftsprache unsrer Zeit nicht allein, sondern auch von der, die man die mittelhochdeutsche zu nennen pflegt. Von Sorbismen, die theils im Gebrauche wendischer Wörter, theils in der Annahme wendischer Wortformen, theils in der fremdartigen Bedeutung und Anwendung mancher deutschen Wörter, theils in eigenthümlichen Konstruktionen und Wendungen der Rede bestehen, wird das Nöthige gelegentlich mitgetheilt werden. Noch scheint die Bemerkung nicht überflüssig, daß der Verfasser, was in der besprochenen Mundart als abweichend von den jetzt geltenden hochdeutschen Sprachformen erscheint, noch nicht als eine Besonderheit der Lausitz zueignen will (denn Analogien werden sich überall in Deutschland finden), sondern eben nur diese Abweichungen darzustellen gedenkt.

Um ein möglichst vollständiges Bild der Mundart zu geben, die uns hier beschäftigen soll, wird der leitende Faden dieses Aufsatzes einigermaßen derselbe sein, dem man bei jedem Sprachunterrichte zu folgen pflegt und zwar so, daß zuerst von den Abweichungen im Lautsysteme, dann von dem Worte und von dessen abweichenden Formen, Abwandelung und Gebrauch gehandelt wird.

---

*) Unter den mit Verkürzungen bezeichneten Beispielen und andern Mundarten wird unter althd. oder ahd. oder, wo das erläuternde Wort ganz allein steht, Althochdeutsch verstanden. Andere Verkürzungen sind leicht zu deuten.

I.
Phonetische Abtheilung.
1. Vokale.
A.

Ein reingesprochenes langes a findet sich im Volksmunde hier zu Lande gar nicht vor, es wird vielmehr immer zu einem Zwischenlaut zwischen a und o, oder, wenn man will, ein mit der Mundstellung des o hervorgebrachtes a, ähnlich dem kurzen stumpfen o vor zwei und mehr Mitlauten, wie in oft, Dorn, Holz ꝛc., jedoch lang gedehnt. Ebenso findet sich im Schwedischen häufig das å als Repräsentant des deutschen langen a, wie die Wörter Spån = Span, Fråga = Frage, Hår = Haar, Nåd = Gnade, Stål = Stahl, Skål = Schale, Bår = Bahre, då = da ꝛc. zeigen. Hier soll dieser Laut durch oa bezeichnet werden, doch hüte man sich, darin einen Diphthongen zu sehen. Der Unterschied dieses oa von dem hellen, langen o mag durch folgende Beispiele verdeutlicht werden: roasen (rasen) und Rosen, Hoasen und Hosen, er loag (lag) und er log, die Noat (Naht) und die Noth, koal (kahl) und Kohl, die Boane (Bahn) und die Bohne, die Soane (Sahne) und (dem) Sohne, der Roat (Rath) und roth, die Poathe (Pathe) und die Pote (Pfote), die Moade (Made) und die Mode, loaden und Loden, spoaren (sparen) und (die) Sporen, der Broaten (Braten) und (den) Broten, Droaht (Draht) und (er) droht, schoaben (schaben) und Schoben (Schauben, Schoben), boaden (baden) und (der) Boden. Nur ausländische Wörter, wie malade, courage, page, fourage, Soldate, Husare, Spinat, Salat, desperat, Candidate ꝛc. behalten den reinen Laut des a; alle einheimischen setzen es in ein halbes o um, und man spricht daher: Oal, Moal, Stroal, doa, noahe, goar, noach, Oameise, Hoan, Groam, zoam, Stroafe, foaren, foal, Voater, Spoaß, Loade, Thoaler, Moaler, Kroagen, Hoarz, Schoaf, soagen, kloagen, Oart, Hoaken, Schoaden, Boart, Oadler, Oadel, Woare, Joar, Oabend, Goabel, Ploage, Stoab, Roabe, Noame, Quoal, Sproache, Zoan, Moagd, Oaden (Odem, Athem), bloasen, ich koam, groade, gemoalt, bezoalt, gespoart, verroathen, ich loag, ich goab, abloaden, anfoaren, Anzoal, Buchstoabe, Noachricht, Noadel, Schoale, Anloage, Ankloage, Bezoalung ꝛc. Das Neuhochdeutsche hat anomaler Weise einige Wörter mit diesem Mischlaute beibehalten, aber unrichtig gesprochen und bezeichnet. Dahin gehören: Argwohn st. Argwahn, Rohm st. Rahm (Sahne), Spohn st. Span, Brodem st. Bradem (ahd. bradam, in der Niederlausitz Broasen), Mohn st. Mahn (ahd. mago), Dohle st. Dahle (ahd. daha), er stohl st. er stahl. Da der ächte Lausitzer auch einige a, die im Hochdeutschen kurz lauten, lang dehnt, so werden auch diese zu einem oa; dahin gehören: Schwoarte, Koarte, Goarten, Goarn, woarten, loaßen, welchen ich kein Etcetera zufügen kann. Selbstverständlicher Weise haben diese oa den Umlaut ä ebensowohl als die a im Hochdeutschen; Spoan giebt Späne, Schoale Schälchen, Joar jährlich ꝛc., doch muß bemerkt werden, daß die Umlautung derselben nicht überall — besonders bei den Deutschwenden — da vor sich geht, wo sie im Hochdeutschen stattfindet; denn man hört ebenso oft die nicht umlauteten Formen: das Poarchen, Voaterchen, die Noagel, die Kroagen, die Moagen, er foart, du froagst, er schloaft, er schloagt, er broat't u. dergl. mehr,

als die umlauteten: das Pärchen ꝛc. Der gemeine Mann spricht statt ja gewöhnlich jou.

Das kurze a behält seinen reinen Laut fast allgemein, wie es an Beispielen zu zeigen, wie naß, alt, hat, hart, Kraft, Gras, Glas, Salz, bald, das, Tag, Rad, Hals, backen, Flasche ꝛc. kaum nöthig ist. In sehr wenigen Wörtern wird es zu einem stumpfen o, wie in olbern, no, worum, ich dochte, ich brochte, es borst, der Nochber (mit Assimilation der Nopper) = Nachbar. Oefter verflacht es sich zu einem stumpfen e (was man um seiner Abstammung willen auch mit ä schreiben kann, wie in den Wörtern denne (dann), wenne, dervon, dervor, dermit, derneben, dernoach, derbei, erber (ehrbar), der Aeppel (Apfel), mäncher, längsam, Märtine (Martin), hängen, ich mäg, ich därf, gewendt, genennt, gebrennt, gekennt, gerennt, spälden (spalten), hier und da auch Tänne statt Tanne.*) Endlich wird dieses a auch zu u in: ich hutte, Tuback, Hejmute (althd. heimuoti = Heimat), und in den Imperfekten der starken Konjugation: ich bund, drung, fund, begunn, sung, sunk, schwumm, wund, schwund, rung, sprung, stund, schlung, schwung, spunn, trunk, schult, sturb, wurf, wurb, zwung, gewunn, entrunn, hulf, besunn mich, es stunk, es gult, es gelung, es klung, verdurb. Das Suffix a in fremden wie in deutschen Frauennamen wird ohne Ausnahme zu e, wie in Marië, Christiane, Beate, Regine, Hanne ꝛc.

E.

E kann nach einem dreifachen Laute unterschieden werden, worunter der schwächste der eines kurzen und stumpfen e ist, wie in er, der, es, erben, senden, helfen, Ende, Stelle, Fenster ꝛc. Von diesem unterscheidet sich das kurze ä nur genetisch, vergl. Wende mit Wände, Stelle mit Ställe, Felle mit Fälle, Scherf mit Schärfe ꝛc. Dieses e verwandelt der niederlausitzische Dialekt in den tonlosen Endsilben, besonders vor liquiden Lauten, in ein kurzes stumpfes i, z. B. gebin, nehmin, verlorin, erschrockin, Menschin, der Bodin, die Jugind, der Stengil, der Löffil, die Distil, duppilt (doppelt), mittin, vullinds (vollends), zusehinds, nirginds, tausind, es regint (regnet), der Himmil, der Giebil, der Oabind, das Julitt (Inlett), schloafinde (schlafend), das Hündchin, das Bißchin oder Bissil, wackiln, deswegin, dessinthalbin, Oadin (Athem), Goabil ꝛc.; doch bleibt das Suffix er unverändert, z. B. Fenster, lieber Voater ꝛc., wiewohl es Manche, wenn es durch Silbenzuwachs zurücktritt, dennoch in i verwandeln, wie in: andire Leute, bessire Zeitin, der ältire Bruder ꝛc. Man merke, daß von hier an, da der Leser unterrichtet ist, immer i für e in der Abhandlung gebraucht werden wird, wo die Mundart es verlangt. In den Tonsilben steht dieses e sonst fest, nur daß es mit i in mehren Wörtern wechselt, wie in schilden = schelden (schelten), jitzt = jetzt, gistern = gestern, Litter = Letter (Leiter); statt Quell sagt man Quall, statt Perücke Parücke (πηνικη), statt Lerche Lehrche oder Lihrche (ahd. leracha), st. Elster Oalaster (ahd. agelastra), st. Henne Hüne (schwed. höna, f.), und statt des Pronomen er hört man noch häufig

---

*) Einige ä sind als fremde Provinzialismen von ferne eingewandert, z. B. im Kotbusser Idiome vor r, wenn diesem noch ein Mitlaut folgt: ärm, Gärn, Aerbeit, ärg, härt, Kärl (Karl).

das ältere vulgäre **a** oder **ha** (wovon am = ihm und ihn), von welchem es zweifelhaft bleibt, ob es eine Verkürzung des meißnischen **ar**, oder eine breitere Aussprache des niederdeutschen **he** ist.

Mit den beiden andern Aussprachen, des langen **e**, nämlich der eines **ä** (franz. è, ai), wofür die Schrift die mannigfaltigsten Bezeichnungen im blinden Autoritätsdienste gebraucht, wie **e, eh, ee, ä, äh**, oft gegen alle Etymologie, wie leer vom althd. lâri, Gewehr (von wahren), schwer (althd. swâri), und der eines hellen, geschlossenen **e** (= franz. é), das bald mit **eh**, bald mit **ee**, bald einfach **e** geschrieben wird, betritt man ein Gebiet, worin die hochdeutschen Sprachlehren mit den Regeln der Aussprache und der Orthographie gegen einander im Streite liegen, indem sie mehr oder weniger von der provinziellen Aussprache derselben beeinflußt werden. Denn weil im Althochdeutschen ein Lautzeichen **ä** gar nicht gebräuchlich war, indem man statt dessen immer nur **e** schrieb, so geben die Denkmäler dieser Mundart keine direkte Auskunft über die richtige Aussprache, wohl aber öfter eine etymologische Nachweisung, um schlußweise dieselbe aufzufinden. So z. B. zeigen die althochdeutschen Formen: mari = Meer, hari = Herr, haljan = hehlen, wadil = Wedel, lâri = leer, skara = Scheere, adal = edel, daß man richtig Mär (franz. mèr), Här, hälen, Wädel, Schäre, ädel, nicht Mér &c. auszusprechen hat, wie es auch meist geschieht. Wie der Westphale im Symphonismus vor dem geschulten Sprecher des Hochdeutschen sein noch unverdorbenes **sk** oder **sch** in rask, Flasche, mischen, fischen, schaden &c. voraus hat, so bewahrt der Märker im Phonismus noch das althochdeutsche Suffix männlicher Substantive auf —ari (griech. —ηϱ, slav. —arj, schwed. —are) in den Formen Gärtnär, Fleischär, Beckär, Künstlär, Lügnär, wobei **ä** gedehnt wird, treuer als der Hochdeutsche in seinem Gärtner, Fleischer &c. Der Lausitzer angrenzend an den Meißner, der „von Drasen har" sein **a** gegen das schulmäßige **ä** oder **e** festhält und „sich nicht schamt, Gald zu nahmen oder Gald zu gaben", hat dieser Nachbarschaft wahrscheinlich sein in den Tonsilben vorherrschendes **ä** — hier ist nur der Laut, nicht die Schreibung gemeint — zu verdanken. Denn auch da, wo jetzt der Hochdeutsche meist é spricht, läßt er sich sein **ä** nicht nehmen, wie z. B. in ebin, nebin, Elend, Esil (goth. asilus), Wedil, Ege, Feder, weder, leer, Theer, Beere, Heer, gegin, Rede, Predigt, Flegil, Leder, redlich, fegin, tretin, bebin, wegin, regin, strebin, versehrin, entbehrin, Besin, Ekil, Kegil, Kehle, verhehlin, klebin, gebin, nehmin, knetin, Schmeer, Lehne, Speer, Galeere (französisch galère), kehrin, wehrin, ledig, webin, zehn, zehrin, Beet, Schlesien (pol. Ssljąsy, pl. t.) Der Brandenburger dagegen räumt dem é zu viel ein und rédet und erzélt von Galéren, von Zéhnen, Thrénen, Grésern, Rédern, Médchen, Stédtchen in Schlésien &c. Der Lausitzer, obwohl dem Ae-Laute zugethan, verfällt dennoch in denselben Fehler (mit Ausnahme der niederdeutsch sprechenden Gegenden) wenn auf **ä** oder **e** ein gutturales h folgt, das er aus Bequemlichkeit gern in j umwandelt, denn er spricht zähe, krähen, mähen, bähen, drehen (althd. drajan), blähen aus wie zéje, kréjin, méjin, béjin, dréjin, bléjin. Der Deutschwende, dem von seiner Muttersprache her ein **ä** nur in der Form jä geläufig ist, giebt dem deutschen **ä** auch in der Tonsilbe den Laut des stumpfen **e**, von welchem oben gehandelt wurde, meist kurz, aber nach Befinden auch lang gesprochen, kurz z. B.

in schleffrig (schläfrig), strefflich (sträflich), schettlich (schädlich), Reddchen (Rädchen), zerrtlich (zärtlich), spette (späte), Krette (Kräte in der Lausitz statt Kröte), Ferrd (Pferd), Ferrsche (Färse, Färsche), Brett (Bret), reddlich (redlich), Fledderwisch (Flederwisch), Krebbs (Krebs), Fleggil (Flegel), Prezzil (Prezel), die Stette pl. (die Städte) und das Steddchin, das Mechchin (Mächen, Mädchen), trettin (treten), fellin (fehlen), zellin (zählen), das Bette (das Beet, was im Hochdeutschen allerdings eine Korruption von Bette = lat. pulvinus ist); lang in: quelin (quälen), Threne (Thräne), Ber (Bär), betin (beten), Besin (Besen), lesin (lesen), lebin (leben), felin (fehlen), stelin (stehlen), zerin (zehren), welin (wählen), redin (reden).

Das helle, geschlossene e, franz. é, hat der Lausitzer dieses Dialektes mit dem Hochdeutschen übereinstimmend, wo dieses aus dem Althd. eo, ew oder eh entstanden ist, wie in Demuth (althd. deomuoti), Ehe, Eje (êwa), Klee (klêo), Reh (reh), See (sêo, sêw), die Wehe (wêwa), Schnee (snêo, snêw), Flehin (flehan), ewig (êwig), die Schlehe, Schleje (slêha), die Zehe, Zeje (zêha), die Spree (Sprewa), das Lehn (lêhan), der Lewe (lêwo), überdies in Seele, Schwede, Ehre, eher und ejer, mehr und mej*), lehrin, wehin und wejin, wenig, sehre, stehin und stejin; dazu in den fremden Wörtern: Thee, Kaffee, Tapete, Lamprete, Pastete, Planete, Prophete, Magnete, Rakete, Salvete (aus serviette gemacht), welches Wort in dieser Gestalt auch in's Russische übergegangen, u. d. m. Dennoch zieht er dem é ein langes i vor in den Wörtern sihre (sehr), der ihrste, wenn ihr (wenn eher), die Ihre (Ehre), ihrlich, lihrin (lehren), die Lihre, der Lihrer, Igil (Egel), Jimand (Jemand) und liebt es, statt jeder zu sprechen jidder, statt jetzt jitzt, jitzund, jitzunder, statt jener jenner, und die Präfixe be — und ge sind ihm ohne Ausnahme bi — (ahd.) und gi — (altsächs.), wie in Gischichte, gisund, gilihrt, giringe, giwiß, biständig, bigierig, bitrunkin ꝛc. — Stehen bleibt das kurze stumpfe e als Suffix für alle drei Geschlechter der Substantive in den Fällen, wo das Neuhochdeutsche dasselbe zu verschlucken beliebt, also gar nicht mehr schreibt. Dies geschieht namentlich bei Dativen der Pronomen ihme, deme, weme; bei männlichen Hauptwörtern in Herre, Giselle, Bursche oder Borsche, Hirte, Narre, Ochse, Mensche ꝛc., und den fremdsprachigen Studente, Soldate, Musikante, Lieferante, Tyranne, Komete, Regente, Kumeediante (Komödiant) ꝛc.; ferner bei neutralen, wie Herze, Glücke, Stücke, Girichte, Gischicke, Giwürze, Gischlechte, Ginicke, Gimüte ꝛc.; endlich bei weiblichen, wie Nachtigalle, Spure, Schnure, Uhre, Armute, Hute, Hejmute, Querle (Quirl), Thüre, Saue (pl. Sauen), Musike, Fabrike, Berne (Birn), Sterne (Stirn), Wohnunge, Schonunge, Noarunge (ahd. —unga), Schäfereie, Ziegileie, Neckereie, Spielereie und ähnlichen Suffixen, nicht minder bei andronymischen Frauennamen, wie: die Wirthinne, die Hirtinne, die Königinne, die Gräfinne, die Schulzinne, die Schmiedinne, die Kunradinne, die Kunzinne (die ahd. Formen sind —inna), wobei jedoch dann die vorletzte Silbe ausfällt durch Synkope, wenn der Mannsname auf einen liquiden Laut ausgeht, so daß die Givatter'ne, die Schäfer'ne,

*) Ueber diesen Diphthong s. weiter unten; ebenso über ou und dessen Umlaut öü.

Pachter'ne, Weber'ne, die Wenzil'ne, Schlägil'ne, Stephan'ne 2c. in verkürzter Gestalt erscheinen. Auch die Kardinalzahlen, wenn sie als Substantive gedacht, werden weiblichen Geschlechts, und bekommen von zwei bis neunzehn dieses —e, so daß man spricht: die Zweje, die Dreie, die Viere, die Fünfe, die Sechse 2c. Die Ejns macht eine Ausnahme, aber nur scheinbar, denn das Wort ist aus Ejn —niß, f., (ahd. einnissi, f.) zusammengesetzt. Auch die Konjunktionen und Adverbien behalten dieses e, das im Neuhochdeutschen längst abgeworfen ist, bei, wie die Formen zeigen: wenne, denne, (ahd. hwanna, danna), obinne (obana), hintinne (hintana), untinne, draußinne, vorne, heute (hiuta), gisterne, allejne, hejme, schöne (ahd. skono), harte, feste, lose, gerne, balde, sehre (sêro), ofte, späte, sachte, helle, stille, herbe, gelbe, dichte, dünne, gischwinde 2c. mit Ausnahme der sich auf —l, —f nach Vokalen, ferner auf —**ar**, —**p**, —**rg**, —**rk**, —**sch**, —**z**, —**ß**, —**cht**, **mm**, und die Suffixe —**ig**, —**isch**, —**lich**, —**bar**, —**sam** sich endenden Wörter, deren Adverbien sich vokallos endigen, wie kahl, wohl, gar, vull (voll), glatt, gut, scharf, steif, knapp, derb, toub, arg, stark, schlecht, recht, frisch, stolz, weiß, schlimm 2c., ewig, kindisch, lieblich, offenbar, ejnsam 2c.

Bei zweisilbigen Verbalstämmen bleibt dieses e, oder vielmehr dessen Stellvertreter das stumpfe i gern da stehen, wo der neuhochdeutsche Sprachgebrauch es verschluckt, wie in den Infinitiven hungerin, änderin, bettelin, stotterin, ärgerin, zappilin, wackilin, handilin 2c., oder es bekommt eine andere Stelle, wie im Finitum: es regint, du rechinst, er rechint, ihr rechint, er, ihr zejchint, er, ihr segint, also bei den Lautverbindungen gn, chn; jedoch fällt es, wie im Hochdeutschen, vor dem Suffix der zweiten und dritten Person des Singular wie vor der zweiten des Plural immer aus, z. B. du lebst, er lebt, ihr lebt 2c. während dasselbe im Niederdeutschen des Luckauer Kreises gern beibehalten wird (du lebest, er lebet, ihr lebet). Ebenso fällt es stets aus in den verbalischen Ausgängen auf —bet und —tet, wie in er red't, gired't, er find't, er bineid't, er wend't, er schneid't, er streit't, er spot't, er bit't, er bet't, er reit't, er acht't, er biet't, er richt't, er wett't, es schad't, er bind't, giblut't, giricht't, vermuth't, veracht't, gimieth't 2c., wovon das neue Hochdeutsch in er wird statt er wirdet auch ein Beispiel giebt. Wenn gleich die Mundart, von welcher wir hier sonderlich handeln, für gewöhnlich die im Niederdeutschen gebräuchlichen Pluralformen, wie: die Männere, Kindere, Kälbere, Brüdere, Vogile, Scherbile, Jägere, Schülere, Müllere, Fingere, Ferkile, Kegile, Fohline, Kastine, Mäkine (Mädchen) 2c. meidet, so versieht sie doch noch gern die auf ein —n ausgehenden Hauptwörter mit einem den Plural bezeichnenden —e, wie Guldine, Knochine, Häuschine, Lämmchine, Mäßchine, Bißchine (Bißchen pl.), und hängt sogar mancher Orten ein paragogisches e an die Infinitive an, wobei das dem n regelmäßig vorangehende e ausgestoßen wird, z. B. geh'ne statt gehin, mach'ne, thu'ne, seh'ne, leg'ne, schrei'ne, treib'ne 2c., welches am Ende eines Satzes auch gern den Einsilbern ich, mit, auch, nicht, doch, in den Formen iche, ouche, niche, doche, mitte angefügt wird. Zur Vermeidung der Härte, die aus drei zusammenstoßenden Mitlauten entsteht, spricht man auch oft mittebrengin (mitbringen) und mittespielin.

I.

I sowohl in seinem kurzen, groben und stumpfen Laute, wie es in Einsilben (hin, mit, bis) und vor gehäuften Mitlauten (milde, finden, irre) erscheint, als in dem hellen, feinen Laute vor und nach Gaumenlauten (Kind, Gift, ich, wenig, sticken), wo es kurz gesprochen wird, während es sonst (in der Bezeichnung mit i, ih, ie) zugleich lang ist (mir, die, ihn, sie, ihr, gierig, hier, liegen, verlieren, Biene, Riese), bietet weniger Abweichungen von den hochdeutschen Formen. Doch hält es sich noch im Besitze in den Wörtern durrich (ahd. duruch), Millich (ahd. Miluch), Hengist (hengist), nachdem das Neuhochdeutsche es längst ausgewiesen hat, wogegen es in den Suffixen —isch gewöhnlich verschwindet, wie in säusch, necksch, närrsch, mucksch, tücksch, unreimsch, preußsch, baiersch, lateinsch, französsch, städtsch (städtisch), pauersch (bäuerisch), bürgersch, Meißensch, Leipzigsch, Sorausch, Gubinsch, Bautzinsch ꝛc., und zwar mit demselben Rechte, mit welchem man allgemein jetzt deutsch statt des ursprünglichen deutisch schreibt. Vor r, wenn diesem noch ein Mitlaut folgt, wird es zu einem stumpfen e, wie in Sterne (Stirn), Berne, werkin (wirken), Zwern, querlin, du werst, er werd, Kermuß (Kirmes), auch in brengin. Weniger allgemein ist Berke statt Birke, Hersch st. Hirsch, Kerche st. Kirche, Kersche st. Kirsche; für wimmern ist immer weimern, für schief schejf, für Vieh Vejch (auch Viech) gebraucht. Wo die Pronomina unbetont ihren Zeitwörtern oder Präpositionen nachfolgen, wird ihr langes i durch Einfluß dieses Status constructus zu einem kurzen, stumpfen e, so daß sich mir, dir, ihr, wir, sie in mer, der, er, wer, se verwandelt, z. B. geht mer! gieb's er! merke der's! was soll se? wu seyn se? was wullin se? wullin wer (mit Krasis wullmer) essin? von der, mit er, an mer, über se ꝛc. Dagegen dient am gleichmäßig als Dativ und Akkusativ, wie das niederdeutsche hem, wo es nicht in 'n zusammenschrumpft, wie in: gieb am das Geld, oder gieb 'n das Geld, schick' am furt, oder schick 'n furt. Im Niederd. des Luckauer Kreises geht i überhaupt häufiger in e über, wie die Formen zeigen: hen (hin), bet (bis), met (mit), Betken (Bißchen), Trett (Tritt), Melk (Milch), weeten (wissen), spelen (spielen), schlemm (schlimm), Herse (Hirse), wedder (wieder), de (die) ꝛc. Derselbe Dialekt diphthongirt auch gern die ie (ahd. io, iu) da, wo man jetzt nur ein langes i hören läßt, und spricht: viël, hiër, viër, Liëd, Liëbe, Biëne, Diëb, stiëben, tiëf ꝛc. Im Allgemeinen wird das hochdeutsche i und ie der Perf. starker Konjugation da, wo das Präsens a zum Stammlaut hat, zu einem langen u, wie in: ich blus, fung, luß, ful, hung, gung (von gahn), hult, schluf, stund (von stahn), wogegen die aus dem Stammlaut des Präsens ei gewordenen Perf. ich glich, wies, strich, schlich, schliff, griff, kniff, ritt, schien, glitt, spie, blieb, rieb dem Hochdeutschen gleichlauten mit Ausnahme von huß = hieß, wie statt stieß stuß gebraucht ist, und öfter statt lief luf.

O.

O in seinem kurzen und dunklen Laute, wie er gewöhnlich vor zwei oder wenigstens vor verdoppelten Mitlauten erscheint (vergleiche oft, fort, von, Rock, Sold), wird im Munde des Lausitzers vor liquiden Lauten zu einem u. Dahin gehören: die Wulke, der Wulf, die Nulle, die Wulle, die Sunne, dull, vull, das Guld, drullig, die Knulle, die Kulbe,

der Grull, der Kuller, das Pulster, stulpern, hulpern, buldern (poltern), kummin, die Kumehdie, entrunnin, bisunnin, truckin, die Tunne, die Drummil, die Trumpete, die Wunne, Mundirung (Montirung), die Bummil, Kunrad, die Nunne, sunst, furt, durt, mursch, die Murchil, der Mulkin, das Purzelihn, turkiln, der Knurpil, der Kumpan, der Dunner oder Dunder, daher Dunderstag, auch in den Perfekten: ich wullde, sullde, kunde (vergleiche unten Mitlaut T); außerdem in lucker, duppilt, der Buttich, daher der Büttcher, der Kuffer, der Plutz (wovon plützlich = plötzlich), die Sprusse, der Multwurm neben Moltwurm (Maulwurf), die Hucke, der Dukter, puchin. Da der Umlaut ü konsequenter Weise lauten muß, so hat man auch rückenes Brot, Küfferchin, Münch, günnin, Sünnoabind = Sunnoabind, du kümmst, er kümmt (kömmst, kömmt), vüllig rc. Für Soldat hört man oft Saldate, für sollen söllen, im Präs. ich sall (nach dem alten: ich schall), für odder adder, für ob ab. Das helle lange o (ohne, Lohn, Kohle, Schooß rc.) ist dem slavischen Munde ein fremdartiger Laut, der dem Lausitzer, weil er ein Wende von Ursprung ist, etwas zu schaffen macht. Zuweilen wird er umgangen und durch Geminanz des folgenden Mitlautes in ein kurzes stumpfes o verwandelt, wie in woll, holl, schonn, Hoff statt wohl, hohl, schon, Hof, seltener durch ein u ersetzt, wie in wu, Traguner, Hubil statt wo, Dragoner, Hobel, meist in einen Diphthong verwandelt, ou (ow), daher gesprochen: Boune, Rout, schownin, rowt, Loun, Brout, Troust, grouß, Schouß, Klouß, row, sow, frow, Strow, towt, was allerdings sich durch das ahd. raw, fraw, straw und towan = sterben rechtfertigen läßt. Die Schreibung todt entbehrt alles Grundes. Wenn das lat. Maskulinsuffix —or in —er verwandelt wird in den Formen Assesser, Provisor, Senater, Paster, Kurater, Visitater, Kanter, Registrater rc., so geschieht diesem fremden Laute von dem Lausitzer wie von jedem deutschen Menschenkinde ganz recht, denn er wird so auf die schnellste Weise nationalisirt. Aber leider sind auch die altdeutschen Personennamen auf —o der Verflachung in ein e nicht entgangen, denn Kuno, Bruno, Otto, Heino, Thilo ist zu Kune, Braune, Otte, Heine, Thile geworden; doch hat der Lausitzer noch das alterthümliche Hannof (hanof = Hanf) und Kommot (komat = Kumt) bewahrt*).

*) Die beiden alternirenden Mittel, einer Silbe Länge zu verschaffen, bald durch Dehnung oder Augment (Gunierung) des Vokals, bald durch Geminanz des Folgekonsonanten, sind nicht allein den germanischen Sprachzweigen, sondern auch dem klassischen Sprachgebiet eigen. Man vergleiche Fohlen und Füllen, wieder = niederd. wedder, Boden = niederd. Bodden, Eimer = niederd. Emmer, Himmel = oberd. Hiemel, Widder = oberd. und altd. wider, linnen = leinen, Elle = Ehle, beten und betteln, ich weiß und wir wissen, Sehne und Senne, Schämel und Schemmel, gut = oberd. gutt, viel = niederd. vill, sehn = niederd. sinn, Eiter = niederd. Etter, kleiner = niederd. klenner, reiner = niederd. renner, Leiter = niederd. Letter, heilig = niederd. hillig, Mühle und Müller, Hahn und Henne, drei und der dritte, vier und virrzehn, streitig und strittig, hohl und Hölle, Thal und Thälle, f., Vorzug und Vorrtheil, Zwielich und Zwillich, engl. well = schwed. wäl, lat. nūmus und nummus, cōminus und comminus, pannus = πηνος, argilla = ἀργιλος, mīle = mille, amentum = ἁμμα, ειλας = ἐννας, ἐγειρω = ἐγεῤῥω, ειλω = ἰλλω, ὀφειλω = ὀφελλω, στειρος = στεῤῥος, ειμι = ἐμμι, ἡμεις = ἀμμες, χειλων = χελλων, ἀειναος = ἀενναος, βουλη = βολλα, γηρυω = garrio, δειναζω = δενναζω etc.

u.

Sowohl das lange als das kurze u bietet in der Lausitz weniger Abweichung vom hochd. Sprachgebrauch. Doch ist häufiger o als u in folgenden Wörtern gebraucht: Thorm, Storm, Forche, Worst, Dorst, Korste (Brodrinde), Borsche, Floß (Fluß im Leibe, Rheuma, unterschieden von Fluß, fluvius), Trone, Zober, Schoß (Schuß), korz oder kortsch, Kommot (Kummet), Worm, norr (nur), Kolter (Pflugmesser). Statt Stube ist üblicher Stoube. Im Niederd. des Luckauer Kreises erscheint das lange u häufig diphthongirt in uë (nach dem ahd. uo), wie in Bruëder, Bluët, Fuët (Fuß), guët, Bluëme, Bruëg (Bruch, das), Pluëg (Pflug), ruëfen, Ruëm, Stuël ꝛc. Sonst wechselt beliebig ü mit u in Wörtern üm = um, Schnüpptuch = Schnupptuch, spüken = spuken, Lüstgoartin = Lustgoartin, lüstig = lustig. Besonders ist im Kottbusser Idiome ü vorherrschend vor r, wenn diesem noch ein Mitlaut folgt, daher dort die Formen: kürz, Würzil, Kürste, Stürm, dürstig, Würst, auch Uenzilt (Unschlitt, ahd., unslicht), welches letztere, als Inzilt gesprochen, allgemein ist. Das dem Verbum angehängte du geht gewöhnlich in ein bloßes —e über, wie in sollste, willste, kannste = sollst du ꝛc.

Umlaute.

Es ist schon oben unter dem Vokale a bemerkt worden, daß dieser nicht immer da, wo das neuere Hochdeutsch es verlangt, zu ä wird, so z. B. hat der Lausitzer sein Oahre (ahd. ahir) nicht mit dem hochd. Aehre, sein Pachter nicht mit Pächter vertauscht; doch sind diese Abweichungen selten und die gegentheiligen häufiger, wie eben dort zu ersehen. Wie in dem Neuhochdeutschen die etymologische Konsequenz in der Umlautung der Vokale nicht immer festgehalten wird, wenn man zürnen von Zorn, dörren von dürr, fördern von fürder ꝛc. bildet, so geschieht ein Gleiches in der Volkssprache der Lausitz, die statt Schürze Schörze, st. Bürste Börste, st. Stürze Störze, st. dürfen dörfin, st. Kürbis Körbs, st. mürbe mörbe, st. Gewürz Giwörze, hier und da auch st. zürnen zörnen, st. Bürger Börger spricht, und umgekehrt st. nörgeln nürgiln, st. stöbern stübern, st. Nöffel Nüffil, st. Rötheln (Kinderkrankheit) Rüttiln, st. röckenes Brod rückines Brod, st. hören hürin, st. schwören schwürin, st. stören stürin, st. Röhre Rühre, st. gönnen günnin, mancher Orten sogar st. Körbchen Kürbchin, st. Töpfchen Tüppchin, obgleich ebendaselbst Korb und Topp gesprochen wird; so auch trüppiln (tröpfeln) von Troppin = Tropfen. Diese Anomalie geht aber noch weiter. Denn der Epigone der Sorben spitzt nicht gern den Mund zu einem ö oder ü, am wenigsten zu einem langen ö und langen ü, die seine angestammte Sprache gar nicht besitzt. Er tauscht das erstere daher gern mit ä um und spricht: bläkin, stähnin, mäckern, schäkern, rächiln, prägiln, päkiln, Kräte, Ehle oder Aele, f., (schwed. olja, f.) = Oel. Zuweilen meidet er den Umlaut aus demselben Grunde und spricht duster, schwule, die Blute, die Forste, die Horde statt düster, schwül, Blüte, Förste, Hürde. Das lange ö aber streift in seinem Munde so nahe an eh und das lange ü so nahe an ih, daß man den Unterschied zwischen Möhren und mehren, führen und vieren, flöhen und flehen, Söhlchen und Seelchen, Zügel und Ziegel, trübe und Triebe, lügen und liegen, Stühle und Stiele, Thüre und Thiere, fühlen

und (sie) fielen, Züge und Ziege kaum wahrnimmt. Darum macht er auch unbedenklich aus dem franz. monsieur Mußcheh, aus couleur Kulehr, aus conducteur Kondukteh̄r, aus adieu Atchee oder Atchej 2c.

2. Diphthongen.

Nicht blos die Lausitz, sondern ganz Deutschland besitzt in der Volkssprache zwei Diphthongen mehr, als die jetzt geltende Schriftsprache. Jene unterscheidet zwischen aj und ej und wiederum zwischen au und ou, während diese nur ein aj (meist ei, selten ai geschrieben) und ein au kennt, und da, wo sie ausnahmsweise ein ej und ou beibehalten hat, diese Laute ungenau oder vielmehr fälschlich mit ee oder eh, oo oder oh bezeichnet. Zu diesem Plus von zwei Diphthongen kommt noch ein zweites Plus von einem Umlaut des Diphthongen ou, der öü lautet und den die hochdeutsche Schule gar nicht zu schreiben versteht. Wir wollen nach hochd. Schreibegebrauch ei mit der Aussprache aj beibehalten, ej aber (worin e seinen natürlichen Laut behält) mit e—jod, also ej schreiben, ou, das keine Schwierigkeiten macht, mit ou, und dessen Umlaut mit öü. Es ist nöthig zu bemerken, daß man in althd. Schriften ei immer wie ej oder wie das griech. ει, nicht wie aj, zu lesen hat.

Der Lausitzer unterscheidet zwischen Seite (latus) und Sejte (fidis), zwischen Feil (Pfeil) und fejl (venalis), zwischen Weide (salix) und Wejde (pascuum), zwischen Rhein und rejn (purus), weise und Wejse (orphanus), weit und Wejd (glastum), weichin (cedere) und wejchin (mollire), Wein und wejnin, Reis und Rejse, Teich und Tejg (massa), weiß und ich wejß, bireitin und birejtin, schleifin und Schlejfe, Feige (ficus) und fejge (timidus), rauch (horridus) und Rouch (fumus), Zaum statt Zaun (sepes) und Zoum (frenum), Taube und toub (surdus).

Diphthong ei = aj.

Der wie aj von dem Lausitzer und dem modernen Hochdeutschen ausgesprochene Diphthong ei entspricht dem langen î im Althochd., im Niederd. und im Skandinavischen, und ist als dessen Augment oder Gunierung zu betrachten. Man vergleiche die Wörter eitil (ahd. îtal), bei (bî), eilin (îlan), Eis (îs), Eisin (îsarn), Blei (blî), Brei (brî), bleibin (bilîban), beißin (bîzan), Feife (fîfa), Geier (gîr), Fleiß (flîz), Feige (fîga), frei (frî), Feil (fîl) = Pfeil, Geitz (gîz), drei (drî), greifin (grîfan), Heiroat (hîrat), gleich (galîch), leicht (lîcht), Leib (lîb), leidin (lîdan), Leim (lîm), Lein (lîn), leise (lîso, adv.), Kreide (krîda), Kleie (klîwa), leihen (lîhan), Leier (lîra), meidin (mîdan), mein, dein, sein (mîn, dîn, sîn), Kindlein (kindilîn), Neid (nîd), Pein (pîna), reitin (rîtan), reibin (rîban), reich (rîchi), reif (rîfi), Reis (hrîs), Seite (sîta), Schein (skîn), schreitin (skrîtan), seyn (sîn), schleichin (slîchan), schneidin (snîdan), Speise (spîsa), steigin (stîgan), speiin (spîwan), Seide (sîda), streichin (strîchan), streitin (strîtan), Schwein (swîn), schweigin (swîgan), treibin (trîban), Weib (wîb), weichin (wîchan), Weile (wîla), Wein (wîn), weit (wît), weisin (wîsan), Zeit (zît), Zeile (zîla), Zweifil (zwîfal), Scheibe (skîba), Gischmeide (gasmîda), Schleim (slîm), Meile (mîla) 2c. Auch die Suffixe —ei (nord. —î) gehören hieher, wie Reikerei, Schäferei 2c. Hierin stimmt die lausitzer Volkssprache mit der neuen hochdeutschen, aber mit dem folgenden Diphthong trennt sie sich von derselben.

Diphthong ej.

Dieser Diphthong, der schon im Althd. in der Schreibung ei erscheint, wo er noch seinen natürlichen Laut ej hat, im Holländ. aber durch ee oder ey, in den nord. Mundarten durch ein einfaches langes e gegeben wird, schmilzt im Neuhochd. mit dem vorgenannten zu einem Laut ei (sprich aj) zusammen, ist aber im Volke, also auch in der Lausitz, noch am Leben geblieben. Er trifft genau mit den althochd. Formen zusammen, und wenn er für obsolet oder für entartet angesehen wird, so geschieht das eben nur, weil das herrschende Neuhochdeutsche sich anmaßt, die allein richtigen Formen zu besitzen. Folgende Beispiele werden die Uebereinstimmung bestätigen: der Ejd (ahd. eid), ejgin (eigan), ejner (einer), zwej (zwei), die Ejche (eich), das Flejsch (fleisk), das Bejn (bein), bejzin (beizian), blejch (bleich), brejt (breit), fejl (feil), gejl (geil), der Gejst (geist), Hejl (heil), Hejm (heim), hejß (heiz), hejßin (heizan), klejn (klein), das Lejd (leid), der Lejm (sonst Lehm geschrieben) ahd. leim, das Glejs (galeisa), mejnin (meinjan), gimejn (gamein), der Krejs (kreiz), lejtin (leitjan), der Mejßil (meizil), das mejste (meisto), der Mejster (meistar), nejgin sich (neigian), rejn (hrein), rejchin (gareichjan), rejsin (reison), der Rejf (reif), schejdin (skeidan), die Sejfe (seifa), die Spejche (speicha), das Sejl (seil), sejgin (seigjan), die Sejte (seita), d. i. chorda, sprejtin (spreitan), der Stejn (stein), der Schwejf (sweif), der Schwejß (sweiz), der Tejg (teig), der Thejl (teil), die Wejde (weida), d. i. pastus, wejch (weich), wejnin (weinon), der Wejzin (weizi), das Zejchin (zeichan), sich wejgern (weigarn), Wejse (weiso), d. i. orbus, Hejde (heida), d. i. myrica = Hejdekraut. Hierher gehören auch die Suffixen auf —hejt und —kejt, wie Sicherhejt, Klejnigkejt ꝛc. und die Komposita mit —lej, wie ejnerlej, vielerlej, überlej. Da ein Zögling des modernen Hochdeutsch sich in der Regel wenig um die Formen einer ungeschriebenen Sprache kümmert, oder dieselbe lieber vornehm ignorirt, so kommt er in die größte Verlegenheit, wenn er einige mit diesen Diphthongen in sein Hochdeutsch eingedrungene Wörter schreiben soll, und hilft sich so oder so, nur daß er nicht das allein richtige ej braucht, indem er bald Lehm statt Lejm, wegern st. wejgern, Säber oder Säfer st. Sejfer, Webel st. Wejbel schreibt, bald nach Phantasie ein ai erfindet, z. B. für Rain, Waid, Laich, Laib (was alles sprachrichtig Rejn, Wejd, Lejch, Lejb lautet), um für das Auge einen Unterschied von ähnlich lautenden Wörtern sichtbar zu machen, der dem Ohre in ganz anderer Gestalt erscheint. Durch Einfluß der Schule und der Kirche sind allerdings einige Diphthongen bei dem größeren Theile der Bevölkerung aus ej in das hochd. ei umgeschlagen, so daß dieser nicht mehr Gejst, hejlig, Hejland, Hejl, Hejde (paganus), Arbejt, Ejd ꝛc., sondern Geist ꝛc. spricht, aber es sind dieser Wörter doch nur wenige. Für Lejter ist Litter und Letter üblicher, für ejnziln enziln. Ei, Eidechse, Schleier lauten allgemein wie im Neuhochd., lassen sich aber aus einem verschwundenen organischen g erklären, da im Ahd. die vollen Formen egi, egidechsa, slogir lauten, das synkopirte egi aber zu ei wird, wie in: er leit = er liegt. Statt schlejßen ist überall schließen, statt dreiste drieste gebräuchlich. Noch ist die in der Umgangssprache gewöhnliche Aphäresis des ej in dem unbetonten Zahlworte ejn zu erwähnen, z. B. 'n Moal = ein Mal, 'n Anderer = ein Anderer, 'ne Weile = eine Weile, 'nes Besseren —

eines Besseren, 'ner Frau = einer Frau, so 'ner, —r, —es = so einer, wie 'ner, —r, —es = wie einer ꝛc., was für einer ꝛc., 'nes Tages, 'nen Fremden ꝛc.

Au.

Auch dieser Diphthong ist als ein neueres Augment für das althd. und jetzt noch niederd. û oder uw anzusehen. Vergleiche: aus (ahd. ûz), Bau (bûw), Bauer (bûari), Daumen (dûmo), Bauch (bûch), faul (fûl), Faust (fûst), Haut (hût), Haus (hûs), Haufen (hûfo), Haube (hûba), kaum (kûmo), Kraut (krût), Laus (lûs), Maus (mûs), Flaume = Pflaume (plûma und prûma), rauch (rûch), Raum (rûm), Schaum (skûm), Strauch (strûch), Saue (sû), sauber (sûbar), saugen (sûgan), Saule (sûli), sauer (sûr), trauren (trûren), tauchen (tûhan), Taube (tûba), Traube (trûba, m.), tausend (tûsund), Zaun (zûn) ꝛc. Darin stimmt die Lausitzer Volksmundart, soweit sie nicht platt ist, mit dem jetzigen Hochdeutsch überein, ja sie verwandelt sogar das franz. tambour in Tambauer. Doch macht die Präpos. auf eine Ausnahme, indem sie getrennt immer off, in Verbindung aber uff lautet, z. B. off's Land, off morgen ꝛc., wogegen: Uffgeld, uffrichtig, druff, steh' uff, merk' uff. Ein anderes au, das dem ahd. ao oder aw entspricht, wie in den Wörtern blau (blao, blaw), grau (grao, graw), lau (lao, law), Frau (frowa, frawa), Klaue (klawa), krauen (krawon), drauen oder drowen, drohen (drawjan, drouwan), hauen (hauwan), Fau = Pfau (phawo), verdauen (fardawjan), gehört ebenso der Lausitz an. Der Umlaut beider au ist, wie im Neuhochd. äu, was bekanntlich aü lautet, aber im Munde des Lausitzers wenig von ei (= aj) verschieden ertönt, so daß man Läuse von leise, räumen von reimen, Mäuler von Meiler ꝛc. kaum unterscheiden kann, ein Fehler, der weiter durch Deutschland verbreitet ist, da er manche unsichere, auch falsche Schreibung zur Folge hat, wohin unter andern die Wörter ereignen statt eräugnen, freien st. fräuen gehören. Der Lausitzer bewahrt noch die ursprünglichen Raude, Saule, Sprau, lautin, welche im Neuhochd. in Räude, Säule, Spreu, läuten abgeschwächt sind; aber er lautet sie dagegen auch ohne Noth um in: Mäurer, was gewöhnlich Mäuer gesprochen wird, in Feuermäuer, Bräuhaus, Bräusanne*), und verschluckt au ganz in Jumfer = Jungfrau.

Ou.

Dieser Diphthong, im Althd. ou geschrieben, aber auch schon hier zuweilen mit au wechselnd, was im Mittelhochd. die Oberhand gewinnt, ist im Holländ. zu einem langen oo geworden und hat im Schwed. bald lang o, bald lang ö als Doppelgänger. Im Neuhochd. ist er fast ohne Ausnahme zu au geworden. Die wenigen Reste, die davon geblieben sind, werden aber auch falsch, nämlich mit o oder oo geschrieben. Dahin gehören: Srom statt Stroum, der Schoben (= Schaube) st. Schouben, schmoochen (neben schmauchen) st. schmouchen. Das Volk in der Lausitz und im weiteren Gebiete unterscheidet genau zwischen au und ou; denn es kennt nur ouch (ahd. ouch), Auge (ougi), Boum (boum), koufin (koufon), gloubin (ga-

*) Auch Fräu Givatter statt Frau Gevatter ist viel gebraucht. Hierher werden manche falsch geschriebenen Ortsnamen gehören, wie Freiberg, Freistadt, Freienwalde ꝛc.

loubjan), Loub (loub), loufin (loufan), Louch (louch), Louge (louga), roubin (roubon), roufin (roufjan), Rouch (rouch), Soum (soum), toufin (toufen), troufin (troufjan), toub (toub), Stoub (stoub), Troum (troum), Houbt (houbit), Zouber (zoubar), Zoum (zoum), goukiln (gougaljan) ꝛc. Der Umlaut davon ist öü, was von Unkundigen gewöhnlich ungenau mit ö geschrieben wird, in stöbern statt stöübern, Höte st. Höüte (synkopirt aus Höübte), ströfen st. ströüfen; daher giebt z. B. Zoum zöümin, Troum tröümin, Louf Löüfer, Rouch röüchern, Stoub Stöübchin, Soum söümin, toub bitöübin, Gloube unglöübig*), Kouf Köüfer, Ouge lieböügiln, roubin Röüber ꝛc. In manchen seltenen Fällen findet sich dieser Umlaut auch da, wo er im Hochd. (von au) nicht üblich ist, wie in: du köüfst, er köüft, ihr köüft, in: du röüfst, er röüft, ihr röüft, auch ist für stroufin ströüfin, für ersoufin ersöüfin üblich, für Loube Löüben. In Schnittloch, Knobloch wird dieses ou selbst im vulgären Sprachgebrauche zu o verkürzt. Ob man das veraltete Diminutiv Frölinn (ahd. frowilin) statt Fräulein, lautgetreuer Fröülinn oder Fröjlinn zu schreiben hat, darüber dürfte ein analoger Fall entscheiden, worin das j deutlicher zu hören ist, nämlich das Wort Fröjde (= hd. Freude), das im Althd. frowida, frewida lautet, im Schwed. fröjd, m., vom ahd. frao, frow, frô = froh, wovon ahd. frowalich, frôlich = fröhlich; Fröjde weist die phonetische Abstammung von frô besser nach, als Freude; da aber das ahd. Suffix —ida jetzt überall zu —de wird, so scheint die Schreibart Fröülin und Fröüde richtiger. Uebrigens ist durch den Einfluß des Hochdeutschen schon manches ou im Volksmunde zu au geworden, wie z. B. Thau (tou), Gaumin (goumo), gaukiln (gougaljan) neben goukiln, schlau (slou), schauin (skouwon).

Eu und äu.

Der Widerspruch zwischen Schreibung und Aussprache, der in vorstehenden beiden, übrigens gleichlautenden Diphthongen sowohl, als in dem oben behandelten ei erscheint, erklärt sich aus der stereotypen Schreibung der ersteren und aus der wandelbaren Natur der letzteren. Es gab eine Zeit, da man noch allgemein ei wie ej, eu wie ew aussprach, wie z. B. zwej Bejne und ewre Rewe ꝛc., und der Rheinländer läßt sich aller neuen Orthographie zum Trotze sein Mejnz (Moguntia) und Mejn (Moenus) nicht nehmen. Jetzt aber wird dem Grundgesetze aller Orthographie: schreibe wie du sprichst in der Schreibung jener beiden Diphthongen ein Aergerniß gegeben. Denn es reimt sich schlecht und bleibt dem Lehrling unbegreiflich, wenn der Lehrer buchstabiren läßt: e—i lautet aj, e—u lautet aü, ä—u lautet gleicherweise aü, und doch steht die Sache so. Die ältere Schreibung und die neuere Aussprache stimmen nicht mehr zusammen. Letztere hat einen heulenden Laut in das Neuhochdeutsche gebracht mit der dem Althochdeutschen unbekannten Aussprache des eu und äu, und thut sich mit seltsamer Ostentation auf diesen soviel zu gut, daß sie damit auch die klassischen Sprachen, die ihn gar nicht besitzen, vielmehr verabscheuen, beschenkt, wenn sie neutrum wie naütrum, ῥευμα wie rhaüma gesprochen haben will. Vergleicht man im Deutschen Leu mit Lewe (Löwe) (lewo), Dieb (diub) mit Deube (diuba), Licht

*) Das meißnische glöjch, d. i. glöüb' ich, und das gleichbedeutende mejch, d. i. mejn' ich, erklären sich hieraus (siehe Diphthong ej vorher).



(liucht) mit Leuchte (liuchta), biegen mit beugen (beides biugan), siech (siuch) mit Seuche (siucha), schließen (sliuzan) mit Schleuße (sliuza), so möchte man für die neue Form mit eu eine besondere deutsche Mundart annehmen, die einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit an das Hochdeutsche abgesetzt hat, wie dies alternirend mit ie in einigen Zeitwörtern geschieht, die für einen sogenannten edleren Stil die fleußt, treucht, zeucht, fleucht, schleußt, scheust, geneußt, treuft, kreucht, geust, beut st. fließt ꝛc. liefern, hier unbekannte Fremdlinge. Der Lausitzer hat für das neudeutsche eu und äu in den meisten Fällen eine gleichgeschriebene und — obwohl sein slavischer Mund sich dagegen sträubt — ziemlich gleichlautende Aussprache, die hier mit den ungewöhnlichen aber lautgetreuen Vokalen bezeichnet werden soll; also

a. aü ist ihm ein Umlaut von au in haüslich, Straücher, Gibaüde, raümin, Taübchin ꝛc., stimmt aber auch sonst mit dem neuhochd. aüer, aüch, daütsch, faüchte, Faüer, haüer, Haü, thaüer, Naüe, Traüe, kaüsch, Laüte, pl., Saüche, Zaüg, Schaüne, Fraünd, (iuwar, iuwih, diutisk, fiuchti, fiur, hiuru, hawi = hewi, tiur, riuwa, triuwa, kiuski, liuti, siucha, ziug, skugina, friund,); ebenso wenn es aus dem ahd. uw oder û entstanden ist, wie in Aüter (ûtar), Aüle (uwila), Baütil (bûtil), haüfin (hûfon), sich straübin (strûbon), saüfzen (sûfton), saümin (sûmjan);

b. seltener ist es eü (sprich öü), wie in Scheüche, scheüchin, leügnin, beügin (skiucha, skiuchan, biugan), treüge;

c. selten auch au, wie in Knaul, Graul, Sprau (spriu), strauin neben straüin (strewan), schauern neben schaüern, lautin (hlutjan).

Im Uebrigen beliebt es ihm nicht besonders, seinem Munde Zwang anzuthun, um Scheune von Scheine, Eier von Euer, Feuer von Feier, Eule von Eile, Heu von Hai gehörig zu unterscheiden.

Eigenthümlich ist die gedehnte Aussprache der Diphthongen im Lübbenauer Idiome, wodurch der erste Vokal so verlängert wird, daß der Laut sich beinah in zwei Silben spaltet. Vergleiche die nach dem Wortlaute geschriebenen: Lübbenâu, Râupe, Lâüte (pl.), Frôjde, Kôufmann, Sêjler, Schlêjfe, Sêjfe, Drâjer, gâjzig (geizig) ꝛc., wozu die griechischen ionischen Formen θωϋμα, ἠϋς, ἀρηϊος, ἀληθηϊα, Analogieen geben.

Im Niederdeutschen ist eu und äu meist durch ü gegeben, wie Hüser = Häuser, Lüte = Leute, dütsch = deutsch ꝛc.

Für Zigeuner hat der Lausitzer den richtigen Namen Zigäner nach dem ital. zingano.

3. Konsonanten.

Unter den Mitlauten schließen sich die Halbvokale **j** und **w**, dann die Gaumenlaute **h**, **ch**, **g**, **k** zunächst an die Selbstlaute an.

Halbvokale j und w

Beide Laute bieten wenig vom Hochd. Abweichendes in der Sprache des Lausitzers, doch ist wietin für jäten oder gäten gebraucht, Gäscht und gähling für Jäscht und jähling, obgleich man Jachzorn spricht (vom ahd. gâchi = gähe, jähe). Sein Jauche ist wohl richtiger als Gauche, ebenso sein frow (ahd. frao) richtiger als froh, und Ruwe (ruowa) richtiger als

Ruhe. Vergleiche oben den Vokal o. Statt wispern hat er fispern oder pischpern und statt wir häufig mir. Die Aussprache des g als eines j gehört dem niederdeutschen Dialekte und wird unter jenem Palatal behandelt. Vom Wechsel des j und w mit h handelt das Folgende.

Kehllaute h, ch, g. k, qu.

Für h steht gewöhnlich ch in: echstins (ehestens) mit demselben Rechte als man spricht nächstens, Viech oder Vejch statt Vieh, der hoche Berg, das rauche Leder, es gischicht, sich! (siehe!), mitunter hört man auch Schuch st. Schuh, früch st. früh, zach st. zähe. Mancher Orten ersetzt g das auslautende h, wie in Ruge, zäge, näger, der nägste, Fischrejger (Fischreier ahd. reigir), Flog (doch pl. Flöje), der Hejger oder Häger (heigir), ich soag (sahe), ich schrieg (schrie), es gischoag (geschah), wie im hochd. ich zog; zigg! imperat. = ziehe, er spieg (spie) und thugg = thue! Endlich ersetzt es zwischen Selbstlauten das leichter aussprechbare j sehr häufig, wie in ejer, glüjin (gluojan), Kräje oder Kräê (kraha und kraja), säjin, säin (sâhan, sâwan, sâjan), müjin, müin muojan), drejin (drâjan), Eje = Ehe (êha,-êwa), wehin und wejin (wâhan und wâjan), bäjin (bâwjan, bâjau), Schleje (slêha) ꝛc. Dieser Wechsel geht durch das ganze germanische Sprachgebiet, vergleiche ahd. louga = Lohe, ahd. schwed. lag (Gesetz) = engl. law, schwed. följa = folgen, uggla = Eule, ahd. uwila, schwed. hugga = hauen, skygg = scheu, scheuch, bygga = bauen, dagg = Thau, viga = weihen, wobei man auch das franz. sauge = lat. und ital. salvia und das lat. nix, g. nivis anführen kann. Der Deutschwende behandelt das anlautende h wie einen Spiritus und schaltet mit demselben noch willkürlicher als z. B. der Grieche, der es in Zusammensetzungen nach nicht adspirirbaren Lauten ganz fallen läßt (φιλιππος, προσοδος, παρηλιος, ἐνεδρα), denn er spricht nicht nur unbedenklich wahraftig, gramaftig, verindern, auselfin, zerauin, Wohnaus, Roataus, Backolz, Unejl, Hausalter, Hausoan, Schweinirte, Kuhrte, allerand, verungern, Sicherejt, Analt, Reinold (ital. Rinaldo), Willem (= Wilhelm) ꝛc., sondern wendet dieselbe Regel auch auf zusammengehörige, obschon in der Schrift getrennte Wörter an, wie in: ich oabe, vier undert, das Andwerk, lieber Err, meinet albin, und schiebt gegentheils ein unorganisches h als Schutzwehr gegen den Hiatus beliebig zwischen Vokale, indem er spricht: schwere Harbeit, die handere Seite, schwarze Herde, junge Hentin, ohne Hordnung, biherbin, gihändert, gihirrt, Reibehasch oder Reibewasch (Reibeasch), Schmiedeheisin ꝛc. In Zusammensetzungen mit Präpos. verlieren die Adv. hin und her ihr h sammt dessen Vokale für gewöhnlich, da man spricht: 'rum, 'raus, 'naus, 'rein, 'nein, 'runder, 'rüber, 'nunder, 'nüber, 'ran, 'ruff, 'nan, 'nuff.

G behält auch nach n seinen gewöhnlichen Laut ohne nasal zu werden, wie man es jetzt in hochd. Aussprache in dieser Verbindung tönen läßt, obschon n näselt; man spricht es also stark aus in Stange, Lunge, giringe, Zange, Zwang, hängin, verlangin, singin ꝛc. Im Suffixe —ig lautet es wie —ich (selig, ewig, wenig, garstig ꝛc.), bekommt aber durch Silbenzuwachs wieder seinen ursprünglichen Laut (der Selige, ein Weniges). Vor dem Suffix —kejt wechselt der Gebrauch, indem es bald wie ch gesprochen, bald ganz übergangen wird, also Ewichkejt, Selichkejt, Wenichkejt,

Schwierichkejt, Obrichkejt oder Ewikejt, Selikejt, Wenikejt, Schwikejt, Obrikejt 2c., verschluckt wird es gewöhnlich in Moad (Magd), Hoan (Hagen, Hain), in den Zeitwörtern soa'n, froa'n, troa'n, kloa'n, schloa'n, plüin, lä'n, lie'n (= sagen, fragen, tragen, klagen, schlagen, pflügen, legen, liegen), jedoch nicht in noagin, woagin, ploagin, joagin. Als Paradigma für die synkopirten Formen erster Gattung stehe hier: ich soage oder soa'e, du soa'st, er soa't, wir soa'n, ihr soa't, sie soa'n 2c., imperf. ich soa'te, part. p. p. gisoat und gisoa'n; der Umlaut —äg wird zu ä, also; du schlä'st, du trä'st, er schlätt, er trätt: für die der letzten Gattung: ich plü'e, du plü'st, er plü't, part. p. p. giplü't, imperf. ich plü'te 2c.; ich lege oder lä'e, du lä'st, er lä't 2c., imperf. ich lä'te 2c., part. p. p. gilä't; ich liege oder lie'e, du lie'st oder leist, er liet oder leit, wir lie'n, ihr leit, sie lie'n oder lein, imperf. regelmäßig ich loag 2c., part. p. p. gilä'n. Ebenso, jedoch weniger allgemein, wird kriegin = krien = krein konjugirt. Die verkürzten Imperative dieser Zeitwörter lauten: sogg (sage), frogg, klogg, trogg, schlogg, legg, ligg, wozu sich noch zigg (ziehe) gesellt. Ein Uebergang des g in j oder vielmehr des ge in j findet sich in der Mundart, die uns vorzugsweise beschäftigt, blos in den Eigennamen Jürge = George, in Hain, was aus Hagen geworden, vulgo Hoan lautete; denn Getraide, welches aus dem ahd. gatragidi, gitragidi = Ertrag geworden, gehört auch dem jetzigen Hochdeutschen an, nur daß es in der Lausitz auch einfach Traide lautet. Desto übler ergeht es dem g im Märkischen und Luckauer Niederd., wo es fast ganz vom j verschlungen wird. Dieser Zunge ist eine jut jebratene Jans eine anjenehme Jottesjabe, die janz und jar zu einer jemüthlichen Jasterei jehört; von ihr fließen die Wörter Wojn (Wagen), Räjn (Regen), Vojt, Mojd, sojn, schlojn, klojn, trojn 2c., und selbst im Auslaute verwirft sie die g und ersetzt sie durch ch, wie in Wech, Zeuch, Troch, jenuch, Tach, Zuch. Die Ueberfülle der j wird jedoch durch die Weglassung des g, die schon um Kalau beginnt, nicht nur im Augment der Zeitwörter, wie: ewest (gewesen), eredt, efrojt, anefangin, vorelesin 2c.*), sondern auch in der präfixen Präpos. ge, wie: Eschichte, Esinde, Eselle, Evatter, esund 2c. wieder ermäßigt. Wir kehren zu der specifischen Mundart unsres Vorwurfs zurück und führen aus derselben die Wörter Kuckuck, Klucke, kucken, kackern, knabbern, grabbeln, gnurren, lankes Stroh, rückenes Mehl, Kramasse (von grimace, franz.), Schlinke (Leinewand), flücke (vergl. zucken von Zug) an, um Uebereinstimmendes und Abweichendes dem hochd. Sprachgebrauche gegenüber zu stellen ohne den Streit zu schlichten. Krus (schwed. krus) als Trinkgeschirr ist gewöhnliches Homonym von Krug. Vigeline = Violine ist aus fremdartiger Gestalt deutsch zugeschnitten worden, ad formam Ziegel, Riegel, Siegel 2c. (findet sich doch im Ahd. auch figilon neben filon = feilen), ebenso Veigelchin = Veilchen zum Unterschiede von Feilchen.

Ch lautet vor s, wie im jetzigen Hochd., immer wie k, vergl. Flachs, Wechsel, Eidechse 2c., und es wäre daher an der Zeit, es dann auch mit k zu schreiben. Statt drechseln und Deichsel ist die niederd. Form dresseln, Deissel üblicher, statt Bachstelze Backstelze (sonst in Deutschland Wankstert,

---

*) Weiter nördlich fällt auch dieses e ab.

Wackfterz, Wippfterz = κιλλουρος, moticilla richtiger), st. jauchzen juckßen, st. muchzen muckßen, st. schluchzen schluckßen, st. krächzen kräckßen, st. lechzen leckßen ꝛc., welche Form durchgehends die iterativen Zeitwörter haben, st. nichts nischt. Auch fällt ch immer aus in hoffärtig, leiffertig, hier und da auch in Nopper (Nachbar), dernoa (darnach), hernoa (hernach), Bustoabe (Buchstabe), glei (gleich), ou (ouch). Die plattredenden Gegenden vertauschen es mit k, sprechen daher Melk (Milch), sik (sich), bruken (brauchen), nämlik, ehrlik, Betken (Bißchen), edlike (etliche), solke ꝛc.

K giebt wenig vom Hochd. Abweichendes. Doch ist stechin nicht blos für stechen (figere), sondern auch für stecken (fixum esse) gebraucht; ebenso Marcht statt Markt (ahd. markat und marchat) und zwar richtiger, da es im Deutschen durchaus keine Substantivform auf —kt giebt, wohl aber auf —cht, wie Furcht, Knecht, Specht, Schacht. Der Marks st. das Mark ist allgemein, aber eins so wenig richtig als das andere, da man (nach dem ahd. marag, n., schwed. mörg, m., englisch marrow) Marg schreiben muß, wovon ausmärgeln. Wie in den klassischen Sprachen k mit p häufig wechselt, so auch im Deutschen, denn Schlickermilch ist = Schlippermilch, Kuß = niederd. Poß, Preuselbeere = Kräuselbeere, Puge (Wiege) wahrscheinlich st. Koje.

Qu wechselt mit zw, wie in Quarg = Zwarg, queer mit zwerch.

Die liquiden Laute l, m, n, r.

Diese haben auch in der deutschen Sprache, wie in den klassischen, das prädestinirte Loos häufiger Verwechselungen und Auslassungen. Auch die Lausitz hat ihren Antheil daran. So wird l verschluckt in Mauschelle, in Fitschefeil (fr. flèche, ital. freccia), vielleicht auch in verfitzen st. verfilzen, verwechselt mit r in stammern = stammeln, Franell = Flanell, Scharholz = Schalholz, häufig Schrittschuh (so auch schwedisch) für Schlittschuh, Kristier = Klistier, dunker = dunkel; r wird verschluckt in fodern = fordern, födern = fördern, Mäuer = Mäurer, Spilling = Spierling (eine Art Pflaumen), Kramme = Klammer, mej = mehr (was auch im Nibelungenliede vorkommt), nimmermej = nimmermehr, hiehier, in Wörtern fremden Ursprungs, wie in Spinat (franz. espinard), Skat (franz. escart, écart), Kartheuser (franz. chartreux), Häscher st. Hartschier (ital. arciere), Bucksen st. Brucksen (braccae), Galande (franz. guirlande), in alten Personennamen öfter, wie Ulich = Ulrich, Wehner = Werner, Fiedrich (span. Federico) = Friedrich, Fiedrike = Friederike, hier und da auch in dem Präfix —zer, wie zeschloagin = zerschlagen, zedrückin = zerdrücken ꝛc., endlich wohl auch in Polier, das aus dem franz. parlier = Anwalt entstanden sein kann (da dieser ein Vertreter der Gesellenschaft ist), in Majoran = franz. mariolaine, und in Schabe (blatta) hier und da Schrabe (σκαραβος) genannt. Dasselbe wechselt mit l in balbiren, die Salveete (franz. serviette), der Mörsil = Mörser, das Rudil = das Ruder (in Lübbenau die Rudil), Marmil = Marmor; es steht überflüssig (nach falscher Analogie von ledern, silbern, kupfern, eisern) in den Materialadjektiven blechern, gläsern, thönern, stejnern, stählern, höl-

zern, töppern, strohern*); endlich in den Fremdwörtern: Korporal (caporal), Kartun (coton), Pasternack, Karnickel, morzakrieren (massacrer) und in den auch nicht selten gehörten Mardame (madame), Karnallie (canaille); ob es am Ende mancher Partikeln eine über die Paragoge hinausgehende Bedeutung hat, wenn es zuweilen ehe in eher, sunst in sunster, jitzund in jitzunder, hernoach in hernocher, heraus in heraußer ꝛc. verlängert, wag' ich nicht zu behaupten. Doch auch l steht überflüssig in den oft gehörten Reile st. Reihe, knielin st. knieen, oartlich, zeitlich, und wird zum n vor Zischlauten, wie in Fünsel statt Füllsel, in finzlich st. filzlich, und in den germanisirten slavischen Personennamen: Bunzlaff (Boleslaw), Minzlaff (Miloslaw). Zur Erwiederung macht der Pole aus dem deutschen Vorwerk folwark, aus Färber falbieř, aus Margareta Malgařeta, ja sogar der Deutschwende aus Verwalter Bolwalter. Der Lausitzer hat für Rocken Wocken, für Rütsche Hütsche, für Ruprecht Huprecht; er spricht richtig st. Ankunft Ankumft, st. Vernunft Vernumft, st. Ranft Ramft, st. sanft samft, st. fünfe fümfe, und vermöge des Assimilationsgesetzes umbändig, umpaß, umbrauchbar, Semf ꝛc. statt unbändig ꝛc., und demselben Gesetze folgt er auch in Jumfer statt Jungfer, in Imfer st. Ingfer, in Hamvell st. Handvoll, obschon er in diesen Wörtern dem Psellismus dient, von dem auch der Hochdeutsche nicht frei ist, wie u. a. die Wörter Krammetsvogel st. Kranawetsvogel, Himbeere st. Hintbeere zeigen. Falsch bleibt jedoch das lausitzische Zaum st. Zaun, obwohl das neuhochd. Thurm st. Thurn nicht richtiger ist, und das Fulmin st. Füllen der Deutschwenden, ebenso Wispil st. Mispel, Broasin st. Brodem, Oadin st. Odem, Bräutchen st. Bräutigam. Insgemein wird auch jedes m als Dativsuffix zu n, daher welchin = welchem, den = dem, ejnin = einem ꝛc. Noch ist die Krasis seimer oder simmer = sind wir, sollmer = sollen wir, hommer = haben wir, wullmer = wollen wir, gehmer = gehn wir, wermer = werden wir, vommer = von mir ꝛc. zu erwähnen, und Arvell = Armvoll. Der Laut n findet sich überflüssig in ginung = genug, vielleicht auch in sint = seit, was aber so wenig häufig gehört wird, als hinte = heute**); derselbe erscheint ausgestoßen in fufzehn, fufzig, siebzehn, siebzig, Ohmacht = Ohnmacht, zuweilen auch (nach dem Niederd.) in Biese = Binse. Daher Luckauisch auch sust = sunst, wie asu = also. Ob man es in nu = nun und nej = nein auch als ausgewiesen ansehen kann, ist noch die Frage, da das schwedische nu und nej völlig gleichlautet; ihnen wird gewöhnlich in ih'n verkürzt**). Narsch = Arsch ist gleich im Gebrauch.

Zahnlaute d (th), t.

Das adspirirte th ist dem Laute nach aus unserem Hochdeutsch verschwunden, in der Schrift aber noch häufig auf unsre Zeit vererbt, die es mit Recht immer mehr abschafft. Es kann hier also gar nicht in Betracht kommen, sondern blos d und t. Statt des hochd. d spricht der Lausitzer t in den Wörtern tauern, tichtin, verterbin (auch einfach terbin), tumm, Tocht, Totter, Traguner, die Tille (Dille ist anethum), die Toale

*) Ebenso unorganisch findet es sich in schüchtern, fürchterlich, reguerig.
**) Was eigentlich heute Nacht (aus hie Nacht) bedeuten soll.
***) Im Luckauer Kreise dafür das niederd. ihr oder är.

(Dohle), die runte Kugil, der Schwatt (Lage von gemähtem Getraide); gegentheils d für t in dull, Drespe, Dorte, Drummil, die Spoade (der Spaten), kniedern (knittern), gudes Land, düchtig, besonders nach l und n in Falde, haltin, spaldin, ich sullde, ich wullde, schaldin oder schildin, geldin oder gildin, seldin, Fischhälder, die Kälde, der äldere, buldern (poltern), ich kunnde (konnte), under, hinder, wofür aber hier und da auch ng vorkommt, also unger, hinger, der ungerste, ungerstehin, verhingern, mangiln = mandiln, Püngil = Pündil, Wingil = Windil, orginär = ordinär. Oefter wird d als Uebergangslaut dem l und n nachgesetzt, ohne daß es zum Wortstamme gehört, wie im griech. ἄνδρος st. ἄνρος; daher die wechselnden Formen Fähndrich und Fähnrich, Heindrich und Heinrich, Kundrat und Kunrad, Dunder (schwed. ebenso) und Dunner, klender, klenner und klejner, schönder und schönner = schöner, rendlich und rejnlich, alderwegin und allerwegin, alderwärts und allerwärs, sogar meinder Treu! statt meiner Treu! beisamminde, zusamminde st. beisammen, zusammen. Auch in das Hochdeutsche hat sich auf gleiche Weise manches unorganische d eingeschoben, wie in Mond (ahd. mano), Quendel (quenula), Spindel (spinnila), dulden (doljan), mindern (minniron), jetzt aber fügt es sich im Oberd. besonders an das diminuirende —el in Dirndel, Händel, Kanndel, Anndel (Annchen), und hat im Oesterreichischen einen Vertreter an r (wie Madlene = Magdalene auch anderwärts zu Marlene, Karl gegentheils zu Kadl wird), in Mannerl, Weiberl, Menscherl, Annerl rc. Der Lausitzer geminirt d in odder, Modder, Pladder, schmaddern, loddrich (von Loden), der Luckauer auch in Bodden, wedder (wieder) mit dem Niederdeutschen. Beide lassen es am liebsten ganz weg in Mächin (Mädchen), ich wer'e, sie sein oder sinn*), der letztere auch gern in bale (balde), der oale (alde), sunnern (sondern), inbillen (einbilden) rc. Willkürlich verschluckt oder beibehalten wird es in orntlich = ordentlich, Handvel und Hamvel, im Artikel nach Präpositionen, wie vor's Erste, über's Meer, vor'm Jahre, zu'r Noth, off's Land rc., ferner in den Phrasen: voll 'er Flecke, Loth 'er sechse, Ellin 'er viere, Schock 'er siebin, Scheffil 'er achte, Zeit 's Lebins rc., in unn = und, in aß = daß, welche letztere Abweichung sich ebensowohl aus dem gleichbedeutenden schwed. att, als aus dem wend. až erklären läßt. Das Präfix er — wird beliebig zu der — und man spricht derlebin und erlebin, derfoarin und erfoarin, derbärmlich und erbärmlich, derhaldin und erhaldin, derloubin und erloubin, derlangin und erlangin, derspoarin und erspoarin, derstickin und erstickin rc. T fällt immer aus in nich (nicht), er is (ist) und das Zeitwort fürchten (auch früchten**) nach dem althd. forachtjan) hat eine Nebenform fürchin oder forchin, wovon das Imperf. ich furchte. Für die Schnitte hat man in der Lausitz nur die Schniete = Pemme (in Berlin die Stulle); müßig erscheint es in Nust (Nuß),

*) Beides als 3. Person pl. analog der Konjugation aller übrigen Verba. Denn das ursprüngliche ahd. —ent (lat. —nt, griech. —ντι) verliert im Neuhd. überall sein t, wie das lat. amaht ital. zu amano, span. zu aman wird. Einige niederd. Mundarten werfen n weg und behalten t, indem sie konjugiren: sie habet, sie gebet rc. Sie sint wäre richtiger, als sie sind.

**) Ebenso schwed. frukta.

als Substantivsuffix ist es aus dem Niederd. einigen Wörtern verblieben, wie Höchte (Höhe), Wärmte (Wärme), Spinnte (Spinngesellschaft), die Speite (Ausgespieenes), auch Luckauisch die Träute (Trauung) nach der Form Fräute (Freite) und Ernte; noch hängt es sich manchmal, aber nicht allgemein, paragogisch an, verleitet durch falschverstandene Analogie, wie in: der meinichte, das deinichte, eurichte, seinichte, ihrichte, vorichte, nachherichte, gilöüftig und entstellt auf diese Art manche Familiennamen. Man will den vulgären Formen der Eigennamen Rejnelt = Reinhold, Lehnert = Leonhard, Seifert = Seifried, Kunert = Konrad rc. anderartige nachbilden und schafft so aus Irrthum falsche Formen. So sind die Eulert neben Euler, die Grunert neben Gruner, die Gellert neben Geller, die Teuchert neben Teucher, die Hänselt neben Hänsel, die Siebert neben Sieber, die Weigelt neben Weigel rc. entstanden. Für Spelt, Stint spricht man Spelz, Stinz. Torf, Turf (st. Zorf, Zurf ahd.) ist aus dem Niederd. aufgenommen worden und sollte sein **t** mit **z** vertauschen, wie das neuhochdeutsche romantisch in romanzisch verbessert zu werden verdient. Ein müßiges **t** (oder **d**?) wird zuweilen paragogisch mehren Adverbien angefügt, wie es in ebint, ejgint, mant, schont, dervont, derbeit, nurt erscheint. Das märkische sind st. seyn (Infinit.) ist ein Unikum, das die dritte Person des Plural zum Infinitivdienste zwingt, aber sich hier keinen Eingang verschaffen kann.

Lippenlaute b, f (v), p (pf).

Ein pf, das erst im Mittelhd. erscheint als eine Absonderlichkeit, die einen Laut in zwei zerspaltet, kommt in der Lausitz gar nicht vor. Statt seiner dient im Anlaute gewöhnlich **f**, im In- und Auslaute **p**. Man vergleiche: Ferd, Foste, Flanze, Fand, Flicht, Flaume, flegin, flükkin, Flaster, Feffer, Friem, Fund (Pfund), Forte, Fote, Fropp, Farrer, Flug (Pflug), Fuhl rc., jedoch bedient man sich in einzelnen Wörtern auch der niederd. Formen und spricht: Priem, Pote, Propp, Plug (zum Unterschiede von Flug = volatus); ferner: ruppin, zuppin, Zopp, Kupper, kloppin, Hoppin, Kopp, Knopp, Napp, Strump, Sump, Zappin, Troppin, Rump, schöppin, Karpin, stoppin rc. B für **f** wird gebraucht in Heben (pl. Hefen), Haber, Stiebil, Schwebil, Käber, Säber (Siefer), Kobin, Griebe, Teubil; **b** st. **p** in buldern (poltern), Ribbe, blättin (= plätten). Verschluckt wird **b** gern in geel = gelb, foal = falb und in den Zeitwörtern hoa'n = hoabin, gä'n = gebin, deren synkopirte Formen so lauten: finit. praes. ich hoa'e, du hast, er hat, wir hoa'n, ihr hoa't, sie hoa'n; imperf. ich hutte; p. p. pass. gihatt; ich gä'e, du gä'st, er gä't, wir gä'n, ihr gä't, sie gä'n; imperf. ich goab; p. p. pass. gigä'n; immer fällt es aber aus in Hööte, pl. = Häubter von Haubt. P für **b** ist üblich in Putter (Butter), praff (brav), Pauer (dagegen Bauer = Käfig), Pusch, unpaß, Pündil, Puckil, Paarsch (Baarsch), Plinz, Pilz; in Präzil, Pemme auch wohl richtiger als Brezel und Bemme; pischpern oder fispern statt wispern = flüstern ist in gleichem Gebrauche. Wie Epheu, dessen ph man gemeiniglich falsch wie das griechische ph ausspricht, da es doch aus Epeheu oder Hebeheu zusammengesetzt ist, in vulgärer Sprache lautet, ist mir unbekannt. In Elfin (pl.), Elbin, in veränderter Form Elbischin

und Erbischin, ist schwer zu ermitteln, welcher Labial der richtigere ist. Der Ausdruck: er hat die Elfen ꝛc. bezeichnet nicht blos die Tollwuth eines Zornigen, sondern auch die Phrenitis eines Kranken. Im Adv. ehb als, oder blos ehb statt ehe als, ehe, was nicht überall gesagt wird, scheint b müssig zu sein.

Zischlaute s, sch, z, ß (ss), tsch.

Wir schließen mit diesen Sibilanten. Bekanntlich ist z ein adsibilirtes t im alten Hochd., das im Niederd. sowohl als in den skandinavischen Mundarten ein glattes t bleibt, im Neuhochd. aber sich oft in bloßes ß vereinfacht, jetzt in der Mitte des Wortes gewöhnlich ss, am Ende auch öfter mit Unrecht mit s geschrieben, wie in das, was, blos, der beste ꝛc.*). Lausitzisch ist Senze für Sense (ahd. segansa), Lünze für Lünse, Lünne, Peterzillie für Petersilie, auch hört man nicht selten der bezte st. der beßte. Kalesse wird häufiger gesagt, als Kalesche. Sk, sp, st lauten im Anlaute (wie jetzt auch meist im Hochd.) und auch nach Präfixen wie schk, schp, scht, daher spricht man Schkandal, Paschquill, Schkorpion, Maschke, Muschkete, Muschkate, Fischkal, Schproache, schpielin, Schpur, schpinnin, Schpoaß, Gischpenste, verschperrin, Schtoab, Schtand, Schtoub, bischtroafin, zerschtürin ꝛc., während im Inlaute und Auslaute s den reinen Zischer behält, wie in Knospe, Wespe, fest, gistern, wüste, Lust, du bist ꝛc., mit Ausnahme der s, denen ein r vorangeht, die abermals zu sch werden, wie in Gerschte, Fürscht, Vorschte, Durscht, du merscht, garschtig, berschtin, du zehrscht, fährscht, schpürscht, der Paarsch, der Hirsch (ahd. hiruz, hirz), der Giersch (girs), die Kirsche (kirsa), wirsch (wirs), die Fremdwörter Kursch (lat. cursus), der Versch (lat. versus), der Kommersch (fr. commerce), die Forsche (fr. force), die Firschke, sonst Firsche (persicum lat.). Die Neigung, nach r das s in sch zu verwandeln, muß übrigens ziemlich alt sein, da das ahd. birsan längst zu pirschen, preschen, herison in herrschen vergröbert worden. Selbst die durch Abwandelung adformirten oder durch Krasis an r gerückten s erleiden dieselbe Veränderung; daher müssen z. B. Voaters Brüder, Bruders Kinder, Müllers Goartin, Helfershelfer, Winterszeit, Sondershausen, anders, bisonders ꝛc. gesprochen werden: Voatersch Brüder ꝛc. und die Sätze: er woar's, gieb mir's, nimm dir's, vor's erste, über's Wasser, unter's Eis, hinter's Licht ꝛc. lauten er woarsch ꝛc. Folgt dem rs ein Vokal, so wird s wie ein franz. j gesprochen. So in den Wörtern Färse, Hirse, Börse, gihorsam, Merseburg, Mörsil = Mörser, die Pärse pl., sogar dann, wenn das s einem andern Worte angehört, wie in den Sätzen: das woar se (das war sie), här' se (höre Sie) ꝛc. Außerdem haben noch einige Wörter auch ohne jene Bedingungen das s mit der Aussprache des franz. j, nämlich Gruse (grüner Rasen), Gase (franz. gaze), nuschiln oder nusiln (zögern, langsam machen), rusiln oder ruschiln, auch huscheln, (übereilt und obenhin arbeiten), sich grüseln und Adj. grüslich (sich grieseln, grieselig, d. h. griesförmig werden), neuschierig (neugierig). Statt des hochd. heiser ist hejsch mit vorgenannter Aussprache (ahd. heisk, schwed. hes) üblich. Die iterativen Zeitwörter mit dem ahd. Suffix auf —zjan und

*) Der Luckauer hat mit dem Niederdeutschen dieses t gemein in: dat, wat, Schlot, grot ꝛc.; aber sein Dialekt liegt eigentlich außer der Grenze dieser Abhandlung.

—zan, dem neuhd. auf —zen, wie jauchzen, schluchzen, krächzen ꝛc., haben ihr z in ß erweicht, daher die Formen kleckßin von klecken, knackßin v. knacken, muckßin v. mucken, tapßin v. tappen, töbßin v. toben, hapßin v. happen, schnapßin v. schnappen, schluckßin v. schlucken, kräckßin v. krähen, würgßin v. würgen, juckßin v. juchen, druckßin v. drücken duckßin v. ducken, luckßin v. lugen, knickßin oder knigßin v. geneigen ꝛc., doch ist einigen noch das ursprüngliche z verblieben, wie in schnitzin von schneiden, duzin, ihrzin, sprützin von sprüen, sprühen*). Sonderbarer Weise wird hier und da st. kurz gesprochen kurtsch oder kortsch, st. Gänser Gäntscher, st. platt plätschig, st. Wunsch Wuntsch, st. Mensch Mentsch. Aber auch im Hochd. ist lätsch = schief aus dem Ahd. lezi geworden.

Metathesis der Laute.

Nicht blos Vokale, sondern auch Konsonanten, besonders die liquiden, sind in allen bekannten Sprachen mancherlei Versetzungen preisgegeben. In der Lausitz finden sich Knopse neben Knospe, preschin für pirschin, früchtin neben fürchtin, Bückter neben Büttcher, Nolde neben Noadil, Schelber neben Scherbil, Nägelchin neben Nelken, Regilion neben Religion, Sperfectiv neben Perspectiv. Seltsam! aber ältere Schriften haben fast immer Dornstag für Donnerstag, Vilgen für Vigilien.

II.

Rhematische Abtheilung.

Von den Elementen des Wortes gehen wir jetzt zum Worte selbst über und begleiten dieses auf der ausgetretenen Bahn des grammatischen Unterrichtes vom Nomen bis zur Interjektion. Da die von der Abwandelung unabhängigen Lautverschiedenheiten schon in der ersten Abtheilung behandelt worden sind, haben wir hier vorzugsweise die Eigenthümlichkeiten in der Abwandelung, der Zusammensetzung und dem Gebrauche der Wörter hervorzuheben.

1. Nomen und Pronomen.

Wollte man alle Wörter aufzeichnen, die, obschon in der Schriftsprache gangbar, von dem ungelehrten Niederlausitzer kaum verstanden, viel weniger gebraucht werden, so würde man ein mäßiges Wörterbuch zu Stande bringen. So z. B., um nur im Bereiche der sinnlich wahrnehmbaren Dinge stehen zu bleiben, kennt er keine Hede sondern nur Werg, keinen Roggen sondern Korn, keine Möhre sondern Mohrrübe, keine Kicher sondern einen Kicherling, kein Roß (österr. Roos) sondern ein Pferd (spr. Ferd), keine Ferse am Fuße sondern eine Hacke, keine Scheuer sondern eine Scheune, keinen Bach oder keine Bache f. sondern ein Fließ, keinen Goldammer sondern einen Grünschling, keinen Eber sondern einen Beier oder Hakſch, keinen Knüttel sondern einen Knüppel, keine Zwetsche sondern eine Pflaume (spr. Flaume), keine Wiege sondern eine Puje oder Poje, keinen Höcker sondern einen Puckel, kein Zimmer sondern eine Stube, keine Wange

*) Hieher wird auch gehören eizin, d. h. Ei! Ei! liebkosend sagen, indem man dem Geliebten die Backen streicht.

sondern eine Backe, keinen Brunnen sondern einen Born, keine Brodrinde sondern eine Korschte, keinen Reif sondern einen Frost, keinen Forst sondern eine Hejde, keine Aue sondern eine Wiese, kein Antlitz sondern ein Angesicht, keinen Hügel sondern ein Bergchen, keinen Metzger sondern einen Fleischer, keine Erle sondern eine Else, keinen Buchwaizen sondern Haidekorn, keinen Knaben sondern einen Jungen, keinen Widder sondern einen Stähr, keinen Zuchtstier sondern einen Brümmel oder Bull, keinen Strom sondern einen Fluß ꝛc. Denn obschon er aus Büchern die Bedeutung der meisten hier genannten Gegenstände kennen gelernt hat, bleiben diese Namen ihm dennoch so fremd, daß er in der Umgangssprache davon selten Gebrauch macht. So steht es auch mit den Namen für die vier Weltgegenden Ost, Süd ꝛc. Statt ihrer spricht er nur von Morgen, Mittag ꝛc., sagt also: gegen Morgen, statt dessen auch gegen Früh ꝛc. Aber auch mit seinem Nachbar und Stammverwandten, dem Oberlausitzer, stimmt er nicht immer überein. Jener recht mit dem Rechen, er aber harkt mit der Harke, jener trinkt sein Bier im Kretscham, dieser im Kruge oder in der Schänke, jener hat seine Robotten, dieser seine Hofedienste abzuthun, jener hackt Erdbirnen, dieser Knödel oder Knollen, jener sitzt, wenn er spinnt, auf der Kriwatsche, dieser auf dem Wockenstocke.*)

Was das Geschlecht der Substantive betrifft, so bietet das ebenfalls manche Abweichung vom hochd. Gebrauche.

Der Lausitzer kennt nur die Finke, die Flur, die Scheite, die Mandel (Zahl von 15), die Rejne (Ackerrain), die Würfil, die Ehle oder Aele (Oel), die Theere (schwed. olja und tjära f.), die Alaune, die Karre, die Rosmarie, die Peterzillie, die Hüne, die Rebhüne, die Wejse (Waisenkind), die Poathe, die Hoare (ein einzelnes Härchen), die Haspe. Andere Wörter haben beliebig zweierlei Geschlecht, doch zuweilen mit einem Unterschiede in der Bedeutung, wie z. B. die Aelde und das Alder (jenes nur von Sachen gebraucht), die Hause (Hausflur) und das Haus, die Lappe (jedes brauchbare Tüchel) und der Lappin (ein Fetzen, Wischhader), der und das Mart (Marder), der Grützin und die Grütze, der Mulkin und die Mulke, der Wulkin und die Wulke, der Karpin und die Karpe, der und das Mus, der und das Fuß, der und das Acker, die und das Wiesil, der und das Wachs, der und die Saft, die und das Gift, der und das Sieb, die und das Grummet (d. i. Grünmaht), der Wejzin und die Wejze, der Gerstin und die Gerste, der Hirsin und die Hirse (bei Deutschwenden ein plur. tant.), der Wickin und die Wicke, der Queckin und die Quecke, der und das Kommot (Kummet), der und das Schmalz, der und das Schmeer, der und das Bauer oder Gebauer (Käfig), der Marks = das Mark, der Spühling = das Spühlicht, die Spoade = der Spaten, der und die Forst, der und das Racker, der Troppin und die Troppe, der und das Altar, der und das Balg, der und das Lohn, der Floh oder Flog und die Flöje, der und das Kamel, der und das Gilaß, der und das Honig, der und das Zoll (als Maaß) ꝛc.

Außerdem sind in der populären Sprache nicht nur alle Zahlzeichen, sondern auch alle Buchstaben weiblichen Geschlechts. Endungen von Plural-

*) Aber auch um Sorau und Sommerfeld wird „gerecht", hackt man „Erdbirn" und spinnt an der „Kribatsche". Haupt.

nominativen, wie im neuen Hochdeutschen Säue, Bursche, und in älteren Schriften die Sternen, die Sinnen kommen nicht vor, sondern die Singulare die Saue, der Bursche verlangen einen Plural die Sauen, die Burschen, gegentheils der Stern (ahd. sterno) und der Sinn die Plurale Sterne und Sinne, wie hier allgemein üblich.

Dagegen streiten mit der grammatischen Regel die Pluralformen mit auslautendem —s, welche nicht blos Menschennamen, sondern sogar Thiernamen ertheilt werden. Mit ihnen begabt erscheinen die Herrens, die Damens, die Frauens, die Fröülins, die Mejsters, die Priesters, die Mädchins, die Jungins, die Mädils, die Bengils, die Schlingils, die Wächters, die Richters rc., aber auch die Geschöpfe niedern Ranges, um ihren Plural vor dem Singular auszuzeichnen, wie die Koaters, die Kälbchins, die Hühnchins, die Fohlins rc. Man möchte glauben, daß diese Formen romanisiren oder wenigstens französiren, weil sie sich auch im Holländischen finden; aber sie scheinen tiefer im Germanismus zu wurzeln, als man anfänglich glaubt. Giebt es doch auch im Gothischen und im Litthauischen solche Plural —s in mehren Deklinationen. Hierher gehören aber nicht die gleichlautenden Genitiv —s in den elliptischen Sätzen: Amtmanns sind verreist, — ich komme von Fischers, — ich gehe zu Wolfs, — ich war bei Stadtrichters rc., die manche Grammatiker irrthümlich für Plurale ansehen. Man hat vielmehr zum Verständniß derselben in Gedanken zu suppliren: Amtmanns Leute oder Familiengenossen, Fischers Leute rc.

Was die Wortbildung der Substantive anlangt, so sind die geringen phonetischen Abweichungen vom neuhochdeutschen Usus schon oben bei der Recension einzelner Laute angegeben, u. a. auch die in den Formen andronymischer Frauennamen unter lit. E. In den Diminutiven ersetzt das Suffix —chin (—chen) in der Niederlausitz mit wenig Ausnahmen das oberl —rl, welches hier für gemeiner und niedriger gilt. So wird unter Mädil ein geringeres Wesen verstanden, als unter Mädchin. Nur bei einigen Thiergattungen, wie Ferkil, Zickil, ist diese Form allein üblich, und so bei einzelnen Frauennamen Kristil, Gustil, wo sie aber das Geschlecht so wenig ändert, als die Form —lein in Fröülinn (dem einzigen Reste dieses veralteten Dim.) es thut. Gehen die Primitiva auf einen Gaumenlaut aus, so bekommen sie ein verdoppeltes Diminutiv, indem Schuh (Schuch) zum Schüchilchin, Junge zu Jüngilchin, Zunge zu Züngilchin, Sache zu Sächilchin, Loch zu Löchilchin rc. verlängert wird. In mehren Wörtern, wie in Rößil, Werkilstag, bleibt das l unverändert, weil seine verkleinernde Bedeutung aus dem Volksbewußtsein verschwunden ist. Merkwürdiger Weise sind doch Zeitwörter im Gebrauche, die von Verkleinerungen der Substantive sich ableiten, die hier und in einem großen Theile Deutschlands in dieser Gestalt nicht mehr vorkommen, wie häufeln, sticheln, streicheln, schlängeln rc.

Amts- und Geschäftsnamen der Männer gehen zuweilen auf eigenthümliche Weise auf ihre Frauen über, wenn z. B. die Frau des Pfarrers die Farrfrau, die Frau des Gutsherrn die Gutsfrau, die Frau des Handelsmannes die Handelsfrau, die Frau des Miethsmannes die Miethsfrau genannt wird.

Die mit dem Präfix Ge— und Verbalstämmen gebildeten Substantive von iterativer und durativer Bedeutung haben einen weit größeren Umfang,

als ihnen die Schriftsprache gestattet. Dahin gehören das Githue (Betragen, äußeres Thun), das Girede, das Gischreie, das Giplappere, das Gibrumme, das Gikichere, das Gilache, das Gisumme, das Gistottere, das Giwejne, das Gistähne, das Girufe, das Giklappere, das Giklimpere, das Gisinge, das Gitanze, das Gispringe, das Giloufe, das Girenne, das Gistehe, das Gifoahre, das Giliege, das Gischloafe, das Gispiele, das Gisiedle, das Gidudle, das Gidrummile, das Gihuste, das Giniese, das Gischreibe, das Gibitte, das Gibettile, das Gifroage, das Gihandle, das Gischilde, das Gitoadle, das Gizanke, das Gilobe, das Gizähle, das Gispinne, das Gitrinke, das Giässe, das Giklatsche, das Gikucke, das Giküsse, das Gipischpere, das Gihorche, das Gilausche, das Gilauere, das Giwoarte, das Gipresche, das Gijoage, das Gispoaße, das Ginecke, das Giziere, das Giputze, das Gischniegile, das Gipuche, das Gipimpile, das Giplacke, das Gischinde, das Gischöüche, das Gispoare, das Gigeige ꝛc. Man sieht, daß diese Formen eine bis zum Ueberdruß lange dauernde Handlung anzeigen.

Die Mart = Marder, Bohr = Bohrer, Vorkirche = Emporkirche, Häcksel = Häckerling, Knöcksel = Knöchel, sowie die alterthümlichen, schon in der ersten Abtheilung erwähnten Hannof, Kommot, Millich, Oalester, Marcht, Lehrche, Veich, Schuch, nebst den einfachen (statt der präfigirten) Stank, Schmack, Schicke, Treide, Wichte, Spenste, Mang, Sang, Brauch bedürfen vor dem Forum einer unparteiischen Grammatik so wenig einer Rechtfertigung als die ebenso einfachen Adjektive linde, schwinde, ringe, sund, mit dem Adverb nung = genug.

Charakteristische Spitznamen, die eine Leidenschaft oder Gewohnheit des Trägers kurz bezeichnen, werden gern mit Taufnamen ohne Rücksicht darauf, ob der Betheiligte die letzteren wirklich führt, zusammengesetzt. Daher die Kraftausdrücke: Zierhans, Prahlhans, Nählhans, Mährhans, Nürgilpeter, Naschpeter, Grobian, Dummrian, Schloddrian (von Jan = Johann), Plaudermatz, Trödilmatz, Schreibartil, Schmutzbartil, Rotzmichil, Lausemichil, Schmurgilfriede, Lügintoffil, Taubenfritze und Taubenjokel (Jokel und Jäkel dim. von Jakob), Lausewenzil, sammt den weiblichen: Trödilgrete, Zimperlise, Pimpillise, Ständerlise, Klatschlise, Schnatterlise, Lügengrete, Prudeltrine, Schmutztrine, Tschumpilmarie (von den Tschumpeln oder Fetzen, die von ihren zerrissenen Kleidern herabhangen), Lachgrete, Naschtrine, Tändellise.

Unter den Adjektiven sind nackt, barfuß und lau wenig gebraucht, mehr die verlängerten nacktig, barfüßig und laulich,*) (auch bloßig für bloß = unbedeckt).

Die mit Suffixen —ig und —isch gebildeten haben einen größern Umfang als in der Schriftsprache. So giebt z. B. das Wort anzwej (entzwei) das Adj. der anzwejige Topp, andere Komposita ähnliche Formen, wie die umzechigin Botschaftin, das nischtnutzige Messer, der nischtgutsige Junge, der gistersche Regin, die heutgsche Hitze, die frühsche,

*) Das Suffix —haft wird meist zu haftig, wie in spoaßhaftig, boohaftig, lebhaftig, gloubhaftig, schäkerhaftig, schalkhaftig, gramhaftig, klatschhaftig, lüginhaftig, spielhaftig, ernsthaftig, sätthaftig = sättigend ꝛc.



mittagsche und oabindsche Millich, die vorjoarsche und die diesjoarsche Ernte, die pauersche und die bürgersche Tracht, die dorfschin und die vorwerkschin Leute, der dinstagsche und der mittwochsche Bisuch, der sonntagsche und der wochtagsche Rock, der drinnsche Vogil und die draußinschin Vögil, die stoatsche Klejdung (Staatskleidung), die ejnerlejsche und die vielerlejsche Farbe ꝛc. Dieselben Formen werden von Orts- und Ländernamen gebildet, wie Stettinsches Bier, Leipzigsche Messen, Hamburgsches Rindflejsch ꝛc.; denn Komposita, wie Stettiner-Bier, Leipziger-Messen ꝛc. gehören blos der Schriftsprache an.

Da die deutsche Sprache keine Diminutivformen für Adjektive liefert, so werden einige aus dem Wendischen geborgt, und dann wird dünn zu dünnutschke, klejn zu klejnutschke und klejnke, jung zu jungutschke, wejch zu wejchutschke, schwach zu schwachutschke, schmal zu schmalutschke, fein zu feinutschke. Es versteht sich von selbst, daß durch die Verminderung des an sich schon Kleinen eigentlich die Kleinheit noch vermehrt wird, so daß klejnke und klejnutschke sehr klein bedeutet ꝛc. Substantive, die im Deutschen selbst Diminutivformen besitzen, kommen nicht in Versuchung, von diesem Nothbehelfe Gebrauch zu machen, doch spricht der Deutschwende, indem er an das wendische Diminutiv noch das deutsche fügt, zuweilen Bißatzchin st. Bißchin, Jungatzchin st. Jüngelchin, Kollatzchin (kleines rundes Brod) vom wend. kolazk, auch gewöhnlich Wanzke st. Wanze.

Eigennamen werden von den Deutschen wie von den Wenden gern diminuirt, oft nur darum, um zwei an demselben Orte wohnende gleichnamige Personen zu unterscheiden. Zieht z. B. Einer mit dem Familiennamen Schmid an einen Ort, wo ein wirklicher Schmied seine Werkstatt hat, so muß er sich's gefallen lassen, in Kurzem Schmidchin zu heißen. Ebenso ergeht es den Schneidern, Vatern, Vettern, Jan, Peter ꝛc. Sie werden allmählich zu Schneiderchin, Voaterchin, Vetterchin, Jänchin, Peterchin ꝛc. Ob die häufigen Familiennamen auf —ike, —eke, —'ke, die aus dem Bereiche der niederdeutschen Sprache (Brandenburg ꝛc.) in die Lausitz eingewandert sind, ihre Diminutivformen dem Slavischen oder dem Niederdeutschen verdanken, steht noch zu untersuchen. Denn das verkleinernde k gehört beiden Sprachen an. Namen dieser Art sind Jänike (von Jan = Johann), Heinike (von Heine = Heinrich), Gerike, Gerke (von Gero = Gerhard), Köpke (von Koppe = Jakob), Beneke (von Benne, Berne = Bernhard), Renneke (von Renne = Reine = Reinhard), Gödeke, Gedike (von Göde = Gottfried), Thiedeke, Thiedke, Tiedge (von Thiede = Dietrich), Diereke, Dierke (von Dier = Dierich = Dietrich), Kunike (von Kune = Konrad), Lüdike, Lütke, assimil. Lücke (von Lude = Ludwig), Ueke, Ulke, Ulich, (von Ule = Ulrich), Friedeke, assimil. Fricke (von Friede = Gottfried oder Friedrich).

Indem wir uns jetzt zum Pronomen wenden, beginnen wir zuerst mit dem demonstrativen der, die, das, weil dieses zugleich den Artikel der Substantive bildet. Dieser fällt im Ganzen häufiger weg, als es der neue hochd. Sprachgebrauch erlaubt. Wenn dieser den Wegfall nach Zeitwörtern und Präpositionen fordert, wo das Objekt des Zeitwortes oder der Präposition ein allgemeiner oder sogar abstrakter Begriff ist, wie in den Phrasen Glück wünschen, Gevatter stehen, Leinewand wirken, Hunde abrichten, Mäuse fangen, Possen treiben, Federn schleißen, Hirsche jagen,

zu Biere gehen, bei Gelde sein, von Sinnen sein, zu Pferde sitzen, auf Reisen gehen, vor Frost zittern, um Hülfe rufen, mit Getraide handeln, wider Willen gehorchen, zu Stande kommen, zu Schanden machen, über Land reisen, zu Schiffe gehen, in Gemeinschaft handeln, nach Hause kommen und dergleichen, so läßt ihn der lausitzer Sprachgebrauch, besonders der des Deutschwenden, auch da weg, wo das Objekt ein konkreter Gegenstand ist. Er spricht also: ich treibe Ochsin off Feld, mein Bruder giht in Schule, mein Voater hat Fieber, ich kann mir nich Durst löschin, kämme dir Hoare aus, morgin geh' ich in Stadt, stich dein Geld in Tasche, Jemand kloppt an Thüre, off Dache sitzt 'n Vogil, nimm doch Schüpptuch mit 2c. Wenn ein Fremder fragt: wo wohnt der neue Buchbinder, so bekommt er von dem kundigen Halbwenden die Antwort: durte off Marchte in Eckause bei Sejler Fischer, wu Fenster uffsteht; alle Weile sieht er mit Fenster 'raus. Letzterer Satz ist wörtlich aus dem Wendischen übersetzt, wo mit auch in der Bedeutung von mittels gebraucht wird.

Gegentheils verbindet die Volkssprache dem jetzigen hochdeutschen Sprachgebrauche zuwider den Artikel mit dem Possessivpronomen, und spricht z. B.: der meine Mann haut Korn off Felde — das unse Kind wächst zusehinde — die meine Frau spinnt hejme — der eure Junge hat sich in Hejde verirrt — die meine bunte Kuh hat gikalbt 2c. Diesen Usus könnte man mit Recht wendisch nennen, wenn er nicht auch im Nibelungenliede vorkäme und im Italienischen. Daher muß man ihn für ursprünglich deutsch ansehen. Der Artikel wird aber auch mit Eigennamen verbunden, wenn solche die Personen oder Wesen gleicher Gattung oder gleiches Standes von einander unterscheiden, wie in den Beispielen: der (Sohn) Otto ist gesetzter als der Bernhard; die (Tochter) Alma wächst langsamer als die Pauline; der (Schüler) Schmid ist fleißiger als der Wagner; der (Hund) Kastor ist wachsamer als der Hektor 2c. Der und der, die und die, das und das werden wie im Hochd. gebraucht, wenn man Jemand oder Etwas nicht nennen kann, oder nicht nennen will.

Es ist schon unter lit. R. bemerkt worden, daß das persönliche Pronomen er, durch das ältere a, ihm und ihn durch am (für beide Kasus) im niederlausitzischen Idiom ersetzt wird: a wejß nich was a will — a hat's am gisoa't — ich such' am solange bis ich am finde. Dieses a und am räumt aber immer mehr dem er, ihm und ihn das Feld. Ihnen schrumpft insgemein zu ihn'n zusammen und wird in dem Luckauer Niederdeutschen wenig gebraucht, da sich dort dafür är oder ihr noch behauptet.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß unter den Fürwörtern das demonstrative dieser im Volke wenig kursirt und für gewöhnlich durch das allgemeinere der, manchmal mit dem Lokaladv. hier oder doa verbunden, ersetzt wird. Der Mann hier wird gegenübergestellt dem jennen durte. Wie man sieht nimmt jenner (= jener) auch den Artikel an. Außerdem wird es gebraucht, um eine dem Namen nach unbekannte Person zu bezeichnen, wie z. B. Jenner hat gisoagt, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Das Neutrum das wird häufig statt es gebraucht, wie in folgenden Beispielen: das schneit ohne Ende — das schießt und kanonirt sich in Ejnim furt — das foarin Woagin über Woagin — das ruft sich Niemand nich ab, soviel ich ouch schreie — das fängt an frierin — das loufin und

loufin Leute, und man sieht nich wuhin — das überlegin (sie) erst lange, ehe (sie) das Maul uffthun*).

Wir gehen über zu dem Gebrauche des Reciprokums, das vielfältig noch Sorbismen aufweist. Wenn die Sätze: das versteht sich — das schickt sich — das trägt sich so leichter — das macht sich so geschwinder — die Vögel fangen sich auf diese Art sicherer — das Land bestellt sich mit dem neuen Pfluge besser 2c. noch für reindeutsch gelten, so sind die folgenden mehr Uebersetzungen wendischer Phrasen: das redt sich was draußinne — es buldert sich was in der Küche — das schreit sich was off dem Dorfe — er lacht sich mir — in dem altin Hause schöücht sich.

Nicht selten kommen bei Deutschwenden Sätze vor wie folgende: wir fürchtin sich (st. uns) — wir sind hier unter sich (st. uns) — ich bidanke sich (st. mich) — — ich hoabe sich verirrt 2c. Im Wend. nämlich, wie in allen slav. Mundarten (ebenso im Sanskrit und in den ältesten griech. Sprachformen) gehört das Reciprokum gleichmäßig allen Geschlechtern, Numeris und Personen an und wird stets auf das Subjekt des Satzes bezogen, weshalb der Wende ganz richtig spricht: ich freue sich — du freust sich — er, sie, es freut sich — wir freuen sich — ihr freut sich — sie freuen sich, und ebenso bei dem reciproken Possessiv: ich hoabe seinin (d. i. meinen) Stock verlorin — du hast seinin (d. i. deinen) Stock verlorin — er, sie, es hat seinin Stock verlorin — wir hoabin seinin (d. i. unsern) Stock verlorin — ihr hoabt seinin (d. i. euern) Stock verlorin — sie hoabin seinin (d. i. ihren) Stock verlorin. Nur im Deutschen, nicht im Wendischen, kann bei diesem Gebrauche ein Mißverständniß stattfinden.

Unter den possessiven Fürwörtern versteht der Mann, wenn er spricht: die Meine, seine Frau, die Frau, wenn sie spricht: der Meine, ihren Mann, die Eltern, wenn sie sprechen: der Unse, ihren Sohn, wenn: die Unse, ihre Tochter. Von der zweiten und der dritten Person gebraucht, bedeuten die Ausdrücke: der Deine, die Deine, der Eure, die Eure, der Ihre, die Seine dasselbe. Noch einfacher lautet diese Breviloquenz: Meiner, Meine, Unser, Unse 2c.

Das demonstrative derselbe, dieselbe, dasselbe 2c. wird nicht, wie sehr oft im Hochdeutschen st. der, die, das gebraucht, sondern st. der nämliche 2c., meist in der Form derselbige, sogar derselbichte. Statt ich selber (selbst), du selber 2c. ist üblicher ich allejne, du allejne. Beisp.: ich überloaße das nich Andern, sondern verrichte es allejne — er hat von sich allejne die Geige gilernt — ich mache dir nischt recht, und doch versiehst du dich manchmoal allejne — der Kegil is von allejne umgifallin.

Einander ist wenig gebräuchlich. Dafür einer den andern, eine die andere, oder (auch bei Personen) eins das andere. Beisp.: sie beschenken sich ejns das andere 2c. oder wechselsweise, oder schlechtweg sie sich, ihr euch, wir uns. Selbander ist unbekannt. Statt auseinander, voneinander sind die verkürzten Formen ausenejn und vonejn in gleichem Gebrauche. Das Relativum welcher 2c. wird oft statt des veralteten so durch als wie ersetzt. Beisp.: das Land, als wie ich giackert hoabe, tougt noch nich zur Soat — diejenige Frau, als wie bei uns bettilte, woar vor

*) Auch in den Nibelungen fällt öfter das pron. pers. besonders in der 3. Person pl. aus, wie im Wendischen viel häufiger bei allen Personen vor dem Zeitworte.

zehn Joarin reicher als wir sein — der Ochse, als wie ich verkoufin will, paßt mich zum Leinochsin.

Statt was vor ejner (was für einer) ist hier und da auch üblich, wie ejner; in der Krasis lautend wien'er, wie'ne, wie'nes 2c. Beisp.: wie'nes Geld is das? — wie'ne Wirthschaft werste koufin? wie'nin Tisch soll ich deckin? — Hierauf wird geantwortet mit so ejner 2c., in der Krasis so'ner, so'ne, so'nes. Beisp.: wie'nes Geld a mir geborgt (geliehen) hat, so'nes muß ich am wieder gän (gebin). Die ebenfalls durch Krasis zu erklärenden, wohl mehr schlesischen als oberlausitzischen der dojchte, der hichte, der sicke doa, der sille doa finden sich in der Niederlausitz so wenig, als in den nördlichen Theilen der Oberlausitz, doch vielleicht im Sorauer Kreise*).

Für ein gewisser, pl. gewisse (pl. quidam) spricht man ejn, pl. ejne, z. B. ejn Schäfer hat mit Glück die Wasserscheu kurirt, wie mir ejne Leute gisoagt hoabin — ejne Frösche könnin schreiin 2c.

Etwer, etwas, etwelcher 2c. sind kaum bekannt und werden durch wer, was, welcher 2c. vertreten, die dann ihre fragende Natur verlieren. Beispiele: Hat wer (oder Jemand) noach mir gifroagt? — ich brenge euch was Neues — ich will welche Nüsse kousin — er hat im Handil nich was profitirt. Dieses nich was limitirt die Negative und bedeutet soviel als eben nicht viel, wird also durch eine Ellipse nich was Sonderliches zu erklären sein.

Nach kejner 2c. findet gewöhnlich noch die Negation nich bei dem Zeitworte Statt. Dies ist kein Pleonasmus sofern man voraussetzen kann, daß kejner aus dem ahd. nocheiner oder docheiner = ullus entstanden ist; aber sogar nach nischt (= nichts), Niemand, wie nach den negirenden Adverb. nierne = nirgends, niemoals, nimmermej = nimmermehr steht die Negation nich für gewöhnlich, z. B. kouft ihr kejne Aeppil nich? — es is Niemand nich gikummin — wer't ihr goar nischt (nichts) nich antwortin? — hoat ihr nierer**) nich meinin Bruder gisehin? — ich kann mich nimmermej nich bisinnin 2c.

Man ist nicht so gern gebraucht, als Ejner in gleichem Sinne, oft aber beides zusammen, z. B. doarüber muß sich Ejner verwundern — das kann Ejnin recht verdrießin — was soll man Ejner woll denkin, wenne die bestin Freunde Ejnen im Stiche loaßin? — man gloubt es goar nich, wie Ejnim zu Muthe is, wenn Ejner sein ganzes Vermögin verliert.

Eigenthümlich und allgemein ist die Phrase: wem's bist du? wem's is er? — wem's is sie? — wem's is es? — ich wejß nich, wem's die Kühe sind — wem's is der Junge? — wem's Schuld is das? — Auf den ersten Blick scheint dies ein vom Dativ gebildeter Genitiv, also ein arger Solöcismus zu sein. Aber wahrscheinlich ist das wem's eine Verkürzung von wem sein = wem angehörig. Denn die Genitive wessen, dessen sammt den Genitiven der persönlichen Pronomina meiner, deiner, seiner, unser, euer, ihrer sind nicht vulgär und werden meist durch Präpositionen, wie von, unter, umschrieben.

---

*) Wenn ich mich recht erinnere, sagt man dort: „der sille", z. B. 's is ane sille Kälte für es ist eine solche Kälte — der sille Moan 2c. Haupt.

**) Im Sorauischen: „hot 'r närne nich mejn Bruder gesähn". Haupt.

Dem Luckauer Kreise und wohl noch weiter nördlich ist die ungewöhnliche Wortfolge eigen: wie befinden sich Sie? — setzen sich Sie nieder — machen sich Sie's bequem.

2. Das Zeitwort und seine Theile.

Die provinziellen Abweichungen von dem Hochd. unserer Zeit, so weit sie blos einzelne Laute betreffen, sind schon in der alphabetischen Ueberschrift des ersten Theiles besprochen worden.

In der Zusammensetzung mit Präfixen findet sich Manches, was mit dem gewöhnlichen Gebrauche in der Schriftsprache nicht übereinstimmt. So ist sich verzwejin = sich entzweien, verzählin = erzählen, versöüfin = ersäufen, verfrierin = erfrieren, verkäldin = erkälten, verredin Jem. = mit Vorstellungen vertheidigen oder rechtfertigen, sich verfärbin = sich entfärben, sich verboßin = sich erboßen, vergrimmt — ergrimmt, verschrockin = erschrocken, vergramt = ergramt, d. i. von Haß erfüllt, verpicht auf Etwas = erpicht. Mit dieser die Passivität einer Leidenschaft oder üblen Gewohnheit anzeigenden Wortform geht der Redegebrauch schon in den hochd. über, daher die adjektivisch gebrauchten: verfressin = gefräßig, versessin, vernarrt, verlogin, vernascht, verschloafin, verdrossin, versoffin, verführt rc.*)

Das Präfix er („wofür auch der") bezeichnet das Genügen oder den erreichten Zweck einer Thätigkeit. Daher: ich kann nich Alles derarbejtin, d. i. fertig arbeiten, ich kann die Wäsche nich derwaschin, ich kann ohne Hülfe nich Alles derthun, dermachin rc., und die reciproca: sich derissin, sich dertrinkin, sich dersättigin, sich derruhin, sich derschloafin, sich derwundern, sich derwejnin, sich ersehin, d. i. sich satt sehen, sich erlachin = sich satt lachen, sich ertanzin rc. Für empfangen rc. hat man nur entfangin, für empfinden entfinden. — Eigenthümlich und dem Wendischen entlehnt sind die inchoativa sich grünern, sich weißern rc., d. i. grüner, weißer werden, z. B. die Wiesin grünern sich, die Berge weißern sich, wenn die Soat reift. Du dünkerst mir = du machst mir dunkel, die Sterne blinkern sich.

Gleiches Ursprungs sind die Sätze: sich ausloufin, sich ausreitin, sich ausfoarin, d. h. um den Vorrang laufen rc.

Auch gehört dahin das impersonale: mir will sich essin, mir will sich trinkin, mir will sich schloafin rc., d. h. ich habe Lust oder Neigung zu essen rc.; endlich mehre andere reciproca, wie: er lacht sich, ihr dauchte (oder däuchte st. des ungebrauchten dünken) sich das leichte, das Kind wächst sich aus = erwächst, mich schwitzt, er eilt sich, es biweist sich was off dem Kirchhofe, d. h. es zeigt sich dort eine spukhafte, unheimliche Erscheinung, es ruft sich was, schreit sich was, jammert sich was, es blitzt sich an der Wolke**).

Merkwürdig ist der Gebrauch von borgin, welches ebensowohl borgweise nehmen als borgweise geben bedeutet, wie im Lat. habere auch geben

*) Diese Bedeutung des Präfixums ist vielleicht der Grund, daß man lieber giheiroat't, als verheirathet sagt.

**) Konstruktionen, wie: die Katze schleppt sich mit der Maus, das Kind schleppt sich mit der Puppe, das Mädchen schleppt (oder treckt) sich mit ihrem Liebhaber, müssen als Inversion erklärt werden st. die Katze schleppt mit sich die Maus rc.

heißt in perhibere, redhibere, dihibere. So lernt auch der Schüler bei dem Lehrer, und der Lehrer lernt den Schüler, doch macht man im Luckauischen hier und da einen Unterschied zwischen lehren und lernen der Art, daß der Schüler bei dem Lehrer lehrt, der Lehrer aber den Schüler lernt.

Die Participien des praes. act. sind fast ganz unbekannt, wenigstens ungebraucht in der vulgären Sprache, da sie in der Regel umschrieben werden, wenn sie nicht förmliche Adjektive oder Substantive geworden sind. In den letztern Fällen hat man zwar wandernde Handwerker, bettelnde Zigäner, hausirinde Musikantin, arme Rejsinde, ziehinde Leute, heulinde Wölfe, glimminde Kohlin ꝛc., aber der Zeitbegriff ist aus dem Worte verschwunden.

Desto mehr ist dasselbe Wort als Gerundium gebraucht, wie in den Beispielen: er spricht schloafinde, er schloaft gehinde, sie is loufinde gifallin, er hat sich essinde verschluckt, er lernt spielinde, die Rübin wachsin zusehinde, er hat sich fallinde an ejnin Ast gihaldin, er schreibt stehinde, Andere sitzinde, Manche lesin Bücher im Bette lieginde, Ander goar foarinde, die Woare geht heute reißinde ab ꝛc.

Das Zeitwort in seinem inneren Ausbau bietet die meisten Abweichungen im Imperfekt und im partic. perf. Hier bestehen öfter nebeneinander die Formen einer sogenannten starken und einer schwachen Konjugation*). Dahin gehören: ich lud und ich load'te, ich frug und ich froagte oder froa'te, ich rief und ich rufte, ich grub und ich groabte (ebenso schwed.), ich pries und ich preisete, ich wies und ich weisete (nach Luther), es schien und es scheinte, ich hieb und ich haute, ich spie und ich speite, ich molk und ich melkte; in manchen Gegenden ist ich hang und ich gang gebrauchter, als ich hung und ich gung.

In den partic. perf. wechseln je nach den Landschaften giwest und gewesin, gilaut't und gilautin, giload't und giloadin, giruft und girufin, gisoa't und gisoa'n, gifroa't und gifroa'n, gibroat't und gibroatin, gigroabt und gigroabin, vergeßt und vergessin, gischeint und gischienin, gimelkt und gimolkin, gispalt't und gispaltin, gisalzt und gisalzin, giweist und giwiesin, gipreist und gipriesin, gischejd't und gischiedin, gidrescht und gidroschin, gigährt und gigohrin, giquillt und giquollin, gidingt und gidungin, gisaugt und gisogin, gibraut und gibrauin. Für sich rächen ist ziemlich allgemein gebraucht sich rächnin, daher auch das part. perf. girechint, welches dem von rechnin gleichlautet; für dünkin hat man dauchin oder däuchin, wovon das part. perf. gidaucht oder gidäucht. Andere Participien, wie giglimmt, gisinnt, giflegt, verwirrt, gistiebt, gitrieft, verhehlt, erschallt, gischraubt, giwebt, biklemmt, biwegt, haben keine Nebenformen wie geglommen, gesonnen, gepflogen, verworren, gestoben, getroffen, verhohlen, erschollen, geschroben, gewoben, beklommen, bewogen. Zwischen Kalau und Luckau ist egehin, d. i. gegehen, statt gegangen üblich.

Allgemein ist in der Konjugation des Zeitwortes sein der Wegfall des t in der dritten Person praes. So wie im Englischen hört man nur: es is

---

*) Ueber die Imperf. der starken Konjugation mit dem Vokal u vergleiche oben lit. A und J, über d st. t im Imperf. vergleiche lit. D.

gut Wetter, er is reich rc. Der Plural lautet: wir sein oder sinn, ihr seid (richtiger zu schreiben seit), sie sein oder sinn. Das hochd. sie sind (besser sint) hat im Verlaufe der Zeiten bei diesem einzigen Verbum sein d oder t zu erhalten gewußt, während es bei allen übrigen abgefallen ist. Umgekehrt ist der alte Imperativ bis nur in unsrer Volkssprache erhalten, im neuen Hochd. ausgewiesen und durch eine ganz unberechtigte Form sei ersetzt, die, wie das Particip seiend, ein Produkt der Willkür ist.

Daß nicht immer das Hülfsverbum sein und haben von Deutschwenden, die von ihrer Muttersprache her nur eins (sein) besitzen, an rechter Stelle gebraucht wird, ist leicht erklärlich. Besonders häufig wird bei intransitiven Zeitwörtern haben st. sein gebraucht. Sie sagen daher oft ohne Unterschied ich bin girittin und ich hoabe girittin, ich bin ausgischloafin und ich hoabe ausgischloafin, ich bin gifallin und ich hoabe gifallin, ich bin giklettert und ich hoabe giklettert, ich bin giloufin und ich hoabe giloufin, die Flasche hat gisprungin, das Haus hat abgibrannt, der Boum hat giwachsin, das Wasser hat abgiloufin, die Brücke hat furtgischwummin, ich hoabe dem Manne bigegint rc., doch niemals, wie die Oberdeutschen: ich bin gestanden, gesessen, gelegen.

Sehr häufig ist der imperative Gebrauch des Particips p. p., wie: vorgisehn! zugimacht! verstandin! losgiloaßin! uffgipaßt! uffgistandin! nich giredt! eingipackt rc.

Außer dem im Hochd. gewöhnlichen Gebrauche des Infinitivs statt des Particips bei Zeitwörtern, die eine Sinnenthätigkeit und einen Willensakt anzeigen, wie z. B. ich habe ihn sprechen hören, gehen heißen, laufen lassen, kommen sehen rc., konstruirt der Lausitzer noch einige andere Zeitwörter auf ähnliche Weise. Denn er spricht: die Mühle is bleibin stehin, der Mann is gehin bettiln, ich bin loufin suchin, ich hoabe müssin eilin, er hat sich legin schloafin, er hat lernin uffpassin, er hat's loaßin liegin, er is kummin bittin rc.; doch sagt er nicht: er ist gisucht worden rc., sondern immer: er is gisucht giwurdin rc.

Ein anderer Gebrauch des Particips perf., wie: er kümmt giloufin, gisprungin, gihinkt, girittin, gifoarin, gitanzt, gisungin, gischriein, giturkilt; er kümmt unangikloppt herein, er kümmt schon wieder gibettilt rc., ist auch dem Hochd. nicht fremd.

Die Infinitive haben hier substantive Bedeutung; daher um Sorau gewöhnlicher: „es hürt uff mit (dem) Schneiin, mit Regnin, mit Frierin.“

Die Infinitive werden in einem größeren Umfange ohne Vermittelung der Präposition zu an vorangehende Verba gefügt gegen den hochd. Usus. Verba dieser Art sind die in folgenden Sätzen erscheinenden: es fängt an regnin, es hürt uff schneiin, du brauchst nich wejnin, ich erloube dir verrejsin, er giwöhnt sich faullenzin, er bimüht sich arbeitin, er scheint sich besserin, er traut sich nich das allejne ausrichtin, es is was Leichtes über den Groabin springin. Thun ist Repräsentant aller möglichen Zeitwörter, steht also pleonastisch bei Infinitiven, wie: er thut schreibin, sie thun spielin, er thut sich zu lange bisinnin, wir thun euch um Hülfe bittin, er schloaft länger als wir thun. In der Sprache der Nibelungen fällt die Präposition zu immer vor den Infinitiven aus.

Die verkürzten Imperativformen iß, befiehl, lies, gieb, nimm, wirf, hilf, bring werden gewöhnlich gedehnt in esse, bifehle, lese, gebe, nehme, werfe, helfe, brenge.

Der Deutschwende, gewohnt die den Zeitwörtern präfigirten Präpositionen seiner Muttersprache nie von diesen zu trennen, unterläßt diese Trennung oft auch im Deutschen, wo sie der Sprachgebrauch verlangt. Daher spricht er: ich abkoufe dir dein Tuch, ich anfange (zu) ackern, ich auslösche das Licht, ich durrichschneide den Foadin, ich einfoare Heu, ich vorschieße dir Geld, ich zuriegle die Thüre, ich uffstelle off Mäuse ꝛc.

Manche Verba, die in der hochd. Modesprache wie geflissentlich gemieden werden, sind viel gebraucht, wie z. B. kriegin, welches die Synonyma bekommen, empfangen, erhalten, erlangen gleichmäßig vertritt. Man kriegt ebensowohl das Erbetene und Erwartete als das Unerwartete und Unerwünschte, ein Geschenk, ein Versprechen, eine Belobigung, eine Anstellung, eine Unterstützung, einen Brief, Besuch, Vorwürfe, den Abschied, Schelte, Schläge ꝛc. Ebenso umfangreich ist hejßin. Z. B. ich hoab' ihn willkummin gihejßin; hejße ihn grüßin; hejße ihn sich setzin; hejße ihn doch balde wiederkummin; ich hoab' ihn hejßin sich furtscheerin; heute hejßt er mich Brüderchin, gisterne huß er mich Schurke; es hejßt, daß Einquartierung kummin werd.

Werdin, machin, thun wird ohne Unterschied einer kleinen oder großen Entfernung für reisen gebraucht. Z. B. ich wer'e jährlich dreimoal off die Messe; morgin macht er furt; die nächste Woche thun wir über Land.

Flachs röstin, Flachsröste, heißt im Luckauischen Niederd. Flachs röten, Flachröte, welches richtiger ist nach dem schwed. röta = in Gährung setzen. In das Hochd. übertragen, würde es heißen müssen Flachs rözen*).

Die elliptischen Phrasen: die Thür is zu (gemacht), das Fenster is uff (gelassen), der Hund is los (gemacht), das Gitraide is 'rein (gefahren), der Woagin is vor (gefahren), das Geld is alle (geworden), sie kann nich 'rüber (kummin), er will nich vor (kummin), der Vogel is furt (geflogen) ꝛc., sind dem Hochd. nicht minder eigen.

3. Das Adverbium.

Vor Allem sei bemerkt, daß es in dieser Wortklasse einige Diminutivformen giebt, die ebenso wie bei den Adjektiven, im Wesen ampliativ sind, wie sehrchin, sachtchin, leichtchin; aber diese drei scheinen das ganze Kollegium auszumachen.

Unter den Adv. der Bejahung und der Verneinung sind wohl keine populärer und gebrauchter, als die von den Elementarlehrern verfolgten jou oder nej, von welchen schon in der ersten Abtheilung die Rede gewesen. Beide sollten als halbwendisch ausgemärzt werden und dem ja und nein Platz machen, obschon sie Autoritäten zu ihrer Vertheidigung anführen können. Jou nämlich ist, wie man ou st. ouch sagt, glei st. gleich, aus jouch = ja-ouch entstanden (ahd. jouch und jauch), und nej ist noch heute schwed. = nein. Der Niederlausitzer Wende hat zwar auch die Bejahungspartikel jo und die Verneinungspartikel nje, aber gewöhnlich wiederholt er das Verbum eines ausgesprochenen Satzes, wenn er seine Zustimmung giebt, und ver-

*) Ebenso ist das ahd. obaz, n., in Obst gefälscht.

bindet dieses mit dem Negationspräfix, wenn er diese verweigert. Sein jo heißt eigentlich = es ist, weshalb es in andern Dialecten je lautet, im OLw. aber in Verbindung mit der Partikel ha verlängert zu ha-je, apokopirt haj wird. So hat die ahd. Uebersetzung der Evangelienharmonie das biblische: ja, ja! nein, nein! durch ist, ist! nist, nist! gegeben. Offenbar sind die jou und nej ächt germanischen Ursprungs. Beide werden übrigens in denselben Verbindungen gebraucht, wie die ja und nein. Man sagt daher: o jou! ach jou! kummt jou wieder! geh jou nich furt! o nej! ach nej! Doch sagt man nicht na jou, sondern na ja? hoab' ich nich Recht? wenn man etwas vom Gegner Zugestandnes fest halten will; ebenso im Unwillen: ja doch! und in Verwunderung über eine Frage: ja woll! oder auch: Ja, was ich soagin wullde ꝛc. bei Einleitung eines neuen Gesprächstoffes. Nich steht auch nach verneinenden Pronomen und Adverbien, wie niemoals nich, nimmermej (= nimmermehr) nich, nierne nich ꝛc., ohne die erste Negation zu negiren, wie im Lateinischen, was schon bei den Pronomen bemerkt worden.

Andere Modifikationen des Glaubhaften oder Unglaubhaften werden bezeichnet durch giwiß, wahrhaftig, wejßhaftig, wirklich, freilich, ganz recht, woll, vermuthlich, wahrscheinlich, vielleicht (wahrlich, fürwahr, traun, allerdings, schlechterdings sind nicht im Gebrauche), goar nich, niemoals, nimmermej oder nimmermehr, ungloublich, unmöglich*); aber mit nichten, nie, nimmer, keinesweges sind nicht populär.

Die Zeitadverbien wenne (wann), denne (dann), von wenne (seit wann), bis wenne (bis wann), doaruff, druff (darauf), woaruff (worauf), doa, doazumoal oder doamoals**), nu oder nanu, jitzo, jitzund, jitzunder, kümftig, nächstins ꝛc. geben meist nur phonetische Abweichungen. Doch ist st. vorgisterne auch gebraucht jentag (d. i. jenen Tag), st. unaufhörlich oder in einem fort immer in ejns, die ganze Zeit, oder blos ganzes; von einer längst vergangenen Zeit st. vormals oder ehedem vor diesem oder eher Zeit (ahd. êr ziti), st. neulich letztins oder vergangin, von naher Zukunft nächstins, echstins (ehestens), für jetzt eben nu groade oder alleweile, für nie niemoals oder niemoalin, für nimmer nimmermehr oder nimmermej, für jemals ejnmoal oder ierne (= irgend), und das fragende auf die Zukunft deutende wann erscheint gewöhnlich als wenn ihr (= wenn eher); st. unterdessen oder inzwischen ist üblicher derweile oder dieweile, st. während daß weil, st. zuweilen mänchmoal mitunder, ab und zu, st. längst lange, schont lange, st. abermals aber, st. schier bereits schon oder schont, st. stets allezeit oder immer, st. fortan von nu an, st. nachher dernoach (darnach), dernoacher, hernoach, hernoacher, st. morgens früh, st. ehegestern vorgistern, st. einstweilen derweile, st. bisher bis nu oder bis jetzund, st. stracks, sogleich, augenblicklich gleich, ficks, flucks.

Die Ortsadverbien hie (wechselnd mit hier) und doa lauten in Zusammensetzungen hier und doar, wie in hierin, hierbei, hierunder, hierüber ('runder, 'rüber) ꝛc., doarin, doarbei, doarunder, doarüber, meist verkürzt in drin, derbei, drunder, drüber, wie auch in dervon,

---

*) Um Luckau, Dahme unode in gleichem Sinne (ahd. unôdo).
**) Um Sorau: doazemoal, nicht doazumoal. Haupt.

dermit, derzwischin, drum, druff, dernebin, dervor, derhinder, dran, drübin, drein, dermang (= dazwischen, darunter), draussin, draus, derzu, dernieder, drobin.*)

Unbekannt und ungebraucht sind allwo, allda, allhier, hinweg, allenthalben, von wannen, von dannen, von hinnen, hienieden, hieselbst, daselbst, woselbst, welche theils durch die einfachen wu, doa, hieweg, von wu, von doa, von hie gegeben werden, theils verwandte Bezeichnungen bekommen, wie überalle oder allerwegin st. allenthalben, ebin doa st. daselbst 2c.

Furt = fort, durte, durtehin, von durte = dort, dorthin, von dort, ierne = irgend, nierne = nirgend, obinne = oben, untinne = unten, vorne = vorn, hintinne = hinten haben unbedeutende phonetische Abweichungen. Mittewege st. dazwischen, mittendrin, ist dem Luckauer Dialekte eigen und auch als Präposition gebraucht. Die alten noch sonst im Niederd. vorkommenden zu Hauf (to Hope), zu Thal (to Dale), zu Berge (to Barge) in den Bedeutungen zusammen, hernieder, hinauf scheinen in der Lausitz nicht vorzukommen.

Das Adv. kaum wird häufig durch knapp ersetzt, z. B. ich woar knapp eingischloafin, so wurd' ich wieder giweckt — der Sejger hutte knapp fünfe gischloan, doa fungs an zu stürmin — das Tuch werd knapp zum Rocke langin. Statt beinahe ist balde mehr im Gebrauche. Halberwege (= soso, nothdürftig) wird in hallwege verflacht. Allgemein wird man st. nur gebraucht, doch ohne daß es dieses verdrängt. Geht man! = Geht nur! bleibe man hier! warte man ejn Weilchin! Von vier Thoalern is man noch ejner übrig. Das gleichbedeutende ock, ack (ahd. ekkordo, okkert, echert, okker) ist nur im Sorauer Kreise üblich, also als schlesisch anzusehen. Dort spricht man eben so oft: ocker als ock, aber niemals ack, welches der Oberlausitz eigenthümlich ist; z. B. Gih mer ocker oas'n wäge, kumm ock här.

4. Konjunktionen.

Unn oder und, ouch oder ou sind blos wegen ihrer nach Belieben wechselnden Formen, zu welchen sich noch das verlängerte ouche gesellt, nicht wegen eines besondern Gebrauchs bemerkenswerth. Doch kann erwähnt werden, daß ouch nicht gern dem Pronomen voran-, sondern lieber nachsteht. Seine Synonyma ingleichen, gleichfalls kennt der gemeine Mann nicht, sondern sagt dafür ebin ouch, ebind ouch, so ouch, derzu ouch, nich anders, groade so.

Statt je — desto, weder — noch liebt er und zieht er vor je — je, weder — weder, z. B. er ist weder kalt, weder warm — je mehr du spoarst, je mehr sammilst du, oder in gleichförmiger Wortfolge beider Sätze: je besser man schmiert, je schneller man fährt. Doch kommt desto in der Form deste (ursprüngl. das die = dessen gleichen) nicht selten vor, wie in den Sätzen: je ihrlicher Ejner is, deste mej werd Ejnim anvertraut — bis man fleißig, deste länger sollste dernoach ruhin — deste schlechter werst du's hoabin, wenn dir nischt gut ginung is.

Ferner ist wenig gebraucht das aus also verkürzte als nicht blos bei

*) Getrennt, wie im Niederd. da liegt ein Stein zwischen, da ist nichts gegen zu sagen 2c. kommen diese Komposita nicht vor.

Zeitbestimmungen, sondern auch bei Vergleichungen. Gewöhnlich vertritt es das verwandte wie; z. B. wie ich nach Hause koam, fund ich die Thüre verschlossin — wie der Krieg zu Ende woar, koam mein Bruder off Urloub hejme; zuweilen auch wenn, z. B. wenn ich in der Hejde mich verirrt hutte, froa'te ich etliche Klafterschläger nach dem rechten Wege — wenn ich mit der Ackerarbeit fertig woar, so goab ich mich wieder off das Fuhrwerkin — wenn das Unwetter uffgihürt hutte, doa soag ich noach, was vor Schoadin an den Dächern angiricht't woar. Bei Vergleichungen steht wie oder als wie, z. B. weißer wie Schnee — reicher als wie du — er is mir lieber als wie sein Bruder — werste verständiger wer'en, wie du bis nu giwesin bist, so sollste wieder mehr Willin hoa'n — so schwinde (balde) wie es zwölfe schlä't, kummt zum Essin — so sihre wie ich seid ihr nich in Noth.

Die oben bei lit. D. genannten Konjunktionen daß und aß in gleicher Bedeutung gehören, wie sich aus genauerer Betrachtung ergiebt, verschiedenen Wortstämmen an, und aß ist keinesweges als ein durch Aphäresis aus daß entstandenes Wort zu erklären, sondern die ursprüngliche Konjunktion, während daß nur = das, nämlich das einem Satze vorgesetzte Pronomen ist. Solches wird durch genauere Interpunktion der Sätze verdeutlicht, wenn man z. B. schreibt: ich weiß das: ich sterblich bin — ich will das: man mir gehorche — er glaubt das: es ihm verboten ist — melde ihm das: wir gesund sind — er ist zu edel als das: er sich rächen sollte rc. Daß und das, die beide nur ein Wort sind, sollten gleichmäßig daß geschrieben werden, und nur dieselbe Schulpedanterie, welche die unberechtigten Schreibarten Stadt und todt erfunden hat, konnte da Unterschiede finden, wo keine sind. Aß, welches immer mehr durch Einfluß der Schule, die nur Hochdeutsch nach neuer Façon lehrt, verdrängt wird, kommt in denselben Verbindungen vor, wie daß. Beisp. er is so groß, aß er nich zur Thüre 'rein kann, ohne sich zu bückin — sie stechin in Schuldin, aß so knapp zu lebin hoa'n — sogg' am, aß ich morgin nich hejme bin — doarum aß ich am seine Bitte abschlug, is a mir vergroamt — schenk' ein, aß ich trinkin kann rc. Dieses aß kommt im Schwed. als att in gleichem Gebrauche vor und dient dann als Konjunktion, zugleich aber als Präposition bei Infinitiven wie im Deutschen das verwandte zu, endlich aber mit einer kleinen Veränderung in der Form åt ist es die mit Substantiven gewöhnlich verbundene Präposition, wie im Deutschen zu, niederd. to. Im Ahd. ist az (goth. at, engl. at) theils die Präpos. zu, theils ein Adverb. dazu, dabei. Später ist durch Umstellung daraus zu (ahd. za, zi, zu, zuo) geworden, wie lat. ac das umgekehrte gr. καί, das holländ. mit Zeitwörtern verbundene en (Negationspartikel) das umgekehrte ahd. ne, das ital. ne das umgekehrte franz. en, der ital. Artikel il umgekehrt franz. le, das niederlaus.-wendische až oberlaus.-wend. zu žo, böhm. zu že wird. Gerade der wendische Sprachgebrauch des až in der Niederlausitz (das übrigens einen andern Ursprung hat, als das german. at = az, welches im Slavischen do = lat. ad ist) dient zur Erklärung der Erscheinung, daß ein und dasselbe Wort (at, az, aß) als Präposition, als Adverb und als Konjunktion fungiren konnte. Nämlich die Konjunktion až heißt sowohl bis als daß, bezeichnet also in beiden Gebrauchsarten die Erreichung eines Zieles, nachdem ein gewisses Maß des Raumes, der Zeit oder der Quantität und Qualität erfüllt ist, so daß beide Begriffe zusammenlaufen,

wie man sich durch Beispiele verdeutlichen kann, als: iß soviel, aß (oder bis) du satt wirst — fülle die Flasche soweit, aß (oder bis) sie voll wird — lege dich nieder (damit oder auf so lange), aß du ausruhst — er sagt (soviel), aß er zufrieden ist — fordere nicht (soviel bis), aß ich dir jetzt schon Alles offenbare — die Flüsse sind (so weit oder so hoch) angeschwollen, aß sie austreten = bis sie austreten = zum Austreten. Diese Sätze (bis auf das eine fragliche Wort hochdeutsch) zeigen die Verwandtschaft zwischen den Konjunktionen bis und aß = daß.

Uebrigens ersetzt daß auch meist das zweckandeutende hochd. damit, welches, in der Form doarmit, dermitte mehr relativ gebraucht, soviel heißt, als mit diesem, wie: dermitte bis zufriedin — doarmit geb' ich dir deinin Bischejd — dermit werste wenig ausrichtin — doarmit will ich soviel soagin ꝛc. — Statt damit in ersterem Sinne dient off daß, doarum daß, um daß, deswegen daß, deshalb daß, z. B. ich spoare doarum daß ich zur Zeit der Noth nich darbe — ich warne dich um daß du nich in Verdrüßlichkejtin kümmst — arbeite off daß du dein ejgin Brot erwerbest ꝛc. —

Wie aber als Adverb abermals bedeutet, so wird es als Konjunktion häufig für oder oder gebraucht, z. B. ich aber du — hoab' ich Recht, aber Unrecht? — geht der Sejger, aber steht er? — Umgekehrt ersetzt dann adder oder odder (oder) das adversative aber, z. B. ich könnde es woll, adder ich will nich — du kannst es versuchin, odder du werst nischt ausrichtin — loufe ficks, odder falle nich. —

Statt ehe oder ehb wird nicht unrichtig das komparative eher häufig angewandt, z. B. eher (als) ich koam, woar die Gisellschaft schonn furt — es kann leichte vier Wochen tauern, eher (als) ich wiederkumme — eher (als) die Ernte sein werd, müssin wir noch viel Brod koufin. — Sonst steht eher als Adverb auch statt je eher je lieber, oder je mehr je besser, wie in den Sätzen: mache, daß du eher furtkümmst — wir eilin, daß wir eher nach Hause kummin.

Das kausale wie das fragende denn, denne (welches zugleich = dann ist) wird gebraucht wie im Hochdeutschen; aber das folgende, wie: lasset uns denn ruhig warten — so wollen wir denn auf unserer Hut sein ꝛc., fehlt in der Volkssprache, die dafür deshalb, drum, ebindrum, deswegin anwendet.

Sonst (aus dem ahd. sô nist = so nicht ist) = außerdem, anderenfalls, widrigenfalls hat die Form sunst, sunster und weicht vom hochd. Gebrauche nicht ab.

Das veraltete so in Vordersätzen st. wenn (so du mir folgst, wird es dir wohlgehen) kommt nicht vor, wird aber durch wu (wo) ersetzt, das vom Orte auf die Zeit übertragen ist, wie: wu du dich understehst, mir zuwider zu handiln, denne sollste sehin. Desto seltener fehlt es im Nachsatze besonders dann, wenn der Vordersatz durch seine fragende Stellung die relative Konjunktion ersetzt hat, wie in: Fällt es euch zu schwer, so nehmt euch ejne andere Arbeit vor — wenn wieder schönes Wetter sein werd, so wull mer ausgehin — weil es ejnmoal gischehin muß, so könnin wir jitzunder anfangin. So wie steht auch st. sobald wie, z. B. so wie er kümmt, so meldet mir's ꝛc.; endlich vertritt so auch zu Anfange eines Satzes das konklusive nun so, wie in: so wollen wir uns off

den Weg machin — so kumm doch! — so gieb mir endlich was du mir versprochin hast.

Bis, so lange bis, wechselnd mit bis daß, weicht vom hochd. Gebrauche nicht ab, wiewohl in bis daß ein Pleonasmus liegt, wenn anders bis (ahd. biz) richtig vom ahd. bi az oder von bi daz abgeleitet wird.

Zwoar, auch zwoarsch, (ahd. zu ware, also = schon wahr, in Wahrheit), das von dem affirmativen Sinne zu einem koncessiven herabgesunken ist, wird weit seltener gebraucht, als das gleichbedeutende woll, freilich woll, mag sein daß ꝛc. Für das näher bestimmende und zwar, z. B. heute kommen Gäste und zwar zu Mittage, hat man das Surrogat und das.

Wie im Hochd. wird ob, wofür auch ab, bei indirekten Fragen und zweifelnden Meinungen gebraucht, wie in: wer wejß, obs woar is? — es bleibt ungiwiß, ab er kummin werd — sogg mir, ab du's hoa'n willst adder nich. Die Form ab weicht von den drei ahd. iba, oba, uba gleichmäßig ab, und ist vielleicht vom wendischen abo = oder angenommen.

Für seit (ahd. sîd) hat man auch die Nebenform sint, z. B. sint er verrejst is, hat er noch kejne Noachricht von sich gigebin — seit dem (= seit daß) der Acker besser biarbeit't werd, träkt er ouch besser ꝛc.

Im vulgären Gebrauche bleibt das die Sätze subordinirende daß ebenso gern aus, als im Hochdeutschen, z. B. ich hoffe, er werd sein Wort haldin — er mejnt, die Sache werd schlecht abloufin ꝛc. Ebenso das bedingende wenn in Vordersätzen, wie: kummt er, so is es gut, kummt er nich, so hat's ouch nischt zu bideutin — willste, daß man dir gloubin sall, so giwöhne dir das Lügin ab ꝛc.

Das fragende wann eher wird zu wenn ihr, das bedingende wenn anders zu wenn sunst.

Die veralteten sintemal, (aus seit einmal) dieweil, alldieweil, ohnerachtet, derowegen, maßen, inmaßen, wannenhero, dannenhero, derohalben, obzwar, obwohl, wenn anders, wasmaßen, folgendermaßen, welcher Gestalt, gleicher Gestalt, gleicher Maßen als, in Erwägung daß, in Betracht daß, falls, diesfalls, gleichfalls, wieferne, daferne, woferne, soferne, nichts desto weniger, demzufolge, demnach, sodemnach, dieserhalb, somit, mithin ꝛc., die zum größeren Theile neuere Schöpfungen des Kurialstiles sind, haben wohl nie Eingang in die Volkssprache gefunden, und gehören auch jetzt nur einem geringen Theile nach der Schriftsprache an.

5. Präpositionen.

Auch von diesen sind hier diejenigen, welche ihren Ursprung der Kanzelleistube verdanken und gewissen, andern Sprachen nachahmenden Stilkünsteleien, vorweg auszuscheiden, weil sie weder populär geworden, noch auf lange Zeit lebensfähig sind. Dahin gehören die theils veralteten, theils außer Gebrauch gesetzten: laut (= nach dem Wortlaut), besage (= in Besagung), kraft (= in Kraft, neulat. vigore), vermöge (= im Vermögen), behufs (= zum Behuf), inhalts (= nach dem Inhalt), seitens (= von Seiten), was ebenso sprachwidrig ist, als meinerseits, allerdings ꝛc., anerwogen, unerwogen, angesehen, unangesehen, vorbehaltlich, hinsichtlich, rück-

sichtlich, unbeschadet, ungehindert, inmitten, vorderhalb, hinterhalb, die sämmtlich mit dem Genitiv verbunden werden.

Aber auch andere, wie hindurch, unfern, sammt, gemäß, nächst, nebst, binnen, sonder, längs, ob, trotz, zufolge, diesseit, jenseit, außerhalb, innerhalb, oberhalb, unterhalb, entlang, während, für, gen, sind der Volkssprache wo nicht unbekannt, doch ungewohnt.

Sie kennt und gebraucht st. gen nur gegin, st. für nur vor, st. entlang nur lang, st. unterhalb, oberhalb, innerhalb, außerhalb, von untin, von obin, von innin, von außin oder inwendig, auswendig, oder drinne, draußinnne, st. diesseit, jenseit das ursprüngliche die Seite, jenne Seite, st. zufolge nach, st. trotz ungeachtet oder zuwider, st. ob über, st. längs lang, st. sonder ohne, st. binnen in, st. nebst mit, st. nächst oder zunächst am nächsten bei oder am nächsten nach, st. gemäß nach, st. sammt immer mitsammt, st. unfern unweit, st. hindurch (von der Zeit gebraucht, z. B. zwei Stunden hindurch,) lang, sonst durrich allein.

Ebenso ist st. mittels (mittelst), vermittels (vermittelst) einfach mit oder durrich (durch) üblich, wie z. B. er näht mit ejner Maschine — mit dem Fernrohre findet man weit mehr Sterne am Himmel, als mit bloßin Ougin — es is mir durrich (mittels) ejnin Botin gimeld't giwurdin — er hat sich mit Schwimmin girettet — er is mit Woagin gikummin — er is mit Ferde girittin — er is mit Schiffe girejst — er sieht mit Fenster 'raus &c., st. zu Woagin &c.

Um der Deutlichkeit willen mögen hier noch die Konstruktionen jener stellvertretenden Präpositionen folgen in einigen Beispielen, in vor st. für: sorge vor dich und nicht vor Andere — ich hoabe ejnin Beistand, der vor mich spricht — die Hühner kostin Stück vor Stück sechs gGr.; — in lang st. entlang: ich gehe das Ufer lang, geh du den Zaum (Zaun) lang; — in noach st. zufolge: deiner Rede noach biste freilich unschuldig, aber noach den Zeugnissin Anderer biste straoffällig; — in ungiacht't oder zuwider st. trotz: ungiacht't der Dürre, wächst die Soat doch ganz üppig — meinem Verbote zuwider haste doch Obst gigessin; — in lang oder läng st. längs: am Flusse lang liegin Wiesin — rechts am Wege läng geht ejn Groabin und hinder dem am Busche läng is der Wejzacker; — in in st. binnen (d. i. bei — innen): in acht Tagen kann die Ernte eingebracht sein — in ejner Stunde kann man schonn ejnin Brief schreibin — in vier Wochen soll Viricht eingischickt wer'in; — in noach st. nächst: noach ihm bin ich der ihrste — noach der Nachtigalle is mir die Grasemücke der liebste Singevogil; — in am nächsten st. nächst: am nächstin bei der Mühle liegt die Blejche — am nächstin hinder der Küche werd die Küchinstube angilegt; — in noach st. gemäß: der Verordnung noach söllin die Wege gibessert wer'in — dem Testamente noach erbt der Bruder Alles — er lebt nich seinem Stande noach; — in mitsammt st. sammt: das Schiff is mitsammt der Loadung verlorin — er hat sein Haus mitsammt dem Hausroathe verkouft — das Gut mitsammt dem Inventarium is nich zu theuer; — in lang oder über oder durrich st. hindurch: ich hoabe nich zwej Stundin lang gischloafin — du hast den ganzin Tag über wenig verricht't — ejne Woche durrich bin ich tagtäglich zu Hause giwesin.

Man sieht hieraus, daß der scheinbare Mangel nicht einmal empfunden wird, daher selten zu Umschreibungen nöthigt.

Ja sogar zwei Präpositionen, die dem jetzigen Hochd. fehlen, sind aus den Adverben geworben, nämlich mang und mittewege, letzteres um Luckau und weiter nördlich gebraucht. Sie werden mit dem Dativ und dem Akkusativ verbunden, z. B. mang (d. h. im oder in's Gemenge) dem Wejzin steht viel Drespe — rühre Mehl mang die Kleie — gieb den Kälbern Klee mang dem Häcksil — ich stund mittewege den bejden Böümin, in die der Blitz einschlug — stelle dich doch nich immer mittewege die Thüre, daß ouch Andere durrich könnin — wir wandertin drei mitejnander und ich gung mittewege den bejdin.

Als Präposition ist auch anzusehen das aus dem Ahd. überkommene eher in der Verbindung eher Zeit (= vorzeiten), im Ahd. êr zîti, wo êr noch in andern Verbindungen als praepos. temp. vorkommt.

Hin und wieder werden auch die Adv. vorne, hindinne oder hinginne als Präpositionen gebraucht, wie vorne mir, hindinne dir. So wird seit Kurzem auch in der Schriftsprache vorwärts und hinterwärts zuweilen als Präposition behandelt.

Mit seit wechselt sint und für statt ist üblicher statts.

Während ist als Präposition gar nicht üblich, sondern wird als Particip gebraucht, so daß z. B. während des Essens, während des Krieges 2c. gegeben wird durch im währendin Essin, im währendin Kriege 2c.

Für entgegin im nicht feindseligen Sinne spricht man westlich von Kalau zu kegne oder zu kene, daher zu kene gehin.

Statt geginüber ist auch gegin gebraucht mit dem Dativ, z. B. die Schule leit gegin der Kirche — gegin seinem Bruder is er klejne — heute steht der Mond gegin der Sonne, was vollkommen sprachrichtig und sehr alt ist.

Wegin oder von wegin = in Erwägung, ursprünglich ein Substantiv, ahd. wegani, f., = Erwägung, daher mit dem Genitiv verbunden, hat einen umfangreichen Gebrauch, wie sich aus folgenden Sätzen ergiebt: seinetwegen kümmere dich nich — meinetwegen kann's gischehin — wegen dieser Sache sind sie noch nich ejnig — von Rechts wegin haste Stroafe verdient — von wegin des Koufs hoabin wir uns verständigt — froage wegin der Gischichte weiter noach — gieb dir wegin der Austellung kejne Mühe weiter — deswegin is mir nich bange — meinetwegen oder meinethalbin (d. h. nach meiner Schätzung) kann der Boum dreißig Fuß lang sein — es sein meinetwegen vier Joar, daß wir uns nich gisehin hoabin — meinetwegin thue was du willst — sie bisprachin sich von wegin der Aussteuer.

Wie gegin zugleich für gegenüber, vor zugleich statt für gebraucht wird, so daß zweierlei Konstruktionen, die mit dem Dativ und die mit dem Akkusativ zulässig sind, so nimmt auch die Präposition bei (ahd. bî, pî, pe, be) diese beiden Kasus gegen den jetzigen hochd. Sprachgebrauch an, je nachdem sie ein Verbleiben oder eine Bewegung bezeichnet, in welchem letzteren Falle sie nicht nur der Schriftsprache, sondern auch der Volkssprache in der Lausitz fremd geworden ist, mit Ausnahme des Luckauer Idioms. Aber das bei mit dem Akkusativ = zu geht noch viel weiter und nimmt wenigstens den Raum des ehemaligen Kurkreises ein, weshalb Luther in seinen Schriften

davon Gebrauch macht. Es drückt genau genommen eine geringere Nähe aus, als das zu. Kumm bei mich heißt soviel als komm in mein Haus zum Besuch, wir gehin bei Einnehmers soviel als wir besuchen Einnehmers; daher entspricht es dem franz. chez. Schicke bei den Duckter und loaß dir was verschreibin oder loaß ihn bei dich kummin. Daher sagt man: tritt zu mir, aber nicht: tritt bei mich — ich kunnde im Gidränge nich zu dir kummin, aber nicht: bei dich kummin — ich gehe zum Schranke, aber nicht: bei den Schrank. Beide Kasus verbindet auch das Althd. mit bei.

Wie schon oben unter 2 (am Ende) bemerkt worden, werden die Präpositionen häufig als Adverbia gebraucht, zuweilen mit Ellipse des zugehörigen Zeitwortes, auch mitunter in eigenthümlicher Bedeutung in manchen Phrasen. Hieher gehört: die Schule geht an — die Schule is aus — das Thor steht uff — das Thor is zu — um Mitternacht woar ich noch uff — was is an dem Menschin? — der Deckil is ab — vor mir (= meinetwegen) kannste dir koufin was du willst — wir gehin off (= zum) Bisuch — stelle dich an (= bei) Seite — loufe zu Sprunge — er is außer sich vor Lustigkeit — sie zieht sich die Sache zu Sinne — er hat dich zum Bestin — meine Gisundhejt geht an (= ist leidlich) — er thut sich bei mir zu (= macht sich gefällig) — das mußte mit Sachtem machin (= allmählich) — er is mir zuwider (= verhaßt) — geh bei Leibe nich offs Eis (= bei Leibes Leben 2c.) — du mußt mehr mit Leuten (nämlich umgänglich) sein — über dich! (nämlich muß man sich wundern) — zu Hofe gehin (= auf den Hofedienst gehen) — ich bin zu Roathhause bistellt — zur Kirche gehin (= zur Einsegnung in die Kirche gehen, wird blos von Sechswöchnerinnen gebraucht) — zu Gaste bittin, gehin, kummin — off Hochzeit, off Kindtoufin sein — zu Tische betin — von Verstande, von Sinnin sein — nich bei Troste (= bei Verstande) sein — die neue Maschine is zu nischte (nämlich brauchbar) — wir wohnin zu Miethe in der Stadt bei ejnem Wirthe, der ouch norr zu Hausinne sitzt (d. h. das ganze Haus gemiethet hat) — die Wehethoat is von hejler Haut (d. h. ohne äußere Verletzung) entstandin — die Krankheit hat von selber uffgihürt — wir gehin zu Marchte (von off den Marcht unterschieden, welches heißt: auf den Marktplatz) — das is goar nich ohne! (d. h. nicht ohne Wichtigkeit, ohne Bedeutung) — off Brand bettiln — Jemand zum Possen reden, Jemand zum Schure thun — ejne Sache zu Schandin (= unbrauchbar) machin — diese Umstände sein nich von Nöthin (= unnöthig) — morgin foarin wir über Land und künftiges Joar gehts off Rejsin — ab und zu bisucht er uns — er wird über und über roth — sie spoarin und, wenn es um und um kummt (d. h. wenn es zum Treffen kommt), hoaben se doch nischt übrig, denn sie können es ejnmoal zu nischte brengin — diese Sache kummt mir zu Passe (d. h. zu Statten, zur passenden Zeit) — er woar krank giwesin, aber nanu is er wieder off 'em Platze (oder: off dem Zeuge) — ich bin in so 'ner Verleginhejt, daß ich weder aus noch ein wejß — zu guder Letzte wurde noch ejn Walzer gitanzt — vor diesem (= vordem, vor Alters) — wenn ich die Sache um und um bisehe, wejß ich doch nich, was ich draus machin soll — es is Zeit, daß du in dich gehst und deine Schlechtigkeiten ablegst — Alle reißin sich off mich (d. h. fahren mich an) — mit dem neuen Bäcker is nich viel los (d. h. sein Ge-

schäft geht schlecht) — die Sache braucht nich off den Plutz fertig zu sein — mit seinem Reichthume läßt sichs noch haldin — er is nich von vielem Essin, Redin, Rühmin ꝛc. (d. h. Freund von ꝛc.) — er is gut mit meiner Schwester (d. h. im Liebesverhältniß) — es is nich an dem (= es ist nicht begründet) — ich lasse nischt off meinin Freund kummin — Mänche haldin mehr offs Geld, Mänche mehr off die Ihre — die Sache hat nischt off sich (d. h. hat keine Bedeutung) — ich muß mich off die Sockin machin (= auf den Weg) — das geht nich mit rechtin Dingin zu — er giebt sich off seinen Feind (oder macht sich über seinin Feind) — das Brod is diesmal nich recht giroathen, denn es is von der Kurschte (nämlich abgesprungen) — dennoch wird es Abgang finden, weil es doa, wu wenig Fleischkost is, mehr über 's Brod geht — der Kranz is anzwej (= entzwei) gigangin — er lärmt off mich — der Loahme geht off Krückin (nämlich gestützt) — ich hoabe an viermoal girufin, und du hast dich nich abgirufin. Die meisten dieser Phrasen sind auch in weiteren Kreisen bekannt, bedürfen daher keiner Erläuterung.

Was die Konstruktion betrifft, so muß man leider bekennen, daß viele Präpositionen eine anarchische Freiheit im Lande der Halbwenden genießen, welche die Ganzwenden den Präpositionen ihrer Muttersprache nicht gestatten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß in dieser Beziehung bei den deutschen Monoglossen des Luckauer, Lübbener und Gubener Kreises, oder in den Geländen der niedern Spree und Elbe mehr Ordnung und Regel sich finde. Der Grund liegt theils in der dem gemeinen Manne abgehenden Unterscheidung des Dativs vom Akkusativ, theils in dem Bestreben deutlich zu sein. In den auslautenden **r** und **ch** des Pronomens (mir und mich, dir und dich) sieht er bedeutungslose Anhängsel (ἐφελκυστικα), die nach Belieben verwechselt werden können; darum spricht der Kalauer: ich lobe dir, ich kenne dir, verstehe mir, um dir is mir nich bange, ohne mir geht es, sorge selbst vor dir ꝛc., der Luckauer aber: kumm mit mich, aus dich wer' ich nich klug, noach dich soll Alles gehn, soage mich doch, wie die Sache steht und gieb mich Auskumft ꝛc. Nach Beider Meinung ist mi und di für beide Kasus die wesentliche Form, — eine Ansicht, die durch Analogie der skandinavischen Mundarten unterstützt zu werden scheint, — und der auslautende Konsonant willkürlich und ephelkystisch. Mit den und die (pl.), ihr und sie (fem.), der und die (fem.), ihnen und sie (pl.) verfährt man mehr nach der Sprachregel; dagegen wieder weniger mit ihm und ihn, dem und den, weil die tonlosen ihm und dem zu 'n, d'n zusammenschmelzen, also dem Akkusativ gleich werden, z. B. thu's 'n zu Gifallin, gieb 'n das Geld, soag's d'n Andern, es steht off 'n Ofin, Ejner noach d'n Andern, ich hoab's 'n widerroathin, die Ege is off 'n Felde gibliebin, vor d'n (vor 'n) Hofe liegin Schneehaufin ꝛc.*) Weil aber ihnen gewöhnlich in der kontrakten Form ihn'n gesprochen wird, wodurch es mit dem accus. sing. ihn kollidirt, so ersetzt man es um der Deutlichkeit willen gern durch sie, z. B. ich kann Sie's nich verdenkin, ich möchte Sie's roathin ꝛc. Uebrigens verleitet schon der gemeinsame Gebrauch des uns und des euch für beide Kasus zu dem

*) Das auslautende —em ist übrigens auch im Hochd. häufig zu —en geworden, wie in den Wörtern Besen, Faden ꝛc.; ebenso allgemein in den dat. pl. der Deklination und in der ersten Pers. pl. der Konjugation, wo die slav. Mundarten es noch besitzen.

Glauben, daß ein jedes Pronomen in jedem Numerus gleiche Formen für den Dativ und den Akkusativ haben müsse. Aus dieser Quelle fließen zumeist die fehlerhaften Konstruktionen der Präpositionen, die sonach weniger im Plural des Nomens und im Sing. der weiblichen Deklination desselben vorkommen, als außerdem. Hiermit ist freilich noch nicht erklärt, warum wegen so oft mit dem Dativ verbunden wird, da ihm doch nur der Genitiv zukommt. Seien wir zufrieden, daß der germanische Wende der theilweise noch wendisch sprechenden Kreise im Ganzen besser zwischen mir und mich, dir und dich, ihr und sie unterscheidet als der Luckauer Niederdeutsche, daher auch in der Zugehörigkeit der Präposit. weniger irrt als dieser.

6. Interjektionen.

Mit dieser Wortart, die nicht allein Aeußerung der Empfindung, sondern auch des Willens ist, da sie ursprünglich in ihrer Einfachheit fast nur vokalische Laute giebt, nähert man sich der Urquelle aller Rede und Sprache, da sie zugleich als Phonomimik neue Wörter schafft. Thiere z. B. bekommen oft ihre Namen nach den Lauten, die sie von sich geben, wie der Kukuk (cuculus, κοκκυξ, wend. kukawa), Wiedehopf (upupa, ἐποψ, wend. hupaz), bos von boare 2c., und die Sprache, die der Mensch mit den Thieren spricht, hat auch meist einen gleichen Ursprung.

Hier kann selbstverständlich nur von solchen Interjektionen gehandelt werden, die theils in der Schriftsprache voraussetzlich nicht in gleicher Form und Bedeutung gäng und gäbe, theils aus dem Wendischen angenommen sind. Dahin gehören:

Ha? (langgedehnt) wenn man eine nicht verstandene Rede noch einmal hören will, wie das deutsche He? (ist wendisch).

Jou, jou! wenn man sich über das Mitgetheilte verwundert, z. B. A. sagt: die Pockin sind wirklich unter den Kindern. B. spricht darauf verwundert: jou, jou! d. h. also doch wahr!

Ju! (lang gezogen). A. spricht: du hast woll 'n hübsches Trinkgeld gikriegt. B. erwiedert: ju! A. spricht: du hast vom Schock doch giwiß vier Scheffil ausgidroschin. B. erwiedert: ju! d. h. ich dächte gar! weit gefehlt!

Juchhej! der bekannte Ruf einer exaltirten Freude (nicht juchhei), wovon das Zeitwort juchzin oder juckßin (hochd. jauchzen, obschon kein jauch existirt), lautet in der längsten Form ju—ju—ju—ju—ju—ju—juchuchu! und wird in möglichst hoher Lage der Stimme ausgeführt, die sich erst bei den letzten beiden Silben chuchu senkt. Es gehört Uebung und eine gute Lunge dazu, um ein geschickter Juckßer zu werden.

Hej oder Hejda! ein Zuruf, um Jemand aufmerksam zu machen, z. B. Hej! was macht ihr doa? — Hej, Landsmann, wu geht die Rejse hin? — Hejda! hört Niemand? — Es ist aber auch ein Ausruf freudiger Verwunderung, wie in: Hej! das woar ejnmoal ejn Lebin! — Hej! doa gung es lustig zu! Verlängerte Formen davon sind Hejdida, Hejsassa!

Holla! ein Ausruf, um sich bemerkbar zu machen. Holla! der Sandmann is doa! Holla! kouft Hejdelbeerin! Ein anderer bekannter Gebrauch ist: damit Holla! = damit Basta!

Halloh! ein Jagdruf, der zur Verfolgung ermuntert, ebenso an Menschen, als an Hunde gerichtet, in letzterem Falle gewöhnlich mit Zusätzen ver-

mehrt, wie Halloh faß'! Halloh beiß'! Davon das Sprichwort: über eine Sache ein großes Halloh machen, d. h. um eine Sache großen Lärm erheben.

Ah! Ausruf des freudigen Staunens über eine unerwartete Erscheinung. Ah! was vor 'ne Pracht! — Ah! du bist es? — Ah! wie schön!

Ha! ein drohender Zuruf, verschieden von dem oben genannten fragenden Ha. Ha! loaße dich kriegin! Ha! du sollst mir dervor büßin! Ha! verstelle dich norr!

Aha! ein Ausruf der befriedigten Erwartung. Aha! hoab' ich dich endlich erwischt? A. spricht: jetzt will ich dir's gestehin. B. entgegnet: Aha!

Oha! (die letzte Silbe betont, wie im vorigen) ein beschwichtigender Zuruf, wie Ruhe! Geduld! an Menschen und Thiere gerichtet, die aus Ungeschick und Ungeduld Gefahr laufen, Schaden anzurichten oder selbst zu Schaden zu kommen.

Oho! Ruf des Zweifels in der Erfüllung einer Versicherung, wie, wenn A. sagt: es is mir ein Leichtes, über diesen Graben zu springen, B.: Oho! d. h. schwerlich! oder auch Ruf des Erstaunens über einen geäußerten Zweifel, wenn A. fragt: dieses Stück kannst du wohl nicht singen? und B. antwortet: Oho? d. h. warum sollt' ich's nicht können? In beiden Fällen drückt es das zweifelnde meinst du? aus.

Hui, Hui! drohender Zuruf an ausgelassene Menschen oder Hausthiere, um sie zur Ordnung anzuhalten = sachte! obschon er eigentlich das wilde Toben ausdrückt.

Ei! Ausdruck des bewundernden Wohlgefallens. Ei wie niedlich! Ei wie künstlich! Ei wie giputzt! Ei über den Schmeichler! A. spricht: bitrachte moal das schöne Tuch. B. erwiedert: Ei! Von diesem Worte kommt das Verbum eizin, d. h. wiederholt ei ei sagen und zugleich streichelnd den Gegenstand des Wohlgefallens liebkosen. — Eine andere Empfindung drückt derselbe Laut aus, wenn er mit ernster Strenge gesprochen wird, nämlich des wohlwollenden Mißbehagens oder Verdrusses, wie in den Sätzen: Ei! das versteht sich von selbst! Ei! du werst doch nicht! Ei, ei, was giebst du an? Für beiderlei ei ist in der Lausitz gewöhnlicher ih gebraucht, wovon sogleich gehandelt wird.

Ih. A. sagt: Heute hoab' ich Glück gihatt. B. erwiedert: ih! — A.: ich soll Givatter stehin. B.: ih! bei wem? — Ih! der Tausind! — Ih! so geh doch! — Ih! bis ruhig! — Ih! das braucht Niemand zu wissin. — Ih nu, ich bin's zufriedin.

Na oder no (letzteres wendisch) vertritt die nicht populären auf! wohlan! in gleicher Bedeutung. Na! wie gehts? Na! so wullin wir (wullmer) anfangin. Na! mache ficks. No! bis norr gidulbig. Na! kumm mir norr wieder. Na, na! ein Warnungsruf. Na, gude Nacht! Ausruf des Bedauerns wegen einer vereitelten Hoffnung.

Nanu oder einfach nu! Es ist ein Aufruf zum gleichzeitigen Angriff einer Arbeit. Nanu kanns losgehin! Nu festgihaldin! Nu losgiloassin! Nanu uffgimacht! Oft wird dafür das wendische no ga no auch von Deutschen gebraucht.

Schicho! = still! ruhig! ist, obschon wendisch, doch auch den Deutschen geläufig.

Die in mannigfaltigen Schattirungen der Empfindung allgemein ge-

brauchten o, ach, he? au, o weh, pfui, ä, leider, hm, pst, scht, huh, puh, können hier füglich übergangen werden, außer wo sie mit andern Wörtern in Verbindung erscheinen. Dahin gehören: fuj meppe! fuj Teubil! Ausruf des Ekels. Ach du meine Güte! ach du meine Zeit! ach mein Himmil! Ausdruck des Bedauerns, aber auch der Rathlosigkeit. Ach Gott, in deine Hände! Ausdruck der verzagenden Ungeduld. Ach der tausind! der tausind noch ejnmoal! tausind ßaßa! ach Gotts Blitz! spricht Erstaunen aus über eine freudige Erscheinung.

Ach Herr Je! o Herr Je! drückt starke Verwunderung aus.

Ach Leute! ebenso. Beispiel: Ach Leute! das woar moal hübsch.

Ach jou und ach nej! Beides verstärkt eine Behauptung gegen einen ausgesprochenen Zweifel, z. B. du bist mir woll nich gut, he? Antw. Ach jou! — Du möchtest woll lieber ausgehin als zu Hause bleibin? Antw. ach nej! Gleichbedeutend ist o jou, o nej!

Ach so? verkürzt aus ach so steht die Sache? wenn man eines Irrthums überführt ist — spricht Beruhigung aus, wird aber auch ironisch gebraucht.

Ach Herr meines Lebins! drückt ebenso Verwunderung als Kleinmuth aus.

Ach du mein Gott! ach du lieber Gott! ach mein Gottchin! ist = leider Gottes, was im Wendischen durch božko, božko! = Gottchen gegeben wird, ebenso aber auch in deutscher Rede öfter vorkommt, z. B. der Kranke versuchte zu gehin, aber Boschko! er mußte es wohl bleibin loaßin.

Dis Jesus! ein jetzt wohl überall veralteter Ausruf, offenbar aus dem lat. deus Jesus entstanden, drückt eine angenehme Ueberraschung aus, wie Ach Herr Je!

Aetsch! ein Ausruf der Schadenfreude über eine vereitelte Hoffnung eines Andern.

Ach jemernej! o jemernej! o jemers! = o weh, o Je! — ein Klageruf.

Ach geh weg! ach geh furt! d. h. mache das einem Andern weiß! ist also Ausdruck der Ungläubigkeit.

Ih Gotts Welt! ih Gotts Wetter! ih zum Henker! ih zum Schinder! ih zum Kukuk! ih zur schweren Noth! ih zur schweren Angst! ih zum Teubil! ih zum Teutschil! ih zum Teuker! ih Gotts tausind! ih Gotts Pestilenz! ih Gotts Dunder! ih Gotts Geier! ih zum Geier! ih Gotts Zeter! ih zum Satan! ih Gotts Hoagil! ih Gotts Schwebil! ih Gotts Sackerment! ih Gotts Element! Das Alles sind mehr oder minder ernstlich gemeinte Ausdrücke der Ungeduld und des Aergers über Andere oder über sich selbst.

Weil aber der im Affekt sich übereilende Mensch hintennach doch eine gewisse Reue über den Mißbrauch heiliger Namen empfindet, auch fürchtet, daß der Teufel nicht mit sich spaßen läßt, ist er auf eine reservatio mentalis bedacht, und diese wird bald durch Entstellung der Namen, bald durch Substituirung anderer Namen bewerkstelligt. Das erstere Hülfsmittel maskirt die Namen durch Verkürzung oder Verdrehung wie Je aus Jesus, Kotts oder Potts st. Gotts (Kotts Wetter! Potts tausend ꝛc.), Sapperment, auch Schlapperment und Sackerlot oder Sapperlot statt Sackerment, Kotts Blix st. Gotts Blitz, schwere Lenz st. schwere Pestilenz, schwere Last st. der schweren Noth, Teutschil und Teuker st. Teubil, an dessen Stelle auch oft seine irdischen Repräsentanten, die sich

auf seine Künste verstehen, wie Schinder und Henker (der Henker mags wissen — das weiß der Schinder), der Geier und der Kukuk (geh zum Kukuk — der Geier mag das verstehin — hol dich der Geier) genannt werden. Eben deshalb wird auch verteufelt in verteukert und vergeiert, verflucht in verflickt entstellt. Der Franzose verfährt ähnlich in seinen parbleu st. pardieu, morbleu und morgué st. mort de dieu, diantre st. diable*).

Als scheuchende Laute sind noch zu erwähnen:
ks, ks, ks, ks, — sch! (langgedehnt) — husch, husch, husch! — hischja! hischja! (langgedehnt).

Gegen Hausthiere, mit welchen der Mensch auf einem vertrauteren Fuße lebt, wird vom Wendischen viel Gebrauch gemacht.

Hirrja! ist ein Ordnungsruf des Hirten an das Hüteviech, wodurch er dasselbe vom Herumlaufen und Ueberschreiten der Grenzen abhält.

Hulja! (oft wiederholt) verscheucht die Gänse.

Liba! (wiederholt) lockt dieselben. Doch gebraucht man dafür mancher Orten tesch, tesch! — Hulu rc.!

Pile! (wiederholt) ruft die jungen federlosen Gänschen, die selbst wendisch pilě, n., pl. pilěta, im Diminutiv pilětko, n., pl. pilětka heißen, woraus das deutsche Pilentchen geworden ist.

Wutt, wutt rc. oder witt, witt rc. lockt die Enten.

Putt, putt oder pitt, pitt, ingleichen auch tschipp, tschipp rc. lockt die Hühner.

Puht, puht rc. ruft die Truten. Tauben werden durch Pfeifen gelockt.**)

Mieze, mieze rc. oder haita, haita rc. ist lockender Zuruf an die Katzen.

Tschju da, da, da rc. oder tschju ta, ta, ta rc. ruft die Hunde.

Schieb, schieb, schieb rc. oder schibba, schibba rc. die Schafe.

Huntschja, huntschja rc. die Schweine, die außerdem mit

Tschinu, tschinu (letzte Silbe betont und langgezogen) in den Stall gelockt werden. Dieses Wort scheint das umgekehrte wendische nutschi = herein zu sein.

Pschjo, pschjo, pschjo rc. lockt die Ochsen, Kühe und Kälber, und ist wohl synkopirt aus pojdź how wend. = komm her, wie das dieselben zum Trinken auffordernde pî toj, contr. ptoj wend. ist, = trinke das hier, indem toj sicher vom wend. toč = das hier abstammt.

Durch die willkürliche Annahme, daß in der lockenden Interjektion der Name des Thieres, dem man sie freundlich zuruft, enthalten sei, gelangt man dahin, daß man wirklich damit die Thiere selbst benennt, und daher führt die Ente den Namen Wutka, die Haushenne heißt Puttka oder Tschipka, die Trute Puhte, die Katze Mieze, der Haushund Tschju oder Tschjutschjo, im dim. Tschjutschko, das Schaf die Schiebe oder Schibbe, das Schwein die Huntschja oder Tschina, was aber nur von dem Vieh in einer und derselben Hausgenossenschaft gilt, in welcher als wesentliches Mitglied auch die Kuh unter dem Namen Motschja eine Stelle behauptet.

Das Pferd aber ist zu hoch geachtet, als daß man in einem besondern Jargon mit ihm sprechen sollte. Es wird vorausgesetzt, daß es sowohl deutsch

---

*) Auch der Wende entstellt diabol in diasso. Ueberhaupt sucht man den Sinn solcher Ausrufungen durch komische Wendungen zu verdecken. Daher die ebenso unschuldigen als unsinnigen: schwere Jacke! schwere Kanone!

**) Mit diesel dies'! lockt man in der Oberlausitz die Tauben. Redakt.

als wendisch versteht. Nur die kurzen Kommandolaute, wie die antreibenden hü! hotti! hutti!, die lenkenden hott (rechts) und schwu (links), das beschwichtigende hoi! und das zum Stillstehen nöthigende brr! die wohl in ganz Deutschland üblich sind, gehören in das Idiotikon eines Rossebändigers.

III.

Phraseologische Abtheilung.

A. Ellipsen und Pleonasmen der Rede.

Hier werden die in Gedanken zu ergänzenden Wörter in der Parenthese beigesetzt.

Elliptische Redensarten, die häufig vorkommen, sind folgende:

1. Was ich Euch soagin wullde (ist das): Ihr könnt morgin mit mer foarin.
2. Ich hoab's am (wer weiß?) wie viel Moal verbotin. Sie hat mich (wer weiß?) wie ofte drum gibetin. Ich hoabe dich (wer weiß) wie lange gisucht.
3. A setzte sich mir nischt dir nischt (zur Entschuldigung sagend) zu meiner Seite, d. h. ohne Umstände oder ohne alle Rücksicht.
4. Mir is von dem fremden Weibe (Uebles) geschehin, d. h. ich habe von der Fremden ein Angesicht bekommen, mir ist von ihrem Blicke übel geworden.
5. Das is (schlimm genug) um den Tod zu kriegin.
6. Bist du krank oder (fehlt dir sonst) was?
7. Ich kumme von Schmid's (Leuten) und gehe nu zu Winkler's (Leuten).
8. Der Hund thut Euch nischt (zu Leide).
9. Ueber dich (muß man sich wundern!) — (Bei) meiner Treu! — Weiß (es) Gott! — (Gott) weiß (bei meiner) Treue! — Was hast du ewig (= bei dem ewigen Gott) gimacht? — Geh bei Leibe (= bei Leibes Leben) nich zum Teiche! — Es is (bei) meiner Seele woahr!
10. Das is nich norr sow (etwas Gewöhnliches)! das is goar nich ohne (Bedeutung)!
11. Sie rissin aus, haste nich gisehin (so sieh jetzt, wie man ausreißen kann).
12. Nanu foare zu (so schnell als) was das Lederzeug hält. Oder blos: joage, was das Zeug hält.
13. Ebin! ebin drum! drum ebin! Hiermit wird eine Zustimmung zu dem Urtheile eines Andern ausgesprochen = ebendasselbe mein' ich auch.
14. Mir is nich recht (wohl), d. h. mir ist unwohl.
15. Drum soat man! (= drum sagt man). Diese Rede kündigt ein bekanntes Sprichwort an, welches auf eine eben vernommene Begebenheit Anwendung findet, aber nicht ausgesprochen wird; z. B.: A. erzählt, daß ein falscher Aufläger vom Gerichte zu mehren Wochen Gefängniß verurtheilt worden sei, und der Zuhörer B. fügt hinzu: drum soat man! Hiermit deutet er auf das Sprichwort: Wer einem Andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein.
16. Er is nich (Freund) von vielem Reden. — Er is nich (Freund) von großem Uffwand. — Er is nich (Freund) von Kumpilmentin 2c.

17. Als Gott der Herr. Dieses ist eine vielgebrauchte Metaxylogie, wie in folgenden elliptischen Sätzen: Ich hoab 'n zur Rede gisetzt, odder a mejnte, als (ob) Gott der Herr (weiß, ob es wahr ist) das wäre norr Klatscherei und a hätte nischt Unrechtes giredt. Sie thut, als (ob) Gott der Herr (weiß, ob mit Recht) sie wäre 'ne vornehme Dame.
18. Das neue Messer is zu nischte (nutze).
19. Er hat viel los (gekriegt), d. h. viel gelernt. Der Teubil is los (gelassen)!
20. Ach Gott, in deine Hände (befehl' ich meine Sache)! ein Ausruf der Rathlosigkeit oder der Ungeduld.
21. Die Aposiopesis wird besonders bei Drohungen gebraucht, wie das lat. quem ego! quos ego! und zwar so, daß aus Scheu, einen Fluch auszusprechen, das schlimmste Wort verschluckt wird; z. B. (ich wollte) daß dich der (Henker holte)! — Hole dich der (Henker)! — Ich will dich (kuranzen)! — Werste woll (gehorchen)? — Woarte, woarte (bis ich komme)! — Hast du mich) verstandin? — Daß dich das Wetter (treffe)! — Du sollst sehin (wie ich dich strafen werde)! — (Ich will) daß du nich muckst!
22. Gotts Wetter noch ejnmoal! Tausind noch ejnmoal! Ei der Tausind noch ejnmoal! sind Ausrufe der Verwunderung, bei welchen das noch ejnmoal sich wohl kaum anders erklären läßt, als durch die Ellipsis: daß ich's noch einmal sehen sollte!
23. (Schade) daß er nicht mehr kummt! (Schoade) daß es heute regint!
24. Schoade (komme) off den Kerl! — Schoade (komme) off den entfloginin Vogil! d. h. ich kümmere mich nicht mehr darum. Schoade drum! Ich sch— druf!

Pleonasmen kommen wieder häufig vor, und sind schon zum Theil früher mit Beispielen belegt. Dennoch sollen hier einige besonders häufige, die schon vorher erwähnten mit eingeschlossen, ihre Stelle finden.

1. Thun bei Infinitiven. Ihr thut Euch immer lange bisinnin — du redst, wir du's verstehin thust — wir arbeitin fleißiger, als Ihr thut — wenn Ejner sich selber rühmin thut, bringt's am kejne Ihre.
2. Das oft wiederholte parenthetische soat' ich, soat' er, soate se (= sagt' ich, sagt' er, sagte sie); z. B.: Ich soate: Junge, du mußt Lihre annehmin (soat' ich) und nich klüger sein wullin, wie andere Leute (soat' ich). Schuldin haste schone ginung, und wenn du sow furtwirtschaftst (soat ich), werste zuletzte noch Haus und Hoff im Stiche loaßin müssin (soat' ich).
3. das im Affekte wiederholte is das (= ist das); z. B.: das is 'n ungizogener Bengil is das! — Das is um den Tod zu kriegin vor Aergerniß is das! — Das is 'ne vergeierte Gischichte is das!
4. Gihatt hoabin (= gehabt haben); z. B.: ich will das nich gihatt hoabin st. ich mag das nicht leiden oder gethan haben — sie mag es nich gihatt hoabin, daß du se lobst — wir wullin es nich gihatt hoabin, daß Ihr uns helft.
5. Ich wejß von nischte nischt; oder ich wejß ganz und gänzlich nischt nich; oder ich wejß in der Welt Gottes nischt nich 2c.
6. So hilf mer doch! So loufe schwinde! So antworte doch! Der Regin

hat uffgihürt, so wull' mer weiter gehn. So steh norr stille, wenn ich dir soage.

7. Diese Perissologie kommt besonders oft vor bei dem Artikel und den persönlichen Fürwörtern; z. B.: der arme Schlucker der! — das böse Fieber das! — die garstige Hexe die! — die Felder die sein verwildert. — den Dieb den hat man gifangin. — Im Affekte wiederholen sich diese Wörter sogar zweimal, z. B. das gute Kind das das! — der arme Mann der der! — die schlimme Krankheit die die! Im Pronomen findet dieselbe Wiederholung statt, wenn es besonders betont wird; z. B.: biste das du? seid er das ihr? sind se das sie? Die Antworten lauten: das bin ich ich! das simmer wir! das sein se sie! Hieher gehören die Imperative: Hürste doch du! hürt er doch ihr! und die ausrufenden Sätze: du lieber Himmil du! — ihr liebin Freunde ihr!

8. Allejn aber st. aber ist viel gebraucht, z. B. ich bin es zufrieden, allejn aber Ihr müßt mir ouch ejnin Gegindienst thun.

9. Denn worum? st. denn. Beisp.: Ich mache mir nischt aus dem Girede; denn worum? es is unmöglich, allin Leutin zu gefallin.

10. Also nanu, eine gewöhnliche Verbindung zwischen einzelnen erzählenden Sätzen. Beisp.: Also nanu, wie ich dermit fertig woar, gung ich meiner Wege weiter.

11. Was zu thune? (= was zu thun?) deutet etwas schnell Ueberlegtes in der Erzählung an. Beisp.: Ich hutte das Feuer uffgehin gisehin; also was zu thune? ich sprung aus dem Bette und luf zum Schulzin.

12. Verstehe! oder verstehin Sie! Ein häufiges Flickwort, womit man die Aufmerksamkeit des Hörers anregen will; z. B.: Ich stoal mich hejmlich furt, verstehin Sie! drum wejß ich nich, was später in der Versammlung vorgikummin is. Gleichbedeutend ist: Hörin Sie! Horchin Sie! sehin Sie!

13. Wenn eher, gewöhnlich gesprochen wenn ihr st. wann (als Frage); z. B.: Wenn ihr denkt er uns zu bisuchin?

14. Die Präpos. noach wiederholt; z. B.: Noach der Stimme noach is es mein Bruder, odder noach dem Gisichte noach is ers nich.

15. Der meine Mann, das unse Kind 2c., vergl. die Pronomina.

16. Doa drüber, doa dervor, doa drum, doa druff, doa drinne, doa derbei, doa dervon 2c. st. doarüber 2c.

17. Ja und 2c. Dieses ist eine beliebte Verbindungsform erzählender Sätze, z. B. Ja und wenn ich er das gisoa't hutte, woar se off ejnmoal weg wie der Blitz.

18. Im Innern des Satzes wird manches Wort und mancher Satz parenthetisch ohne hinreichenden Grund eingeschaltet, wie z. B. dermit kannste drum zufrieden sein — das is meintwegin 'ne Lüge — du bist woll goar nich bei Troste — ich mäg das ejnmoal nich leidin — die Sache is all richtig (Luckauisch) — du redst, Gott verzeih' mer's, wie 'n unverständiges Kind — wenn's nich anders is, mäg sein, so bin ich's zufriedin — sie drohin, denke der's, mich zu verkloagin — es is, so zu soagin, ejn bidenklicher Umstand — es kann, wissin Se, noch anders kummin — wir sein, wenn Se hürin wullin, andrer Mejnung — das soll und soll nich gischehn — ich hoabe mich über die Moaßin sehre giärgert — das is ganz vortrefflich schöne — wu

bleibt er denn so ewig lange? — was soll das in aller Welt bideutin? — Ihr seid alle mitejnander Lügner — so was hoab' ich meine Lebtage nich gisehn — morgendes Tages wer' ich die Sache vornehmin — er koam bei nachtschloafinder Zeit zu mir — das is vor meinin sichtlichin Ougin gischehin.

Genau genommen liegt in den meisten dieser Beispiele mehr eine Akkumulation des Hauptgedankens im Satze, als ein müssiger Pleonasmus, und deshalb kann man sie mit mehr Recht in die folgende Abtheilung stellen.

B. Emphasis und Ironie des Ausdrucks.

Die Emphasis, welche oft bis zur Hyperbel aufsteigt, erscheint theils in Zusammensetzungen mehrer verwandten Wörter, theils in der Nebeneinanderstellung derselben. In der Lausitz dürften sich wenig ihr ausschließlich eigene Ausdrücke dieser Art finden. Daher mag man die folgenden Beispiele mehr als deutsches Gemeingut betrachten.

Er is bitter und böse — giwiß und wahrhaftig — er faullenzt den ganzin gischloaginin Tag — es is das pure helle Gold — es gribbilt und wibbilt Alles von Moadin — ich bin über und über bistoubt — ich bin durrich und durrich giwejcht — es werd kurz und klejn gihackt — man hat 'n braun und blau gischloagin — er redt immer und ewig dasselbe — mir werd Zeit und Weile lang — man hat ihn mit Schimf und Schandin furtgijoagt — er fällt so lang und groß er is — ich woarte und woarte und noch kummt Niemand — er is alt und grau giwurdin — in dem Hause is Mord und Todtschlag gischehin — er zankt furt und furt — das is Jammer und Schoade — er hat die Hülle und Fülle — man hat 'n krumm und loahm gischloagin — er schloaft bis an den hellin lichtin Tag — er werd kirschbraun vor Wuth — ich hoab's satt und dicke — ich bin fitschefadenaß. Hierher gehören ferner Zusammensetzungen, die meist den Grundbegriff auf eine übertriebene Art steigern, wie spilledürre, klapperdürre, knüppeldick, quittegelb, grasegrün, feuerroth, blutroth, kreideweiß, käseweiß, schneeweiß, aschgrau, felsgrau, himmilblau, spiegilblank, roabinschwarz, pechschwarz, pechroabinschwarz, brühsiedindhejß, leichinblaß, blutwenig, blutjung, stejnalt, kinderleicht, federleicht, seelengut, seelenvergnügt, honigsüß, zuckersüß, stockfinster, stockdumm, stockblind, mäuschinstill, splintnacktig, splindfasernackt (Sorau), grundgütig, grundehrlich, grundhäßlich, grundböse, ewigschoade, rejneverrückt, sackgrob, mutterseelinallejn, hoarscharf, essigsauer, funkilnoagilneu, spinnefeind, wunderschön, kunterbunt, lichterloh, schnurgroade, boumlang, vierschrötig und das gleichbedeutende vierkantig, todtmüde, todtsterbenskrank, eiskalt, gallinbitter, bitterkalt ꝛc. Hierher gehören auch Zeitwörter, wie durchdreschen st. prügeln, winsiln st. weinen ꝛc.

Die Ironie gefällt sich darin, dem Hörer Etwas zu rathen aufzugeben. Sie ist ein komischer Lügenscherz, der euphemistisch für etwas Schlimmes gute Namen, und dysphemistisch für etwas Gutes schlimme Namen zur Hand hat, und nimmt ein großes Feld in der Umgangssprache ein.

Die ironischen Euphemismen leugnen mit Worten der Zustimmung, wie: schonn recht! ganz recht! schön gisoagt! versteht sich! nich anders! das wulld' ich mejnin!

Sie tadeln mit lobenden Worten, wie: Du siehst lieblich aus! ejne saubere Gischichte! das kostbare Gischenk! du werst schöne ankummin! So gifällst du mir! Ejne schöne Bischerung!

Sie drohen mit freundlichen Worten, wie: Ich will dir helfin! dir hejme leuchtin! Loaß mich kummin! Ich will dich mit der Ruthe kitziln! Kumm, loaße dir was auszoahlin! Voater werd dich lobin!

Sie verweigern mit Worten des Versprechens und der Unterwürfigkeit, wie: ja morgin! gihorsamer Diener! mit Vergnügin! schönin Dank! Sie müssen's hoabin! Ja gerne! Prost Moalzeit!

Umgekehrt giebt es ironische Dysphemien, die Gutes mit Schlechtem bezeichnen und tadelnd loben, wie: Das is so meine tumme Mejnung! d. h. bescheidene Meinung — ich mäg mich nich gnädiger Herr scheltin loaßin — schimfe mich nich Wohlthäter! — der arme Wurm! — die klejne Krabbe (gegen Kinder gebraucht)! — is meine Tochter nich 'n großes Mensch giwurdin? — mein Junge studirt Medizin — der arme Schelm! — ich hoabe mich höllisch gifreut — die gute Haut! — das arme Luder! — der arme Teubil! — Besonders häufig sind diese gutgemeinten und übellautenden Ausdrücke bei Liebkosungen, wie: mein Puttchin, mein Nüßchin, klejner Kobold, mein Kälbchin, mein Lämmchin, mein Schäfchin*) ꝛc., worunter wohl kaum einer ist, welcher der Lausitz ausschließlich angehört.

C. Bildliche Redensarten, die viel gebraucht sind.

Sie sollen hier, ohne daß der Vergleich Anspruch auf Vollständigkeit macht, nach alphabetischer Folge des wesentlichsten Wortes im Satze (im Betreff des Anfangsbuchstabens) gegeben werden. Der Sinn derselben wird in den meisten Fällen einer Erläuterung bedürfen, wenigstens für den Nichtlausitzer.

A. (Vergleiche auch Oa st. des langen A.)

Sie is nich allejne = sie ist schwanger.
Arg sein nach Etwas = sehr begierig sein wonach.
Aparte thun gegen Jemand, d. h. sich zurückhaltend betragen.
Atchej soagin = Abschied nehmen, auch tropisch gebraucht vom Unterlassen einer Gewohnheit. Es ist dem franz. adieu entlehnt und der gewöhnliche Abschiedsgruß.
Ausputzer kriegin = Verweise bekommen.
Sich ausschüttin vor Lachin, ein Euphemismus gleich dem sich biboumölin vor Lachin.
Loaß dich nich auslachin, d. h. sei vernünftig!

*) Man kann hieher ziehen die Adverbien, welche, gegen ihre buchstäbliche Bedeutung, nur dazu dienen, den hohen Grad eines Begriffes auszudrücken, wie: grausam reich, grausam schöne, abscheulich schöne, abscheulich gilihrt, umbändig fleißig, umbändig schöne, umvernümftig klug, umvernümftig reich, welches letztere Wort den Ton in der vorletzten Silbe hat und soviel als unbegreiflich bedeutet.

B.

Etwas off die lange Bank schiebin = sich mit Etwas Zeit nehmen.

Jemanden zum Bestin hoabin = zum Narren haben.

Zu Burin gehin, d. h. in die Gemeindeversammlung (wendisch gromada) gehen, ist Luckauisch. Klöden erwähnt in seiner „Mark Brandenburg 2c." auch die Burensprache oder Bursprache, d. h. die Besprechung der versammelten Bürger auf dem Rathhause in Gemeinde-Angelegenheiten, giebt aber keine Erläuterung des Wortes, das niederdeutschen Ursprungs sein mag, wenn es nicht dem slav. sbor = Versammlung, entlehnt ist. (Gehört eigentlich nicht hierher.)

Er nimmt kein Blatt vor's Maul, d. h. er spricht furchtlos die Wahrheit.

Jemandem den Boart streichin oder ihm um den Boart gehen = sich bei Jemandem einschmeicheln.

Jemandes Briefe findin = eines Vorgängers Gewohnheiten annehmen.

Er läßt sich die Putter vom Brote nich nehmin = er läßt sich die Vortheile seiner Stellung nicht kürzen.

Er ist über alle Berge = er ist weit davongelaufen.

Der hinkende Bote kummt noach = die frohe Erwartung wird vereitelt, oder die Freude wird nicht lange dauern.

Deine Kunst geht bettiln = bringt dir nichts ein, taugt nichts.

Es regnet (oder schneit) ihm in die Bude, d. h. seine Entwürfe werden durchkreuzt.

Sich womit brejt machin = wichtig machen.

Jemanden brejt schloagin = Jemanden für einen Plan gewinnen.

Hinder'm Berge haldin = sich über einen Entschluß nicht äußern.

Er wejß, wu Barthil Most schänkt = er weiß Bescheid in der Sache.

Sich off die Bejne machin (ebenso: off die Sockin, off die Strümpe) = sich auf den Weg machen, fortgehen.

Den Broatin riechin = Lunte riechin, d. h. einen geheimen Anschlag wittern.

Den Bündil (Pündil) schnürin = sich reisefertig machen.

Es geht durte ziemlich bunt zu = regellos, ungebunden.

Jemandem den Brodkorb hoch hängin = ihm sein Einkommen knapp zumessen.

Mein Schmerz woar weg wie in den Born gischmissin, d. h. auf der Stelle.

Sie stehin blank gegin ejnander (oder mit ejnander) = sie sind aufgebracht auf einander.

Jemanden lang und brejt (oder kurz und lang) aushejßin = ihn mit allen möglichen Schimpfwörtern belegen.

Er is blau angiloufin, d. h. betrunken.

Von außin biglissin, von innin bischissin = auswendig geputzt, inwendig beschmutzt.

Der Bock stößt mich = ich hobe den Schlucken.

Den Bock zum Gärtner setzen, d. h. einem Ungetreuen ein Geschäft übertragen.

Die Sache geht in die Brüche = wird vereitelt.

D.

Das geht nich mit rechtin Dingin zu = ist Hexerei.
Ich bin ihm off dem Dache = ich beobachte ihn unbemerkt.
Er thut dicke = er thut groß.
Ich hoab' es dicke = ich hab' es satt.
Man muß ihm 'n Denkzettel gebin = so strafen, daß er es nicht vergißt.
In dem Hause geht Alles drunder und drüber = ist keine ökonomische Ordnung.
Ich hoabe nischt drüber = ich komme kaum aus, habe nur das Nothdürftige.
Man muß sich so durrich drückin = mühsam behelfen.

E.

Jemandem die Epistil verlesin = die Levitin lesin, d. h. eine Strafrede halten.
Jemandem Etwas einbrockin oder Jemandem eine Suppe einbrockin = ihn in eine verdrießliche Lage bringen.
Bis doahin is noch 'n lankes Ende = eine weite Strecke, d. h. die Sache ist noch lange nicht entschieden.
Er hat die Elvin (Elbischin, Erbischin) — er ist toll vor Wuth.
Man muß mit ihm umgehin, wie mit 'm rohen Eie, d. h. sehr behutsam.

F.

Jemandem durch die Finger sehin = nachsichtig gegen ihn sein.
Die Arbeit fleckt nich = geht nicht vom Flecke.
Mit ejner Sache zu Fache kummin, d. h. sie zu Stande bringen.
Off der Flucht sein = Eile haben.
Fleetin gehin = verloren gehen; wird wohl von valete abzuleiten sein, st. Valet gehen.
Zu Falle kummin, wird von außerehelich geschwängerten Frauenzimmern gesagt.
Du redst wie der Blinde von der Farbe.
Er is falsch off mich = er ist feindselig gegen mich.
Er soll sein Fett kriegen = er soll gehörige Verweise bekommen.
Mache mir kejne Flausin vor = nichtige Vorspiegelungen oder Einwendungen.
Er hat 'n dickes Fell = er läßt sich nicht leicht rühren.
Jemandem das Fell über die Ohrin ziehin = Jemanden auf's Aeußerste übervortheilen oder quälen.
Off 'nem hohin Ferde sitzen, d. h. hochmüthig sein.
Das sind faule Fische, d. h. leere Behauptungen.
Er lacht sich in's Fäustchin = er verbirgt sein schadenfrohes Lächeln.
Ejnin Flejschergang machin, d. h. einen vergeblichen Gang machen.
Sich vom Ferde off 'n Esel setzin, d. h. sich verschlechtern.
Das paßt wie die Faust off's Auge = paßt ganz und gar nicht.
Er is in die Fichtin giroathin = auf den Holzweg gekommen.
Das alles is nich ejnin Fifferling werth (Pfifferling ist der Pilz mousseron).

G.

Ihm hängt der Himmil voller Geigin = er ist über die Maßen fröhlich.
Er läßt Gott 'n gudin Mann sein = er lebt sorglos in den Tag hinein.

Ueber diese Gischichte is Gras giwachsin, d. h. sie ist verjährt.
Der Mensch is nich recht gischeidt, d. h. nicht recht bei Verstande.
Mich überlöüft 'ne Gänsehaut, d. h. meine Haut schaudert.
Man muß nich Alles an die große Glocke hängin, d. h. weit und breit bekannt machen.
Er hat sich die Sache zu Gimüthe gizogin = macht sich Kummer darüber.
Jemanden in's Gebet nehmin, d. h. Jemandem nachdrückliche Vorstellungen machen.
Er hat es nich gerne githoan, d. h. nicht absichtlich.
Die Sache is aus dem Gröbsten fertig, d. h. in der Hauptsache fertig.
Er is mir nich grün, d. h. nicht gewogen.
Was er saogt is weder gihauin noch gistochin, d. h. es hat keinen Zusammenhang.
Er nimmt sich 'ne Gurke 'raus, d. h. er nimmt sich mehr Freiheit, als ihm zukommt.

H.

Es hebt sich mir, d. h. ich habe Neigung zum Speien.
Das is die rechte Höhe, d. h. der äußerste, unerträgliche Grad.
Er wohnt zu Haus-inne, d. h. eingemiethet.
Er is 'ne gude Haut, d. h. ein grundguter Mensch.
Der Hoaber sticht ihn, d. h. er ist übermüthig wie ein Pferd, das mit Hafer gefüttert worden.
Er weiß weder Hott noch schwu, d. h. er weiß sich nicht zu entscheiden. (Sorau = weder hotte noch schwuide).
Er kann sich nich aus 'm Hamfe fitzin, d. h. er weiß sich nicht in einem schwierigen Geschäfte zurecht zu finden.
Die Sache is mit Händin zu greifin, d. h. leicht verständlich.
Ich hoabe mit dir'n Hühnchin zu flückin (pflücken), d. h. einen kleinen Streit auszufechten.
Den Hoahn haschin, oder den Kockot haschin, d. h. den Erntebeschluß machen. Die Phrase ist einem Gebrauche der alten Wenden entlehnt, die, der Sage nach, einen lebendigen Hahn, wend. kokot, unter die letzte Schwatte des abzuerntenden Ackerbeetes steckten, der als Preis demjenigen Arbeiter zufiel, der ihn erhaschte.
Ich werde dir was hustin (oder auch puhstin, pruhstin, dudiln, brummin, niesin 2c.), d. h. ich werde dein Verlangen nicht erfüllen.
Er hat Hühnerbejne gigessin (ursprüngl. eine wendische Phrase), d. h. er kramt alle Geheimnisse aus, kann nichts verschweigen.
Großes Halloh von einer Sache machin, d. h. viel Aufhebens machen, viel Elend von Etwas machen.
Zu Hofe gehin = auf den Hofedienst gehen.
In's Hindertreffin kummin, d. h. gegen früher oder gegen Andere zurückstehen.
Die Sache geht vor die Hunde, d. h. sie verkommt, verdirbt.
Er is off den Hund gikummin, d. h. leiblich oder ökonomisch heruntergekommen.
Jemandem Hundslodin gebin, auch Hundslodin kriegin, d. h. auf's Gemeinste ausschelten; oder so ausgescholten werden.

Er hat sich ejnen Hoarbeutil gitrunkin = ein Räuschchen.
Er will aus der Haut foahrin, d. h. die Geduld verläßt ihn.
Jemandem die Hucke vull lügin = gröblich belügen.

J.

Jagd nach (oder off) Etwas machin, d. h. Etwas zu erlangen suchen.
Er hat's innerlich, wie die Ziegin das Fett, d. h. er kann sein Wissen nicht von sich geben.
Du verstehst die Sache, wie der tumme Junge von Meißin.
Das is Jacke wie Hose = einerlei.

K.

Er tritt kejner Katze off den Schwanz, d. h. er beleidigt Niemanden, tritt Niemandem zu nahe.
Ich sitze in der Klemme, d. h. ich kann mich aus der Verlegenheit nicht retten.
Du gehst wie die Katze um den hejßin Brei, d. h. machst Umschweife.
Er macht Kalender, d. h. ist in Grübeleien vertieft.
Ich wer'e dir den Kopp waschin — die Kulbe lausin — den Kopp zurechte setzin, d. h. zur Vernunft helfen.
Ich will dir das Koberlied (wohl = Bettlerlied) singin, d. h. dich bitten lehren.
Eine Sache über's Knie brechin = oberflächlich abthun.
Jemanden beim Kragin fassin (oder packin) = hinausführen.
Hier is Alles wie Kraut und Rübin durcheinander, d. h. Wirrwarr.
Er is Knall und Fall dervon gijoagt giwurdin = auf der Stelle.
Die Sache geht den Krebsgang, d. h. rückwärts.
Er hat Etwas in der Krone, d. h. er ist betrunken.
Man kann mit ejner Klatsche zwej Fliegin schloagin, d. h. mit einem Gange zwei Geschäfte abthun.
Er hat sich was in den Kopp gisetzt, d. h. fest eingebildet oder fest vorgenommen.
Ejn schwerer Kopp = schweres Begriffsvermögen; ejn leichter Kopp = ein leichtes Begriffsvermögen.
Er macht mir den Kopp warm, d. h. macht mir Verdruß.
Bei dir spukt es im Koppe (oder is es im Koppe nich richtig), d. h. du bist nicht recht bei Sinnen.
Ich wer'e dir Koppnüsse verreichin, d. h. Püffe auf den Kopf geben.
Du wunderst dich wie die Kuh über das neue Thor, d. h. ohne Ursache.
Er is arm, wie 'ne Kirchmaus.
Was nutzt der Kuh die Muschkoate? d. h. Delikatessen sind für Feinschmecker.

L.

Er geht durrich die Lappin (Jägersprache), d. h. er entwischt trotz aller Hindernisse.
Er hat mich hinter's Licht geführt, d. h. betrogen.
Jemanden über den Löffil balbirin, d. h. gröblich übervortheilen.
Er feift off 'm letztin Loche, d. h. er ist bald ruinirt.
Mit seinen Unternehmungen*) geht es lätsch (oder schief).

*) „seiner Sache" — mit „seinen Unternehmungen" sagt kein niederlaus. Bauer, das Wort ist ihm unbekannt. Haupt.

In der Stadt is immer was los, d. h. geht Etwas vor.
Er hat in seinem Fache viel los, d. h. viel gelernt.
Mit dem Kornhandil is jetzund nich viel los, d. h. das Geschäft darin stockt.
Lichte ziehin, ein scherzhafter Ausdruck für das Nasentriefen.
Die Verbindung geht aus dem Leime, d. h. löst sich auf, geht aus Rand und Band.
Er hat 'ne Lehrche gischossin, d. h. er ist im Stolpern gefallen.
Er hat lautin gihürt, aber nich zusamminschloagin, d. h. er kennt nicht recht den Zusammenhang einer Sache.
Jemandem den Loufpaß gebin = ihn aus dem Dienste entlassen.
Das ess' ich (hür' ich, seh' ich ꝛc.) vor's Lebin gerne = sehr gern.
Eine leichte Fliege, eine leichte Finke = ein leichtsinniger Mensch.

M.

Er hat 'n gudin Moagin, d. h. er kann viel (Vorwürfe) mit Ruhe vertragen.
Jemandem was off die Mütze gebin, d. h. Jemanden durch einen Verweis demüthigen.
Mit ihm ist's Matthäi am letzten, d. h. zum Abschied nehmen, er ist ruinirt.
Sich mausig machin, d. h. sich wichtig machen, trotzen, sich breit machen.
Das is um die Mottin zu kriegin, d. h. um zu verzweifeln.
Jemandem ejnin Meerrettig anrichtin, d. h. Jemanden in ein verdrießliches Verhältniß bringen.
Er trä't den Mantil nach dem Winde, d. h. spricht so wie Andere es gern hören.
Jemanden madig (moadig) machin, d. h. seine Ehre angreifen.
Er hot'n moadig runter gemacht = er hat ihn gehörig gescholten.

N.

Ejne Sache an den Noagil hängin, d. h. ruhen lassen, nicht betreiben.
Jemandem oder bei Jemandem in's Näppchin (in's Fettnäppchen) tretin, d. h. Jemandes Unwillen erregen.
Jemandem was off die Noase bindin oder heftin, d. h. weiß machen.
Er sticht (steckt) seine Noase überall hin, oder hat seine Nase überall, d. h. er kümmert sich auch um Dinge, die ihn nichts angehen.
Jemandem die Naose wischin, d. h. Jemanden zurechtweisen.
Jemandem off die Nähte fühlin, d. h. Jemanden durch Fragen prüfen.
Der Mann is neunmoal klug, d. h. ungemein gewitzigt.
Nothnoagil ist derjenige, welcher nicht aus Achtung, sondern als Nothhelfer (bei unvollzähligen Tänzern oder Spielern u. dergl.) eingeladen wird.
Der Trunk is vor Mänche ejn Noagil zum Sarge, d. h. eine Ursache des Todes.
Es geht off die Nejge = es geht zu Ende.

O.

Er hat's im Oberstübchin, d. h. im Kopfe, er ist betrunken.
Bei ihm is es im Oberstübchin nich richtig, d. h. es rappelt.
Ich bin obindruff, d. h. guter Dinge, ohne Sorge.

Er hat's hinter den Ohren, d. h. er ist schlau und versteckt.
Sich Etwas hinter's Ohr schreibin, d. h. sich Etwas merken.
Sich hinter den Ohrin kratzin, d. h. rathlos sein.
Jemanden über's Ohr hauin, d. h. Jemanden übervortheilen.
Die Ochsin stehin am Berge, d. h. hier ist schwer zu rathen.

Oa (st. des hochd. langen A).

Es is an ihm nich ejne gude Oader, d. h. nicht das geringste Gute.
Es is noch nich aller Tage Oabind, d. h. es kann mit der Zeit sich ändern.
Das is oartig! d. h. seltsam, ebenso oartlich.

Ou (st. des hochd. Au).

Große Ougin machin off Jemand, d. h. Jemanden verwundert ansehen.
Er hat ejn Ouge off dich, d. h. er hat Absichten auf dich.
Jemandem die Ougin auswischin, d. h. Jemanden betrügen.
Mit 'm blouin Ouge davon kummin, d. h. ohne bedeutenden Schaden davon kommen.

P.

In die Patsche kummin (giroathin = in eine schlimme Lage kommen.
Off 'm Platze sein = wohlauf sein.
Man möchte vor Aerger die Platze kriegin = bersten.
Jemandem den Pelz waschin, d. h. durchprügeln.
Er hat 'ne gude Plauze (Plauze ist das slaw. pluza, n. pl. = Lunge), d. h. er hat eine starke Brust, kommt nicht leicht außer Athem.
Die Sache kummt mir zu Passe, d. h. zur gelegenen Zeit.
Er thut mir das zum Possen, d. h. zum Verdruße, zum Schure.
Er is nich 'n Schuß Pulver werth, d. h. taugt gar nichts.
Sie hat 'n Maul wie 'ne Plappermühle (= Klappermühle), d. h. sie spricht in einem fort (wie eine Dreckschleuder).

Qu.

Er kummt mir in die Quere, d. h. er wird mir hinderlich.
Er macht ejnin Querstrich durch meine Rechnung, d. h. vereitelt meinen Plan.
In die Quetsche giroathin = in die Klemme giroathin.
Quarg sollst du kriegin! = nichts sollst du bekommen! — Du verstehst ejnin Quarg! — Quarg hast du Recht!*)

R.

Er hat große Rosinin, d. h. groß Recht, glaubt im vollen Rechte zu sein. Das Wort scheint durch Mißverstehen des Wortes raison entstanden zu sein, das seinerseits auch dem raisin ähnlich lautet.
Er kummt aus 'm Regin in die Troufe, d. h. verschlechtert sich durch seine Veränderung, wovon er Verbesserung erwartete.
Er hat Raupin im Koppe, d. h. Ränke und Schwänke.
Er macht Risse, d. h. lose Streiche.

*) Sorau: 'n Quarg s. d. kr. Haupt.

Es versteht sich am Rande, d. h. ohne weitere Mühe.
Ich muß die Sache zu Rande brengin, d. h. in gehörige Ordnung.
Er hat die Rechnung ohne den Wirth gimacht, d. h. auf's Ungewisse.
Er kann sich weder rippiln noch rappiln, d. h. nicht im Geringsten bewegen.

S.

Ejne böse Siebin, d. h. ein böses Frauenzimmer; ebenso Ejne aus der siebentin Bitte.

Meine siebin Sachin, d. h. meine geringe Habe, sonst auch genannt mein Habchen-Papchen.

Der Sandmann kummt, d. h. die Schläfrigkeit stellt sich ein.

Sein Gott! d. h. segne Gott = gesegnete Mahlzeit!
Er hat sein Schäfchin in's Trucke gibracht, oder auch, er hat sein Schäfchin gischorin, d. h. seinen Gewinn davon getragen.
Sie sind alle off ejnin Schlag, d. h. von gleichem Gepräge, von gleicher Art.
Er hat ejnin Schuß, d. h. eine lächerliche Ueberspanntheit.
Er hat ejnin Stich, d. h. er ist angetrunken.
Er hat ejnin Sparrin zu viel, d. h. er ist etwas überschnappt.
Er macht mir Späne, d. h. Schwierigkeiten.
Ich muß ihm 'n Span einhauin, d. h. einen Strich durch die Rechnung machen.
Ich hoab' ihn off 'm Striche, ich beobachte ihn aus Mißtrauen.
Er is off 'm Striche, d. h. auf dem Platze, wohl auf.
Ejnin Stoubin (= ein Stäubchen) = ein Wenig, z. B. ich bin dir nich 'n Stoubin gut; gieb mir 'n Stoubin von deiner Schniete; er hat nich 'n Stoubin Geduld.
Du redst wie dir der Schnoabil giwachsin is = wie du's verstehst.
Er bleibt nich bei der Stange, d. h. er weicht im Vortrage von der Hauptsache ab.
Er schlä't über 'n Strang = er macht Excesse. Beide Phrasen sind von Zugpferden entlehnt.
Er haut über die Schnur, d. h. er überschreitet das rechte Maß.
Die Schuppin fallin ihm von den Ougin, d. h. seine Verblendung hört auf.
Off den Strauch schloagin, d. h. durch indirekte Fragen Jemandes verborgene Absichten zu erforschen suchen.
Er hat's am Schnürchin — es geht wie am Schnürchin, d. h. er ist der Sache geläufig, es geht geläufig.
Er zieht wie 'ne Schraube, d. h. er trinkt ohne abzusetzen.
Er setzt mir den Stuhl vor die Thüre, d. h. er trotzt mir.
Schindluder spielin mit Jemandem, d. h. Jemanden auf's Gröblichste zum Narren haben.
Das hat seine geweißten Schubsäcke = seinen geheimen Grund.
Schmu machin, d. h. unerlaubten Profit machen.
Er is im Sturme, d. h. betrunken.
Stechin, Jemandem Etwas (stecken) = heimlich zu wissen thun.
Ejns is dreißig, das Andere 'n halb Schock, d. h. Einer nicht mehr werth als der Andere.
Schöne thun mit Ejner = Einer galante Schmeicheleien sagen.

T.

Er is abgizogin, wie die Katze vom Taubinschlage = ohne Abschied zu nehmen.
In's ejgne Töppchin kucken, d. h. selbst sein Essen besorgen.
In die Tinte giroathin, in der Tinte sitzin = in Verlegenheit sein; dasselbe bedeutet in die Patsche giroathin 2c.
Nich bei Troste sein = nicht bei Sinnen sein.
Es is 'ne große Tunke mit bejdin = eine dicke Freundschaft zwischen beiden.
Mit der Thür in's Haus fallin = seinen Antrag auf eine plumpe Art vorbringen.
Nach Jemandes Feife tanzin = Jemandem über Gebühr zu Gefallen leben.
Ich bin statt 's Teubils derbei giwesin, d. h. Niemand hat Notiz von mir genommen.
Der Teubil sitzt ihm im Nackin = er treibt Teufeleien, Bosheiten.
In des Teubils Küche kummin = schwere Verantwortung haben.
Du werst dir des Teubils Dank verdienin = Niemand wird dir danken.
Er is ganz des Teubils noach Weibßin (uff de Weibsen), d. h. ganz arg oder lüstern nach Weibspersonen.
Er thut mir's zum Tort, d. h. zum Schure, zum Possen, vom franz. tort.

U.

Wenn es um und um kummt, erübrigin sie bei aller Spoarsamkejt doch nischt, d. h. wenn die Zeit um ist 2c.
Sie is in andern Umständen, d. h. schwanger.
Es is Ejn Uffwaschin (Aufwaschen), ob ich mit ihr rede oder ob ich ihr schreibe = eine Mühe ist nicht größer als die andere 2c.

V.

Er hat's bei mir verschüttet, d. h. er hat mein Mißfallen erregt.
Ejne Arbeit off's Verlorene vornehmin, d. h. auf's Gerathewohl vornehmen.
Er is des Teubils Vorlouf, d. h. ein muthwilliger Bengel, der Andere zu losen Streichen anführt.

W.

Er sitzt warm (auch er sitzt in der Wulle) = er ist in guten Umständen.
Die Kunst is nich weit her = nicht besonders.
Mache mir kejne Wippchin vor = keine Windbeuteleien.
Sein ganzer Gewinn is zu Wasser giwurdin = geschwunden.
Heute is bei ihm schlecht Wetter, d. h. üble Laune.
Es geht um die Wette, d. h. so rasch, als ob Einer dem Andern zuvorkommen wollte.
Er macht viel Wesins von der Sache = viel Aufhebens.
Das böse Wesin = die fallende Sucht.
Sie wejß um sich = sie weiß sich zu bethun, ist anstellig.

Z.

Jemandem off den Zoahn fühlin = Jemanden prüfen.
Jemandem Etwas am Zeuge flickin = Jemandem einen Possen spielen.
Off dem Zeuge sein = sich wohl befinden.
Off ejnin grünin Zweig kummin = in Wohlstand kommen.

Ejne Sache vom Zaume brechin = mit Gewalt Veranlassung zu einer Erklärung nehmen.
Jemandem ejnin Zopp machin oder andrehin = Jemandem Etwas weiß machen oder aufbinden.
Ejn luckerer Zeisig = ein leichtsinniger Mensch, besonders Verschwender.
Er wejß, wu die Zöüme hängin = er ist in der Sache bewandert.
Er fängt Feuer wie Zunder.

D. Eigentliche Sprichwörter, die ein Urtheil oder einen Grundsatz aussprechen.

Von diesen wird noch viel weniger als von den bereits mitgetheilten bildlichen Phrasen behauptet werden können, daß sie der Lausitz allein angehören. Aber einige verdienen hier schon deshalb eine Stelle, weil sie populär und viel gebraucht, also allgemein verstanden sind. Sie sollen daher ohne Erläuterung und in hochdeutscher Sprachform gegeben werden, etwa nach der alphabetischen Reihenfolge der Schlagwörter, die freilich dem Subjekt und dem Prädikate gleichmäßig angehören.

A.

Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. — Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. — Aller Anfang ist schwer. — Allzuviel ist ungesund. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. — Art läßt nicht von Art. — Alter schützt vor Thorheit nicht.

B.

Alle neuen Besen kehren gut. — Wer sich gut bettet, der schläft gut. — Borgen macht Sorgen. — Besser ist besser. — Gleiche Brüder, gleiche Kappen. — Einer hat den Beutel, der Andere das Geld. — Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe.

D.

Im Dunkeln ist gut munkeln. — Wie du mir, so ich dir. — Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. — Ein gutes Ding will Weile haben. — Man darf sich nicht weiter strecken, als man sich kann decken.

E.

Das Ei will klüger sein, als die Henne. — Einmal ist nicht oft und oft ist nicht immer. — Ehrlich währt am längsten. — Eile mit Weile. — Wenn der Esel übermüthig wird, so geht er auf's Eis und bricht ein Bein. — Einmal thöricht nachgegeben, ist verspielt für's ganze Leben. — Die Elle wird manchmal länger, als der Kram.

F.

Im Trüben ist gut fischen. — Im Finstern sind alle Katzen grau. — Im Finstern sind alle Käse schwarz (bedeutet dasselbe). — Frühregen und Brantweinen dauert nicht lange. — Wer viel fragt, wird viel berichtet. — Frisch gewagt ist halb gewonnen.

G.

Wie gewonnen, so zerronnen. — Mitgefangen mitgehangen. — Unrecht Gut gedeiht nicht. — Gleich und gleich gesellt sich gern. — Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein. — Wo der Groschen geschlagen ist, da gilt er am meisten, d. h. unter Bekannten genießt man das meiste Ansehen.

H.

Kluge Hühner vertragen die Eier auch (nicht blos dumme), d. h. auch kluge Leute können fehlen. — Eine blinde Henne findet manchmal auch ein Körnchen. — Hochmuth kommt vor dem Falle. — Wer hoch steigt, der fällt tief. — Hoffen und harren macht Manchen zum Narren. — Eine Hand wäscht die andere. — Viele Hände machen Ende. — Viele Hunde sind des Hasen Tod. — Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. — Wie der Herr, so der Knecht.

J.

Nach dem Juchhej kommt das o Weh! — Jung gewohnt, alt gethan. — Wem es juckt, der kratze sich. — Jung gefreit hat Niemand gereut.

K.

Klappern gehört zum Handwerk. — Kleider machen Leute, Lumpen — Bettelleute. — Krähe nicht vor der Zeit. — Krähen hacken einander die Augen nicht aus. — Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. — Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. — Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. — Wenn die Katze nicht zu Hause ist, haben die Mäuse freien Lauf. — Ein Keil treibt den andern.

L.

Wer lang hat, der läßt lang hängen (d. h. wer die Mittel dazu hat, der kann Aufwand machen). — Lernst du was, so kannst du was. — Was besser ist als eine Laus, das mußt du tragen nach Haus. — Eine Laus im Kraute ist besser als gar kein Fleisch. — Langsam kommt auch zum Ziele. — Allzu gut ist liederlich. — Was sich liebt, das neckt sich. — Schuster, bleibe bei deinem Leisten!

M.

Heute mir, morgen dir. — Selber ist der rechte Mann. — Wer eher kommt, der mählt eher. — Morgenstunde hat Gold im Munde.

N.

Was eine Nessel werden soll, das brennt bei Zeiten. — Noth kennt kein Gebot. — Noth bricht Eisen. — Aus nichts wird nichts.

P.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. — Wer Pech angreift besudelt sich.

R.

Ruhe und Rast ist die halbe Mast. — Recht muß Recht bleiben. — Kein Haus ist ohne Rauch, d. h. ohne üblen Leumund. — Heute roth, morgen todt.

S.

Durch Schaden wird man klug. — Es ist nichts so fein gesponnen, das nicht käme an die Sonne. — Allzuscharf wird schartig. — Strenge Herren regieren nicht lange. — Wer gut schmiert, der gut fährt. — Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall. — Je ärger der Strick, je größer das Glück. — Wer den Schaden hat, der braucht für Spott nicht zu sorgen. — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. — Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder. — Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. — Mit Speck fängt man Mäuse. — Man darf sich nicht weiter strecken als man sich kann decken, siehe D.

T.

Große Titel, kleine Mittel. — Gebratene Tauben fliegen Niemandem in's Maul. — Traue, schaue, wem? — Wie man's treibt so geht's. — Träume sind Schäume. — Wer tauschen will, der will betrügen.

U.

Undank ist der Welt Lohn. — Allzu viel ist ungesund. — Ueberfluß verdirbt nicht. — Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.

V.

Versehen ist verspielt. — Vorgethan und nachgedacht hat Manchen in groß Leid gebracht.

W.

Nach der Wahl kommt die Qual. — Wagen gewinnt und wagen verliert. — Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus. — Der Wolf holt auch die gezählten Schafe. — Stille Wasser sind tief. — Viel Geschrei und wenig Wolle. — Wurst wieder Wurst. — Ein Mann, ein Wort.

Z.

Weit vom Ziel ist sicher vor dem Schuß. — Arme Leute zählen. — Zeit gewonnen, Alles gewonnen. — Mit der Zeit pflückt man Rosen. — Kommt Zeit, kommt Rath.

Wegen der ausschließlich wendischen Sprichwörter wird auf das N. L. Mag. 30. Bd. 3. Heft S. 251 ꝛc. verwiesen.

IV.

Lexikalische Zusätze.

A.

Diese Abtheilung soll Wörter aufnehmen, welche dem jetzigen Hochdeutschen entweder fremd oder doch in einem andern Sinne als der hochd. Usus mit sich bringt, aufzufassen sind. Ausgeschlossen sind die bisher in den drei Abtheilungen aufgeführten eigenthümlichen Wörter, Wortformen und Wortverbindungen, ferner die im 3. Hefte des 30. Bandes des N. L. Magazins von dem Landesbestallten Neumann in Lübben mitgetheilten niederlausitzischen Idiotismen. Jedoch sind unter den letztern die Wörter wend. Ursprungs und andere, die eine abweichende Erläuterung bekommen, dennoch wieder eingetragen. Die Reihenfolge ist eine alphabetische, jedoch nur in den Anfangsbuchstaben genau gehalten. Zuweilen wird die populäre Aussprache beigefügt werden.

A.

Abbitte, die. So heißt auch eine im Namen der Braut und des Bräutigams im Hause der Eltern derselben von dem Brautführer gehaltene Abschiedsrede, die der Trauung vorangeht.

Abgeben, Jemandem Etwas. Einem Etwas versetzen, der es dann abkriegt.

Ablassen. Eine Kuh läßt ab, wenn sie sich dem Kalben nähert.

Abkratzen, d. h. davon gehen, wie auskratzen = ausreißen.

Aber. Hat außer der gewöhnlichen Bedeutung noch zwei andere, nämlich 1. abermals, 2. oder, wogegen auch odder, adder st. aber gebraucht ist.

Abreißen. Es reißt nicht ab = es geht fort ohne Unterbrechung.

Abruhen. Man ruht von einer Arbeit ab, um sie nach einiger Erholung wieder vorzunehmen; dagegen ruht man von einer Ermüdung aus, um sich vollkommen zu erholen.
Aedern = wiederkäuen. Das Wort ist wohl von adder = aber = wieder gebildet st. äbern, ävern. Althd. avaron = wiederholen.
Abmucken, Jemanden = ihn zum Schweigen bringen.
Allerwegen = überall. All = allbereits (Luckauisch).
Aelde, die, = das Alter, von Sachen gebraucht.
Anbelang, der. Die Anverwandtschaft, die Verwandten (Luckauisch).
Anbäumen (anböümin) bei Jemandem, d. h. Einem eine dringende Bitte vortragen.
Anzwei (anzwej) = entzwei.
Ankratz kriegen (haben) mit Jemandem = Verdruß, Reibung.
Arvel, die, = ein Armvoll, was man mit dem Arme umfaßt.
Atchej. Der gewöhnliche, aus adieu geradebrechte Abschiedsgruß des gemeinen Mannes; siehe III., C.
Auffingen Jemanden. Einen zu etwas zu bewegen suchen.
Ausferkeln, auskalben, ausfohlen = abortiren bei den genannten Thiergattungen.
Aufstand (Uffstand) = Tumult, Lärm, Aufzug (Uffzug) = Scene, Darstellung, z. B. mit der neuen Haube werd' ich einen schlechten Aufzug machen ꝛc.
Jemanden aufsagen lassen (nämlich seine Lektion), d. h. Jemanden in die Lehre nehmen, um seinen Dünkel zu demüthigen, Jemanden den Meister fühlen lassen.
Aussehen, Jemanden. Jemanden zu sehen bekommen oder erblicken (nach dem Wendischen).
Ausreden sich, d. h. den Anschuldigungen widerstreiten — abreden Jemandem von Etwas = durch Vorstellungen abbringen — aufreden Jemanden = aufhetzen — verreden Etwas = angeloben Etwas zu unterlassen — verreden, Jemanden = Jemanden entschuldigen oder rechtfertigen.

B.

Baaken (boakin) = den Flachs statt der Breche mit einem Bläuel auf einem Blocke weich klopfen und von den Scheben befreien.
Backpfeife, die, = die Maulschelle.
Bärbeißig = launenhaft zänkisch.
Barmen = jammern, wehklagen.
Basteln = Holzarbeiten zu allerlei Geräthen schnitzen.
Baumleibig nennt man das Vieh, welches einen walzenförmigen Leib ohne Hängebauch hat.
Es begeht mich nicht = es kümmert mich nicht.
Betteln, Jemanden = wiederholt Jemanden bitten.
Beiern = ein Glockenspiel aufführen, indem man mit der Hand den Klöppel in gewissem Takte an die Glocken schlägt. Sonst, und mancher Orten noch jetzt, wurden die hohen Feste Abends oder Nachts vorher auf diese Art eingeläutet.
Beleidigen (bilejdigin), Jemanden oder Etwas = bedauern.

Benebeln, sich = sich betrinken.
Bescheiden (bischejdin) = artig, höflich, daher ein bescheidener Mann = höflicher Mann.
Bescheider (Bischejdir) ist der oberste Mühlbursch.
Besauen, sich = sich beschmutzen.
Betölpeln, Jemanden = betrügen, überlisten.
Blutze, die = Blüte.
Biese, die — Schnur am Spinnrade.
Blubbern = kluckern wird von dumpfen Tönen gebraucht, welche aufgerührte Flüssigkeiten in verschlossenen Gefäßen von sich geben.
Börsten oder Bürsten, Jemanden = striegeln, trop. = handgreifliche Verweise geben.
Borkirche, die, = die Emporkirche (vom ahd. bor = fastigium).
Bootze, die, = eine Hand voll gerüffelten Flachses (ahd. bôzo, m. = fasciculus). Drei bis vier Bootzen machen eine Babe. (Niederd. die Boote.)
Breitläube (Brejtlöübe), die, = der Ahornbaum (Luckauisch).
Brueg, das, = Bruch (langes u) oder Morast (Luckauisch).
Brudern = lustig leben. Da ist nichts zu brudern = da kann man sich kein Vergnügen holen.
Brümmel = Bull, der Zuchtstier.
Bubbern = hörbar zittern.
Buckse (Buchse), die, = Nabe am Rade.
Buldern = poltern.
Buren 2c. s. Abth. III. C.

D.

Dahlen (doalin) = langweilig sprechen. Dagegen sich verdahlen (verdoalin) = sich verirren.
Dämisch = wüste im Kopfe.
Dermang = dazwischen.
Drehe, die, = Wegekrümmung; drehrig = schwindelig.
Drillen, Jemanden = mit Zureden und Forderungen quälen.
Druckßen = wiederholt drücken; Jemandem etwas abdruckßen = abdrücken, abnöthigen.
Dullen, herumdullen = tollen, wild herumlaufen.
Dubbrig ist die lästig schwüle Stickluft in verschlossenen Zimmern.
Ding und Dingrich (letzteres in allen Geschlechtern wie das griech. δεινα). Jenes vertritt mehr unbelebte, dieses mehr belebte Objekte, die man nicht sogleich nennen kann, z. B. wenn fahren wir nach Dinge = nach dem bewußten Orte? Was wollte der Dingrich hier?

E.

Ecke, die, = Strecke, z. B. geh doch ein Eckchen mit.
Else, die, = Erle.
Ende, das, = Strecke, z. B. bis dahin ist noch ein langes Ende — ein Endchen Bindfaden, Licht 2c.
Erber = ehrbar, hat mehr die Bedeutung von wohlanständig, artig.
Erpel, der, = Entrich.
Endschaft, die, = das Ende im Zeitverlauf.

Elfen, pl. (mitunter auch genannt die Elbischen, Erbischen). Er hat die Elfen = 1. er ist toll vor Wuth, 2. er hat die Phrenitis.
Edelmann = Rittergutsbesitzer (ist jetzt mit der Sache ziemlich veraltet).

F.

Fähnchen, das, = leichtes Kinderkleid.
Farbe, die, bedeutet auch die Färberei, daher in die Farbe gehen rc.
Finger wird auch für Zehe gebraucht.
Fenstern, Jemanden = fledern, fortjagen, bedeutet wohl eigentlich zum Fenster hinauswerfen.
Flankiren, herumflankiren = müssig umherschlendern.
Flecken, Zeitw. = vom Flecke gehen, fördern.
Firlefanz, der, = ein Hanswurst, Hampelmann, 1. eine Puppe, die närrische Geberden macht, 2. ein Mensch, der mit komischen Gesten belustigt.
Filzen, ausfilzen, Jemanden = ausschelten, zurechtweisen.
Fließ, das, = der Mühlbach.
Flatsche, die, = ein losgerissenes Stück Haut oder Gerinnsel.
Fledermaus, ein Spottname für die Ephraimiten (leichte Scheidemünzen) aus dem siebenjährigen Kriege.
Flunkern = windbeuteln.
Fresse, die, = Schnauze, das Gebiß.
Floß, der, = Fluß, d. i. Rheumatismus im Leibe.
Freite, die, = das Freien (Fräuen); auf die Freite gehen = um eine Frau werben gehen.
Fraußen, das, = Frauenzimmer (vergl. unter Mandßen und Weibßen) ist mehr Luckauisch.
Fräulos = freiledig (fräuledig), ohne Frau.
Freundschaft, die, = Verwandtschaft.
Fumfeien, verfumfeien, Etwas = aus Versehen eine übernommene Arbeit verunstalten. Das Wort ist ausländisch, wie Konterfei von contrefait.
Futsch = pritsch, gepritscht, d. h. verloren, verlesen.

G.

Galande, die = guirlande franz.
Ganzes Adv. = die ganze Zeit über, unaufhörlich, z. B. er neckt mich ganzes.
Gelegenheit, die, = örtliche Lage.
Glupschen = die Augen tückisch verdrehen; er glupscht mich an.
Gemein = leutselig, herablassend.
Genau, gnau = karg, geizig.
Geringe, ringe = dürftig, mager.
Gebauer = Bauer, der und das, = Käfig.
Geschwister, das, wird gewöhnlich nur von den Schwestern gebraucht.
Giebßen = nach Luft schnappen, z. B. ich bin so satt, daß ich nicht giebßen kann.
Gramhaftig = verdrießlich in beiderlei Sinne, was Verdruß macht und wer verdrossen ist, grämlich.
Großmäulig = grobmäulig.
Grande = herb von Geschmack sowohl als im Betragen.

Großmüthig = hochmüthig (an vielen Orten).
Grünschling, der, = Goldammer (Vogel).
Grapßen, Etwas = rasch zugreifen.

H.

Häkeln, auf Jemanden = sticheln.
Hackemack, der, = verschiedene zusammengehackte Sachen, daher auch trop. Verwirrung.
Hacksch, der, = Beier oder Zuchteber.
Hamstern, zusammenhamstern = zusammenscharren wie ein Hamster.
Hallwege = halberwege = halb und halb, so so.
Haseliren = nach Hasenart lustig sein.
Hasenbrod = das über eine Grenze getragene Brodgeschenk, das vorgeblich die Hasen auf dem Felde gebacken haben sollen.
Hasenklee, der, = die Lupine, eine jetzt vielgebaute Feldfrucht.
Hasenkräutig, das, = Ginster.
Hamvel, die, = Handvoll, davon wohl hämflig = reichlich, mit vollen Händen.
Hause, die = die (oder der) Hausflur.
Hauslaub, das, = Hauslauch, Dachkraut.
Happen, der, = Mundbissen, offa von ἐπαφη; ein Hapchen Brod 2c.
Himmelspferd, das, = Uferas, ein fliegendes Insekt, Trumpenbalzer im Märkischen.
Hölle, die, = der Raum zwischen dem Ofen und der Wand, ein tief ausgefahrener Hohlweg, von holl = hohl.
Herrenhaus, das, = das herrschaftliche Schloß.
Hexe (Häckse), die, = scherzhafter Name für den Mottenschmetterling.
Hofeleute = Hofedienstleute.
Hoferejte, die, = alle zu einem Hofe gehörigen Gebäude.
Hebbel, der, = Hübel = Hügel (ist luckauisch).
Hadrick, der, = Hederich.
Hälder, der, = Fischhälter.
Heilsam und unheilsam (hejlsam) = was bei Verletzungen leicht oder schwer heilt, z. B. eine heilsame Haut 2c.
Halster, der, = Halfter.
Hutschen = auf der Hutsche oder Hütsche sitzen; sich hutschen = sich so niedersetzen.
Hüne, die, = Henne.
Hohlpfeife, pl., = eine Art langgestengeltes, inwendig hohles Teichgras.

J.

Jentag (= jenen Tag) bedeutet vorgestern.
Ihrne = irgend, wie nihrne = nirgend (wohl besser ierne 2c. zu schreiben).
Jächen und jochen = jagen, preschen.
Inzelt (Uenzelt) = Unschlitt, Talg.
Immer in eins = immerfort, in Einem fort.
Jahrmarcht, der, bedeutet auch das Jahrmarktsgeschenk.
Just, justement (nach dem Franz.) = grade so, grade damals.

K.

Käckßen = sich laut würgen, wogegen kräckßen — hustend sich räuspern.
Kakelisch = grellbunt mit großen Flecken.
Kalaschen = durchprügeln.
Kälbern = speien.
Käfterchen, das, = eine enge Kammer.
Kaschpern, mit Jemandem = vertraute Liebesgespräche führen; dagegen kaschpernat, Adj., verdrießlich, auffahrend (aspernatus?).
Katern (koatern), oberflächlich waschen, daher die Katerwäsche (vom böhm. chatrniti?).
Kaupelei, die, und kaupeln, mit Jemandem, = geheimen Handel, oder geheimes Abkommen betreiben.
Klabastern, Jem. = mit Stößen behandeln, wahrscheinlich vom span. calabazada = Schlag an den Kopf = Kopfnuß, durch span. Soldaten im 30jährigen Kriege eingeschleppt.
Kiebig = ausgiebig, reichlich.
Knuff, der, = ein Stoß mit der Faust, davon Zeitw. knuffen und knuffig = derb, fühlbar.
Kluger Mann und kluge Frau sind solche Personen, bei welchen man bei Unglück im Hauswesen, Verlusten, erlittenen Diebstählen, bei Krankheiten Rath und Hülfe sucht. Sie stehen beim Volke in dem Rufe, daß sie mehr verstehen und vermögen, als gewöhnliche Menschenkinder.
Klamm, verklammen, = eingeklemmt, steif werden; die Hände, Finger verklammen vor Kälte.
Knöcheln = 1. würfeln, wie kegeln = Kegelschieben, Karten = Karten spielen; 2. Jemanden knöcheln = auf's Aeußerste quälen.
Knüppel = Knüttel, wird auch von untersetzten Knaben gebraucht.
Knurz, der, = ein kurzes knotiges Stück Holz.
Knöbel, Knebel, der, = das Fingergelenk.
Knöchsel, Knöcksel, der, = der Knöchel am Fuße.
Knirdern = knittern, zerkniedern ꝛc.
Knautschen, zerknautschen = durch Quetschen in Unordnung bringen, zerknüllen.
Knacks, der, = ein Leibesschaden, Gebrechen.
Krällen = Einrisse machen wie von einer Kralle, daher sich die Haut krällen, das Eis krällen.
Krebsch = rechthaberisch, unnachgiebig.
Kräutig, das, = die grünen Schossen der Pflanzen.
Kreischen (vulgo krejschen, aber nicht kröschen) = über dem Feuer schmelzen, wie Speck, Unschlitt ꝛc. Kreischen, Jemanden, = Einen scheren, bedrängen.
Knollig, knullig = massiv, derb, dick (wie einen Knollen Brod).
Klunter = Klunker, die, = Kothklumpen, die sich am Kleidersaume ansetzen, auch die Fetzen daran.
Kohlen, Jemanden, = aufziehen, necken.
Krus, der = Trinkkrug. Krüserne Waare ist von der töpfernen durch die Zubereitung des Thons verschieden.
Krumbholz = ein krummes Stück Holz, welches im Dorfe herumgesteckt wird von Haus zu Haus, um die Wirthe zur Grammade einzuladen (im Sorauischen).

Korschte, Kurschte, die, = Brodrinde.
Korn, das, = Roggen.
Krimmen = jucken, welches letztere wenig gebraucht ist.
Knatschen = schmatzen beim Essen, laut kauen.
Klantsch, der, davon klantschig, wird vom Gebäck gebraucht, das schlüffig, rohteigig ist.
Knaupeln = mit den Zähnen an Etwas nagen, z. B. an den Fingernägeln 2c.
Kluckern, s. oben blubbern.
Kotzen (kutzen), sich verketzen = hustend sich erbrechen.
Kramasse, die = franz. grimace.
Klüftchen, das, = ein dünnes und enges Kleidchen.
Kleppern = mühsam arbeiten ohne vorwärts zu kommen.
Kolter, Kulter, der, = das Pflugmesser.
Kräuselbeere (niederd. Kruselbeere) = Preiselbeere, in gleichem Gebrauche.
Kuh, die, ist auch eine komische Benennung der Baßgeige.
Kicherling, Kickerling, der, = Kichererbse.
Kalesse, die, = Kalesche.
Keile, die, und keilen = Prügel, prügeln.

L.

Lätsch, Adj., schief, windschief, schräge (ahd. lez), daher lätschbeinig. Davon wohl Latsche (langes a), die, ein niedergetretener Schuh, Pantoffelschuh, Latschen = in solchen Schuhen schlarfend gehen. Lätschig (mit kurzem ä) = weichlich von Geschmack.
Läpperei, die, = Kleinigkeit; läppern, zusammenläppern = in Kleinigkeiten einnehmen, in geringen Quantitäten sammlen.
Liem, der, = das Trübe einer Flüssigkeit; liemen = eine Flüssigkeit trüben. Der Himmel liemt sich = trübt sich.
Lauern auf Jemanden wird auch statt warten gebraucht.
Lutsche, die, und lutschig (langes u), Adj. eine Weibsperson in unordentlicher, schmutziger Kleidung.
Lobbrig = mit schlaff hangender Kleidung und Haaren.
Lünze, die, = die Lünne, Lünse, Vorstecknagel an der Wagenachse.
Lüdern = liederlich leben.

M.

Mandeln (das Getreide) = in Mandeln setzen.
Margeln (die Puppe, die Katze 2c.) = mit den Händen herumwälzen.
Mandßen, das, = die Mannsperson, wie Weibßen = Weibsperson.
Matschig (Obst, Weg, Erdboden) = aufgeweicht, schmierig.
Mätzchen machen = Männchen machen, d. h. Faxen, Kapriolen machen.
Mären = langweilig schwatzen.
Mausig, sich mausig machen = sich wichtig machen, sich zu viel herausnehmen.
Marode = abgemattet.
Merkchen, das, = ein Merkzeichen, überhaupt eine kleine Quantität. Das Wetterglas ist ein Merkchen gestiegen, er befindet sich heut ein Merkchen besser.

Meiseldrähtig (vulgo mejseldrähtig, nicht meißeldrähtig) = übermäßig gedreht, wird von Fäden gebraucht, die dadurch zusammenfahren und so einen Meisel, d. i. einen Wolger bilden, sich verfitzen. Tropisch bezeichnet es einen Menschen, der nicht Vernunft annimmt.
Meschant (aus dem franz.) = böse, boshaft, besonders niederträchtig.
Miserig = von kränklichem Ansehen, ist wohl = müserig = mauserig, in der Mause.
Miethsleute = 1. Miethseinwohner, 2. gemiethete Tagelöhner.
Modder, der, = nasser Erdkoth.
Moltwurm, Multwurm, der, = Maulwurf.
Mollhaufen, der, = Maulwurfshaufen.
Mucken, pl., = tückischer Eigensinn, z. B. er hat Mucken, d. h. er hat eigensinnige Launen, aber auch die Sache hat Mucken = die Sache hat Schwierigkeiten. Mucksch = eigensinnig verdrossen, muckschen = tückschen.
Mommern = unverständlich reden.
Muffeln = zahnlos kauen.

N.

Nazion, die, = schlechtes Volk.
Näpp, das, (Näpf) = die Kimme am Boden irdener Gefäße.
Narriren, sich = sich zum Narren stellen.
Närrschen = tollen, wild lustig sein.
Närrsch bedeutet auch seltsam, sonderbar; närrsch sein nach Jemandem oder Etwas = eine tolle Begierde haben.
Nätschen = das launige Weinen und Nörgeln der kleinen Kinder.
Neuschierig (sprich sch wie das franz. j) = 1. neugierig, = 2. lüstern.
Nesteln und nisteln = in einem Neste oder nestartigen Wirrwarr herumwühlen.
Nuscheln (sprich sch wie das franz. j) = zögern, sonst auch nusseln, ist vielleicht wendischen Ursprungs.

O.

Ochsig = ochsenmäßig, d. h. nach Ochsenart angestrengt, wird auch überhaupt st. sehr gebraucht im komischen Sinne, wie auch pferdemäßig.
Olbern = albern.
Orbel oder Horbel, die, = Ohrfeige.
Orntlich = ordentlich, hat außer seiner gewöhnlichen Bedeutung noch als Adv. die: wirklich, unerwarteter Weise, z. B. ich bin orntlich froh, daß die Besuche ein Ende haben — ich dachte ihn mit Schmeicheleien zu gewinnen, aber er wurde orntlich unwillig darüber.

P.

Packasche, die, (sprich sch wie das franz. j) = das Gesindel, vom franz. bagage.
Päde, die, = Quecken, beides gebräuchlich.
Pantschen = im Wasser mit den Füßen oder Händen beschäftigt sein; davon die Pantscherei.
Panstern, einpanstern, zusammenpanstern = pfropfen, stopfen.

Pamps, der, = dicker Brei.
Pappe, die, und pappen wird vom Essen zahnloser Kinder gebraucht, davon päpeln, aufpäpeln = auffüttern.
Papeln, papern = unnützes Zeug schwatzen.
Parchau, der, = starker Bohlenzaun, mit Pferch verwandt.
Patzig = schnippisch, d. h. mit muthwillig trotziger Rede.
Patsche, die, Dim. Patschchen, das, scherzhafte Benennung der Hand, wie Tatze = die plumpe Hand, auch Fote oder Pote.
Pechmütze, die, eine lederne, enganschließende Mütze.
Pelzen = prügeln, wie ledern, durchledern.
Piepe, die, = die in der Haut steckenden Federstoppeln; davon Adj. piepig = mit solchen Stoppeln versehen, daher = müserig, d. h. unwohl ohne eigentliche Krankheit.
Pißmäre = Ameise, (holl. Miere, schwed. Myra), weil sie einen ätzenden Saft von sich sprützt.
Piezen = saugen.
Placker, der, ein Versehen aus Unachtsamkeit; plackern, das Zeitw.
Plumpe, die, und plumpen = Pumpe, pumpen.
Pladder, der, = ein dünner Kothhaufen.
Pörschen, aufpörschen sich, = krause machen, aufpustern, tropisch sich wichtig machen, aufblasen.
Popel, der, und popeln, auspopeln die Nase = festgesetzter Schleim in der Nase, der weggeklaubt (gepopelt) wird.
Praschen (lang a) = großthun, prahlen.
Prempe, die, = ein schiefgezogenes Maul, Fluntsch.
Pudern = Jemanden tropisch abstrafen.
Putzig = lächerlich, possirlich (wohl richtiger butzig von Butz = eine lustige Fastnachtsmaske).

Q.

Quabbeln, quabbelig = bezeichnet die pendulirende Bewegung fetter Körpertheile.
Quatschen, quatschern, = ungehöriges Zeug reden.
Quengeln = lästige Bitten zum Ueberdruß wiederholen.
Quarren, das, = das anhaltende Froschgeschrei.

R.

Rachgierig = habsüchtig, davon Rachgierde und Rachgierigkeit = Habsucht, von Rachen abzuleiten, nicht von Rache.
Rackrig = aus Verdruß auffahrend.
Rahm, der (Roam), = 1. Ruß, 2. Sahne.
Renkmeistern Jemanden, ränkmeistern = hofmeistern, schuhriegeln.
Rappelig ist Einer, dem es im Kopfe rappelt.
Rieche, die, = Geruchsinn, Geruchsvermögen.
Reißen, das, = Gliederschmerz.
Rumpel, die, rumpelig (von rümpfen) = faltiger Auswuchs, mit solchen Auswüchsen behaftet, wie manche Knollengewächse.
Rüffeln Jemanden, d. h. schulmeistern, von Rohheiten befreien, wie scheuern.
Rührig (von Personen) = behände, flink.
Röste, die, eine geröstete Brodscheibe.

S.

Salveete, die, = franz. serviette.
Säber, der, = der aus dem Munde tretende Siefer oder Geifer, davon das Zeitwort säbern, sich besäbern.
Säusch = besaut, beschmutzt, ekelhaft.
Sände, pl., von Sand, = die Sandfelder.
Seiche (Sejche), die, Zeitwort seichen (sejchen) = Pisse, pissen.
Seiger, der (Sejger), wird auch von der Taschenuhr gebraucht.
Scheidling, der, = Ackerrain.
Schnuppern = mit der Nase öfter Luft einziehen, um Etwas zu wittern, = schnüffeln.
Schiebbock, der, = ein Handkarren.
Schluder, die, und schludern (verwandt mit schleudern) = die Gleitbahn auf dem Eise, gleiten.
Langer Schlaban, der, Bezeichnung eines unförmlich langen Menschen; wend.-poln. Schlaban = Schlagbaum, ursprünglich deutsch, aber als Spitzname vorgezogen.
Schmeiße, die, 1. ein am Ende angespaltener Stab, worein kleine Steinchen geklemmt werden, die man durch eine starke Schwingung fortschmeißt; 2. (Schmejße) eine Schmeißfliege.
Schleppe, die, ein Frauenzimmer, das sich mit Männern schleppt.
Schwadroniren = unaufhaltsam in selbstgefälliger Rede sich ergehen.
Schick, der, = das Geschicke, die Schicklichkeit.
Schieprich = von kränklichem Ansehen; schipprich = kleinfleckig, kleinbunt.
Schnauben sich = sich schnäuzen, welches hier ungebräuchlich.
Schlinke, die, = ein langes Stück Leinwand, das gebleicht wird.
Schändiren, ausschändiren wie schimpfiren, ausschimpfiren, Jemanden, = lästern.
Schlampe und Schlumpe, die, = eine in der Kleidung nachlässige Weibsperson.
Schössig = was Schosse treibt, ansehnlich, reichlich.
Schmecke, die, = das Geschmacksvermögen, wie die Rieche = Geruch.
Scharmiren, mit Einer, = Liebtändeln (vom fr. charmer), daher auch die Scharmante = Geliebte.
Schnurzeln, mit der Nase, = den Athem geräuschvoll ein- und ausziehen.
Schmarre und Schramme, die, = ein Einriß in die Haut.
Schwerenöther oder Schwerängster, der, = ein höchst widerwärtiger Mensch, dem man eine Schwerenoth oder Schwereangst an den Hals werfen möchte.
Schmuck = nett, aufgeputzt; ein schmucker Bursche, ein schmuckes Mädchen.
Schnellen = prellen, d. h. übertheuern.
Schofel = schlecht, erbärmlich; Subst. der Schofel = Ausschuß.
Schwinde, die, = die Hautflechte.
Schellen, pl., = die Schuppen am Kopfe.
Scheuchen wird auch für spuken gebraucht. Es scheucht in dem alten Hause.
Schlappern, schlabbern = mit Geräusch lecken, wie manche Thiere, = lappern.
Schwappern = auf- und abwackeln, wie das Fleisch fetter Menschen und Thiere; schwappen und schwippen = überwallen, vom Wasser in Gefäßen, überkippen.

Schlumper, die, und sich beschlumpern = Tengel, der, sich betengeln, d. h. den Saum des Kleides beschmutzen oder netzen. S. unter T.
Schnippisch = naseweis trotzig.
Schmudlig = beschmutzt in der Kleidung, fleckig.
Schlurks, der, = Faullenzer, Tagedieb.
Schnurren — 1) das einschmeichelnde Zwirnen der Katze, 2) das schmarotzende Besuchabstatten bei Bekannten, um eine gute Mahlzeit zu genießen, δειπνολοχεω.
Schnurps, der, und schnurpsen = knirschend beißen.
Schrabe (Schroabe), die, = der Käfer (nicht allgemein), σκαραβος.
Simuliren = nachgrübeln über Etwas, hin und herdenken (lat.?)
Spinnte, die, = Spinnstube, Spinngesellschaft.
Spinnwebe, die, häufig statt Spinne.
Spring, der, = ein natürlicher frei abfließender Quell.
Spucke, die, und spucken = der ausgeworfene Speichel, diesen auswerfen.
Spezial, der, = vertrauter Freund.
Sperren, sich = stemmen, sich = Widerstand leisten, sich weigern.
Sputen, sich = sich beeilen; auch sich zauen in derselben Bedeutung (Luckauisch).
Stamps, der, = ein steifer Brei oder Muß.
Staatisch (stoatsch) = geputzt, im Staate.
Stibitzen, wegstibitzen = mit List entwenden.
Stirlen, auch stumpeln = Obst und dergl. mit einer Stange abstoßen.
Staupe, die, = eine herumziehende Krankheit bei Menschen und Vieh.
Strich, der, die Dehne am Euter.
Süßpech, der, = eingedickter Lakritzensaft.

T.

Tälle, die, = kleine Vertiefung, kleines Thal.
Tachtel, die, Maulschelle.
Talpe, die, = ein breiter Fuß, auch Schappe genannt.
Tatschen (langes a) = mit Kindern thöricht tändeln, davon tatschig.
Teig (tejg) = erweicht, mürbe, daher auch trop. abgespannt.
Tejse, die, = Dose, auch das mit einem Deckel versehene Backfaß.
Tengeln*) = mit dem Hammer (ahd. tangol) Sensen und Sicheln schärfen.
Tempern = säumen, zögern (temporiser), daher die Zeit vertempern.
Tille, die, = die Röhre am Leuchter (Dille ist anethum).
Töbs, der, wovon töbßen = das Getobe frequent.
Trecken = ziehen.
Trampeln = stark und wiederholt auftreten, davon Trampelthier = Kamel.
Tröüge = trocken, tröügen = trocknen (treuge, treugen).
Trödeln, vertrödeln, auch soviel als säumen, versäumen, oder vielmehr mit unnützer Geschäftigkeit sich aufhalten.
Trotzig bedeutet auch furchtlos, dreist.
Tschatter, Tschetter, Schetter, der, = grobe und dünne Packleinwand.

*) Verschieden davon ist der Tengel = Schmutzsaum am Kleide, wovon das Zeitw. sich betengeln, das vielleicht mit tünchen verwandt ist.

U.

Ueberlei (überlej) Adv. = übrig, auch überflüssig, entbehrlich, davon Adj. der überleische (überlejsche) = der überflüssige, überzählige. Die überleische Magd = die Reservemagd.
Ueberkörner, pl., = die beim Abfledern des geworften Ausdrusches in das Geresse gerathenen Körner, die gewöhnlich als Viehfutter verbraucht werden.
Uebernächtisch ist derjenige, welcher die Nacht über gewacht hat, daher matt vor Schläfrigkeit und Nüchternheit.
Umkekeln = sich überkippen, umfallen.
Ungut = übel, blos in der Phrase: Etwas für ungut nehmen = übel nehmen.
Unsparsam ist das, wobei weder Zeit noch Aufwand gespart wird, z. B. ein unsparsames (auch hungriges) Essen, welches nur auf kurze Zeit sättigt, eine unsparsame Arbeit, die schlecht fördert.
Unreimisch = wahnwitzig, verrückt.
Unthätchen, das, = ein kleiner entstellender Fleck.
Unrichtig. Es ist ihr unrichtig gegangen, d. h. sie hat abortirt.

V.

Verduseln = Etwas in Gedankenlosigkeit, im Dusel, verlegen, vergessen.
Verdutzt = betroffen, bestürzt.
Verfumfeien. Siehe oben fumfeien.
Verbutten, verbuttet = verzwergt, im Wachsthume zurückgeblieben.
Vernüffeln, vernüffelt = zu kurz zugeschnitten.
Verkotzen, verkutzen, sich, = hustend sich würgen.
Verkeilen = aus Noth unter der Hand verkaufen.
Verknausen, verknusen = verschmerzen, verwinden.
Vertrackt = verworren, verwirrt.
Verpuhsten = durch Ruhe wieder zu Athem kommen, verschnaufen.
Vertoppeln, toppeln = unnütz verbringen.
Verjucheien = verjubeln, d. h. mit Lustbarkeiten durchbringen.
Verhunzen = verhudeln, d. h. im Zuschnitt, in der technischen Arbeit verderben.
Verschossen, in Einen, = vernarrt, verliebt.
Verpürzeln oder verpuzeln = kleiner schneiden, als recht ist.
Vergangen, Adv., neulich.
Verkulen, die Augen = verdrehen, rollen die Augen.
Verplempern, sich, = sich unbedachter Weise in Versprechungen einlassen.
Verläppern, Geld, = für Läppereien ausgeben.
Verwildern, sich, = irre gehen, sich verirren.
Verwogen = verwegen.
Verluleien, Etwas, = vernachlässigen, versäumen.
Verpirren, Einem Etwas, = vereiteln, zu nichte machen.
Volk, oft st. Kriegsvolk. Er steht beim Volke.

W.

Watsche, auch Quatsche, die, = Ohrfeige.
Walken, wackeln, wammsen, durchwalken ꝛc. = prügeln.
Wabbelich = weichlich zum Speien. Sonst wabbeln = quabbeln.
Weibßen, das = Frauenzimmer, s. oben Fraußen.
Watscheln (langes a) = wackelig gehen.

Weichmüthig = weichherzig.
Weißhaftig (wejßhaftig) = wahrhaftig, fürwahr.
Weißkäufer (Wejßköüfer) = ein professionirter Schwindler, der sich auf Märkten herumtreibt, um zu betrügen.
Wehethat, die, = ein schmerzender Schaden am Leibe.
Weilchensweise = mit Unterbrechungen.
Wieten = jäten.
Weimern = wimmern, jammern.
Wildern = wild herumlaufen.
Wispel, die, = Mispel.
Wittern. Es wittert = es giebt Gewitter, es donnert; dagegen er wettert = er flucht.
Wichse, die, = Schmiere, wird st. Prügel euphemistisch gesagt.
Wurzeln, Einen, = prügeln.
Worfel, die, die Wurfschaufel.

Z.

Zamper, auch Zennper (der) = das Beitragsammlen (zampern) zum Fastnachtsvergnügen. Daher das Zamperlied, das dabei gesungen wird.
Zauen, sich, = sich sputen, sich beeilen (Luckauisch).
Ziehe, die, — Erziehung.
Zeit, die, bedeutet auch die Witterung, warme, kalte trockene Zeit rc.
Zips, der, = Pips, eine Krankheit der Hühner.
Zippelmütze, die, = Mütze mit einem Zipfel oder einer Quaste.
Zucht, die, = Aufführung.
Zumpen = langsam nachschleichen.
Zuber, Zober, der = ein Faß mit zwei Henkeln.
Zweifelhaft = trübsinnig, melancholisch.
Zwiebeln, (wie kreischen) Jem., = quälen, bis ihm die Augen übergehen.

B. Wörter slavischen, besonders wendischen Ursprungs.

In diesen muß ein wenig über die Grenzen der Lausitz hinausgegangen werden. Die Schreibung der germanisirten Wörter wird mitunter einer phonetischen Beihülfe aus dem slav. Lautsysteme bedürfen; die beigefügten wendischen Namen aber werden in der neuesten Orthographie geschrieben.

B.

Babe, die, ein in die Röste gebrachtes und nach der Röste in dieser Gestalt zum Trocknen aufgestelltes, vorher schon abgeröffeltes Bündchen Flachs, wend. baba = alte Frau, wahrscheinlich wegen der Figur genannt. Vergl. oben Booße.
Bagan und Bagenz, der, wilder Rosmarin oder Porscht, wend. bagno, n. und bagenc, m.
Baran, der, wend. baran, der große hölzerne Hammer in den Oelmühlen, bedeutet eigentlich Widder.
Barlog, der, = Kehricht, Thierlager, wend. barlog, m.
Berr, der, = Moorhirse, Fuchsschwanz, wend. ber, m.
Bielauk, der, = ein wilder Weißapfel, wend. bělawka, f.
Bielman, der, = der weiße Staar im Auge, wend. bělman, m.

Bielerasch, der, Sandläufer, ein kleiner Vogel, wend. bēlorask, m.
Birkaue, die, wend. byrkawa, f. Mehrfache Bedeutungen s. N. L. Mag. 30. Bd. 3. Heft S. 236.
Bisseln, wend. byzaś, wird gebraucht vom Rindviehe, wenn es mit gehobenen Schwänzen der bösen Bremse entläuft.
Bischkeien, w. byžgaś = Kinder auf dem Arme schaukeln oder schwenken.
Boschko! Boschko! = leider Gottes! w. božko, božko = Gottchen, Gottchen!
Brock, der, w. břok, m. = der Arlesbaum, ein strauchartiger Baum von hartem Holze.
Brodaize, die, w. brodajca, f. = Warze, Hautauswuchs.
Bruchawe, die, w, břuchawa, f. = die Magenwurst.
Buback, der, ein phantastisches Schreckbild, womit Kinder zur Ruhe verwiesen werden, w. bubak.
Bumbeien, bombeien = bammeln, hängend vom Winde hin- und hergeweht werden, daher auch müssig herumschlendern, baumeln, bummeln.
Buschka, die, w. buška, f. = die Zunderbüchse, die mit Glimmholz gefüllt ist, um nach Belieben Feuer anzuschlagen.

D.

Drest, der, w. drest, m. = Wasserpfeffer, eine Grasart, pol. rdest.
Driemeien, w. dřemaś = schlummern, unterbrochen schlafen ohne im Bette zu liegen.
Drogatz, der, w. drogac, m. = eine Art ziemlich großer und süßer Feldbirnen.
Dupnick, d. w. dupnik, m., auch dupa, f. = die Staarmeste.

E.

Else, Oelse, die, = Erle, w. wolša, olša, f.

G.

Glietsch, der, (märkisch) = Klapperpflanze, pol. gnidoš, m.
Glowatz, der, = die Kaulpadde, w. glowac, m. = Köpfling.
Golenka, die, w. golēnka, f. = Spark, Spergel, ein Futterkraut, pol. sporek, m. = sonst auch Knötrich genannt.
Göln, Geln, der, w. gelñ m. = ein Knollen- (Ranken-) Brod.
Grommade, die, = Gemeindeversammlung, w. gromada, f., im Soraujschen: Grammade.

H.

Hajack, der, w. hajak, ein oberlaus. Wende, weil er das dem niederlaus. Wenden fremde Wort haj = ja im Munde führt.
Hampo, w. hampo, m. = Tölpel, plumper Mensch.
Halunke, der, = Schurke, vom böhm. holomek = Trabant, Büttel, Scherge.
Hätschack, der, w. hačak, ebenfalls ein oberlaus. Wende, besonders Viehhändler, weil er das dem Niederlausitzer fremde Wort hač = ob braucht.
Himpeien sich = schaukeln, Himpawe = die Schaukel, w. hympaś und humpaś, hympawa, f., humpawa, f.
Hejduschka, die, w. hējduška, f. = Rätschel, ein Unkraut.

Hejka, die, w. hejka, f. = der hölzerne Hammer, durch dessen Umlauf der Dorfschulze die Gemeinde zur Versammlung einladet, was mancher Orten durch die kokulja, f. = Krummholz geschieht.
Hendrischken = Stachelbeeren, w. Hendryschki, pl.
Hobjed, der, w. hobĕd, m. = Mittagsmahl. Der große und der kleine Hobjed s. N. L. Mag. 30. Bd. 3. Heft S. 42.
Hobariza, die, w. hobaŕica, f. = Prögelerbsen.
Hockawa oder Wockawa, w. hokawa, wokawa, f. = das großäugige Ueberkehrichtsieb.
Hupatz, der, w. hupac, m. = Wiedehopf.
Hupreniza, die, w. hupŕenica, f. = eine gedörrte Mohrrübe.
Hustup, der, w. hustup, m. = der Sauschubber, ein Fußsohlengeschwür.
Hukschop, der, = Brühtrank für das Vieh, w. hukšop, m.
Huscherack, der, w. hudźerak, m., Spitzname für alte preuß. Groschen und Sechser = Großauge, Glotzauge.

J.

Jacheln = keuchen, den Athem reißen, w. jachliś.
Jamkoweien, w. jamkowaś, das Grübchenspiel der Hüteknaben.

K.

Kabeja, die, w. kabeja, f. = der Eichelhäher.
Kaluppe, die, eine schlechte Kaluppe = Hütte, vom pol.-böhm. chalupa, f. Strohhütte.
Kastwej, die, w. kastwja, f. = Futterschilf, ein Spreewaldsgras.
Karban, der, w. karban und kurban, m. = ein leerer Schlauch, lediger Kasten, hohler Baum, hohle Rübe u. dergl.
Kauke, die, = Dohle, w. kawka, f.
Kaupe, die, w. kupa, f. = eine trockene Anhöhe im Sumpfe oder Flusse, verwandt mit dem deutschen Kuppe, pol. kępa. Solcher Kaupen sind viele im Spreewalde und ihre Besitzer heißen Kauper = w. kupaŕe.
Kaline, die, w. kalina, f. = Wasserhollunder, auch dessen Blüthen und Beeren.
Kalitte, die, = der Kohlschmetterling (brandenb.), wahrscheinlich = okalica, f. = die Geäugelte, weil seine Flügel schwarz geäugelt sind.
Kibut, der, = Kiebitz, w. kibut, m.
Knippack, der, w. knypak = ein Geizhals, Knicker.
Kodike, Koditke, die, w. chódota, dim. chódotka = Hexe.
Kloscheien Obst, d. h. durch Klopfen zum Fallen bringen, w. klośiś.
Klon, der, w. kljon, m. = der Ahornbaum.
Kolenko, das, w. kolĕnko, n. = ein kleines federloses Messerchen für kleine Kinderchen, bedeutet eigentlich ein Kniechen.
Kok, der, w. kok, m. = der Kak, Pranger (veraltet).
Kokula, die, w. kokulja, f. = das Ochsenjoch, überhaupt Krummholz, Haken.
Kostrowa, die, w. kostŕowa, f. = die Trespe.
Kostrowka, die, w. kostŕowka, f. = der Kumin, ein Gewürzkraut, ist eigentlich das Dimin. von jenem.
Kokoschke, die, w. kokoška, f. = eine Art morchelartiger Herbstpilze von gelber Farbe. Das Wort heißt eigentlich Hühnchen.
Kosse, die, = Schwertlilie (märkisch) von kossa, f. = die Sense.

Kockordatz, der, = Spillenbaum, Pfaffenhütchen, w. kokordack.
Kolatz, Kulatz, der, w. kolac, m. = ein rundgestaltetes Brod.
Konterlitze, Kunterlitze, die, = eine kleine Art Mücken, w. kónturlica, f.
Kolka, Kulka, die, w. kóJka, kulka, f. = die Kolik, κωλικη νοσος.
Kositze, die, w. kozyca, f. = die Pflugreute, Pfluggabel.
Krinitz, der, = Kreuzschnabel, w. škreñc, oder vom böhm. kriwonosec = Schiefschnabel.
Kschischowka, die, oder Krischowka, w. kśišowka, křišowka, f., von kśiwoš, křiwoš, m. = ein krummer Körper, scherzhafte Benennung für die Klause, weil man darin nur krumm stehen kann.
Kren, der, = Meerrettig (mehr in der Oberlausitz und in Süddeutschland gebräuchlich), w. křen, kśen. m., (findet sich schon im alten Hochd.).
Kschuschenka oder Kruschenka, die, = gebackene Birnen, Hugel, w. krušenka, kšušenka, f.
Kruschel, der, (sprich sch wie franz. j) = der aufgesteckte Oberrocken, der den Wocken trägt, w. kružel, m.
Krotusch, der, w. krotuš, m. = ein kleiner Knirps, überhaupt jeder zwergartige Körper.
Kulej, der, w. kólej, m., dasselbe Futterkraut, was Golenka (um Spremberg), aus dem oberlaus.-wend. kólodźej = Rademacher entstellt. Nämlich die Pflanze treibt nach allen Seiten Schossen wie Radspeichen.
Kunkatz, der, w. kunkac, m. = die Unke, auch ein Mensch, der aus Scheu nur für sich spricht; Kunkawa, w. kunkawa = eine dergl. Frauensperson, Mucker und Muckerin.
Kuckel, der, w. kukol, m., pol. kąkol = Raden, Ackerraden.
Kuschawa, die, w. kušawa, f. = eine einfache Frauenmütze ohne Spitzenbesatz, vom w. kušy = kausch.
Kwankeien (quankeien) = langweilig und zwecklos sprechen, daher Kwankatz, ein solcher Sprecher, w. kwankaś und kwankac.
Kuntschen, Kunschken, pl., w. kóñacki, pl. = die Endchen von Kieferzacken, überhaupt die äußersten Spitzen der Zacken.
Kuscheln, die, pl., (sprich sch wie franz. j) = verkümmertes Strauchwerk, vom w. kudźela, f. = Zotte, Fitz, daher auch Wocken.

L.

Leidkauf, niederd. Litkup, der, = Kauftrunk, den Käufer und Verkäufer zusammen trinken, sonst auch Leihkauf genannt, w. litkup.
Limpe, die, = Messerklinge, w. lympa, lumpa, f., ist von zweifelhaftem Ursprunge, vielleicht mit Plempe verwandt.
Luhme, die, = eine Eiswuhne (märkisch ꝛc.), kommt wahrscheinlich von lom, m. = Bruch oder wlom, m. = Einbruch.
Lompuch, der, = Sauerampfer, w. lompuch, m.
Lockaschine, die, w. lokaśina, f. = Kuhblume, Dotterblume, es bedeutet eigentlich die Zaser, pol. wlochaćina.
Loboda, die, w. loboda, f. = Melde, und Alles was nach Art der Melde als grüner Muß gekocht ist.
Lumpack, der, w. ljumpak = Hadersammler, ist Hybride.
Lug, der, dim. Luschk, w. ług ,lužk. m. = ein Wasserpfuhl, der im Sommer austrocknet; man spricht auch Laug.

Lusche, die, (sprich sch wie franz. j) w. luža, f. — Wasserlache ist mit jenem verwandt.
Luzie, die, w. lucyja, f. = die Golddrossel, der Pirol.

M.

Makoize, die, w. makojca, f. = der Mohnkopf.
Maline, die, w. malina, f. = die Himbeere.
Meschawa, die, w. měšawa, die, = Küchenkelle.
Metla, die, w. mětla, die, = Ackerschmiele.
Makauka, die, w. makawka, f. = Tunknäppchen der Spinnerin.
Mierwa, die, w. měrwa, f. = das Wirrstroh.
Mielitz, auch Mielenz, der (brandenburg.), poln. mělec, m. = großes Rispengras.
Medewitke, die, w. mjadwědk, m. = die Werle, Gerstwurm.
Mirkeien = blinzeln mit den Augen, w. myrkaś.
Musch, der, w. muš = Vogelkraut, Vogelmiere.
Mlatschen = schmatzen beim Essen, w. mljaskaś und mljačkaś.
Moch, der (kurz o), w. moch und mech, m. = Moos.

N.

Npleck, der, = Schlingel, vom w. něplěk.
Nisanze, die, w. nizañca, f. = eine auf Fäden gereihte getrocknete Möhre.
Njaboretko, das, w. njabořetko, n. = der arme Schelm, das arme Wesen.
Nuscheln (sprich sch wie franz. j), in andern Gegenden nusseln = wend. nužliś = zögern, unnützer Weise auf sich warten lassen, indem man sich mit ungehörigen Sachen beschäftigt, hat einen unsichern Ursprung. Vom wend. nugel, m. = Winkel abgeleitet, würde es heißen, sich in Winkeln herumtreiben.

P.

Panken, pänken, pankoweien nennt man ein Kinderspiel mit Nußschalen, w. pankowaś, wobei es sich darum handelt, wer durch das geschickte Auffangen derselben Herr (pan) über die Mitspieler wird.
Patzke, die, w. packa, f. = Kürbiskern, überhaupt jeder Obstkern mit weicher Schale.
Paschturlize, die, wend. pašturlica, f. = der Mäuseaar, Rüttelweib, ein Raubvogel.
Pejschjack, der, wend. pědźak, m., = der Spanner, der Regenwurm.
Peisker, der, wend. piskoř, m., = eine Fischart.
Perpusch, der, wend. pěrwy puś, m., = der erste Ausgang in die Kirche. So heißt die Nachhochzeit im Hause des Neuvermählten.
Pinken, wend. pinkaś, = die Augen schließen mit Absicht, von pinkaś, Dim. von pinaś = spannen, heften, schließen durch Zusammenspannen.
Pinack, wendischer, = ein Stockwende, ist vom wend. pinak, spinak = Spannriem, Fesselstrick abzuleiten.
Pileuten, Dim. Pilentchen, pl., wend. pilěta, pl., Dim. pilětka nennt man die jungen Gänschen und Entchen, ehe sie ausgewachsene Federn haben. Das im deutschen Worte überflüssige n weist auf eine ältere wend. Namensform, die noch im Polnischen besteht.

Picken, wend. pikaś, einen kleinen Laut von sich geben. Er pickt nichts = er spricht kein Wort.
Pijanka, die, wend. pijanka, f., = Tollhafer, Lolch.
Pijanze, die, wend. pijañca, f., = der Blutegel.
Pieteln an Etwas = mit dem Finger klauben, wend. pitlaś und pitwaś = klauben, wühlen, um Etwas abzulösen.
Pjazenka, die, wend. pjacenka, f., ein Stück Backobst, wend. pjac = backen.
Plauze, die, wend. pluca, n. pl. tant. = die Lunge, vielleicht blos die Bronchien in der Lunge. Wer eine gute Plauze hat, der kommt nicht leicht außer Athem.
Plonz, **Plonzk**, **Pluntschk**, der, wend. plonica, f., Dim. plonicka, der saure Holzapfel, Wildling, von plonny = wild.
Plöze, die, wend. plośica, f., der große Weißfisch.
Plaschz, der, niederl.-wend. plaśc, m., = halbflächsene Leinwand, mittle Leinwand.
Plowaschk, der, wend. plowašk, m., = die fahle Grasmücke.
Poklet, der, niederl.-wend. poklĕt, m., = der Kasten zum Vogelfang.
Pojedank, der, und **pojedanken**, Zeitw., wend. pojedank und pojedankowaś, Vesperbrod, vespern.
Polternick, der, wend. poltornik, m., 1½ Strähne Garn oder 15 Gebind.
Pojedeien, wend. pojedaś, = erzählen, mündlich mittheilen.
Pobratschk, wend. pobratśka, m., = der Brautführer, eigentlich der Verbrüderte.
Poliza, die, wend. polica, f., = das Schüsselbret, das Riech.
Pomale, **pomalke**, Adv., wend. pomalem, pomalkem = allmählich, sachte.
Poreien (sich wohin, oder Etwas wohin), wend. poraś = regen, bewegen, Etwas wohin bringen, wohin schaffen 2c.
Porwina, die, wend. porywina, f., = steifgekochter Mehlbrei, den man mit dem Löffel zerreißen (porywaś) muß.
Protza, die, wend. proca, f., = Teichmoos, eine Grasart.
Puckale, die, wend. pukala, f., = die Platzbüchse der Kinder.
Pupaize, die, wend. pupajca, f., = 1. der Staubpilz, 2. der Löwenzahn.

R.

Rakaiza, die, wend. rakajca, f., = die Mandelkrähe.
Ranawa, die, wend. ranawa, f., = eine Art Frühbirne.
Reisig, **Reising**, **Reiske**, der, wend. ryzyk, m., = eine Pilzart, vom Adj. ryzy = goldgelb.
Riß, der, wend. rys, m., ein Unkraut im Flachse mit röthlichen Samenkörnern, vom Adj. rysy (sprich rüssü) = fuchsroth.
Rogawa, die, wend. rogawa, f., = Hirsegras, ein hirseartiges Unkraut.
Rutzitzka, die, wend. rucycka, f., = ein frühe, besonders an Zäunen, sprossendes Kraut mit fünf Blättern an einem Stiele, die einige Aehnlichkeit mit fünf Fingern haben, woher der Name, der eigentlich Händchen bedeutet.

S.

Sagroda, die, wend. zagroda, f., = ein Feldgarten, umzäunter Acker.
Sawora, die, wend. zawora, f., = das quergepflügte Ende der Ackerbeete, wodurch dieselben Schluß bekommen, in manchen Gegenden der (oberl. die) Anwand genannt.

Saparsk, der, wend. zaparsk, m., ein beim Brüten faul gewordenes Ei, das fallend mit einem Geprassel seinen Inhalt versprützt (zaparska).
Schumleien = mumpeln, d. i. zahnlos mühsam kauen, wend. dźumljaś, davon Schumljak, m., Schumljawa, f., wend. dźumljak, dźumljawa, der, die so kaut.
Sellenke, die, wend. zelēnka, f., der Grünpilz.
Sellina, die, wend. zelina, f., Jätekräutig, das zum Winterfutter getrocknet wird.
Smjatana, die, wend. smjatana, f., = Sahne, oft st. des deutschen Wortes gebraucht, sonst aber von Deutschen in und an den Slavenlanden in Schmant, m., verderbt.
Schischke, die, wend. šyška, f., = 1. der Kieferzapfen, 2. das unbrauchbare Schopfende der Flachshalme.
Ssmaseien, wend. smazaś, = verstreichen, überstreichen, wird von der Art des Pflügens gebraucht, wo man das Stoppelland nicht durchaus umstürzt, sondern den von der Stürzfahre bedeckten Streif liegen läßt, so daß Stoppel auf Stoppel zu liegen kommt.
Schkarreien, wend. škaraś = stochern mit einem spitzen Körper.
Schparack, der, wend. šparak, m., = der Pfeifenräumer, von šparaś, ritzen, spalten = lat. rimari.
Schtschjotka, die, wend. šćotka, = Bürste, ist auch Name für das Gras Ziegenbart.
Schtschjurre, Tschurre, die, wend. šćura, f., = Klapperpflanze, sonst auch šćerkawa genannt.
Schwiet, Schwietel Dim., besser Sswitk, der, wend. switk, m., = ein Gewinde fein gehechelten Flachses (von swity = zusammen gedreht), krumm zusammengelegt und mit einigen Fäden an den Enden zusammengeknüpft.
Schwarke, die, wend. šwarka, f., — die ausgekreischte Griebe.
Ssrockosch, der, wend. srokoš, m., = der Würger, Neuntödter (Vogel).
Spingel, der, wend. špingel, m., = der Eiszapfen.
Sprinkatz, der, wend. šprinkac, m., = Springkäfer, hybrides Wort.
Schpicznick, der, wend. špicnik, = Gauner, Spitzbube.
Schrauben, pl., der Brunnenkranz, d. i. die Holzunterlage unter dessen Ringmauer, wend. sruby.
Schtappack, der, wend. štapak, m., Kartoffelstamps.
Stieglitz, der, = Distelfink, wend. šćigelc, m.
Stergen, pl., wend. stergi, pl., die Focken (gröbern Theile) im Werge.
Stupnick, der, wend. stapnik, m., das Ackervorende eines nach der Quer getheilten Beetes, worauf das Zugvieh beim Umwenden tritt (stupa).
Sturlitze, die, wend. šturlica, f., der Schwingebock, worauf Flachs geschwungen wird.
Schwerz, der, kleiner Schwerz = kleiner Knirps, = wend. šwērc, m., = Heimchen.
Schwigatz, der, wend. šwigac, m., = die Schmitze an der Peitschenschnur.

T.

Tarnike, Ternicke, die, wend. tarnka, ternka, tenka, f., die kleine Rostpflaume.
Tejse, Backtejse, die, wend. dźeža, f., das runde Backfaß.
Tobole, die, wend. tobola, f., = der Brodranzen, pera.

Toblitze, die, wend. tobolica, f., eine Art zweigeschwänzter großer Mücken.
Trockawe, die, Dim. Trockawke, wend. trokawa, trokawka, f., ein Tuch mit Trageseilen an den vier Ecken.
Towarischk = der Brautdiener, wend. towaŕišk.
Tschickeien, wend. tsikaś, mit der Hand kleine Würfe machen, sprengen, böhm. stŕikati. Es ist ein Spiel der Kinder, die in ein Grübchen von ungefähr einer Spanne im Durchmesser Pfennige oder metallene Knöpfe aus der Entfernung von 3—4 Schritt werfen. Die Nichttreffenden verlieren.
Tschjappeien, wend. tsapaś = mit der Hand weg- oder ausklopfen, böhm. tŕepati. Das geäscherte Garn wird im Wasser ausgetschjappeit.
Tschullen, tschjullen, wend. tsulaś, dim. tsulkaś, harnen (von Kindern).
Tschjurcien, wend. tsuraś = treischen, in Fäden herabrinnen.
Tschjumeien, tschjummen, wend. tsumaś = saugen an einer auflösbaren Sache im Munde. Tschutschen und zutschen dasselbe.
Turan, der, (erste Silbe betont), wend. turan, m., der Quälgeist, Menschenschinder, Tyrann.

U.

Ukelei, die, wend. huklej, f., das kleine Weißfischchen.

W.

Wagan, der, wend. wagan, m., ein großer Schöpfkübel im Brauhause.
Wake, die, wend. waka, f., ein geflügelter Käfer.
Walen, waleien, walkeien, wend. waljaś, waljkaś, wälzen, kollern, rollen lassen. Es bezeichnet besonders das Spiel mit Ostereiern, die man eine abschüssige Bahn (waljka) hinablaufen läßt, um andere darin aufgestellte Eier zu treffen.
Wadke, Watke, die, (märkisch ꝛc.) wend. srowatka, f., = Molken, auch Buttermilch.
Warmo, das, wend. waŕimo, waŕmo, n., Buttermilchsuppe.
Wergeien, sich, wend. wĕrgaś se = sich hin- und herwälzen.'
Witawa, die, wend. witawa, f., der Willkomm; so heißt besonders das Geschenk, welches Neuvermählte den Verwandten und den Dienstboten des andern Theils bringen.
Wildschur, die, poln., böhm. wilčura, f., ein Wolfspelz mit der rauhen Seite nach außen. Da das Wort weder mit Wild noch mit Schur etwas zu schaffen hat, sondern von wilk, welk = Wolf gebildet ist, sollte man das falsche d durch t ersetzen.
Wotnauk, der, d. h. auf den Herbst gesäetes Grünfutter, nachdem vorher schon die Sommerfrucht abgeerntet worden, wend. wotnawk, m., = Erneuerung.
Wrucken oder Brucken, f., = Kohlrüben (märkisch ꝛc.) vom poln. brukiew, f., = Kohlrübe.

Z.

Zatzauka, die, richtiger Ssatzauka, wend. sacawka, f., das Hütchen am Butterfasse, auch der Maulkorb des Viehes.
Zeisig, Zeiske, der, (Vogel), wend. cyžyk.
Zickale, die, wend. cykala und sykala, f., die Sprützbüchse der Kinder.

Zirkeien, wend. cyrkaś, aus einer engen Flasche trinken.
Zirra, Ssirra, die, Biestmilch, wend. syra, f.

Ž (= franz. j).

Žabenz, der, žabeňc, m., = Schachtelhalm.
Žagrize, die, wend. žagajca, f., = die kleine Nessel.
Žorawa, die, wend. žorawa, f., = die Kranichbeere, auch der Rockenstock, der auf einem runden Schemel befestigt ist. Das Wort bedeutet eigentlich den Kranich.
Žorruž, Žerruž, der, wend. žoruž, žeruž, m., = Hahnenfuß, ein Kraut von ätzendem Geschmacke.

C. Hypokoristische Namensformen.

Diese finden sich meist in Familiennamen, die größtentheils aus ursprünglichen Taufnamen entstanden sind. Letztere wieder erscheinen meist als Uebertragungen von christlichen Heiligennamen (Kalendernamen), die als fremdsprachig sich den Gesetzen deutscher oder slavischer Zunge fügen müssen, in seltenen Fällen an Form und Wesen national, wie Friedrich, Otto, Ludwig &c. Seit Einführung des Christenthums unter den Wenden haben die Kinder derselben sicherlich nur Taufnamen bekommen, die der reichen Fundgrube solcher kirchenhistorischen Heiligennamen entlehnt sind. Dennoch haben sich einige erbliche Familiennamen von ächt nationaler Abkunft, also rein slavisch auch unter den Wenden der Lausitz erhalten, wie z. B. Bogosch, Ljubosch, Witosch, Drogosch, Zmisch, Jatzlau, Goßlau, Schobor (Wschobor), Radbor, Pomyßl, Ljerad &c. Häufiger sind andere, die von persönlichen Eigenschaften, Gewerben, Aemtern, Thieren und allerlei Natur- und Kunstgegenständen entnommen worden und offenbar einer neueren Zeit angehören. Diese haben gar keine durch den Hypokorismus verkürzte Formen, jene lassen diesen schon mehr Freiheit, aber bis zur Unkenntlichkeit erlaubt man ihm die fremdsprachigen Namen zu verstutzen, auch selbst da, wo sie erbliche Familiennamen geworden sind. Der Deutsche wetteifert hierin mit dem Slaven, so daß der eine dem andern keine Vorwürfe machen kann. Man vergleiche oben unter II. 1. die niederdeutschen Diminutivformen der Personennamen. Wenn im Russischen Alexander zu Ssascha, Alexius zu Loscha, Michael zu Mischa, Maria zu Mascha &c., im Deutschen Arnold zu Nolte, Christoph zu Töffel, Ferdinand zu Nante, Leopold zu Polte, Polz, Ludwig zu Lude und Lutze, Heinrich zu Heine und Heinze, Ulrich zu Ule, Konrad zu Kune und Kunze, Friedrich zu Fritze, Katharina zu Käthe, Walpurgis zu Burgis, Rudolph zu Ruhl, Laurentius zu Lenz und Renz &c., im Schwedischen Laurentius zu Lars, Nikolaus zu Nils, Maria zu Maja, Magdalena zu Malin oder Lona &c., im Englischen Thomas zu Tom, Elisabeth zu Betty, Lydia zu Lyddy &c., im Spanischen Ignatius zu Inigo, Peter zu Pero, Josephe zu Pepa, (Maria de) Dolores zu Lola einschrumpft, wenn im Französischen Dionysius zu Denis, Francisca zu Fanchon verbuttet, wenn endlich schon früh im Griechischen (vom Lateinischen weiß man weniger) vielsilbige Namen durch den häufigen Gebrauch gleichsam abgenutzt und dem Psellismus verfallen sind, wie Ἀλεξᾶς = Ἀλέξανδρος, Δημᾶς = Δημήτριος, Διονῦς = Διονύσιος, Ἑρμᾶς = Ἑρμόδωρος, Θευδᾶς = Θεόδωρος, Ἀντιπᾶς = Ἀντίπατρος,

'Αμφῖς = 'Αμφιαραος, Φιλᾶς = Φιλοδημος, 'Επαφρᾶς = 'Επαφροδιτος, 'Ηρυλλος = 'Ηρακλης 2c., so sieht man, daß bedeutend verschiedene Sprachen sich dieselbe Freiheit in den Namenskürzungen genommen haben. Sogar erscheint zuweilen in der Form dieser Verkürzung eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen germanischem und slavischem Typus. Denn der oberlaus. Wende hat mit dem Schweden die Maja, der Brandenburger mit dem Wenden den Jänike, w. Jank, mit dem Russen den Wahn (= Han, Hahn), russ. Jwan oder Wana (aus Johann, Jhan, ital. Giovanni), gemein, und sein Nitschke = Nikolaus ist nur durch slav. Lautverschiebung zu erklären (von Nik = Nikolaus dim. Nićok).

In nachstehendem Verzeichnisse, das keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch macht, sollen einige der gebräuchlichsten Tauf- und Familiennamen in den verschiedenen Abstufungen der Verkürzungsformen, wie sie sowohl in wendischer als in deutscher Sprache bei uns üblich sind, ihren Platz finden. Die wendischen Wörter sollen, so gut es geht, mit deutschen Buchstaben geschrieben werden, da es hier auf große Genauigkeit nicht ankommt.

Alexius, w. Holjax, gewöhnlich Holja, sonst mittelalterlich deutsch Alsch und Als.
Ambrosius, d. Brose, w. Brosa und Mros, Dim. Mrosk.
Andreas, d. Andrees, Anders (niederd. Drewes), w. Handrej, Handro, Handrosch, Dřejka und Rejka.
Antonius, d. Anton, oberd. Toni, w. Tonk Dim., u. Primit. Tonisch u. Tanisch.
Augustin, d. Gustin (wie August und Auguste vulgo Guste), w. Hauschtyn, germ. Haustein, Hauenstein.
Balthasar, d. Balzer, w. Balzarj, Baljo, Dim. Bãlko.
Bartholomäus, d. Bartel, Bart, w. Batramusch, Batram, Bartol, Barto, Bato, Bartusch, germ. Bartsch, niederd. Mewes, Möwes, Meus, Mees.
Benediktus, d. Bendix, Diktus, Dix, w. Benjesch, germ. Benisch, Bönisch, Bensch.
Bernhard, d. Bernd, w. Bernat, Barnat, Barnaś.
Caspar, d. Kasper, w. Kasparj, Dim. Kasparik; Kapo Dim. Kapko.
Christianus, d. Kristian, Kirschten, Kersten, Kirstein, w. Krysto, Kitan, Kito, Dim. Kitko.
Conrad, d. Kunrad, Kunert, Kurt, Kune, Köne, Kunze, w. Kunrad und Kunad.
David, w. Dabo, Dim. Dabko.
Dionysius, d. Niese, w. Nusa.
Dietrich (Theoderich), d. Ditter, Dieze (Tieze), niederd. Thiede, Dim. Thiedeke, Diereke, Dierke, w. Dschjetschik und Dytrich.
Eusebius, oberd. Seb, w. Sebisch, Sebischka.
Florianus, d. Forian, w. Lorian.
Georgius, d. Jürge, wend. Jurisch, Juro, Dim. Jurko, Jurischka, Jurz.
Gottfried, d. Friede, wend. Frido, Dim. Fridko.
Gottlieb, d. Liepe, wend. Lipo, Dim. Lipko.
Gottlob, d. Lope, wend. Ljopo, Dim. Ljopko.
Gregorius, d. Gregor, wend. Grjogorj, Dim. Grjogorjaschk, Grjogorjenz, meist Gork.
Hans, s. Johannes.
Hesekiel, d. Seckel.
Jakobus, d. Jakob, Jack, Jock, Dim. Jäkel, Jokel, alt Koppe, wend. Kobus, Kubusch, contr. Kubsch, meist Kuba, Dim. Kubka.

Joachim, d. Jochum, Achim, wend. Jochum.
Hiob, d. Job, Hoppe, wend. Hopa, Dim Hopka.
Johannes, d. Jan, alt Jhan, Jwan, Han, wend. Jan, Dim. Jank, Janz, germ. Jäntsch, Janaschk.
Hans (die Nebenform), wend. Hanso, Hanta, Hanschjo, Dim. Hanskoj, Hanusch, Hanschjko, Hank, Hanuschka, Haschik.
Jsaak, d. Sack und Schack, wend. Schak.
Laurentius, Lorenz, d. Lenz, Renz, wend. Laurysch, Lauro, Loro, germ. Lauer und Wauer, Lawko, germ. Lauke.
Lukas, d. Lucks, wend. Lukasch und Luko.
Martinus, Martin, d. Märten, wend. Mjertyn, Mjerschink, Mjeto, Dim. Mjetko.
Matthäus, d. Matthes, Matz, niederd. Tewes, wend. Matej, meist Mato, Dim. Matko, Matschjo, Dim. Matschjko und blos Tejko.
Markus, d. Marks, wend. Markusch, Marko, Dim. Markuschk und blos Kuschk, germ. Kuschke.
Michael, d. Michel, wend. Michal, Michaw, Michel, Michawa, Dim. Michawka, Michlik, Michlenz; Chylja, Dim. Chyljka.
Nikolaus, d. Nickel, Klaus, Kloos, wend. vollst. Miklausch, sonst auch Mikla, meist Klausch, Klawa, Dim. Klawka, germ. Klaue, Klauke, auch Klowas.
Paulus, d. Paul, Pole, wend. Pawol, Dim. Pawolik, Pawlik, Pawlysch, Dim. Pawlysckk, Pawlenz.
Petrus, d. Peter, wend. Pjetr, Pjatr, Pjetsch, Dim. Pjatrik, Pjatrenz, d. Petrenz, Pjetschik, Pjeto, Dim. Pjetko; Pjeschj, Pjech, Dim. Pjeschk.
Philippus, d. Filipp, Lips, Lipus, wend. Filip, Lipus.
Renatus, d. Natus, wend. Natusch.
Salomon, wend. Ssalman.
Samuel, wend. vollst. Schombelj, sonst Bjelja, Dim. Bjeljka, auch Mjelja, Dim. Mjeljka.
Sebastian, d. Bastian, wend. Bastyjan, Basto, Dim. Bastko.
Siegmund, d. Mund (oder von Raymund?), wend. Mundo und Symo, dim. Symko.
Simon, wend. Schyman, Dim. Schymank, Schymańz, auch Schymo, Dim. Schymko.
Stephanus, d. Stephan, Steffen, wend. Schtschjepan, Dim. Schtschjepank und Pank.
Timotheus, d. Time (Thieme), Mothes, wend. Tymo, Dim. Tymko.
Thomas, d. Toms, wend. Domasch, Dim. Domaschk und Domk.
Valentin, d. Velten, Belten, Baltin, wend. Walzo, Welzo.
Zachäus, d. Zach, wend. Zacho, Dim. Zaschko.

Hiermit ist allerdings das ganze Inventarium der Hätschelnamen deutscher und wendischer Bildung noch nicht erschöpft; aber die Zeit, daß dieses vollständig der Nachwelt aufbewahrt werde, ist verschwunden, da jetzt sogar die Wenden des wahren Ursprungs dieser wendisch zugeschnittenen Familiennamen selten kundig sind, die dürftigen Wörterbücher aber in der Regel keine Auskunft geben, da sie selten Eigennamen aufgenommen haben, — ein Mangel, der auch deutschen Wörterbüchern anhaftet.

Die weiblichen Taufnamen sind mit geringen Ausnahmen Kommunalgut beider Sprachen, nur daß die wendischen das Suffix — a statt des deutschen — e haben, wie Dora (= Dorothea) = Dore, Lisa = Lise (= Eli-

sabeth), doch weichen manche im Wendischen etwas ab, wie Hortmuta, Wortmuta = Erdmute, Hejba, nlw. = Eva, Hortyja, Wortyja = Dorothea, Hilža = Ilse, Else = Elisabeth), Kaschja und Katuschja = Käthe (= Katharina), Hoschja = Horžulja = Ursula, Baba, Babuschja = Barbara, Mărja, Maruschja = Maria, Bejma = Euphemia, Hablona = Apollonia, Bryschja = Brigitte, Grieta = (Mar) Grete. Von diesen sind die meisten veraltet, denn die Taufnamen sind sehr der Mode unterworfen, und die Eitelkeit der niedern Stände bestrebt sich, ihren Kindern sogenannte vornehme Namen der höhern Gesellschaftsschichten zu ertheilen. Doppelnamen verwachsen oft zu einem Körper, und so entsteht aus Johann Martin Hans-Märtine, aus Johann George Hans-Jürge, aus Johann Christian Hans-Krist, aus Anna-Elisabeth Ann-Lise. Hierher gehören die Mar-Lise, Dor-Lise, Ann-Marie, Gret-Lise, Krist-Lise, Mari-Dore, Mari-Lore (= Eleonore), Anne-Madlene (= Magdalene).

D. Xenische Zugabe.

In der Sammlung oberlausitzischer Idiotismen, die der Rektor des Görlitzer Gymnasiums, Dr. Anton, vom Jahre 1824 an in einer Reihe von Schulprogrammen herausgegeben hat, finden sich mehre Wörter slavischen Ursprungs, ohne daß dieser, soviel mir bekannt, überall nachgewiesen ist. Je mehr das Verdienst einer solchen Arbeit, die über das aus Schriften Erlernbare hinausgeht, als Bereicherung der vaterländischen Sprachkunde geschätzt werden muß, desto nöthiger ist es, das slavische Element von dem germanischen in dem Wörterverzeichnisse zu scheiden, damit keine Verwirrung entstehe. Hier mögen einige solcher hybriden Sprößlinge ihren Geburtsschein erhalten. Die Schreibart der slavischen Wörter wird der neuern Orthographie folgen.

Aro! ein Ordnungsruf des Hirten an das Hütevieh lautet niederl. w. hyř und hyřa! böhm. hr! und hara! — Biseln (bisseln) ndl. w. byzaś, Dim. byzkaś bedeutet die allgemeine Flucht des Rindviehes vor der bösen Viehbremse (cestrus), dem byzk, der auch gizk genannt wird, daher auch gizkaś = byzkaś. — Bäcken (blöken und meckern) w. bjakaś, böhm. běkati. — Bolle (Bollenbaum) = Schwarzpappel, vom slav. topol, m., was überhaupt in allen Dialekten jede Pappel bedeutet. — Boß, Buß = der Kuß, hier und da in der Niederl. Poß, w. pošk, m., oberl. w. košk, das Wort Poß, Boß scheint niederdeutsch zu sein; wenigstens sind die beiden wendischen Formen den deutschen nachgebildet und andere slavische Dialekte kennen sie nicht. — Buttel, Puttel, Dim., = niederl. Puttchen, d. h. Hühnchen, w. putka, f. — Birl, die, ein eiserner Schlägel, w. purlja, pyrlja, f. — Bile, Bilentchen, nlaus. Pilo, Pilentchen, das, = junge Gänschen oder j. Entchen, w. pilê, n., Dim. pilětko. — Blunschken, Pluntschken, Plontschken, pl., Holzäpfel, w. plonicki, obl. w. plončki, pl. — Datsch = böhm. těsto, ndl. w. śesto, obl. w. ćesto, n., = Teig. — Drauschen, Drauschber, Trauschen = Brautführer, wend. böhm. družba. — Faust-Mauke, die, ein steifer Mehlbrei, vielleicht w. po kusych muka = in Stücken Mehlbrei, wenigstens ist muka = Mehlbrei. — Grietsch = Hamster, böhm. škřeček. — Grün, Gren, Kren, m., = Meerettig, b. chřen, w. chřen, kśen, m. — Geschelle, das, = Kiemen der Fische, w. skřelě und kśelě, pl. t. — Grindel = Pflugbalken, kann deutsch sein, ahd. grintil; aber auch

böhm. hředel, pol. grądźel, m. — Hache, der, böhm. hoch, ein erwachsener Bursche. — Hakel, Häkel, der, — Schmutz, böhm. chuchel, m., = Kothklunker, niedl. w. hochel, m., = Rotz. — Hunschel, das, w. hunčka, f., = Schweinchen. — Huschel, das, = junge Gänschen, olw. huso, n. — Halunke; vom böhm. holomek = Trabant, Scherge. — Hupätz = Wiedehopf, w. hupac und hupak. — Hatsche = junge Ente, nlw. haśe, n., und kaśe, n. — Jitschke, Jäzel, w. juška, f., Dim., = die Brühe, Jauche. — Kokel, die, Querschiene am Ochsenjoche, nlw. kokula, f., = Ochsenjoch überhaupt. — Krietsch und Krietschel = verkümmertes Obst, wahrscheinlich vom böhm. krčiti = verkrüppeln, zusammenkriechen, verschrumpfen. — Knitschen = knittern, nlw. gněšis. — Krauschen-Holz = Klafterholz vom w. krusny = zerstückt. — Kretscham und Kretschmer = Krugwirthschaft, Krüger, olw. 2c. = korčma, f., und korčmař. — Kriebehatsche, Kriewatsche, die, der winkelmaßförmige Rockenstock, vom böhm. křiwaček = Krümmling. — Katje = Gesindel, vom böhm. chatraf. — Krochzie = Kröte, olw. krokawa, f. — Lenz (Faullenzer), wohl vom böhm. leniwec = der Träge. — Ausläufeln = ausschälen, Nußlauf = Nußschale, olw. lupaś = schälen, lupa, lupina = die (weiche) Schale. — Lusche, die, (sch sprich wie franz. j oder slav. ž) = wend. luža, f., die Lache, Pfütze. — luža, f., = die Lache, Pfütze. — Lupphammer (unter der Erde) vom oberl. wend. hlubja, f., = Tiefe. — Maruschel v. wend. maruśa = Mariechen, wie katuśa = Käthchen. — Mauke, die, Mehlbrei, wend. muka, f. — Nusche = ein schlechtes Messer, (sprich sch wie slaw. ž), die, = wend. nož, m., = Messer. — Nickel = liederliches Weibsstück, wahrscheinlich vom poln. něchluj = Unflätigkeit, Adj. něchluyny = unflätig. — Pörschke, der, = Baarsch, wend. pěrsk. — Pudritz-Kram, unstreitig vom böhm. podruž, f., Miethswohnung. — Rägern, das Gequarre der Frösche, vom niederl.-wend. řagotaś, oberl.-wend. řehotać, welches Frequentativformen des einfachen řagaś, řehać sind. — Risch = rasch, flink, Adv., kann zwar mit dem poln. řeski = flink, Adv. řesko = hurtig verwandt sein, aber es ist wohl eher gleich dem althd. horsko = rasko, wie hors = hros = Pferd. Spitzälchen ist kein Hospitälchen, aber dennoch lat. Ursprungs; nämlich es ist entstellt aus Speziälchen, wie man vordem die Lieblingsgerichte nannte, die man speziell nach dem Geschmack des Essens einrichtete oder von fremder Tafel dem Liebhaber sandte als bescheidenes Essen. — Schochern, schuchern, ausschuchern = ausschnüffeln vom böhm. čuchati = riechen im aktiven Sinne. — Schrappen = schaben, kann ebensowohl zum wend. škrabas = schaben als zu šropaś = striegeln gehören; diese Zeitwörter mögen, wie manche andere, ursprünglich beiden Sprachen eingebürgert sein.

Gewiß finden sich in dem genannten Verzeichnisse noch mehr Wörter von slav. Stamme; aber diese werden schon in der Oberlausitz selbst bei Kundigen nicht blos eine erwünschte Origination erlangen, sondern, was ebenso noththut, eine Berichtigung der im Allgemeinen sehr schwankenden Formen hybrider Wörter. Um nur ein Beispiel anzuführen, werde hier die Interjektion Lucho! (soll heißen: vorgesehen! oder Platz gemacht!) erwähnt. Deutsch ist sie nicht; aber auch dem oberl.-wend. laj how! niederl.-wend. lej how = schau her! oder dem gemeinsam wend. sluchaj! = höre! ist sie so unähnlich geworden, daß man sich nach Varianten umsehen muß, ehe es möglich wird, mit Sicherheit die Identität derselben mit einem der

beiden präsumtiven Etyma anzunehmen oder abzuweisen. Die sprachliche Vergleichung des niederlaus. Flachlandes und des angrenzenden oberlaus. Flachlandes mit dem Hügellande daselbst giebt übrigens das Resultat, daß in letzterem ein größerer Reichthum an Wortmaterial deutschen Ursprungs vorhanden ist, als in ersterem. Die Formen der Wörter erscheinen jedoch nicht alterthümlich genug gestaltet, um (mit einigen Geschichtsforschern) in der jetzigen deutschen Generation die Nachkommenschaft eines von den Sorben nicht vertilgten, sondern nur auf die Berge vertriebenen Lygischen Volksstammes zu erblicken. Die Verschluckung des auslautenden — n, welcher man so oft begegnet ('nei st. 'nein, a st. an = ein, Moh st. Mohn) ist überhaupt dem Bergdialekte eigen und sehr weit verbreitet. Die Familiennamen endlich haben in überwiegender Mehrheit wendisches und böhmisches Gepräge.

Anmerk. Es würde interessant sein, auch die in den deutschredenden Distrikten der Lausitz noch jetzt üblichen, ursprünglich wendischen Flurnamen zu erforschen und ihre Bedeutung nachzuweisen. So erinnere ich mich noch der Flurnamen der Baudacher Feldmark: Werlen, Lambrutken, Podscherken, Saccaschen. Haupt.

III.

Die Jesuiten in Königgrätz.

Von Dr. Joh. Nep. Eiselt, k. k. Kreisphysikus in Königgrätz.

Der Orden wurde von Kaiser Ferdinand in den Jahren 1556—1561 in Prag eingeführt. Bei allen, oft gerechten Beschuldigungen gegen die einzelnen Ordensmitglieder wegen Erbschleicherei, Betruges verschiedener Art, strafbarer Tendenzen des Ordens, läßt sich doch nicht läugnen, daß kein Orden für Verbreitung des Christenthums, in den fernsten Regionen selbst, mehr geleistet, keiner im Gebiete der Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, Astronomie, Erdkunde, Linguistik u. m. a. ein größeres Licht verbreitet hat. — Ueber den großen Umfang und Wirkungskreis des Ordens giebt Freiherr von Biederfeld (Mönchs- und Klosterfrauenorden. Weimar 1837. II. 239.) nach authentischen Angaben die Zahl der Provinzen im Jahre 1750 mit 39 an und zwar: Rom, Sicilien, Neapel, Mailand, Venedig, Portugal, Goa, Malabar, Japan, China, Brasilien, Maragnon, Toledo, Castilien, Aragon, Bätika, Sardinien, Peru, Chili, Neuspanien, Mexiko, Philippinische Inseln, Paraguay, Quito, Frankreich, Aquitanien, Lyon, Toulon, Champagne, Oberdeutschland, Oberrhein, Niederrhein, Oesterreich, Böhmen, Belgisch-Flandern, Gallo-Belgien, Polen, Litthauen und England, 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 61 Noviziate, 176 Seminarien und Konvikte, 335 Residenzen, 273 Missionen — mit 22,589 Mitgliedern, hierunter 11,293 Priester. Ungerechnet blieben die Affiliaten, deren Dasein ein Geheimniß bleiben mußte.

Papst Clemens XIV. hob den Orden durch die Bulle vom 21. Juli 1773: Dominus ac redemptor noster völlig auf; Papst Pius VII. stellte ihn durch die Bulle vom 7. März 1801 mit allen seinen Rechten für Rußland wieder her und ernannte Franz Carun zum Generalvorsteher. Kaiser Alexander verbannte jedoch im Jahre 1815 die Jesuiten wieder aus dem Gebiete seiner Residenzen. — Pius VII. stellte den 30. Juli 1804 den Orden im Königreiche beider Sicilien förmlich her und dehnte endlich durch seine berühmte Bulle vom 7. August 1814: ad perpetuam rei memoriam die Wiederherstellungs-Erlaubniß auf alle Länder der Christenheit aus. Thaddäus Boryszowsky wurde zum Generalvorsteher ernannt.

Nach Königgrätz sandten bereits im Jahre 1598 die Prager Jesuiten auf den Rath des Johann Wenzl von Lobkovic zwei Priester, welche daselbst und in der Umgebung binnen drei Monaten 13 (Husiten) Protestanten konvertirten.

Den 16. Juni 1623 kaufte Friedrich von Oppersdorf ein Haus in der Stadt (gegenwärtig No. 11.) von der Frau Ludmilla Quinvic von Sobinec um 2000 Schock meißn. an. Dieses Haus bewohnten zuerst die Jesuiten, welche jedoch erst nach 13 Jahren hier eingeführt wurden.

Als den 10. Juni 1625 der Jesuit P. Adam Krawarsky bei dem Freiherrn Otto von Oppersdorf in Czastalonic anlangte, um sein Missionswerk zu beginnen, verweigerte die Gemahlin dieses Freiherrn, Magdalena geborene von Rabenhaupt, jede Zusammenkunft mit diesem Jesuiten, weil sie der Lehre Hussen's auf keine Art absagen wollte, und durch keinen Geistlichen, auch den Prager Erzbischof von ihrem Glauben nicht abwendig gemacht werden konnte. Und dennoch gelang ihre Bekehrung nach einem kurzen Gespräche (?!) dem P. Krawarsky (Bienenberg Manusk. p. 295.). — Hierüber entzückt vermochte ihr Gemahl seinen Bruder Friedrich, Kämmerer des Erzherzogs Karl, Bischof von Breslau und Malteserritter, sein Gut Zampach zu einem künftigen Kollegium zu widmen. — Den 16. Oktober 1629 wurde der letzte Wille Friedrichs von Oppersdorf nach vorangegangenem Einvernehmen mit seinem Bruder, wodurch das Gut Zampach zum Besten und Unterhalt des Jesuiten-Noviziates in der Neustadt Prag, und im Falle dieses bereits gehörig dotirt sei — zum künftigen Kollegium in Königgrätz, und wenn dieses nicht zu Stande käme, der freien Schaltung der Societät anheimfallen soll, durch Zeugen bestätigt und durch Zuthun Otto's von Oppersdorf in die k. Landtafel einverleibt.

P. Johann Schmiedl (hist. soc. Jesu. Pars IV. p. 25.) erzählt über diesen Vorfall, daß P. Krawarsky durch Vermittelung Otto's von Oppersdorf und Einwirken des von Glatz über Königgrätz zurückreisenden Provincials P. Gregor Rummer diese Angelegenheit zum erwünschten Ziele brachte. Der Provincial hatte aus Seeleneifer sich insbesondere Königgrätz auserkoren, um die daselbst herrschenden Irrlehren auszurotten, und sandte 1627 von Gitschin aus den P. Krawarsky zurück. — Da Friedrich von Oppersdorf den 18. Mai 1632 in Zampach starb, so nahmen die Jesuiten Besitz von diesem Gute, setzten den P. Krawarsky zum Superior daselbst ein, gaben dem Oppersdorfischen letzten Willen eine andere Deutung und erwirkten ein Schreiben aus Rom, daß Zampach zur Aufnahme des Kollegiums in Königgrätz verwendet werden solle. Diese neue Jesuitenkolonie mußte 1634 beim Einfalle der Schweden von Zampach fliehen, kehrte jedoch den 4. Oktober wieder dahin zurück.

Wider seinen Willen erwuchs für die Jesuiten ein Fundator ihrer Kirche in Königgrätz. Kaspar Freiherr von Gramm (auch Gramb geschrieben), ein Niederländer aus Lüttich, Herr der Besitzungen Adlerkostelletz, Pottenstein und Wamberg, Obrist des Lichtensteinischen Regiments zu Fuß, Befehlshaber der Stadt Wismar in Mecklenburg, wurde nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig von den Schweden umringt und übergab Wismar unter der Bedingung eines freien Abzuges. Da er jedoch unter den Feinden einen Ueberläufer seines Regimentes erblickte, schoß er ihn nieder. Hierüber erboßt nahmen die Schweden die ganze Besatzung gefangen und führten den Obristen nach Greifswald in Pommern, wo er bis zum Jahre 1633 in kränklichem Zustande schmachtete. Im Gefängniß zu Greifswald machte er den 1. Januar 1633 sein Testament, kehrte bald darauf nach Kosteletz zurück, wo er im April desselben Jahres starb. Der § 3. seines Testamentes lautet nach Bienenberg Manusk. p. 232. wörtlich: „Vor allen Sach soll man (in Kosteletz) auf eine bequeme Art eine große Kirch zum wenigstens auf Tausend Personen ohne Säumens oder Aufschub bauen und machen lassen also, sie soll gebaut werden in der Läng mit drei Altär oder Kapellen, die oberste soll

sein zu Ehr und Lob der heiligen Dreifaltigkeit, die Kapelle auf der rechten Hand zu Lob der hochgebenedeyten Mutter Jungfrau Maria Königin Himmels und der Erden, die dritte Kapelle auf der linken Hand soll seyn zu Ehren aller Heiligen und Engel Gottes, dabei zwei Thüren mit gehenngigen Glocken, unter den Thurm die Sakristia mit allen, was darzu gehört, oben gewölbt mit einem Ziegeldach, ein Thürmel, in der Mitte der drei Kapellen auf dem Thürl in der Sonne der Nahmen Maria, also soll dieß Kirchen beym Stadtl Kosteletz auf ein bequem Ort gebauet und allen Kirchen Ornat und was sonsten darzu vonnöthen geordnet werden und soll den Nahmen haben St. Maria oder zu unserer lieben Frauen. Auf daß aber zu diesem Kirchen Gebäu ein guter Anfang zu machen, kein Mangel erscheine, wird man in einer meiner verschlossenen Truhen, von welch meine Frau den Schlüssel in Verwahrung, finden, als nachfolgt: 668 Ducaten, doppelte Ducaten, 30 Portugaleser, jeden zu 10 Ducaten, 91 venedische Cequini, 22½ doppelte spanische Pistoletten, 7 Rosenobel, 4 große Altstück Gold, 15 Engellotten, 40 französische Kronen, 500 Philippsthaler in specie, 40 Reichs in specie, 432 spanische Realen von Achten. Item 7 große güldene Ketten, auch etwas von Kleinöden und Ring, dann etliche silberne Ziegel zu viellotte, ein ganzen silbernen Credenz mit viel andern Silber und goldene Geschirr, als andere viel schöne Sachen verwenden, dieß alles soll man zum Behuff der Kirchen nehmen und was ferner zu vollkommenen Aufbauung desselben gebührt, soll man von einkommen der Gütter nehmen und keineswegs nachlassen, bis das Kirchen Gebäu zum Ende komme."

Trotz dieses ausdrücklichen letzten Willens vermochten dennoch die Jesuiten, daß dieses Legat nach Einwilligung des Prager Kardinalerzbischöfs Ernst von Harrach auf Bitte der verwittweten Magdalena Gramm und ihrer Tochter Franziska nicht für die Kirche in Kosteletz, sondern zu Händen der Jesuiten zum Bau einer Marienkirche in Königgrätz verwendet werde!!! — Wir kommen später auf diesen Gegenstand zurück. — Im Jahre 1634 machte der Zampacher Superior P. Krawarsky dem Rath und der Gemeinde zu Königgrätz den persönlichen Antrag zur Aufnahme der Societät in die Stadt nach dem Sinne des Erblassers von Oppersdorf. Svenda citirt in seinem třeti mìděnny obraz. Rozdil I. p. 243. die Bittschrift des Kaiserrichters, Bürgermeisters und Rathes, jedoch ohne Datum und Unterschrift, wo um die allerhöchste Bewilligung deßhalb gebeten wird. Des Kaisers Gewissensrath P. Camorumin soll geantwortet haben, daß Seine Majestät der Stadt Verlangen belobe. Dennoch finden wir in der Zuschrift der Kaiserin Eleonora an die Königgrätzer, da sie als königliche Wittwe Herrin der Leibgedingestädte war, Wien, 16. Januar 1636, keine Erwähnung einer deßhalb gestellten Bitte, sondern bloß eine Anempfehlung des „heiligen Ordens der Societät Jesu", wo sich eben in selber Societät Jesu einer aus unsern eigenen Geblüth und Haus Mantua, nemlich der Selige Aloysius Gonzaga genannt, befinde, welcher nicht allein durch den angenommenen Heiligen Orden alle christliche Glückseligkeit genossen, sondern auch selbsten wegen seiner gnadenreichen Tugend und Verdiensten dem Orden eine ansehnliche Zier gewesen ist und noch dafür gehalten und gepreißt wird. —

Die Jesuiten scheinen sich selbst bei Kaiser Ferdinand III. wegen ihrer Niederlassung beworben zu haben, wie dies aus einer Zuschrift vom 7. Februar 1636 dato Wien, an die Königgrätzer in böhmischer Sprache, erhellt.

Der kaiserliche Erlaß war von einem kurzen Erlasse der Statthalterei vom Prager Schlosse den 19. Februar d. J. begleitet. (Alle diese drei Urkunden sind ihrem ganzen Inhalte nach in Bienenberg's Manuskript enthalten.)

Bereits den 9. März d. J. brachten die Jesuiten einen schriftlichen Befehl mit, vermöge dessen ihre Einführung noch vor Ostern geschehen sollte. Der Stadtrath sträubte sich sammt der Gemeinde dagegen, da der Ostertag auf den 23. fiel, dessenungeachtet wurde das erzbischöfliche Dekret am Palmsonntage von der Kanzel verkündigt. Hierauf gestattete ihnen der erste Stadtdechant Martin Xaver Karas die geistlichen Funktionen in seinen Kirchen. — Der k. Kreishauptmann Otto Freiherr von Oppersdorf als k. Einführungskommissar, der Erzdechant Kaspar Karas und der Jesuitenprovinzial P. Kirchner ließen den Stadtrath am 21. Mai in die Erzdechantei vorrufen, um ihm den kaiserlichen Willen wegen Aufnahme der Jesuiten bekannt zu machen. Nach heftigen Debatten willigte endlich der Stadtrath ein und stellte hierüber eine ordentliche Erklärungsurkunde aus. Zur Erbauung des Kollegiums, der Schulen und der Kirche verlangten die Jesuiten das alte Schloßgebäude und den hiebei befindlichen Platz (wo gegenwärtig das Alumnat und das Gebäude der k. k. Finanzdirektion steht). Diesem Ansinnen widersetzte sich jedoch die ganze Gemeinde und gestattete ihnen dagegen den Platz an der Mittagsseite des großen Marktplatzes von der Kropacka an bis zur Pforte (dermal bono publico).

Zur Erbauung ihrer Residenz und der Kirche erkauften die Jesuiten nachstehende Häuser: (am 13. Juni) das Pekelsky'sche Haus von den Erben um 627 Schock 8 kr. 4 pf. (etwa 731 fl. 40 kr. CM.), das Wodickow'sche um 300 fl., (am 18. September) das Giskrow'sche mit 350 fl., (6. Januar 1637) das Wostromieřsky'sche mit 548 fl. 20 kr., (den 12. Mai) das Krenzheim'sche von der Stadt mit 350 fl., das wüstliegende Kowařowsky'sche mit 116 fl. 40 kr., das Altmann'sche mit 300 fl., das Roznowsky- oder Cawowsky'sche mit 198 fl. 20 kr., späterhin (27. Aug. 1640) das Gebauer'sche mit 583 fl. 20 kr., (4. Septemb. 1678) das Diringer'sche und Dohelsky'sche von der Stadt mit 1800 fl. — Demnach kosteten diese 11 Häuser bloß 5278 fl. 20 kr. – Den 21. März 1641 erkauften sie von Wenzl Wolf eine Mühle in Malschowic unter dem Schlosse mit 4300 Schock meißn. (5016 fl. 40 kr.), im Jahre 1644 von demselben Aecker um 175 fl., den Skalowskischen Hof mit Aeckern und Wiesen, den Zemannowski'schen und eine Chaluppe von Czytawsky — zusammen um 1650 fl., in der Prager Vorstadt 2 Gärten um 100 fl., in Plotischt einen von einem gewissen Kralik hinterlassenen Hof von dem Jesuiten-Kollegium zu Gitschin um 7000 fl. rhein. — Im Jahre 1651 schenkte Magister Niklas Weis dem Kollegium sein Erbwirthshaus in Plotischt und legte noch 1000 Thaler bei.

Im Jahre 1677 erstand ihnen ein zweiter Fundator, indem Ritter Rudolph Ferdinand von Winoř, Herr auf Přim, Popovic und Roznic in seinem Testamente dato 30. Juli 1677 (Svenda III. mîděn. obraz. Rozdîl III. p. 114.) das Kollegium zum Universalerben einsetzte. Diese Besitzungen wurden auf 70,000 fl. geschätzt. (Winoř wurde in der großen Gruft am 12. September beigesetzt.)

Außer diesem bedeutenden Besitzthume erhielten sie noch verschiedene Legate und Schenkungen von Wohlthätern, wie selbe im weitern Verlaufe dieses geschichtlichen Abrisses vorkommen werden.

Im Jahre 1636 wohnte P. Krawarsky als erst ernannter Superior der künftigen Residenz mit P. Stanislaw Nechoda im Oppersdorfischen Hause. Im Monate Juni kam hiezu der künftige Minister P. Johann Hajek, Magister Matthias Prezler, um die Schulen einzuführen. — In den zuerst angekauften drei Häusern wurden die nöthigen Reparaturen vorgenommen und bereits am 20. Juli bezogen. Um den Aufwand von 171 fl. wurde eine Kapelle zum heiligen Ignaz hergestellt und daselbst am 31. Juli die erste heilige Messe gelesen. Der Kapelle schenkte Remigius Ebner ein Positiv (kleine Orgel). P. Krawarsky hielt in Gegenwart des Magistrates und vieler Zuhörer eine Predigt. — Mit Anfange des August begann der Schulunterricht; gegen Ende des November betrug die Schüleranzahl bereits 100. Es begann mit der „Principie" P. Martin Podlesky. — Als Magister Prezler in das Jiciner Kollegium abberufen wurde, übernahm die erste Klasse P. Maximilian Cuker, der zugleich die „Grammatik" lehrte. Im November langte hier als Prediger P. Felix Ciocha und der Frater Konrad Fey als Sakristan und Schneider an. Demnach betrug die Zahl der Jesuiten 6.

Im Jahre 1637 führte die Schuljugend den Sonntag nach Heil. drei Königen in der St. Antonikirche in der schlesischen Vorstadt ein Schauspiel: Mariä Geburt auf und es begann die Marianische Bruderschaft bei der Jugend, welche der Ordensgeneral Vinzenz Caraffa mittels einer Urkunde vom 16. Januar 1648 bestätigte. Die Kapelle des heil. Ignaz wurde erweitert und zu derselben vom Marktplatze aus Stufen angelegt.

1640 wurden nach überstandenen Drangsalen durch die Schweden die Gebäude sammt der Kapelle restaurirt. Aus einem Vermächtnisse des Johann Duchoslaw wurde in der Vorstadt von Adalbert Pecynger und Nikodem. Ostatek um 450 Sch., bei Swiety ein Grundstück um 600 Sch. angekauft. — Frau Sabina Střel schenkte zum Altare des heiligen Ignaz 100 Thaler und Heinrich Bubna zur Kapelle eine Glocke.

1642 wurde die 6. Klasse eröffnet und zugleich ein Knabenseminar gegründet, welches beim Bürger- und Ritterstande viel Anklang fand. — Zu diesem Seminar schenkte der Zampacher Pfarrer P. Friedrich Klusius 100 und ein Jesuit von seinem Erbtheile 500 fl. — Zum Aufbau des Kollegiums vermachte Maximilian Cernovic 2000 fl. sammt Interessen vom Jahre 1628, aus der k. Kammer zahlbar. — 1643 befanden sich während der großen Drangsale des Krieges hier 7 Jesuitenpriester, 3 Magistri, 2 Brüder (fratres).

1644 testirte dem Kollegium Susanna Balbin (Mutter des berühmten Bohuslav) ein Feld nebst Obstgarten bei der Malschowitzer Mühle. — Am heil. Wenzelstage feierten die Jesuiten den Fundationstag, wobei Otto Freiherr von Oppersdorf anstatt seines den 18. Mai 1633 verstorbenen Bruders die dem Fundator gebührenden Ehrenbezeugungen entgegennahm. Die Schuljugend führte ein Schauspiel auf. Der kaiserliche Richter ließ die Kapelle neu ausmalen und versah sie mit einer größern Orgel, Otto von Oppersdorf verehrte ein Bildniß von Maria von Soya, welches aus einer Eiche in Soya geschnitzt und in einem saubern Kästchen aufbewahrt war. Zu diesem Heiligenbilde begann bald eine große Andacht.

1646 schenkte zur Kapelle Frau von Bay eine silberne Lampe im Werthe von 150 fl. — Statt des Superior Krawarsky trat als erster Rektor Collegii P. Franz Bergmann ein. — 1647 waren hier 9 Priester, 3 Magister und 5 Brüder. Als Geschenke erhielten sie: von Otto v. Opppers-

dorf 150 fl. und eine 42 Ducaten schwere Kette, für deren Erlös casula und antipendium angekauft wurde, von Otto Stros zu einer silbernen Monstranz 150 fl., nebst Bezahlung des nöthigen Silbers; von Martin Hladky, Pfarrer in Austj, 280 fl., von der Wittwe de Vay 100 fl., von Frau Magdalena Stros, verwittweten Gramm, 90 fl.

1648 waren anwesend 11 Priester, 3 Magistri, 5 Brüder. — Unter den Schülern befanden sich vom Adel: VI. Klasse: Petrus Straka, eques de Nedablicze, Rudolfus Winorze, eques. V. Joannes Gistrzibsky, eques de Rimsburg. IV. Henricus Budivoj Stranik, eques de Kopidlno. III. Joannes Wenceslaus Ignatius L. B. ab Oppersdorf, Joannes Jaroslaus Borzek Dohalsky, eques de Dohaliz; Martinus Klikossowsky, eques Boëmus. II. Adamus Henricus Rodowsky, eques de Hustirzan. — Als Kantor der Kleinkinderschule kommt Florian Necowsky vor. — Dem Seminar spendete Frau Salome Mazak, geb. Bukowsky von Neudorf ein Kapital von 800 Sch. meißn. und an rückständigen Zinsen 656 Sch. —

1649 waren hier 20 Jesuiten; sie nahmen in das Seminar auch 14 Musikkundige als Kostzöglinge auf. P. Georg Sworicky aus Hořic vermachte hierzu 500 fl. Die Kapelle wurde verbessert und eine Todtengruft hergestellt, in welcher die Gattin des Obristlieutenants Kopf vom Regimente Gallas beigesetzt wurde. Hiefür erhielten die Jesuiten 150 fl. und für die Exequien für einen verstorbenen Hauptmann 100 fl. — In der Kapelle ertheilte den Soldaten an Sonn- und Feiertagen ein Jesuit den Religionsunterricht.

Den 4. Juli 1649 wurde bezüglich des Aufbaues der Marienkirche aus dem Gramm'schen Nachlasse mit dem Prager Rektor P. Andreas du Baison und den Erben ein Vergleich abgeschlossen, (Bienenberg Manusk. p. 387.) „mit Einwilligung Ihro hochfürstlichen Eminenz Herrn Cardinalen von Harrach als Erzbischoffen zu Prag aus erheblichen Ursachen nach Königgrätz für das Collegium der Societät Jesu alldorthen zu transferiren, massen der erzbischöfliche Consens sub dato 29. Novembris 1647 (Bienenberg Manusk. p. 379.) mit mehrern ausweiset, auf vorhero allerseits wohlgepflogenen Rath und gehabten weys- und gütlichen Unterredung ein freiwilliger, aufrichtiger, redlicher und unwiderruflicher Vertrag folgendergestalt gehandhabt und geschlossen worden." Hiernach sollten die Parten, nämlich das Prager Kollegium zu St. Clement 4500 Floren, die Wittwe Magdalena Gramb, hernach Stoschin und ihre Tochter Magdalena Franziska Zaruba geb. Gram 4500 Flor. rhein. zum Kirchenbau verschaffen. Zur Erhaltung eines Kaplans sollten von beiden Parten je 2500 fl. angelegt werden. Was die Erstattung dieser Summen anbelangt, soll jede Partei jährlich vom Termine 1649 tausend Schock anlegen. Der jetzige Rektor des Kollegiums in Königgrätz P. Fr. Bergmann verpflichtete sich für seine Person und die künftigen Rektoren, nicht allein das zu leisten, was dem Kaplan zu thun gebühret, sondern auch den Bau zu erhalten, und weder vom Prager Kollegium, noch von den Erben ein Mehres zu fordern. In die neue Kirche soll der Leichnam des Testators sammt seinen in Gott ruhenden Kindern und die Grammischen Nachkömmlinge das Begräbniß genießen. — Unterschrieben sind: Magdalena Stoschin, geb. Reuchelin, Francilina Magdalena Anna Zaruba, geb. Gramm, Andreas du Baison, Rektor zu Prag, die erbetenen Zeugen: Peter Bohuslaw Sedletzky von Aujedz, Adalbert Holowansky von Holowans.

— Den Revers stellte am 12. Juli 1649 der Königgrätzer Rektor P. Bergmann aus. —

1650 wurde nach dem Erlöschen der Pest den 11., 15. und 18. December in allen Kirchen öffentliche Dankfeier angestellt. Hiebei fungirten die Jesuiten P. Matthäus Breitenberger und P. Niklas Holtzer. — Im Jahre 1651 schenkte der Jesuit Mag. Niklas Weis dem Kollegium sein Erbwirthshaus in Plotischt nebst 1000 Thalern. Zur Vergrößerung ihres Besitzthumes in Malschowic kaufte dasselbe von Wenzl Skala um 900 Sch. Gründe an. — Graf Waitzendorf erlaubte aus dem Steinbruche Bohanka bei Smiřic die nöthigen Steine zum Kirchenbaue umsonst zu brechen.

1652 wurde das Seminar, um Raum für den Kirchenbau zu gewinnen, in das Oppersdorf'sche Haus (dermal N. C. 13.) übertragen. Der Pardubitzer Dechant Simon Ludwig Wogžinowsky erließ dem Kollegium eine Schuldforderung von 200 fl., der Außjer Pfarrer Martin Hladky von 50 fl., der Senftenberger Pfarrer Friedrich Klusius von 100 fl. — Der genannte Pardubitzer Dechant testirte 40 fl., sein Zinngeschirr, 20 große Schüsseln, Bücher, 70 Metzen Getraide, der Kirche fielen 800 fl. zu. — Den 3. Juni d. J. wurden 4 Häuser eingerissen und der Platz für die neue Kirche vorgerichtet.

1654 wurde der Grund zur Kirche gegraben. Der Rektor P. Saxius schloß mit dem Baumeister Karl Lurag am 30. März einen Kontrakt, wobei sich der letztere verbindlich machte, die Kirche nach dem vorgelegten Bauplane binnen 3 Jahren um 9000 fl. (à 60 kr.) aufzubauen. Am 27. April verfügte sich eine feierliche Prozession nebst dem Stadtrathe und den Gemeindeältesten zur Grundsteinlegung. Derzeit war Kaiserrichter Heinrich Kotecnik von Domoslav, Primator Samuel Suk, Bürgermeister Martin Hunnes. — Nach erfolgter Genehmigung des Kardinal-Erzbischofes legte den Grundstein der hiesige Erzdechant Martin Christoph Schipek im Beisein der Wittwe Gramm und des Kreishauptmanns Zaruba. Der Grundstein wurde links beim Eingange aus dem Hauptthore gelegt; in ihn kam eine Tafel (lamina), einige Reliquien, ein spanisches und caravacenskisches Kreuz, ferner die Inschrift: Deo optimo maximo et ipso angulari lapide Christo Jesu auspice: honori assumptae in coelos Mariä, e cujus virgineo sinu ceu monte, angularis electus pretiosus lapis in terras decidit et piissima eaque ultima clientis in patronam filii in matrem ill˜mi dom. d. Gaspari de Gram S. C. M. Colonelli voluntate; heredes ill˜ma do˜na Magdalena conjux, ill˜ma d˜na d. Francisca Magdalena Anna Zarubiana filia, cum ill˜mo conjuge nec non collegium pragense societatis Jesu ad St. Clementem primum hunc lapidem angularem templi Mariani societatis reginae Hradecii posuere 27. Aprilis Anno 1654.

1655 erlegte zum Aufbau einer Ziegelbrennerei der Rektor Saxius 120 fl., die Gemeinde bewilligte das nöthige Bauholz aus den städtischen Waldungen, jedoch mußte sich dieses das Kollegium auf eigene Kosten fällen und ausführen lassen. An Geschenken erhielt dasselbe vom Nachoder Dechant Joh. Chwalenicky 12 Str. Hafer, 15 Str. Korn; von der Mutter des Mag. Ferdinand Wetawsky 1 Pfund Silber auf einen Kelch und 3 Dukaten; vom Exc. Grafen Colloredo 24 Ctr. Eisen, vom Unterkämmerer Heinrich Custoß 100 fl. — Hinter dem künftigen Hochaltare wurde der Grund zur Josephskapelle gelegt; hiebei waren anwesend: der k. Richter Johann Kotecnik

von Domoslav, der Bürgermeister Blasius Friedrich Heyer, Vogler nebst den Jesuiten und vielen Bewohnern.

Der Kalk zum Kirchenbaue wurde von Podol bei Pardubitz zugeführt.

1656. Ein unbenannter Wohlthäter ließ den Altar der heil. Barbara mit Stuckaturarbeit, der Mauerpolier die Antonikapelle herstellen. Dem Kollegium schenkte Lidnija Viduna von Obitec 15 Str. Weizen, Johann Dobrēnsky von Opatovic 5 Str. Weizen, Wittwe Margaretha Kordula 2 Str., eine andere 20 fl., der Nachoder Dechant Johann Chwalenicky 1 Centner gehechelten Flachs, P. Simon Schürer, Rektor in Brünn, 1 Faß 10 Eimer, Joh. Schniller, k. Richter in Brünn, 5 Eimer, und die Kaiserrichterswittwe Haller 10 Eimer Wein.

Der P. Rektor sicherte dem Baumeister Lurag 160 fl. auf die Vergrößerung der Gruft und der Kapelle zu.

1657 wurde das Kirchendach eingedeckt, die Kuppel über dem Hochaltare beendet, mit einem Knauf (báň) und einem messingenen vergoldeten Kreuze versehen. In den Knauf wurde ein spanisches Kreuz und ein Korn der heil. Anna nebst folgender Inschrift eingelegt: Za Alexandra VII. papeze. desatého dne po smrti Ferdinanda III. cýsaře řjmského rakouského, který den byl 11. Aprilis 1657. Za nustupnika na kralowstwj Uhirske a Ceské syna geho, giž korunowaného krale Leopolda I. Rakouskýho. Arnossta Wogtěcha Kardinala z Harrachu, arcibiscupa Pražkeho. Dwoji ctihodneho Patéra Gossvina Nikel, generála towarysstwa Gezissowého. Weleb. Patera Gindricha Lampartra, prowinziala towarysstwa w Cechach. P. Františka Čiocha, Rectore králohradeckého. P. Jana Obiteckeho, Ministra, P. Ondrege Nigrina otce duchownjho. P. Jana Laubskýho, prokuratora. P. Tobiásse Michaelis, zpráwce Seminarium. Pana Samuele Honelia, kazatele. P. Jana Mitrowia, rhetora. Magistru: Tobiásse Hlawicya a Martina Podezkýho. Brutruw: Jacuba Alexandra sakrystána, Jacuba Klec, sklepnika, Krysstofa kaplera, towarysse prokurátora, Daniele Morawce dispensatora tato báne s křjžem wsazená gist k slawě Boži, a kecti blahosláweňe Panny na Nebe wzáti. —

1658 am Tage von Mariä Geburt wurde in feierlicher Prozession die heil. Monstranz in die neue Kirche übertragen und Tages darauf die erste heil. Messe gelesen.

1659 wurde in der Kirche die Leiche des Freiherrn von Blier, Rath und Kämmerer des Erzherzogs Karl Ferdinand von Toskana, unter dem Altare des heil. Kreuzes beerdigt.

1660 wurde die Leiche des Fundators Kaspar Gramm sammt seinen Kindern Camil und Eleonora von Kosteletz hierher übertragen und sodann die Exequien abgehalten. — Das hiesige Kollegium erkaufte vom Prager Kollegium das kleine Gut Wrsec und Popadow um 3500 fl. und baute dort drei Chaluppen, ein Brau- und Wirthshaus.

1661 wurden die beiden Kirchthürme um den Betrag von mehr als 3000 fl. vollkommen hergestellt. Die große Gruft wurde durch eine Quermauer getrennt, ein Theil zur Ruhestätte der Jesuiten, der zweite für andere Leichen bestimmt. — Der Altar zu Ehren der Verlobung Mariens wurde auf Kosten des Unterkämmerers Johann Coenens, ein zweiter der heil. Dorothea von Heinrich Kapaun mit dem Beding eines Grabes für sich, seine Frau und Tochter hergestellt. Zu einem Altare der heil. Barbara spendete Frau Sophia

Fogler 100 fl. Graf Wilhelm Camberg berief einige Jesuiten nach Arnau; diese übergaben jedoch bereits in fünf Jahren ihr Haus an die Patres Franziskaner.

1664 schenkte der P. Provinzial Sarius 700 fl. zum Ausgypsen der Kirche, P. Wenzel Zimmermann für den Hochaltar 30 fl.; P. Wodniansky, Procurator provinciae, 60 fl. nebenbei aus der Erbschaft des Magister Wenzl Kralik 5400 fl. — In der Kirche wurden alle Stuckatur- und Malerarbeiten beendet; letztere besorgte der Jesuit Christoph Reichl. Die Kosten betrugen 1250 fl. — Die Steine zum Auspflastern der Kirche wurden aus dem Steinbruche der Jiciner Karthäuser, jede Klafter zu 2 fl. 8 gr., bezogen.

1665 spendete Bartholomäus Bulowsky 100 Dukaten zum Altare des heil. Franz Xaver. Die Mutter des P. Georg Weis wurde in der Gruft begraben, ihr Sohn verkaufte das von ihr geerbte Haus und schenkte den Erlös von 900 fl. dem Kollegium, Magister Wenzl Kralik abermals 1100 fl. als Erbtheil von seinem Bruder.

Am 31. Juli, als dem St. Ignatiusfeste, hielt der Bischof in der Kirche das Hochamt. — Den 25. September wurde der Hochaltar vollkommen beendet und kostete 2300 fl. — Der Propst von Altbunzlau Daniel Vitus Nastaupil von Schifenberg bestimmte 1000 fl. zur Heranbildung eines armen Jünglings im Seminar.

Den 6. August 1666 wurde in Glatz die Leiche des Friedrich Oppersdorf ausgegraben; hierbei waren die Jesuiten: P. Bernard Wadsko, P. Assinger, P. Wenzl Kolcawa mit dem P. Franciskus und dem Sakristan Adami anwesend. Später kamen noch hinzu: der Provinzial P. Daniel Krunsky, Andreas Wilde, der Glatzer Rektor Johann Heinz mit seinem Prokurator P. Dasselmann. Den 7. August wurden die Leichenüberreste nach Czastalowic zur vorläufigen Aufbewahrung übergeführt.

Für eine neue Kanzel schenkte Graf Marcyn 300 fl.

Den 10. Oktober 1666 wurde die ausgebaute Kirche unter dem Titel „Mariä Himmelfahrt“ mit allem möglichen Gepränge feierlichst eingeweiht.

1667 waren hier neunzehn Jesuiten, welche Missionen in Geric, Cerekwic, Opatowic und Tynischt vollzogen. — Den 26. Mai wurden die Ueberreste Friedrichs von Oppersdorf in der Kirche, wo ein großer Katafalk prangte und vier Tage hindurch Exequien abgehalten wurden, beigesetzt.

In der Gruft unter dem heil. Kreuze wurde Dorothea Bulowsky von Hustiran, welche ihr ganzes, obschon unbedeutendes Vermögen dem Kollegium vermachte, begraben. — Aus der Verlassenschaft des Johann Putz de Taraquilla erhielt das Kollegium 2000 fl.

1668 wählte sich jede Gymasialklasse ihren Schutzpatron. Die Rhetorik die heil. Katharina, Poësis den heil. Franz Xaver, Syntaxis den heil. Aloys, Grammatik den heil. Joseph, Principia den heil. Stanislaw, Parvista den heil. Ignaz. — Der Ausbau des Kollegiums schritt rasch vorwärts.

Den 14. Januar 1672 starb ihr Gönner, der königl. Rath und Unterkämmerer Coenens, und wurde in der Gruft der Jungfrau Maria begraben.

1674 entdeckten die Jesuiten in ihrem Kollegium ein ergiebiges Wasser, wodurch viel Streit mit dem Magistrate wegen der Wasserleitung gehoben wurde. — Graf Franz Gallas schenkte ihnen zugehauene Steine zu Thür- und Fensterfuttern. — In Zampach fanden sie einen sehr ergiebigen Kalksteinbruch.

Den 4. März 1678 starb einer ihrer großen Wohlthäter Johann Faltin, Dechant in Smiřic, er wurde in der Gruft bei St. Xaver mit Bewilligung des Chraster Dechantes Bartholomäus Bulowsky, welcher sie auf seine Kosten erbauen ließ, begraben.

Den 9. Oktober 1679 gelangte der bereits im vorigen Jahre zu Stande gebrachte Vergleich zwischen der Stadtgemeinde und dem Kollegium endlich zum Abschluß. Hierdurch wurden die vielseitigen Differenzen und Streitigkeiten gehoben. Die Jesuiten hatten sich mit einem Rekurse an die Kaiserwittwe Eleonora gewendet, welche deshalb eine Kommission anordnete und als Leiter den Herrn Christoph Franz Wratislaw, Reichsgrafen von Mitrowitz, Herrn auf Dirna, Salisch und Ginetz, k. k. Kämmerer, Hof- und böhmischen Kammerrath und Unterkämmerer Ihrer Majestät über ihre Leibgedingestädte, bestallte. Die andern Kommissare waren die Herren: Jll. Dom. Paul Prokop Tauffern, geschworener Advokat und Ihrer Majestät Hofrichter über die Leibgedingestädte, von der Societät: P. Matthias Tanner, böhmischer Provinz Präpositus, P. Johannes Radowanowsky hiesiger Rektor und P. Adam Genstmann S. J., gedachter Provinz Procurator ad aulam caesaream, von der Stadt Königgrätz die „Edlen, Ehrenvesten und Wohlweisen Herrn Bürgermeister und Rath." — Dieser „Generalvergleich" (wörtlich in Bienenberg Msc. p. 465.) wurde in duplo ausgefertiget und Ritter Georg Maximilian Ferdinand Saltz von Heidersdorf und Linden, ferner Ritter Johann Cornelli von Coenens auf Kinsdorf und dem vierten Theile der Herrschaft Sollnitz als Zeugen erbeten, „doch ihnen und den Ihrigen in alle Wege ohne Schaden und Nachtheil."

Den 27. Februar 1683 wurde Elisabeth Oppersdorf geb. Karmes, Wittwe des Joseph Oppersdorf in der Familiengruft begraben. Am Sterbebette bestimmte sie dem Kollegium 100 Thaler.

1684 verkaufte das hiesige Kollegium an die österreichischen Jesuiten, die ihre Residenz in dem benachbarten Schurz hatten, das Gütchen Wrſec um 11,800 fl. unter dem Beding, aus dem dortigen Steinbruche das nöthige Material zum Ausbau des Kollegiums unentgeldlich zu beziehen. Frau Jserle schenkte dem Seminar 10,000 fl., der Stadtprimas Samuel Cepp (1686) zur Vergoldung des Altares der heil. Reliquien 100 fl.

Den 26. Januar 1687 wurde die 73 Jahre alte Wittwe Dorothea Putal oder Kwasnička, welche durch 40 Jahre die Wäsche im Kollegium besorgt hatte, in der Gruft beim Altare des heil. Kreuzes und den 26. Februar die Frau Rodowosky geb. Skopec, 80 Jahre alt, in derselben Gruft begraben. Die Wittwe Elisabeth Rottenbach geb. Dobrensky schenkte 330 fl. für einen Altar, der Kanzel gegenüber; Gräfin Harrach alles nöthige Glas aus ihren Hütten von Starkenbach.

1688 wurde Margarethe Emilie Coenens geb. Baronin Petheluzzi, 34 Jahre alt, neben ihrem Gatten beigesetzt. 1689 schenkte die Wittwe Barbara Schay geb. Rodowsky der Kirche 700 fl., ferner Leinwand, Kerzen à 40 fl. zum heil. Xaver; 1690 Canonicus curatus Wenzl Sartorius eine Monstranz im Werthe von mehr als 100 fl. nebst einem blauen Velum; Kanonikus Johann Daniel Arietinus bestimmte 30 fl. und auf ein Missale 20 fl.; (1690) der Magister Karl Hyllebrand 250 fl. von seinem Erbtheile; (1695) der Magistrat 15 Klaftern Bauholz.

1700 starb die ebengenannte Wittwe Schay, sie bestimmte die dem Kollegium früher geliehenen 6000 fl., nebenbei 1500 fl. auf Glocken, 600 fl. für das Seminar, ferner ihr Haus neben dem Burggrafenamtsgebäude. Sie wurde bei der Marienkapelle begraben. Dieses Haus überließen die Jesuiten der Gemeinde mit Angabe von 500 fl. gegen das Czertoreyschkische (1701), wohin vorläufig das Seminar kam; die Schulen wurden in das gewesene Kapaun'sche übertragen. 1702 legte man den Grund zum neuen Schulgebäude, wozu Graf Colloredo von Opocno 200 Fuhren Steine schickte, 1703 schenkte der zweite Kreishauptmann Dobrensky, Herr auf Chwalkovic 50 Klaftern Steine, welche die Nachoder Fürstin Piccolomini zuführen ließ, 8 Klaftern Graf Schafgotsch, Herr auf Sadowa, 6 Klaftern der Schurzer Superior Simon Trangler, der Magistrat 40 große Trahmen.

1704 kamen am Aloysiustage, den 21. Juni, die lateinischen Schulen in die neu errichteten Lokalitäten beim Kollegium und zwar unter einer feierlichen Prozession: voran schritt der Rektor Kollegii P. Johann Kotz mit dem Schulpräfekten P. Wenzl Wadas, den Canonicis und dem Magistrate. Dann folgte die Schuljugend mit ihren Lehrern: Rhetorik P. Paul Bolenda, Poesie Mag. Anton Alis, Syntax Mag. Wenzel Zahradecky, Grammatik Mag. Karl Hamsa, Principia Mag. Leonhard Scheitzel, der Rudimente Mag. Adalbert Jungwirth. Jede Schule trug das Bild ihres Patrons mit und stellte es dann auf kleinen Altären auf. Tages darauf wurde in der neuen Schule zu Ehren des Magistrats ein Theaterstück: „Patriarch Jakob wallfahret mit seinen Angehörigen nach Kanaan und gelangt zum egyptischen Josef" gegeben. Die Aufführung dauerte an 5 Stunden. Als Anerkennung schenkte der Magistrat 100 fl. auf Bücher.

1706 mußte das Kollegium zum Staatsanlehen 3000 fl. einzahlen. 1709 kamen die Seminaristen, 32 an der Zahl, aus dem Zarubskischen Hause (dermal zum goldenen Lamm) in das neue Gebäude. 1714 wurden dem Staate 3000 fl. zu 6% dargeliehen. In Prim weihte die neue Hauskapelle der Domdechant Tobias Joseph Neumann zu Ehren des heil. Franz Xaver ein. 1716 starb am 11. Oktober Gräfin Anna Theresia Chinsky im Beisein des dahin berufenen Jesuiten Karl Beno, und wurde auf Ansuchen ihres Gemahls in der hiesigen Gruft neben Rudolph Winoř beigesetzt. 1718 kam in die Jesuitengruft der Seminarrektor und bischöfliche Konsistorialbeisitzer P. Wenzl Wadas zu liegen. 1721 testirte Dorothea Scholastika Mrdas 400 fl. und 12 Schnüre Perlen. Die Jesuiten mußten für zwei Soldaten vom Regiment Herberstein, welche sich im Kollegium verborgen hielten, 50 fl. Strafe bezahlen. — Den 5. Februar 1722 wurde Wenzl Freiherr Schmiedl, Kreishauptmann, in der großen Gruft beigesetzt.

1723 testirte der Kanonikus Wenzl Aloys Schmid dem Kollegium die Hälfte seiner Bibliothek, 1739 Magister Gregory dem Kollegium 800 fl. und der Kirche, wo er begraben wurde, 500 fl. — 1742 kam in die Gruft Simon Logdmann Ritter von Auen, Präfekt der hiesigen Schulen. 1742 mußten die Jesuiten an Kriegssteuer 14,000 fl. und von 1743 jährlich an decima papalis 138 fl. zahlen. 1744 mußten sie 250 einquartirte Soldaten gänzlich verpflegen. 1754 führte die Schuljugend im Beisein des Bischofs und vieler Gäste Scenen aus der Lebensgeschichte des heil. Methodius (Strachota) auf.

1758 wurden in das Kollegium 4000 kranke Soldaten eingelegt, welche auf dem Boden und den Ambyten herumlagen. Die Jesuiten, 4 Priester und 2 Brüder, mußten in der Sakristei der Josephskapelle wohnen. An Brandsteuer mußten die Jesuiten 9500 fl. bezahlen.

Den 11. Juli 1762 drangen preußische Freibeuter (vom Volke Kosaken genannt) gegen Mittag in die Stadt, raubten, plünderten und zündeten ein Heumagazin unterhalb der Kropacka an. Ein heftiger Sturm warf Flammen auf das Kirchendach, welches sammt dem Kollegium von denselben ergriffen wurde. Hiebei brannten noch 160 Häuser in der Stadt und 30 in der Mauchner Vorstadt ab. In der Kirche blieb der einzige Altar des heil. Ignatius unversehrt. — Kirche und Kollegium war 1766 wieder hergestellt, erstere vom Bischof C. B. de Blümegen zum zweitenmale wieder konsekrirt. — Den 7. Mai wurden die drei Glocken: Mariä Himmelfahrt, St. Johann und Aloysius, St. Protektor; den 9. die zwei andern: Ignatius und Franciscus Xaver, der sterbende Heiland, auf die Thürme gezogen. Den 2. Dezember ertönte bei der Vesper zum erstenmal die neue Orgel.

Den 23. Oktober 1770 wurde P. Franz Oppersdorf, gewesener Vicerektor, an der Seite seines Verwandten, des Fundators, beigesetzt.

Den 16. Mai 1772 erhielt das Kollegium ein kreisamtliches Dekret, sich zu äußern, in welchen Verbindungen dasselbe mit andern Provinzen stehe, worauf verneinend geantwortet wurde. Den 13. Juli kam in h. Auftrage der Kreisamtsadjunkt Karl von Bienenberg in das Kollegium, um den Ursprung desselben, seine Dotationen, die Ordensregeln, die Einnahmen und Ausgaben zu erforschen. Die Gründungsinstrumente und Bullen mußten abgeschrieben werden. Die Beantwortung der gestellten Anfragen wurde auf mehre Bogen niedergeschrieben und vom P. Rektor unterfertigt. Auf die Frage über die Art und Weise der Rechnungsführung wurde geantwortet, daß keine Rechnung gemacht werde, sondern die Ueberwachung der Ausgaben bloß Sache des Präses sei.

Noch am 31. Juli 1773 am Ignatiusfeste fand eine Prozession der Schuljugend statt; nach einer vom Königinhofer Dechant P. Ignaz Peikert abgehaltenen Predigt wurde ein Hochamt vom Kanonikus und bischöflichen Offizial Ferdinand Pelisko in der Jesuitenkirche celebrirt. Kurz nach dem Gottesdienste verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von der Aufhebung des Jesuitenordens. Bereits am Jahrmarkte (11. September) verkauften die Krämer öffentlich die päpstliche Bulle in böhmischer Sprache! — Kurz darauf verbot das Gubernium allen Obern des Ordens jede Verfügung auf ihren Gütern, jede Schenkung oder Rückstellung, die Gutsverwalter wurden zum Kreisamte einberufen, ihnen streng verboten, dem Kollegium oder sonst Jemand Andern das Geringste auszufolgen. Am 1. Oktober kamen 7 Novizen aus Brünn hier an, wo sie bereits den 7. entlassen wurden; jeder von ihnen bekam die mitgebrachten Kleider, die beim Eintritt erlegte Einlage von 15 fl., und für jede Meile nach der Heimath 30 kr.; sie hießen: Johann Rang aus Chlumec, Augustin Welfert von Königgrätz, Joseph Böhm von Jicin, Joseph Kodesch von Nachod, Franz Wawausch von Libcan, Johann Strnad, Schreiber im Kollegium und Wenzel Patzel, ausgelernter Apotheker. Den 14. kehrte P. Stanislaw Wydra, Lehrer der Mathematik in Prag, woselbst die Jesuiten am 5. entlassen waren, zurück. — Denselben Tag wurde vom Kreisamte die Aufhebung des hiesigen Kollegiums auf den künf-

tigen Samstag festgesetzt. Den 16. Oktober wurde vom bischöflichen Konsistorium den Jesuiten anbefohlen, frühzeitig die heil. Messen zu lesen, und um 7 Uhr die Kirche abzusperren. Als die vielen Menschen, welche hier am Wochenmarkte anwesend waren, aus der Kirche gewiesen wurden, entstand allgemeines Weinen und Wehklagen. — Nun erschienen die Abgeordneten und zwar geistlicherseits Ferdinand Selisko, Kanonikus, bisch. Offizial, Franz Koutnik, Ehrenkanonikus, Vikar und Pfarrer in Smidar, Josef Kunpost, Konsistorialassessor und Sekretär, landesfürstlicherseits Filipp Sadlo, Ritter von Wragna, Kreishauptmann, Karl von Bienenberg, erster Kreiskommissar, und Karl Reiman, Kreissekretär. Sie ließen das Kollegium sperren und verfügten sich in das Refektorium. Der Kreishauptmann verlas den versammelten Jesuiten den kaiserlichen Erlaß, der Kreissekretär das Hofdekret, und der Konsistorialsekretär die päpstliche Bulle über die Aufhebung des Jesuitenordens von Wort zu Wort. Hierauf verfügte sich der Kreishauptmann in den Keller, wo er zwei zehneimerige Fässer österreichischen Wein vorfand, welche später zu 100 fl. pro Faß verkauft wurden. Die Kommission setzte sich zur Tafel, wo, wie Svenda sagt, die letzten Ueberbleibsel der Jesuiten aufgezehrt wurden. Nach beendeter Tafel wurden das ganze Haus und die Kassen visitirt, wo sich etwas über 100 Thaler vorfanden. Den Vorstehern wurde ein Eid abgenommen, nichts zu verheimlichen! — Die geistlichen Kommissare durchsuchten die Kirche, alle Geräthe, jeden einzelnen Altar und verzeichneten Alles genau. Den Jesuiten wurde anbefohlen, das Ordenskleid abzulegen und in demselben nicht mehr auszugehen. Allen wurde die Jurisdiktion abgenommen mit der Zusicherung der Rückerstattung derselben nach abgelegtem Ordenskleide, es wurde ihnen blos das Lesen stiller Messen gestattet. — P. Hayden, bereits früher verständigt, legte gleich nach Tische die Klerik an und verfügte sich Abends in das bischöfliche Seminar, wo ihm vom Bischofe Kost und Quartier angewiesen war. Den folgenden Sonntag sang das Hochamt P. Hayden bereits als Weltpriester. — Da noch einige Jesuiten baten, längere Zeit im Kollegium verbleiben zu dürfen, so erwirkte ihnen der Offizial P. Ignaz Noblitz die Jurisdiktion. Die kreisamtliche Kommission mußte das nöthige Geld zu ihrer Subsistenz aus der Kreisfilialkasse erheben. Jeder Exjesuit bekam auf Kleidung 100 fl. und auf Kost monatlich 16 fl. Den Magistern und Brüdern wurden ein für allemal je 48 fl. ausgezahlt. Die Gesammtsumme dieser Auslagen für das Kollegium betrug 3368 fl., dagegen wurden die Güter Přim, Zampach, alle Höfe sammt allen Getraidevorräthen der eben sehr gesegneten Ernte, das ganze Kollegium mit allen Utensilien eingezogen. Jeder durfte nur seine Zimmereinrichtung mitnehmen; diese war sehr ärmlich und bestand aus einem Tische von weichem Holz, Kniebank, 1—2 hölzernen Stühlen, einem schadhaften Sessel, Bett mit Matratze, Polster, einigen Büchern, Hemd und Tüchel. Die Armen vertheilten sich in einzelne Bürgerhäuser. Im Kollegium blieben blos die Lehrer der Schulen mit dem gewesenen Rektor und einigen Alten. — Bei der Aufhebung bestand das hiesige Kollegium aus 15 Priestern, 5 Magistern und 6 Brüdern, und zwar Priester Karl Prikryl, Rektor Johann Farabosco, Präses der Kirche Karl Michalek, Morgen- und Sonntagsprediger Franz Hoch, Lehrer der Rhetorik Franz Kreycir, Morgen- und Festtagsprediger Katechet Ignaz Musil, Festtagsprediger Ignaz Noblitz, Wirthschaftsverwalter von Zampach Ignaz Schönfeld, Seminarsrektor und Schulpräfekt Johann Hayden, Kon-

sistorialbeisitzer, Studiendirektor des bischöfl. Seminars, Präfekt der Bibliothek, Matthias Prucha, Spiritual, Beichtvater, Tobias Czerny, Lehrer der 5. Klasse, Wenzl Schmidbauer, Prokurator, Joseph Rost aus Jicin zur Aushülfe der Prediger, Anton Podhagecky, bischöfl. Abgeordneter ebenso wie Johann Nuwratil, Missionar in Skalic. Magister: Anton Krys, Lehrer der Grammatik, Anton Petsch, der Principie, Joseph Gilek, der Elementarklasse, Wenzl Zahorsky, der Syntax, Karl Walenta, für die erste Schule des künftigen Jahres. Brüder (frater): Franz Plawina, Koch, Ignaz Skriwanck, Apotheker, Johann Khünl, Wirthschafter, Joseph Feiffer, Sakristan und Schneider, Joseph Hlozek, Pförtner und Tafeldecker, Matthias Freyzkorn, Kellermeister und Tischler. — Dem Kollegium inkorporirt waren: P. Anton Boll und P. Philipp Stolle, diese befanden sich in Brünn, wo sie aufgehoben wurden.

Den 18. Oktober verfügte sich die Kommission nach Schurz in die Residenz der österreichischen Jesuiten, wo 8 Priester: Wilhelm Helmreich, Superior, Adalbert Weiß, Prediger, Edmund Fritz, Kooperator, Franz Mayerhofer, Katechet und Präses der Kongregation für Sterbende, Friedrich Custermann, Spiritual, Georg Wehinger, Festprediger, Ignaz Haslinger, Sonntagsprediger, Pepeu, Bibliothekar, und 4 Brüder: Anton Schallhaus, Wirthschaftsverwalter, Georg Kayser, Sakristan, Johann Winterle, Krankenwärter und Tafeldecker, Leopold Cantzler, Haus- und Wirthschaftsverwalter, aufgehoben wurden.

Es wurde eine öffentliche Licitation der sämmtlichen Fahrnisse und Utensilien vorgenommen, das kleinste Bild in den Ambyten, Wäsche, Zinn, Kupfer, Geschirre, selbst gedörrtes Obst veräußert oder — verschleppt! — Die Marmorsäulen an den Thüren wurden ausgebrochen, ebenso eiserne Bänder, Ofenthüren u. s. w. Auf gleiche Weise wurde auf den Besitzungen und den Meierhöfen verfahren. Der vom Hofe bevollmächtigte Baron Krawinsky stellte überall Kommissare auf, welche beim Dreschen, der Obsternte, Fischerei zugegen waren und alle Rechnungen revidirten. Später wurden auf jeder Besitzung ein Administrator, Inspektoren, Buchhalter, Revidenten, Kanzellisten u. d. m. angestellt. Wo das Kollegium nur einen Schreiber oder Verwalter hatte, kam ein Oberamtmann, Rentmeister, Steuereinnehmer und Kontrolleur hin! Gärten, Felder, Höfe wurden theils verpachtet, theils verkauft. — (Prim fiel später dem böhmischen Studienfonds, Zampach der k. Kammer, Schurz dem Pensionsfonds für Ordensgeistliche, dann dem Studienfonds zu.)

In der böhmischen Jesuitenprovinz, wozu auch Mähren gehörte, bestanden zur Zeit der Aufhebung des Ordens 1068 Jesuiten und zwar 594 Priester, 199 Magister, 209 Brüder, 51 Novizen zum Lehrfach (scholastici), 15 zum Dienst.

Die hiesigen Lehrer der lateinischen Schulen wurden vom Landesgubernium bestätigt und erhielten Hebenstreit zum Direktor. — Die Lehrer erhielten anfangs 350, später 300 fl. jährlich. Die Schulen begannen den 3. November mit einer Anzahl von 106 Schülern. Vom bischöflichen Konsistorium wurden der früheren Jesuiten-, nun Marienkirche zugewiesen: P. Ignaz Musyl als Sonntags-Hauptprediger, zugleich Präses der böhmischen Bruderschaft, P. Karl Michalck als Festtagsprediger und Präses der Bruderschaft der Sterbenden, P. Franz Kreyciř als Frühsonntagsprediger, P. Franz Rost als Frühfeiertagsprediger — mit jährlichen 300 fl. Sie standen unter dem Kanonikus Gelbich als Rektor des Seminars und der Marienkirche. —

Den 6. December wurde in der Dom- und Marienkirche nach der Predigt ein Auszug aus der päpstlichen Bulle: Publicatio populo ex ambona facienda in deutscher und böhmischer Sprache verlesen und auch im Drucke vertheilt. Bei Androhung der Exkommunikation wurde Jedermann verboten, wegen Aufhebung des Ordens nachtheilig zu sprechen oder zu schreiben, weder ein Mitglied der unterdrückten Gesellschaft mit Injurien, üblen Nachreden und Schmähungen mündlich oder schriftlich, weder heimlich noch öffentlich zu beleidigen und auszufordern.

1774 siedelten sämmtliche Lehrer aus dem ehemaligen Kollegium in Bürgerhäuser über, die Schulen verblieben (wie sie noch bis jetzt bestehen) in dem Trakte gegen die Pforte zu.

Anfangs November 1785 wurde das Kollegium zu einer Militärkaserne vorgerichtet und jede frühere Spur der Jesuiten vernichtet. 1787 sollte die Josephskapelle verkauft werden, da sie aber mit den Hauptmauern der Marienkirche zusammenhängt, so wollte sie Niemand kaufen. Zum Schlusse fügen wir die Reihenfolge der hiesigen Jesuitenrektoren an.

1) Franz Bergmann (1646). 2) Georg Bochaty (1649). 3) Johann Saxius (1653). 4) Franz Cicha (1656). 5) Tobias Michaelis (1659). 6) Wenzl Kolcawa (1662). 7) Andreas Malowius (1666). 8) Tobias Gebler (1669). 9) Tobias Reychl (1674). 10) Johann Rodowsky (1676). 11) Johann Dacicky (1679). 12) Paul Beranek (1682). 13) Jaroslaw Radwanowsky (1686). 14) Johann Kolowratsky (1689). 15) Carl Linck (1692). 16) Wenzl Teichert (1696). 17) Tobias Losensky (1699). 18) Johann Kotz (1704). 19) Udalrich Pokays (1705). 20) Norbert Sterer (1706). 21) Johann Slawik (1709). 22) Franz Kus (1712). 23) Ferdinand Zlechowsky (1714). 24) Johann Woracicky (1717). 25) Anton Martinec (1720). 26) Johann Rudlow (1723). 27) Ferdinand Stranek (1727). 28) Carl Worel (1730). 29) Heinrich Kral (1733). 30) Bernard Steckar (1736). 31) Johann Brewery (1739). 32) Franz Ramhowsky (1743). 33) Joseph Mladota (1746). 34) Timotheus Raisky (1749). 35) Peter Janowka (1750). 36) Joseph Mladota (1754 von Prag zurückgekehrt). 37) Anton Körber (1761). 38) Johann Chodsky (1761). 39) Joseph Hartl (1765). 40) Joseph Schirmer (1769). 41) Karl Přikryl (1772) als der letzte Rektor.

IV.

Markgraf Gero und die Lausitz.

Vom Prof. Dr. O. von Heinemann in Bernburg.

Im 38. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins (S. 388. ff.) hat der Landesbestallte und Rechtsanwalt Neumann zu Lübben meine im vorigen Jahre erschienene Schrift „Markgraf Gero" mit Rücksicht auf die Geschichte der Niederlausitz einer ausführlichen Besprechung unterzogen, für die ich dem genannten Forscher nur aufrichtig dankbar sein kann, die mich jedoch, lediglich im Interesse der Sache, zu einigen Gegenbemerkungen veranlaßt. Ich kann die letzteren um so weniger unterdrücken, als ich auf die spezielle Begründung mancher in meinem Buche ausgesprochenen Ansichten dort aus begreiflichen Gründen verzichten mußte, die Begründung dieser Ansichten jedoch, soweit sie die Geschichte der Lausitz berühren, mir gestattet sein wird in einem Organe, welches sich vorherrschend provinziellen Interessen und Detail-Untersuchungen zuwendet.

Es sind besonders drei Punkte, welche mein Rezensent in meinem Buche als irrig bezeichnet und die er in ausführlicher Weise in ein seiner Meinung nach richtigeres Licht zu stellen sich bemüht: die Lage der Gauen Lusici, Selpoli und Nice, das Jahr der Unterwerfung der Lausitzer durch Gero und endlich das Verfahren des letzteren gegen die von ihm umgebrachten wendischen Fürsten.

Was den ersten Punkt anlangt, so hatte ich in einer allgemeinen Aufzählung der wendischen Gaue und Landschaften (S. 104.) den Gau Lusici als zwischen der schwarzen Elster und oberen Spree, die Gaue Nice und Selpoli dagegen als jenseit der Spree bis zur Oder hin gelegen bezeichnet. Hiergegen erhebt Rechtsanwalt Neumann eine Reihe von Einwendungen, die, wenn ich den Sinn derselben recht verstehe, mich zu der Meinung veranlassen, daß mein Rezensent die von mir gegebenen geographischen Bestimmungen mißverstanden hat. Gegen meine Ansicht von der Lage des Gaues Lusici soll zunächst sprechen, daß Thietmar (VI. 6.) den Ort Dobraluh (Dobrilugk) ausdrücklich in den Gau Lusici versetze. (Beiläufig, thut er das nicht, wie Neumann behauptet, bei Gelegenheit des Feldzuges, welcher gegen die Polen im Jahre 1010, sondern desjenigen, welcher gegen dieselben im Jahre 1005 unternommen wurde.) Nun liegt aber Dobrilugk in einiger Entfernung rechts der schwarzen Elster, ich vermag daher nicht einzusehen, inwiefern die von Neumann angeführte, mir übrigens wohl bekannte Thatsache der von mir angegebenen Lage des Gaues Lusici widersprechen soll. Weiter wird in dieser Hinsicht geltend gemacht, daß Jarina von Thietmar an die Westgrenze des Gaues Lusici gesetzt werde. Abgesehen davon, daß diese Angabe

nicht genau ist, Thietmar (VI. 38.) vielmehr nur im Allgemeinen sagt, daß dieser Ort an der Grenze des genannten Gaues gelegen habe, so ist bekanntlich die Lage von Jarina sehr bestritten. Ursinus, Wagner und Worbs halten es für Gähren oder Gehren im Luckauer Kreise, Sagittarius für Jauer, Andere für Kirchhayn, v. Leutsch endlich für Göhren bei Sommerfeld. Ich vermuthe, daß Neumann der Meinung der erstgenannten Gelehrten zustimmt, muß dann aber wiederholen, daß das mir entgegengestellte Argument hier so wenig zutrifft, wie dasjenige, welches von der Lage von Dobrilugk hergenommen war. Wenn endlich noch gegen meine Angabe die Schenkungsurkunden Heinrichs II. von dem Jahre 1000 und 1004 für das Kloster Nienburg angeführt werden, so bin ich bei meiner geringen Ortskenntniß der Ober- und Niederlausitz gern bereit, die in der zweiten jener Urkunden aufgeführten Ortschaften in der Gegend zu finden, wo sie Neumann sucht, nämlich unterhalb Lübben an der Spree, kann daraus indeß eben so wenig die Ueberzeugung gewinnen, daß die Lage des Gaues Lusici von mir falsch angegeben worden ist. Denn es ist kaum nöthig zu bemerken, daß ich unter der oberen Spree nicht etwa die Quelle dieses Flusses, sondern die ganze obere Hälfte seines Laufes etwa bis Beeskow hinab habe verstehen wollen. Die erste jener Urkunden, die vom Jahre 1000, in welcher das Burgwardium Niempsi (Niemitsch an der Neiße) mit mehren, sämmtlich in der Nähe von Guben gelegenen Ortschaften der Abtei Nienburg übereignet wird, ist schwerlich als ein Beweisstück für die Ausdehnung des Gaues Lusici heranzuziehen. Denn die Urkunde nennt gar keinen Gau, in welchem jene Orte gelegen gewesen, sondern nur den Komitat des Gero (Markgraf Gero d. J. † 1015), und der letztere Umstand berechtigt keineswegs zu dem Schlusse, daß sie, da Gero die Grafschaft in Lusici besaß, in diesem letzteren Gaue zu suchen seien. Es ist nämlich eine völlig irrige Behauptung, wenn Neumann sagt, „daß die Grafschaft und das Grafenamt gewöhnlich an einen bestimmten Gau gebunden gewesen sei.“ Die kleine Karte, welche ich meinem Buche angehängt habe, hätte ihn eines Besseren belehren können und, um von vielen Beispielen hier nur eines anzuführen, so kommt eben jener Markgraf Gero d. J. außer in dem deutschen Schwabengaue*) als Graf noch vor in den slavischen Gauen Serimunt**), Zerbisti***), Nizizi†) und Lusici††). Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß er auch die Grafschaft in Nice und Selpoli verwaltet hat. Denn wer hätte diese ausgesetzten östlichen Gaue so wirksam den Polen gegenüber vertheidigen können, als der mächtige Markgraf, dessen Gebiet, wie gezeigt worden ist, sich urkundlich von dem Fuße des Harzes bis an die Niederungen der Spree erstreckte? Bestand doch gerade die Markgrafschaft in einer solchen Vereinigung deutscher und slavischer Gaue in einer und derselben Hand. Es kam demnach aus dem Umstande, daß Niemitsch mit den dazu gehörigen Ortschaften in die Grafschaft Gero's gesetzt wird, keineswegs geschlossen werden, daß es im Gau Lusici gelegen habe. Vielmehr nehme ich mit v. Raumer diese Gegend für den Gau Nice in Anspruch, der somit zwischen Spree und Oder, auf beiden Seiten der Neiße, welchem Fluße er offenbar seinen Namen verdankte, gelegen war und an den

---

*) Urk. vom 28. April 1010. Mon. Boic. 28. I. 424. **) Urk. vom 11. März 980. Beckm. I. 429. ***) Urk. vom 12. Mai 1003. Schultes, Dir. dipl. I. 131. †) Urk. vom 31. Nov. 1004. Höfer, 170. ††) Urk. vom 8. Aug. 1004. Beck. I. 431.

sich nordwärts, allem Anscheine nach, zwischen Beeskow und Frankfurt, also gleichfalls zwischen Spree und Oder der Gau Selpoli anschloß. Kurz, ich habe in meinem Buche die Lage dieser Gaue völlig so bezeichnen wollen, wie sie bei v. Raumer (Histor. Charten und Stammtafeln, Chart. II.) angegeben sind. Ich muß noch hinzufügen, daß meiner Ansicht nach Thietmar von dem Gau oder der Landschaft Lusici nicht immer in der nämlichen Bedeutung spricht, sondern derselben verschiedene Ausdehnung giebt. Während er bisweilen nur den speziellen Gau jenes Namens darunter versteht, hat er an anderen Stellen offenbar das ganze Land der Lausitzer im Sinne, d. h. nicht nur den Gau Lusici, sondern auch die Gaue Zara, Selpoli und Nice. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten und den oft sehr fehlerhaften Abdrücken der Urkunden scheint es mir überhaupt eine mißliche Sache, die Ausdehnung und die Grenzen der slavischen Gaue, besonders dieser fern im Osten gelegenen, genau bestimmen zu wollen. Somit glaubte ich die Lage der drei fraglichen Gaue im Allgemeinen so bezeichnen zu können, wie ich das gethan habe.

Der zweite Punkt, in Bezug auf welchen Neumann mich berichtigen zu müssen glaubt und über welchen deshalb seine Rezension in ausführlicher Weise sich verbreitet, betrifft das Jahr der Unterwerfung der Lausitzer. Neumann stützt seine Ansicht, daß dieses Ereigniß nicht, wie ich angenommen habe, im Jahre 963, sondern schon im Jahre 959 stattgefunden habe, einmal auf die Gernroder Stiftungsurkunden, dann aber auf die bekannte Stelle bei Widukind (III. 67.), wo die Unterwerfung der Lausitzer mit kurzen Worten gemeldet wird. Was jene Urkunden anlangt, so muß jeder unbefangene Leser nach der Darstellung meines Rezensenten auf die Vermuthung kommen, daß ich die von mir selbst abgedruckten Urkunden entweder gar nicht gelesen oder doch versäumt habe, die sich aus denselben ganz nothwendig ergebenden Schlüsse zu ziehen. Die Sache verhält sich aber nicht so, vielmehr zeigt Neumann deutlich genug die Flüchtigkeit, mit der er mein Buch durchgelesen hat. Ich muß mich in Bezug auf jene Urkunden ausdrücklich gegen eine völlige Umkehrung meiner Worte verwahren. Neumann sagt 393: „Es ist bereits erwähnt worden, daß der Verfasser die Aechtheit der auf die Gründung des Klosters Gernrode sich beziehenden Urkunden von 964 vertheidigt, und, wie es mir scheint, mit vollem Rechte.“ Nun existirt aber nur eine einzige auf die Gründung von Gernrode Bezug habende Urkunde aus dem Jahre 964*) und gerade diese habe ich in meinem Buche wiederholt und auf das Ausdrücklichste als unächt und untergeschoben bezeichnet. Indeß kommt es bei der Entscheidung über das Jahr, in welchem die Lausitzer besiegt wurden, auf diese Urkunde auch gar nicht an. Vielmehr ist hier lediglich die unzweifelhaft ächte Urkunde vom 27. Juli 961 (No. 8.) in Betracht zu ziehen, aus welcher allerdings klar hervorgeht, daß zu der Zeit, da die Urkunde ausgestellt wurde, Gero's Sohn Siegfried nicht mehr am Leben gewesen ist, wie ich denn wiederholt und durchaus nicht abweichend von der Ansicht meines Rezensenten den Tod dieses Siegfried in das Jahr 959 gesetzt habe. Wenn daraus aber weiter ein Schluß auf das Jahr der Unterwerfung der Lausitzer gezogen werden soll, so ist dieser durchaus nicht zuläßig, insofern der Sieg über die Lausitzer mit Siegfried's Tode sicherlich nichts zu schaffen hat. Es beruht diese Ansicht, daß Siegfried in der Schlacht

*) Nr. 10. des Anhanges.

gegen die Lausitzer gefallen, und die weitere Folgerung, daß, da er bereits 959 nicht mehr am Leben war, jene Schlacht und folglich auch die Unterwerfung der Lausitzer schon früher, also zum Jahre 959 anzusetzen seien, auf einer willkürlichen und meiner Meinung nach ungerechtfertigten Interpretation der oben angeführten Stelle bei Widukind (III. 67.). Es heißt nämlich in dieser Stelle, daß in der Schlacht, welche die Lausitzer zur Unterwerfung nöthigte, Gero's Enkel oder Neffe (nepos) das Leben verloren habe. Schon v. Leutsch und mit ihm viele Andere haben sich die durchaus unhaltbare Behauptung erlaubt, welche Neumann jetzt wieder aufnimmt, daß unter diesem nepos Gero's Sohn Siegfried verstanden werden müsse. Widukind unterscheidet aber sehr wohl zwischen dem Sohne Gero's, von welchem er Lib. III. Cap. 60.*) spricht, und diesem nepos, und nichts giebt uns die Berechtigung, diesem Schriftsteller eine solche Verwechselung zuzuschreiben. Darüber hat meines Erachtens bereits Köpke (Otto I. S. 122.) das Nöthige gesagt, welcher zuerst in die frühere, durch jene Erklärung der Widukindischen Stelle veranlaßte Verwirrung Licht gebracht hat, und auf welchen ich in meinem Buche ausdrücklich verwiesen hatte. Nach dem Sprachgebrauche des mittelalterlichen Latein könnte es nur als zweifelhaft erscheinen, ob in jener Stelle das Wort nepos als Enkel oder als Neffe zu erklären sei. Daß Jenes hier unstatthaft hebt Neumann selbst mit Recht hervor: es bleibt daher, wenn man dem Widukind nicht unnöthiger Weise Gewalt anthun will, nichts Anderes übrig, als in dem gegen die Lausitzer gebliebenen nepos einen Neffen Gero's anzunehmen. Neumann behauptet zwar, „dieses sei nicht füglich denkbar," ist aber den Beweis für diese seine Ansicht schuldig geblieben. Bei den spärlichen authentischen Nachrichten, die wir über Gero und seine Familie besitzen, ist es sehr wohl möglich, daß er mehr Geschwister gehabt hat, als von denen wir wissen. Ich habe mir erlaubt, darüber in der Note 254 meines Buches einige Andeutungen zu geben, die freilich nichts weiter als bescheidene Vermuthungen sein sollen. Mit der Entfernung jener willkürlichen Erklärung der Stelle bei Widukind fällt nun aber die ganze Beweisführung für das Jahr 959 als das Unterwerfungsjahr der Lausitzer haltlos zusammen und es bleibt mir nur noch übrig darzuthun, daß dieses Ereigniß in das von mir angenommene Jahr, nämlich das Jahr 963, zu setzen ist. Meiner Ansicht nach ergiebt sich das aus der Erzählung bei Widukind. Es ist zwar richtig, was Neumann behauptet, daß dieser Schriftsteller keine Zeitbestimmung des Ereignisses giebt, insofern er kein Jahr ausdrücklich namhaft macht, in welchem dasselbe stattgefunden habe. Dennoch kann man bei einer aufmerksamen Verfolgung der von ihm gegebenen Darstellung kaum zweifelhaft bleiben darüber, daß das Jahr 963 das richtige ist. Im 63. Kapitel des 3. Buches erzählt Widukind Otto's zweiten Zug nach Italien, welcher bekanntlich im Jahre 961 unternommen wurde, und zwar im Herbste des genannten Jahres. Dann wird berichtet, daß Wichmann, durch das längere Ausbleiben des Königs ermuthigt, seine alten Umtriebe wieder begonnen habe (Kap. 64.), worauf ihm Gero seinen Schutz entzieht (Kap. 66.). Diese Ereignisse müssen daher wohl in das Jahr 962 fallen. Wichmann begiebt sich darauf unter die Wenden und führt mit diesen Krieg gegen die Polen, die er mehrmals besiegt. Und nun fährt

*) (Wichmannus) vix obtinuit ut in fide Geronis filiique sui susciperetur.

Widukind fort (Kap. 67.): „Zu der nämlichen Zeit (eodem tempore) bezwang auch Gero die Lausitzer und brachte sie zu völliger Unterwerfung.“ Also zu der nämlichen Zeit, da jene Kämpfe zwischen Wichmann und den Polen stattfanden, erfolgte die Unterwerfung der Lausitzer. Dieses kann aber nach der ganzen Darstellung Widukinds, deren Grundzüge wir oben gegeben haben, nur im Jahre 963 geschehen sein. Welcher Ungenauigkeit würde sich der genannte Schriftsteller schuldig machen, wenn er mit jenem eodem tempore hätte hinweisen wollen auf eine Zeit (959), die noch zwei Jahre vor dem Zuge Otto's nach Italien lag, mit welchem er doch seine offenbar enge zusammenhängende Darstellung dieser Dinge beginnt. Auf die Autorität Widukind's hin ist es also geschehen, daß ich die Unterwerfung der Lausitzer in das Jahr 963 gesetzt habe, und nicht, wie Neumann meint, auf die des sächsischen Annalisten, der allerdings in seinen Zeitbestimmungen dieser älteren Ereignisse nicht immer zuverlässig ist, der aber doch hier das Richtige getroffen hat. Dieses wird endlich, um darauf zurückzukommen, auch durch die Gernroder Stiftungsbriefe vom Jahre 961 bestätigt, insofern nämlich aus diesen hervorzugehen scheint, daß Gero's Sohn Siegfried überhaupt nicht im Kampfe, also auch nicht im Kampfe gegen die Lausitzer, gefallen, sondern eines natürlichen Todes gestorben ist, mithin der Verwandte Gero's, welcher gegen die Lausitzer seinen Tod fand, nicht sein Sohn Siegfried gewesen sein kann. Nach jenen Urkunden nämlich nahm Siegfried nicht nur an der Gründung von Gernrode Theil, sondern überwies diesem Kloster auch sein gesammtes Erbe. Die Bestätigungs-Urkunde Otto's II. vom Jahre 961 (No. 7.) sagt ausdrücklich, Gero und sein Sohn Siegfried hätten der neuen Stiftung überwiesen: totam suam hereditatem, uterque illorum cum consensu alterius. Wie sollte aber Siegfried dazu gekommen sein, sich seines ganzen Besitzthums zu entäußern, wenn er nicht seinem baldigen Tode entgegengesehen hätte, und wie ist das denkbar, wenn ihn der Tod auf dem Schlachtfelde überraschte? Er stand damals in der Blüthe der Jugend, war jung vermählt und obschon bis dahin kinderlos, doch schwerlich ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. Nur wenn man annimmt, daß er nicht eines plötzlichen Todes starb, sondern an unheilbarem Siechthum dahinwelkend etwa auf dem Sterbebette jene Schenkung an das Kloster machte, in welches nach seinem Tode seine Wittwe als Aebtissin einzutreten bestimmt war, fällt das Unglaubliche dieser Schenkung weg.

Ich übergehe die Einwendungen, welche Neumann gegen eine Pilgerfahrt Gero's nach Rom in dem Jahre 950, sowie gegen die Unterwerfung des Polenkönigs Mesko durch Gero, erhebt und welche sich eben so wenig als berechtigt erweisen*), und komme zum letzten Punkte, zu der vermeintlichen Ehrenrettung des Markgrafen wegen der Ermordung der wendischen Fürsten. Es ist richtig, daß Widukind nichts von einer Einladung dieser Fürsten zu einem Gastmahle sagt. Daher haben bereits Andere, z. B. Popperod in seinen Gernroder Annalen, die Stelle so verstanden, wie Neumann. Dennoch habe ich nach dem Vorgange von Luden (Geschichte des

*) Ich muß noch bemerken, daß der Unterschied, welchen Neumann S. 395. zwischen einer ditio (Widuk.) und einer legatio (Thietm.) des Grafen Siegfried von Merseburg annimmt, sich durch die beste Handschrift des Widukind erledigt, welche nicht ditio, sondern gleichfalls legatio lieset. S. Waitz zum Widuk. in Pertz, Mon. Germ. V.

deutschen Volkes VI. 454. und 645.) und Köpke (König Otto I. S. 31.) die Worte Widukind's so auffassen zu müssen geglaubt, daß Gero die slavischen Fürsten bei einem von ihm veranstalteten Gastmahle erschlagen habe. Ich bin dazu nicht sowohl bewogen worden durch die Worte dolum dolo praeoccupans, wie Neumann meint, sondern durch das convivio claro' delibutos, worin mir zu liegen scheint, daß die wendischen Fürsten sich nicht unter sich berauscht hatten, sondern daß sie absichtlich trunken gemacht waren. Dann muß man freilich auch eine vorhergegangene Einladung zum Gastmahle annehmen. Daß durch diese ganze Geschichte nach unsern moralischen Begriffen ein Flecken auf Gero's Charakter fällt, ist nicht wegzuläugnen. Anders dachte vielleicht jene Zeit, welche die Wenden, selbst wendische Fürsten, als verächtliche Hunde bezeichnete. So erzählt Adam von Bremen (II. 30. 31.), der Markgraf Dietrich habe, als der Herzog von Slavien die Nichte des Sachsenherzogs Bernhard zur Ehe begehrt habe, dem Vater abgerathen, seine Tochter einem solchen Hunde zu geben. Wie indeß durch Neumann's Erklärungsversuch der Stelle bei Widukind jener Flecken in Gero's Leben getilgt werden soll, ist schwer einzusehen. Er selbst giebt zu, daß damals, als die That geschah, zwischen den Wenden und Deutschen Friede bestand: wenn trotzdem Gero die wendischen Fürsten bei einem von ihnen gehaltenen Gastmahle überfiel und fast sämmtlich niedermachte (wobei er sich übrigens auch mit ihrer Gefangennahme hätte begnügen können), so war das doch kaum eine mehr zu entschuldigende That, als wenn die Sache so verlief, wie ich sie erzählt habe. Völlig eigenthümlich ist aber das Argument, welches aus dem Umstande, daß die Niedermetzelung des Nachts geschah, zu Gunsten für Neumann's Ansicht hergenommen wird, da es nämlich wendische Sitte gewesen sei, die Hauptmahlzeit des Abends zu nehmen, das in Frage stehende Gastmahl also ein wendisches und nicht ein deutsches gewesen sein müsse. Als ob es bei den Deutschen zu den Seltenheiten gehört hätte und noch gehörte, bis tief in die Nacht hinein zu schmausen und besonders zu zechen!

Meiner Ansicht nach bedarf es einer solchen Ehrenrettung des Markgrafen nicht. Er war auch in dieser blutigen Wildheit ganz das Kind seiner Zeit. Auch giebt es Anzeichen, daß ihm eine spätere Einkehr und Buße nicht fern geblieben ist. Die Quellen sagen nichts davon, aber der Gedanke liegt nahe, daß er in späteren Jahren nicht ohne Grauen an die schreckliche That gedacht und tiefe Reue sein Gemüth ergriffen haben mag. Das Unglück, welches über sein Haus kam und ihn am Abende seines Lebens einsam und verlassen in das Grab steigen ließ, wird ihm vielleicht als das göttliche Strafgericht für jene Mordnacht erschienen sein. So erklärt sich seine Bußfahrt nach Rom, so die großartige kirchliche Stiftung, mit welcher er sein bewegtes, an Kämpfen reiches Leben beschloß.

V.

Der Verein für wissenschaftliche Unterhaltung

in Zittau

in den Jahren 1857—1861.

Mittheilungen vom Professor Kämmel in Zittau.

Auf Anregung des Medizinalrathes Dr. Küchenmeister fand am 30. November 1857 in einem Zimmer des Societätsgebäudes eine Versammlung statt, um über die Begründung eines Vereins für wissenschaftliche Unterhaltung Rath zu pflegen. Man einigte sich leicht über die Grundzüge, bestellte ein provisorisches Direktorium und beauftragte ein Mitglied desselben, Direktor Kämmel, eine öffentliche Einladung zur Theilnahme abzufassen.

Da diese Einladung, welche bereits am 5. Dezember als außerordentliche Beilage zu den Zittauischen wöchentlichen Nachrichten No. 97. gedruckt erschien, in kurzen Umrissen den Charakter des Vereins und seine Bestrebungen bezeichnet, darf sie hier wohl der Hauptsache nach eingereiht werden.

„Das Bedürfniß, in freier Mittheilung und lebendigem Austausche des aus den reichen und mannigfaltigen Gebieten des Wissens Angeeigneten sich gegenseitig anzuregen und zu fördern, ist bei uns ein seit langer Zeit von Vielen tief empfundenes. Die Wissenschaften erweitern und vertiefen sich unaufhörlich, immer neue Eroberungen auf allen Seiten zeugen von der Thätigkeit und Beharrlichkeit ihrer Pfleger; der Einzelne aber, beschränkt in seiner Zeit und oft bis zur Ermüdung in Anspruch genommen durch die Arbeiten seines Berufes, kann auch bei großer Empfänglichkeit und energischem Willen kaum in seiner Berufswissenschaft einigermaßen dem raschen Gange der Entwickelung folgen und sieht Vieles an sich vorübereilen, was er gern zu geistiger Erquickung und Kräftigung benutzen möchte. Da erscheint es um so schwieriger, von dem herrlichen Erwerbe, den weit umher auf andern Gebieten der Fleiß der Forschenden macht, etwas Rechtes sich anzueignen, und fast unmöglich, den durch die nächste Berufsthätigkeit bestimmten Kreis von Anschauungen und Gedanken in fruchtbarer Weise und zu erfreulicher Mehrung seines innern Lebens auszudehnen. Was könnte nun förderlicher sein, als eine Vereinigung Vieler zu gegenseitiger Belehrung und Verständigung in Stunden, die sonst vielleicht in der Vereinzelung oder in mehr zufälliger Verbindung und Unterhaltung ohne bleibenden Gewinn dahin gehen?"

„Ein Versuch wenigstens darf gemacht werden, eine freiere und doch auch wieder begrenzte Vereinigung zu begründen, die, ohne Ostentation und inhaltloses Formelwesen, darin ihre Aufgabe erkennt, zu bestimmter Zeit durch

Vorträge aus den verschiedenen Fächern des Wissens und die daran sich schließenden Besprechungen den Theilnehmenden fruchtbare Unterhaltung und erwünschte Erfrischung darzubieten. Die Fülle des Mittheilbaren ist ja unendlich, auch wenn man, wie billig, politische Fragen und Alles, was den Parteigeist weckt oder ihm dient, völlig fern hält. Aus den eigentlichen Fachwissenschaften, aus der schönen Literatur, aus Geschichte und Erdkunde, aus den Naturwissenschaften drängt sich von allen Seiten der anziehendste Stoff heran; Bilder aus allen Orten und Völkern, Dichtungen und Gedanken der edelsten Geister, herrliche Schöpfungen der Kunst können wir uns vergegenwärtigen; in leichtem Wechsel kann Ernstes und Heiteres, das für die unmittelbare Praxis Bedeutende und das der stillen Prüfung Bestimmte vorübergeführt werden."

Der Einladung entsprach eine sehr erfreuliche Theilnahme. Bei der konstituirenden Versammlung, welche am 7. Dezember gehalten wurde, fanden sich vierzig Mitglieder zusammen. Durch Wahl derselben traten an die Spitze des Vereins: Gymnasialdirektor Kämmel, Medizinalrath Dr. Küchenmeister, Archidiakonus Dr. Pescheck, Assessor Horn und Kaufmann Ginsberg. Man vereinigte sich zugleich dahin, Jeden als Mitglied zuzulassen, welcher lebendige Theilnahme für den Fortschritt und die Förderung der Wissenschaft habe und in dem Vereine ein Mittel zu würdiger Erholung und erfreulicher Fortbildung erkenne. Man bezeichnete es dabei allerdings als sehr wünschenswerth, daß möglichst viele Theilnehmer durch Vorträge die Zwecke des Vereins zu fördern bereit wären, verzichtete aber gänzlich darauf, in dieser Beziehung bindende und zwingende Regeln aufzustellen, weil man das Vertrauen hegen zu können glaubte, daß die zur Aktivität besonders ausgerüsteten Mitglieder an gutem Willen es nie würden fehlen lassen. Auch hinsichtlich der für Vorträge zu wählenden Stoffe unterließ man speziellere Bestimmungen, da der Takt der Einzelnen Ungehöriges fern halten und Mannigfaltigkeit von selbst sich finden würde. Ueber die Form der Vorträge wurde nur dies bestimmt, daß übergroße Ausdehnung vermieden und der freien Diskussion noch einige Zeit gelassen werden sollte. Jeder zweite Montag sollte durch eine Versammlung bezeichnet und das Erforderliche regelmäßig durch die hiesigen Blätter bekannt gemacht werden. Den Geldbeitrag bestimmte man so mäßig als möglich. Als Versammlungslokal erwählte man ein Zimmer im Gasthofe zum Engel.

Da wir bei den weiteren speziellen Bemerkungen nur die Absicht haben können, einen Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens in unserer Oberlausitz zu geben, so glauben wir auf ausführliche Mittheilungen aus den gehaltenen Vorträgen verzichten zu müssen. Ein Bild von der Thätigkeit des Vereins wird sich auch aus den folgenden Umrissen gewinnen lassen.

Der erste Winter (1857—58) brachte in neun Versammlungen sechszehn Vorträge. Es waren folgende: 1) Mittheilungen über die böhmischen Exulanten in Sachsen, von Dr. Pescheck. 2) Ueber die Entstehung der Perlen und den Perlen-Luxus, namentlich im Alterthume, von Dr. Küchenmeister. 3) Philipp II. von Spanien und sein Halbbruder Don Juan d'Austria, vom Dir. Kämmel. 4) Vergleichung der Naturforschung des Alterthums mit der der neueren Zeit, vom Gymnasiallehrer Dietzel. 5) Vergnügungen des Londoner Mob, vom Gymnasiallehrer Bluhm. 6) Die letzten Stuarts (Jakob III. und Karl Eduard), von Ad. Stern. 7) Aus

der Geschichte der Pflanzenwelt, mit besonderer Rücksicht auf Pflanzenwanderungen und die organischen Bildungen der Steinkohlen- und Braunkohlen-Periode, vom Gymnasiallehrer Preßler. 8) Ueber die Entdeckungsreisen Livingstone's im Innern von Südafrika, vom Gymnasiallehrer Dr. Knothe. 9) Ueber Kolonien und Kolonialwesen der europäischen Staaten, von Ad. Stern. 10) Ueber den Zug der Mormonen zum großen Salzsee, vom Bürgerschullehrer Mönch. 11) Ueber die Erinyen, unter Hervorhebung der sittlichen Bedeutung dieses Mythus, vom Konrektor Lachmann. 12) Ueber die Thiere der äsopischen Fabeldichtung, vom Medizinalrath Dr. Reinhard aus Bautzen. 13) Petrus de Zittavia, von Dr. Pescheck. 14) Ueber Aquarien, von Dr. Küchenmeister. 15) Mittheilungen aus dem Chronicon aulae regiae, von Dr. Pescheck. 16) Macchiavelli in seiner Stellung zum Hause der Medici, vom Direktor Kämmel. An die einzelnen Vorträge schlossen sich zum Theil sehr lebhafte Diskussionen; manche derselben erhielten Veranschaulichungen durch vorgelegte Bücher, Karten, Bilder, Präparate, Naturalien, wie auch sonst manches Interessante vorgezeigt wurde. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder stieg auf 70; zugegen waren in den Versammlungen durchschnittlich 20.

Im zweiten Winter (1858—59) trat in das Direktorium anstatt des Assessors Horn Adv. Hensel. In fünfzehn Versammlungen wurden siebzehn Vorträge gehalten. 1) Friedrich der Große in seinem Verhältnisse zur deutschen Literatur, vom Direktor Kämmel. 2) Ueber den Koran, vom Bürgerschullehrer Brösel. 3) Ueber das Leben und die Werke Montesquieu's, vom Adv. Hensel. 4) Ueber die Arbeiterwohnungen und die Wohlthätigkeitsanstalten zu Mühlhausen im Elsaß, von Dr. Küchenmeister (nach eigenen Anschauungen). 5) Ansichten der Alten über die Kometen, besonders nach Seneca's Naturales quaestiones, von Dr. Pescheck. 6) Ueber die Fortschritte der künstlichen Fischzucht im Elsaß und im südwestlichen Deutschland, von Dr. Küchenmeister (nach eigenen Anschauungen). 7) Erinnerungen an Varnhagen von Ense, vom Kaufmann Ginsberg. 8) Ueber Stenographie, mit Vergleichung der Systeme von Gabelsberger und Stolze, vom Bürgerschullehrer Brückner. 9) Ueber die Bodenschätze der südlichen Oberlausitz und des angrenzenden Böhmens, vom Stadtrath Reichel II. 10) Ueber die Messung der Wasserkräfte, von Dr. Dietzel. 11) Ueber den Dichter Andersen und die dänische Literatur der Gegenwart, von Ad. Stern. 12) Ueber die Entwickelung des Turnwesens, vom Bürgerschullehrer Koch. 13) Ueber Literatur und Kunst in Nordamerika, vom Musiklehrer Adler (nach eigenen Wahrnehmungen). 14) Ueber das Zeitungswesen rc. in Nordamerika, von demselben. 15) Geschichte der Heilquellenlehre, von Dr. Küchenmeister. 16) Ueber die Musik der Gegenwart, vom Musiklehrer Stohr. 17) Kunstgeschichtliches über Christusbilder, vom Gymnasiallehrer Dr. Tobias. Die Mitgliederliste erreichte während dieses Winters die Zahl 93. Der Besuch war im Ganzen ein erfreulicher und die Verhandlungen gewannen an Frische und Mannigfaltigkeit. An veranschaulichenden Vorlagen fehlte es ebenfalls nicht.

Der dritte Winter (1859—60) entriß dem Direktorium zwei sehr regsame und innig verehrte Mitglieder, da Dr. Küchenmeister im Oktober nach Dresden übersiedelte und kurz darauf Dr. Pescheck starb. An des Ersteren Stelle trat Konrektor Lachmann; den Letzteren ersetzte Dr. Tobias.

Die Vorträge dieses Winters waren folgende: 1) Erinnerungen an Winckelmann, den Begründer der Kunstgeschichte, vom Direktor Professor Kämmel. 2) Kurze Bemerkungen über die sogenannte physikalische Untersuchungsmethode am Krankenbette, von Dr. Küchenmeister. 3) Ueber die Bedrängnisse der Protestanten Böhmens nach der Schlacht am weißen Berge, von Dr. Pescheck (am Vorabende seines tödtlichen Erkrankens). 4) Kurze Charakteristik der wissenschaftlichen Verdienste Pescheck's, von Prof. Kämmel (am Abende des Begräbnißtages, 7. November). 5) Ein Tag in Genua, aus Reiseerinnerungen von Dr. Knothe. 6) Ueber den Hammer-See und die Burgruinen von Dewin und Ralskow, vom Stadtrath Reichel II. 7) Ueber die Grundursachen der Töne und deren Fortpflanzung bis zu den Nerven, vom Gymnasiallehrer Dr. Dietzel. 8) Die Reformation des Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten unter Joseph II., vom Prof. Kämmel. 9) Betrachtungen über den platonischen Staat, vom Adv. Hagen. 10) Ueber den Begriff des geschichtlichen Staats, vom Adv. Hensel. 11) Ueber das sächsische Münzwesen im Mittelalter, vom Gymnasiallehrer Dr. Tobias. 12) Ueber Humor und humoristische Darstellung, vom Konrektor Lachmann. 13) Ueber einige Mechaniker der Ober-Lausitz, namentlich über Beßler-Orffyré, vom Gymnasiallehrer Dr. Tobias. 14) Ueber das Komische im Verhältniß zum Idealschönen und Häßlichen. Ein psychologisch-ästhetischer Versuch vom Gymnasiallehrer Dr. Vogel. 15) Ueber den Begriff des Modernen in der Musik, vom Musiklehrer Stohr. 16) Weitere Beiträge zur Münzgeschichte Sachsens, von Dr. Tobias. Diese Vorträge erfüllten dreizehn Abende, welche wieder in der mannigfachsten Weise belehrend und anregend auch durch Vorlegung von Büchern, Karten, Kunstblättern, Münzen 2c. gemacht werden konnten. Eine lebhafte Thätigkeit entwickelte der Verein für würdige Feier des Schillertages (10. Novbr. 1859); die spezielle Leitung der Veranstaltungen war vorzugsweise in die Hände seines Direktoriums gelegt. (Vergl. Neues Lausitzisches Magazin Band 37.) Ebenso übernahm es der Verein, in freundlichem Zusammenwirken mit dem Gewerbevereine, dem verewigten Dr. Pescheck zu Ehren eine Bronzebüste desselben auf dem Oybin aufzustellen. Die völlige Ausführung dieses Werkes der Pietät hat der letzte Frühling gebracht.

Während des vierten Winters (1860—61), dessen Verhandlungen das bisherige Direktorium behielt, sind in zehn Versammlungen eben so viele Vorträge gehalten worden. Sie bilden folgende Reihe: 1) Ueber das geistige Leben Venedigs im fünfzehnten Jahrhundert, vom Prof. Kämmel. 2) Historische Mittheilungen über die Eintheilung des Tages und die Mittel der Zeitbestimmung, von Dr. Dietzel. 3) Ueber die Entwickelung des Leipziger Handels, vom Gymnasiallehrer Dr. Frohberger. 4) Ueber die Grundprozesse der menschlichen Seele, nach Beneke, vom Adv. Hensel. 5) M. Porcius Cato Censorinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Reaktion, von Dr. Vogel. 6) Ueber die zahlreichen Ueberreste des heidnischen Aberglaubens in unserm Volke, vom Subrektor Michael. 7) Ueber die geistlichen Volksspiele des Mittelalters, vom Gymnasiallehrer Schubert. 8) Geschichte des Gregoriusfestes in der Oberlausitz, von Dr. Knothe. 9) Weitere Mittheilungen über die Grundprozesse der menschlichen Seele, namentlich die der Anziehung und Anbildung neuer Urvermögen, vom Adv. Hensel. 10) Ueber die in alter und neuer Zeit angewandten Methoden, die Erde auszumessen, von Dr. Tobias. In die Liste der Mitglieder haben sich bis jetzt 108 eingetragen; doch

sind eine Reihe von Mitgliedern auch freiwillig wieder ausgeschieden, andere durch Versetzung und Wegzug, noch andere durch den Tod uns genommen worden.

Einige der in diesen vier Jahren gehaltenen Vorträge sind gedruckt erschienen: fünf (von Kämmel, Knothe, Mönch und Frohberger) in der Lusatia, einer (von Tobias) in der Oberlausitzer Stadt- und Land-Zeitung; einer (von Knothe) kommt mit dem 39. Bande des Neuen Lausitzer Magazins in die Oeffentlichkeit.

Die Vorlegung von Büchern, Kunstsachen 2c. wurde wiederholt in höherem Grade dadurch anziehend, daß ganze Reihen von Gegenständen, die einen Vortrag erläutern und der sich anschließenden Unterhaltung neues Material darbieten konnten, vor den Versammelten sich ausbreiteten. Dies geschah z. B. bei dem Vortrage über Christusbilder, wo eine Anzahl von Kupferstichen, Holzschnitten 2c. aus älterer Zeit zur Beschauung ausgelegt waren; ebenso bei dem Vortrage über einige Mechaniker der Oberlausitz, der mit Vorlegung von sehr merkwürdigen Büchern, Bildern und Dokumenten verbunden war; nicht minder bei den Mittheilungen aus der sächsischen Münzgeschichte, bei denen Dr. Tobias aus seiner Privatsammlung sehr seltene Sachen vorzeigte; bei dem Vortrage über das geistige Leben Venedigs im 15. Jahrhundert boten sich zur Verdeutlichung der Bemerkungen über die venetianische Typographie eine Reihe der ältesten Drucke, außerdem manche seltene Werke zur Geschichte Venedigs dar; bei dem Vortrage über die Methode, die Erde auszumessen, wurde die Gelegenheit benutzt, die Originalausgaben der Werke von Kopernikus, Kepler, Galilei, Tycho de Brahe, Hevel und Newton zur Ansicht auszulegen. Hier hat überall Dr. Tobias als Stadtbibliothekar mit der anerkennenswerthesten Bereitwilligkeit sich hülfreich erwiesen. Anderes bot die Gymnasialbibliothek; noch Anderes kam aus einzelnen Privatsammlungen. Kaum eine Versammlung ist ohne solche Mittheilungen geblieben.

Der Gedanke, die Thätigkeit des Vereins auch während der Sommermonate in etwas anderer Form fortgehen zu lassen, ist zweimal angeregt worden, hat aber nicht zur Ausführung gebracht werden können. Der gleich anfangs eingeführte Fragekasten hat einige Male Veranlassung zu kurzen Erörterungen geboten, im Ganzen aber zur Belebung der Versammlungen nicht viel beigetragen.

Die beschränkten Verhältnisse einer Provinzialstadt gestatten einem wissenschaftlichen Vereine natürlich nur eine mäßige Bewegung und Entwickelung; doch hat es bei den geschilderten Anfängen an gutem Willen nicht gefehlt. Hoffen wir, daß der Verein in immer höherem Maße für die wissenschaftlich gebildeten Männer einer frisch aufstrebenden Stadt den neutralen Boden zu anregendem und förderndem geistigen Verkehre darbiete!

VI.

Berlin und die pluralen Berline.

Vom Pastor Bronisch in Pritzen.

Die sprachliche Erläuterung dieses Namens scheint bis jetzt noch so wenig festgestellt zu sein, daß man sogar die dürftige Kenntniß des Keltischen zu Hülfe genommen hat, um die Lösung zu versuchen, das heißt, die alten Ungewißheiten durch neue zu vermehren. Vielleicht kommt man dem Ziele näher, wenn man eine Nachforschung nach den Berlinen anstellt, die außer dem großen Berlin (in Urkunden die Stadt zum alten Berlin) und dem kleinen Berlinchen im Brandenburgischen auch anderwärts, und zwar zunächst in unserer Landschaft vorhanden sind. Mag die nachstehende Aufzählung einiger Berline auch Andere anregen, dieses Namensverzeichniß zu vermehren; denn es könnte der Fall sein, daß aus der hervorstechenden Qualität eines also genannten Ortes sich ein Schluß auf dessen wörtliche Bedeutung machen ließe, die man bisher weder aus dem deutschen noch aus dem slavischen Sprachschatze nachzuweisen vermochte. Von den mir zunächst gelegenen Berlinen mag das Verzeichniß beginnen und so weiter fortschreiten zu den entfernteren.

1. Die Berline Plur., wend. Barliny, wurden im Dorfe Greifenhain (bei Kalau) kurze Ackerbeete genannt, die vor der Separation einen von N. nach S. laufenden niedrig gelegenen schmalen Schlung Landes quer durchschnitten und wegen der Nässe von den bäuerlichen Inhabern mit dem Spaten bestellt zu werden pflegten. Von langen, höher gelegenen Ackerstücken, die an diese Zunge von beiden Seiten in rechtem Winkel anstießen, waren sie einestheils durch einen Graben, anderntheils durch einen Feldweg getrennt. Außer dem dort zwischen langen Pflugbeeten (Gewenden) gleichsam eingeklemmten schmalen Streifen Landes, der, weil naß gelegen, in kurze, etwa 100 Schritt lange, mit dem Spaten bestellte Stücke getheilt ist, welche die kurzen Berline heißen, giebt es auf demselben Felde auch die langen Berline, welche keineswegs die Merkmale der kurzen haben.
2. Berlin wurde ehemals in Altdöbern derjenige Theil des Dorfes genannt, wo die sieben neuen oder kleineren Kossäthen wohnten. Jetzt ist am Orte selbst dieser Name verschollen. Aber in der Tauschurkunde vom Jahre 1377 (vergl. Worb's Inventar. diplomat. Lusatiae infer.), wonach der dortige Patron Walter von Köckritz für die an sich genommenen drei Hufen Pfarrlandes das Dorf Klein-Jauer und überdies zwei dienstthuende Gärtner (Kossäthen) in Altdöbern an die Pfarre abtritt, wird einer der letztere als in dem Berlin wohnend bezeichnet. Noch dreihundert Jahr später wird derselbe Dorftheil im dortigen

Kirchbuche **Berlinchen** genannt. Im Texte jenes Inventariums ꝛc. findet sich gedruckt Berlim. Dieses kann ein Druckfehler, aber möglicherweise auch eine Variante des Namens sein, was zu berücksichtigen sein dürfte, da das auslautende — m gern zu — n wird.

3. **Berlin** heißt in Wüstenhain (Kalauer Kr.) eine Feldmark, die theils aus Aeckern, theils aus Wiesen besteht. Sie grenzt an das Nachbardorf Laaso, welches seinerseits auch das Feld nach jener Seite hin **Berlin** (die **Aecker im Berlin**) nennt.
4. **Berlin** (wend. Barlin, ist der Name einer Feldmark des Dorfes Händchen bei Kottbus.
5. **Berlinchen** ist von Alters her bekannt als der Name einer Feldmark, vielleicht auch Dorfwüstung, in Zinnitz (Luckauer Kr.).
6. **Berlinchen**, eine muthmaßliche wüste Mark bei Klein-Wölkau (im Delitz'scher Kreise), wo mehre Felder den Namen **die Berline** pl. führen. Siehe Förstemann's Neue Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquarischer Forschungen 1. Bd. 1. Heft S. 8.
7. **Der große Berlin** und **der kleine Berlin** sind zwei in größerem Umfange bekannte Plätze der Universitätsstadt Halle, die Jeder, der dort seine Studien gemacht hat, aus eigener Anschauung kennt.

Alle bisher aufgezeichnete Namen finden sich in einem Gebiete, worin deutsche und slavische Sprache im Gemenge erscheint. Im Wendischen kennt man das Wort Barlin, welches hier und da auch Barliñ gesprochen wird, als Appellativ nicht. Es bleibt daher zweifelhaft, welcher von beiden Sprachen es angehöre. Der Streit kann leicht entschieden werden, wenn ermittelt wird, ob es in reindeutschen Ländern vorkommt und in reinslavischen fehlt. In letztern kann es möglicher Weise auch unter der Form Badlin, Bedlin erscheinen, da rl zuweilen mit dl wechselt, wie im Niederlausitzwendischen žurlja und žudlja, f., tśnarlj mit tśnadlj, Marljena mit Madljena in gleichem Gebrauche sind. Sonach käme bei der Origination des Wortes nicht blos das slav. barla, berla und die Neutralform berlo, sondern auch das poln. bedla, bdla, badyl und das böhm. bidlo in Betracht. Im Niederlausitzwendischen kommt bedlo vom (nicht eßbaren) Schwamme vor, aber bdly, bly, pl. fem., bezeichnen nur die Mundschwämme.

Uebrigens kann der Name **Berlin** recht gut deutschen Ursprungs sein; denn **Lien** statt Lehn liest man oft genug in älteren Schriften, und die Vorsilbe **Bar** oder **Ber** kann ebenso deutsch sein = **offen, ledig, frei**, wie in **barfuß, barhaupt, Barfrost** (reiner Frost ohne Schnee) und in dem alten barskalch = ein **freier Knecht**. Das **Barlien** oder **Barlehn** (oder **der Barlien**, was übrigens nicht entscheidet) wäre sonach ein freies Lehn, das von dem Verleiher wieder eingezogen werden kann. Die Verwandelung des a in e darf nicht auffallen, da das altdeutsche nahebaur noch mehr zusammenschrumpft in Nachbar und Nachber. Der weitere Ausbau der Stadt Halle hat doch sicherlich der deutschen Zeit angehört, und so läßt sich kaum annehmen, daß man ihren Plätzen andere als deutsche Namen gegeben haben wird. **Liene** = Lehne giebt es in der Niederlausitz auch in mehren Städten, so z. B. in Lübbenau zwei, eins genannt **Bart's-Lien**, das andere **Neck-Lien**.

VII.

Die Leopoldinische Universität.

Eine literarische Kritik des Dr. Wilh. Böhmer, Ehrenmitgliedes der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Das im Jahre 1861 gefeierte Jubiläum der Breslauer Universität hat nicht blos eine materielle Seite gehabt, sondern auch eine ideale. Die Richtigkeit dieses Satzes ergiebt sich daraus, daß bei dem Jubiläum keineswegs blos Gastmähler und Trinkgelage stattgefunden haben, sondern auch Toaste ausgebracht, Reden gehalten und Festschriften veröffentlicht sind. Zu denjenigen Festschriften, welche ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, gehört unstreitig die aus der geschickten Feder des Dr. Joseph Reinkens geflossene Festschrift der katholisch-theologischen Fakultät, welche den Titel führt: „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina", und zum Motto hat: „Tantae molis erat...." Jenes Interesse zu beanspruchen, dazu ist die Festschrift durch die innere Bedeutung gerechtfertigt, welche sie bei ihrem Umfange, der „das Maaß gewöhnlicher Festprogramme überschreitet" (wie es in der Vorrede treffend heißt), für jeden unparteiischen Leser der Festschrift hat. Diese Bedeutung möge es erklären, daß wir die Festschrift zum Gegenstande einer kritischen Besprechung machen. Die Besprechung wird dadurch wesentlich erleichtert, daß die Festschrift in einer meist durchsichtigen und von dem Schwulste der Rede sich fernhaltenden Sprache ausgeprägt ist.

Die Schrift ist in zwei Theile gesondert, von welchen der erste die Entstehung, der zweite die Organisation und Entwickelung der Leopoldinischen Universität betrifft. Angemessener dürfte es gewesen sein, die Schrift zu einer dreitheiligen zu machen, so daß der erste Theil die Gründung, der zweite die Organisation, der dritte die Entwickelung der Universität zum Vorwurfe gehabt hätte. Die Dreitheilung stempelt sich auf jedem wissenschaftlichen Gebiete als die wahrhaft logische. Wenn ferner den beiden Theilen, in welche die Schrift jetzt zerfällt, Anmerkungen, durchschnittlich literarischer Art, folgen: so sind die Anmerkungen als solche um so weniger zu tadeln, als sie den großen Fleiß und die schöne Belesenheit des Professors Reinkens beurkunden. Inzwischen würde es dem Leser der Schrift willkommener gewesen sein, wenn diese Anmerkungen den beiden Theilen derselben nicht folgten, sondern unter dem eigentlichen Texte der Theile abgedruckt wären. Dadurch würde der Bequemlichkeit des Lesers Rechnung getragen sein.

Der Verfasser hat sich dadurch als einen tüchtigen Professor der christlichen Kirchengeschichte bewährt, daß er nicht bei den abgeleiteten Quellen der Grün-

dung, Organisation und Entwickelung der Universität stehen geblieben, vielmehr auf die ursprünglichen Quellen, auf Urkunden und Handschriften zurückgegangen ist. Dieses Verfahren hat der Arbeit des Professors Reinkens einen besondern Werth zuwege gebracht, welchen manche katholische Geistlichen Schlesiens, von welchen in öffentlichen Blättern Protest gegen die Arbeit erhoben ist, leider! nicht anerkannt haben*). Und dennoch ist es das herrliche Prinzip der Gerechtigkeit, welches diese Anerkennung von jedem Leser der Schrift verlangt. Jene Geistlichen haben blos Berechtigung, gegen diejenigen Stellen der Schrift, welche nicht in der Wahrheit begründet sind, zu protestiren. Diese Bemerkung möge den Uebergangspunkt bilden zu einem tieferen Eingehen in den Inhalt.

Indem der Verfasser die Entstehung der Leopoldina S. 1. ff. bespricht, läßt er sich mit Recht auch auf den im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von dem Breslauer Stadtschreiber Gregor Mornberg, dem schlesischen Landeshauptmann Hans Haunold und Anderen gemachten Versuch ein, zu Breslau eine Universität zu gründen. Der Verfasser stempelt dies als „Haunold's Gedanken", daß „fortan ein geistig hervorragender Klerus dem durch Reichthum und Stellung blos mächtigen gegenüberstehen und dem Stolze dieses Schranken setzen sollte." Ob das „offenbar" der Gedanke Haunold's gewesen, darüber läßt sich streiten. Doch zugegeben, das sei der Gedanke des Landeshauptmanns gewesen, so scheint uns der Zusatz des Professors Reinkens mehr als gewagt zu sein, „jener durch die Wissenschaft und geistige Güter vermögende Klerus habe nur von Außen kommen können." Zwar giebt der Verfasser als Grund des Zusatzes an: es habe „die ganze Domgeistlichkeit außer dem Bischofe und seinem Koadjutor keinen Mann aufzuweisen gehabt, der einen Lehrstuhl der Universität hätte besteigen können." Aber dieser Grund ist nicht ganz zufriedenstellend, weil er nicht ausschließt, daß, abgesehen von der ganzen Domgeistlichkeit, innerhalb Schlesiens unter den Geistlichen sich noch Männer befanden, welche jenen Lehrstuhl hätten besteigen können. Der Zusatz hat wohl mit seinem „nur" das Gepräge eines Machtspruches. — Professor Reinkens sucht ferner die wichtige Frage zu beantworten: „Was denn die Eröffnung der Universität in Breslau verhindert habe?" S. 13. ff. Er zweifelt laut S. 15. „keinen Augenblick daran, daß die damalige Domgeistlichkeit, wie sie eben war und von Opitz Kolo geführt wurde**), dem Unternehmen mit aller Macht entgegengetreten ist."***) Ob indeß Professor Reinkens genügenden Grund habe, daran keinen Augenblick zu zweifeln, ist die Frage. Zwar bemerkt er: „es war ganz gewiß, daß die neue Universität, wenn sie nach dem vorliegenden Plane dotirt werden sollte,

*) Würdiger als der nackte Protest ist der Versuch einer wissenschaftlichen, also mit vollwichtigen Gründen sich vollziehenden Widerlegung. Eine solche Widerlegung ist freilich etwas schwieriger als der nackte Protest.

**) Die Partei des Opitz Kolo beim Dome wird S. 10. als „eine wissenschaftsfeindliche" bezeichnet.

***) Reinkens tritt hier im Wesentlichen in die Fußstapfen Wuttke's, welcher sagt: „Die Domgeistlichkeit, nicht gesonnen, das stattliche Einkommen so mancher Pfründen einzubüßen, und voll Furcht der Schmälerung ihres Ansehens durch die Geltung tüchtiger Gelehrten, widerstrebte dagegen lebhaft." Reinkens ist zwar unbefangen genug, einzugestehen, „daß die Domgeistlichkeit Pfründen einbüßen sollte, davon sei in den Verhandlungen, soweit sie stattgefunden haben, keine Rede gewesen." Inzwischen fügt Reinkens hinzu: „wir werden hier auf den rechten Weg geleitet", S. 15.

die Domgeistlichkeit bald vollständig beherrschen und Geistliche, die nichts als Amt und Stellung für sich hatten, in dichten Schatten stellen würde." Aber eben in der Redeweise: „ganz gewiß" offenbart sich das Schwache dieser Bemerkung. Das „ganz gewiß" ist ein „ganz ungewiß." Und so lange nicht aus alten Urkunden nachgewiesen sein wird, daß die damalige Domgeistlichkeit dem preiswürdigen Unternehmen, eine Universität in Breslau zu eröffnen, „mit aller Macht entgegengetreten ist", so lange wird es erlaubt sein, an solchem Entgegengetretensein mehr als blos Einen Augenblick zu zweifeln. Dieser Zweifel ist um so mehr ein berechtigter, als die Annalen, die von dem Krakauer Domherrn Andreas Miechovius abgefaßt sind und zum Jahre 1505 des Versuches, zu Breslau eine Universität zu errichten, gedenken, einen ganz andern Grund des Mißlingens jenes Versuches mittheilen. Wohl war der Stiftungsbrief der Universität in dem genannten Jahre von einem Könige, dem Wladislaus, unterschrieben worden, indeß bedurfte sie damals der Bestätigung durch Papst Julius II., und die Breslauer suchten dieselbe bei dem Papste nach. Nun erzählt der Annalist, wie Reinkens mit Verweisung auf Wissowa's Abhandlung: „Beiträge zur Geschichte des königl. katholischen Gymnasiums zu Breslau, von seiner Stiftung bis zur Gegenwart", einräumt: „die Krakauer Universität, voller Wachsamkeit, schickte ein von den Doktoren koncipirtes motivirtes Kassationsschreiben Alexander's, des Königs von Polen, am ersten Sonntage nach Allerheiligen, am zweiten des Monats November (d. i. am 8. November 1505) ein, wodurch der Papst Julius II. bewogen wurde, die Errichtung der Universität Breslau zu inhibiren. Und als die Breslauer glaubten, die Männer schliefen, nach zwei Jahren, begannen sie abermals und zwar nachdrücklicher und im Geheimen beim apostolischen Stuhle für die Errichtung der Universität Anstrengungen zu machen, allein sie scheiterten an demselben Hindernisse, und mußten sich eine Zurückweisung gefallen lassen." Und in der That sieht die gesunde Vernunft nicht ein, warum nicht jenes von Miechovius erwähnte, motivirte Kassationsschreiben des polnischen Königs Alexander habe der Grund werden können, daß der Papst die Errichtung, d. h. die Eröffnung der Universität zu Breslau inhibirte. Zwar bemüht sich Professor Reinkens S. 14. f. die Glaubwürdigkeit des von Miechovius ausgestellten Berichtes zu schwächen. Indeß dürfte dem Bemühen ein glücklicher Erfolg nicht entsprechen. Wenn z. B. Professor Reinkens sagt: „der Bericht sei in dem ersten Theile, wo von dem Kassationsschreiben die Rede ist, großsprecherisch", so ist dieses Urtheil nicht in der Wahrheit begründet. Dadurch, daß die Krakauer Universität als eine solche dargestellt wird, die „voller Wachsamkeit" gewesen, wird der Bericht nicht zum großsprecherischen. Es ist ja sehr denkbar, daß die Krakauer Universität darüber gar sehr gewacht hat, daß nicht in ihrer Nähe eine neue Universität eröffnet würde, durch welche der Glanz der Krakauer verdunkelt, die Studentenzahl der Krakauer vermindert werden konnte. Wenn aber Professor Reinkens bemerkt, der Bericht sei „im zweiten Theile — quum putarent homines dormire — eine rhetorische Stilübung", so ist die Bemerkung deshalb verfehlt, weil er trotz des rednerischen Ausdruckes „quum putarent homines dormire" eine historische Darstellung im zweiten Theile bleibt. Es fragt sich, ob nicht die für Reinkens zweifellose Voraussetzung, daß die damalige Domgeistlichkeit, wie sie eben war und von Opitz Kolo geführt wurde, dem Eröffnen der Breslauer Universität entgegengetreten ist,

den geehrten Verfasser der Festschrift gehindert habe, dem Berichte des Miechovius die Glaubwürdigkeit, welche er beansprucht, einzuräumen.

Wenden wir uns zu denjenigen Paragraphen der Schrift, in welchen die durch Kaiser Leopold am 21. Oktober 1721 handschriftlich vollzogene Gründung der Universität, desgleichen die Organisation derselben mit großer Ausführlichkeit dargestellt werden: so dürften diese Paragraphen leicht die Glanzseiten der Schrift bilden. Freilich fehlt es auch hier nicht an Behauptungen, welche das rechte Maaß überschreiten. So äußert der Verfasser S. 33. von den Breslauer Rathmannen, welche bekanntlich der Gründung dieser schlesischen Universität sehr entgegen waren: „Sie standen ganz auf dem Boden des materiellen Wohls, als der einzigen Quelle der Glückseligkeit*), und auf diesen Standpunkt wollten sie den Kaiser durch dasselbe industrielle Interesse herabziehen. Sie sagten ihm, der Schaden treffe zwar an erster Stelle die Bürgerschaft, hernach aber auch ihn. Von seinem bisherigen Vortheile und den guten Einkünften, die er aus der Stadt gezogen, sprachen sie immer wieder 2c." Und wir ziehen nicht in Abrede, daß die Rathmannen „das materielle Wohl", so der Stadt, wie des Kaisers, als ostensiblen Gegengrund gegen die Gründung der Universität zu Breslau durch den Kaiser ausgesprochen haben. Allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Rathmannen außerdem auch auf dem Boden des nicht materiellen, d. h. des geistigen Wohls standen, und daß sie das geistige Wohl als einen solchen Gegengrund gegen die Gründung, der eben nicht ostensibel war, betrachteten. Professor Reinkens räumt S. 21. selber ein: „Geführt von Heß und Moiban hatte der Rath und die Bürgerschaft von Breslau bald nach dem Beginne der lutherischen Kirchenspaltung die lutherische Lehre für das wünschenswertheste der Güter gehalten und sich das freie Bekenntniß derselben unter Lossagung von der katholischen Kirche theuer erkauft, ja es sogar über sich gewonnen, um seinetwillen sich mit freventlicher Gewalt an der Freiheit und dem Eigenthume des katholischen Klerus und mit Verübung von Vandalismus an Denkmälern der Kunst zu beflecken. Ein so schwer errungenes Gut war ihnen nun wie der Schatz, den sie hüten sollten, wenn auch sonst Alles verloren ginge." Nun sollte die Universität, deren Gründung der Jesuit, Pater Wolff, bei Leopold I. nachsuchte, „vor Allem zur Förderung der Ehre Gottes und zum Wachsthum des heiligen Glaubens und der katholischen Religion dienen", wie der Stiftungsbrief vom Jahre 1702 laut des Zugeständnisses des Professors Reinkens S. 29. besagt. Daher mochten die Rathmannen von Breslau die Besorgniß hegen, es werde die Universität dergestalt das Wachsthum der katholischen Religion fördern**), daß dabei die lutherische Lehre, somit auch das geistige Wohl, welches durch diese Lehre, durch das Bekenntniß derselben, vermittelt wird, beeinträchtigt, ja unterdrückt würde***). Wie denn auch die Thesen, die am Nachmittage des Inaugura-

*) Man vergl. hiermit die Stelle der Vorrede: „Die Erinnerung an den Kampf mit dem engherzigen Eigennutz kann der Universität" (nämlich der zu Breslau jetzt befindlichen) „nur zum Sporne werden, zu jeglicher Art von Selbstsucht in Gegensatz zu treten."

**) Reinkens S. 29. gesteht sogar: „Der Sieg des katholischen Glaubens sollte das höchste Ziel der Universität sein."

***) Daß in der Festschrift die zumeist charakteristischen Thesen nicht mitgetheilt werden, bedauern wir. Sie hätten vielleicht tiefe Blicke thun lassen in den Geist, der die neue, mit Jesuiten als Lehrern besetzte Hochschule beseelte.

tionstages der Universität von dem Canonicus regularis bei St. Vincenz, Alexius Heinisch, behufs der Erlangung des theologischen Doktorates öffentlich vertheidigt wurden, „vielfach gegen Wiclef und Luther, wie Professor Reinkens S. 53. bemerkt, gerichtet waren*).“ Alle diese Momente berechtigen uns aber zu der höchst wahrscheinlichen Vermuthung, daß die Breslauer Rathmannen außer ihrem ostensiblen Gegengrunde gegen die Gründung der Universität noch einen andern, der gerade nicht vom engherzigem Eigennutze zeugte, und welcher ihnen als Lutheranern weit wichtiger war, als der ostensible, im Geiste mit sich umhertrugen**). Dieser kritischen Bemerkungen ungeachtet anerkennen wir gern, daß insonderheit die Paragraphen der Festschrift, welche von der Gründung und Organisation der Universität handeln, Vieles enthalten, was für den tiefer denkenden Leser von großem Interesse ist. Wir rechnen insonderheit dahin die vortrefflichen Charakteristiken des Kaisers Leopold S. 39. und des Paters Wolff, jenes kaiserlichen Kapellans, von welchem Professor Reinkens sehr richtig äußert, er sei „als der intellektuelle Gründer der Breslauer Leopoldina anzusehen“, S. 36. ff.

Wir kommen jetzt zu denjenigen Paragraphen des zweiten Theiles der Schrift, welche die Entwickelung der Universität betreffen, S. 99. ff. Der Verfasser bekennt sich in der Vorrede „zu dem unzerstörbaren Grunde der rechten Wissenschaft und ihrer schönen Frucht, der Weisheit. Wer das bedenkt“, sagt er, „wird sich nicht wundern, wenn er findet, daß die vorliegende Schrift weder auf einen Menschen noch auf eine Partei ein erfinderischer Panegyrikus ist.“ Das haben wir wirklich bei dem unbefangenen Durchlesen der Schrift gefunden. Sie ist auf die Professoren an der Leopoldina, d. h. die Jesuiten, eben so wenig, als auf die Leopoldina selbst, ein solcher Panegyrikus. Der Verfasser stellt die Mangelhaftigkeit der Professoren ebenso in das Licht, wie die unvollkommene Entwickelung der Leopoldina, obgleich er gar manches Gute, was sich wie bei den Professoren, so bei der Leopoldina, herausstellt, anerkennt, vergl. S. 117. ff. Ja es hat den Anschein, daß Professor Reinkens in der Darstellung der Gebrechen, mit welchen die Professoren und die Leopoldina behaftet waren, zuweilen das rechte Maaß überschreitet. So wird S. 102. behauptet: „die Jesuiten der Leopoldina haben die historische Seite der philosophischen Wissenschaft gänzlich vernachlässigt.“ Daß dieses „gänzlich“ eine Maaßlosigkeit ist, wird aus der Bemerkung des Professors Reinkens S. 102. sonnenklar, daß die Jesuiten „die vollkommenste Befriedigung in Aristoteles fanden, den sie für den Meister aller Zeiten ansahen.“ Sie würden wahrlich nicht die vollkommenste Befriedigung in Aristoteles gefunden und ihn als den Meister aller Zeiten angesehen haben, wenn sie die historische Seite der philosophischen Wissenschaften gänzlich vernachlässigt hätten. — Ferner behauptet der Verfasser S. 103. in Betreff der li-

---

*) Professor Reinkens bemerkt selbst S. 101. rücksichtlich der Jesuiten, welche die Theologie auf der Leopoldina vortrugen: „Die Stadt mußte es als eine besondere kaiserliche Gnade ansehen, daß ihnen verboten wurde, von den Kanzeln her angriffsweise gegen den Protestantismus vorzugehen, oder zu öffentlichen Disputationen die Gegner herauszufordern. Die Stadt hatte gegen sie keine unüberwindlichen Streiter in's Feld zu stellen.“ (??)

**) Obgleich das Zustandebringen der juristischen und der medicinischen Fakultät auf der Leopoldina lediglich versucht ist, vergl. die Festschrift S. 96. ff., so darf doch die Leopoldina deshalb als Universität angesehen werden, weil sie in der von Leopold vollzogenen Stiftungsurkunde als „academia seu universitas leopoldina Wratislaviensis“ ausdrücklich gestempelt wird.

terarischen Leistung der Universität: „sie ist unglaublich gering.“ Wie übertrieben die Behauptung sei, wird ersichtlich aus dem Umstande, daß von 203 Professoren, die von 1702—1773 in dem Album verzeichnet sind, nicht blos mehre einmal eine akademische Festrede haben drucken lassen, sondern 70 als Schriftsteller aufgetreten sind, wie Professor Reinkens S. 103. einräumt. Von diesen 70, fügt er hinzu, seien Viele durch den Druck ihrer Thesen und Erbauungsschriften und polemischen Abhandlungen zur Berücksichtigung gekommen, die Uebrigen seien, sofern sie für Theologie und Philosophie schrieben, der scholastischen Form treu geblieben und hätten die Zahl der Tausende von Büchern vermehrt, welche ihren Einfluß auf den Geist der Wissenschaft längst verloren hätten.“ Diese Bemerkungen des Professors Reinkens erhärten, es sei die literarische Leistung der Universität, wenn gleich nicht höchst bedeutend, doch mehr als unglaublich gering gewesen.“ — Professor Reinkens versichert S. 102. in Ansehung der Leopoldina: „Die Naturwissenschaften wurden nicht blos auf dem niedrigsten Standpunkte gehalten, sondern sie wurden auch ganz lückenhaft getrieben.“ Der Versicherung beizupflichten trägt die Kritik einiges Bedenken, weil es sehr möglich ist, daß die Naturwissenschaften anderswo auf einem noch niedrigeren Standpunkte gehalten sind, als auf der Leopoldina. Der Verfasser liebt die superlativischen Redeweisen, vergl. die Aeußerungen S. 103., welche die historischen Schriften der Professoren betrifft: sie „entsprechen durchgehends auch nicht den billigsten kritischen Anforderungen, wie man sie an das 18. Jahrhundert stellen kann.“ Doch die superlativischen Redeweisen flößen gewöhnlich den Verdacht ein, daß sie der eigentlichen Wirklichkeit und Wahrheit nicht in dem gebührenden Maaße Rechnung tragen. Es fragt sich, ob die in so vielen Hinsichten schätzenswerthe Schrift des Professors Reinkens die Proteste, welche sie erfahren hat, erfahren haben würde, wenn sie gegen die Jesuiten und die Leopoldina als Jesuitenschule, ja gegen die Breslauer Domgeistlichkeit und die Schlesier überhaupt, von deren „Inlandsschwindel“ S. 8. die Rede ist, etwas gerechter gewesen wäre.

Doch nicht mit einem Tadel, sondern mit einem Lobe wollen wir diese literarische Kritik beschließen. Die Schrift zeugt von einer Frömmigkeit, die mit wissenschaftlichem Geiste vermählt ist. „Die Gottesfurcht“ — so liest man am Ende der Vorrede — „ist der Weisheit Anfang und unzerstörbarer Grund.“ „Es giebt“, so bemerkt der Verfasser vorher, „keine Macht auf Erden, welche den Eigennutz überwindet, als die Gottesfurcht; — es muß die wahre Wissenschaft zu dieser führen und in ihr befestigen.“ Dabei wird als das Ziel der Wissenschaft „das Wissen der Wahrheit“ gesetzt. „Wir erstreben aber die Wahrheit nicht, um bei ihr in Apathie zu versinken und sie wie ein todtes Kapital einzuregistriren, sondern um uns an ihr zu freuen und durch sie weise zu werden.“ Und die Weisheit, deren Professor Reinkens durch die Wissenschaft theilhaftig geworden ist, legt sich darin zu Tage, daß er, obgleich er Professor der katholischen Theologie ist, keine schwer verletzenden Ausfälle auf die sogenannten Akatholiken, d. h. auf die Evangelischen, macht.

VIII.

Königsbrück in seinem Verhältnisse zu Dresdens Elbbrücke.

Von Albert Schiffner.

Königsbrück bietet dem Freunde der oberlausitzischen Geschichte noch immer unlösbare Räthsel, und Einsender bescheidet sich gern, zu deren Lösung unmittelbar nur wenig beitragen zu können, hält aber seine Anmaßung für eine erlaubte bis zu der Hoffnung, er könne und werde Forschungen veranlassen, die zu des Dunkels Aufhellung endlich zu führen geeignet wären. Daß diese aber gar Manchem willkommen sein würde — wer möchte das bezweifeln? Machen doch schon die beiden hierbei obwaltenden und wie in einer Korrelation zu einander stehenden Städtenamen die Frage interessant, da Fähren und Brücken so nahe verwandte Gegenstände sind. Und von einer Hauptfähre zur Verkettung der beiden Stromseiten, des Westens mit den Gegenden von Radeberg, Stolpen, Hohnstein u. a. O., soll ja eben nach Annahme der hier wohl zu beachtenden Slaven Dresden den Namen haben. Vom sorbischen Ländchen Nisan aber, dessen Ausdehnung der Sprengel des Nisicenser Archidiakons uns sehr bestimmt angiebt*), erscheint Dresden mindestens mit vorwiegender Wahrscheinlichkeit als der Hauptort, nachdem von den Häusern bei der Fähre der Name auf den weiter im Süden gelegenen,

*) Die geistliche Eintheilung der den Nichtchristen abgewonnenen Länder ging regelmäßig der politischen voraus, und richtete sich, wie es scheint, möglichst nach den schon vorgefundenen Landesgrenzen. Schon deshalb und abgesehen von andern (selbst auch urkundlichen) Gründen stimmt Einsender nicht mit v. Leutsch („Markgraf Gero", S. 214.) dahin, daß Nisan blos die ganze Wilsdrufer Erzpriesterschaft und von der Dresdener nur die cisalbinische Hälfte begriffen habe. Dagegen zählen wir, die erstere vielmehr nach Daleminzien verweisend, zu Nisan die ungetheilten Erzpriesterschaften Dresden, Radeberg (welche v. Leutsch zum Milzenlande —), Pirna und Dippoldswalde (welche beide er zu dem — nur eigenmächtig von den Historikern abgesonderten, sogenannten östlichen Chutizgau rechnet) und glauben an ein Vordringen Chutici's bis zur Ober-Elbe um so weniger, als dann dieser Gau eine unverhältnißmäßige Ausdehnung nach Südosten erhalten würde. Uns grenzt demnach Nisan nicht südwestlich an Kutitz, sondern war vielmehr von diesem nordwestwärts durch die daleminzischen (böhmischen?) Urwälder geschieden. — Wenn Heinrichs des Erlauchten jüngster Sohn, Friedrich der Kleine (den eine deutschkönigliche Urkunde schlechthin „den Markgraf Clommene" nennt), Markgraf von Dresden titulirt wird, so ist damit, wie die Urkunden zeigen, eben das Land Nisan in der angegebenen Ausdehnung, also mit Tharandt, Radeberg, Hohnstein, Pirna 2c. gemeint. Auch Petrus Albinus, der mit seiner Jugend noch in die Zeit der meißnischen Hierarchie fällt, spricht von einer „Dióces Nisan" (wodurch sich die Identität des Landes mit dem Sprengel des Nisischen Archidiakons bestätigt) und auf seiner Karte von Meißen hat er Dresden geradezu Nisen geschrieben, und nur ein D zur Erklärung beigefügt.

größeren, freilich nur hypothetischen und seinem Namen nach unbekannten Ort ausgedehnt hatte. Und mit noch minderm Zweifel erklärt man Königsbrück's Namen durch den Anbau eines Ortes bei dasiger Königsburg, wie sie diese — oder bei der Burg Königsberg, wie sie jene Urkunde schreibt (s. u.), an der von Dohna über Dresden nach der (Nieder-) Lausitz führenden Straße. Beweise freilich fehlen, müssen sogar fehlen; da aber faktisch der Bestand und Zusammenhang vorliegt, so kann man den Glauben daran dem Volke und seinen Fürsprechern schwerlich verdenken.

Hierbei kommen nun aber auch sehr wesentlich die Burggrafen von Dohna in's Spiel. Wie jedem eroberten Slavenländchen gar bald, außer dem Bischofe, zur Vertheidigung und Kriminalgerichtspflege (denn ecclesia non sitit sanguinem, weder des Feindes, noch des Verbrechers) ein Markgraf, und zu mancherlei anderer Vertretung des Königs mindestens Ein Burggraf (denn man hat von den Mark- und Burggrafen auch Beispiele der mehrfachen Zahl) gegeben wurde, so waren auch jene Burggrafen, welche theils kraft ihres Amtes, theils wegen ihres dasigen Eigenthumes Dohna bewohnten, königliche hohe Beamte über das Land Nisan. An Dresden, welches zwar im meißnischen Bischofe und im Abte zu Hersfeld in Hessen seine Oberlehnsherren erkannte, übrigens aber im Wesentlichen als ein markgräflicher Ort gelten muß, hatten die Dohnaischen Burggrafen in zwei Beziehungen Theil: erstens wegen einiger Freihöfe und — wie es scheinen will — auch eines ganzen, jedoch kleinen Theiles der Stadt, nämlich des südöstlichsten und Dohna nächstgelegenen, wie denn auch die burggräflichen Proper- und besonders Subfeudalorte hier bis an die Dresdener Flur reichten, — und zweitens in Bezug auf die Brücke, jedoch ohne die Obergerichtsbarkeit; denn wie durch die Mark überhaupt stand diese auch auf der Brücke dem betreffenden Markgrafen zu. Man kann und dürfte sich kürzlich dahin aussprechen, daß den Dohnaischen (vielleicht passender: den Nisaner) Burggrafen auch in Dresden die Burggrafengewalt in der Weise zugestanden, daß sie sich auch wohl würden Burggrafen von Dresden geschrieben haben, hätten sie ihren amtlichen Palast nicht in der Burg Dohna, sondern in Dresden gehabt.

Halten wir dieses Verhältniß fest, dann wird uns die Volkssage und altschriftliche Nachricht, nach welcher ein Dohnaischer Burggraf den Weichold von Bernstein auf Ottendorf für Vertilgung des Raubritters Wittich (in der Höhle zu Wittichsschloß bei Glashütte) mit dem Vorrechte belohnte, verwundetes Wild (scil. sogar) bis auf die Dresdener Elbbrücke zu verfolgen (was jetzt freilich schon die vorgebauten Häuser verbieten würden), nicht mehr so unglaubhaft erscheinen.

Matthäus Dresser schreibt in seiner „Isagoge historica" (VI. fol. 614.) die Erbauung der ersten (nur hölzernen) Brücke, nach Auftrag seines kaiserlichen Vaters Lothar, dem Urenkel Karls des Großen, dem nachmaligen Kaiser Ludwig II. zu, indem er erzählt: „Ludovicus, Imperatoris Ludovici pii filius (sollte heißen: nepos) Germaniae Rex factus est anno 834 (sollte heißen: 844). Hic Germaniam omnem tenuit .... atque adeo ...... Misniae ..... Dominus fuit. Ab hoc quidam Conradus Comes Dynasta Donensis constitutus fuit, qui primus pontem in Albi, ubi Dresdam allabitur, faciendum curavit et vectigal a transeuntibus exegit; ab eo igitur tempore vectigalis ille pons fuit Donensibus Dynastis usque ad Augustum Electorem Saxoniae (was aber, wie Einsender später zeigen wird,

irrig ist), qui vectigal illud soluto pretio in suam potestatem redegit." — Wie aber diese Nachricht von so früher Entstehung der Brücke an sich sogleich unglaublich erscheint, so sagt Dresser auch nicht, woher er sie habe. Gern begnügen wir uns, gemäß der Angabe des Pirnaischen Dominikaners Johann Lindner, mit einem nun fast 800jährigen Alter der Brücke, wobei wir überdies die Schwierigkeit umgehen, daß bei einem noch weit höheren Alter sich wohl jedenfalls Dresdens Name (Fährort, und gleichbedeutend mit Vacha an der Werra, da man in Urkunden die Fähren Vache genannt findet) würde in Brückenort (etwa sorbisch: Mostitz) umgewandelt haben, um fortan der Ortsname zu bleiben. Angenommen übrigens, daß Ludwig II., wie Karls des Großen gleichnamiger Sohn, wirklich in das nachmalige Meißnerland gekommen, so hat er wenigstens daselbst schwerlich fest genug gesessen, um auch Strombrücken zu bauen und Burggrafschaften zu begründen. Was aus jener Zeit über die Sachsen und Slaven als Gegner der Franken vorkommt, das betrifft jene im nachmaligen Niedersachsen. Auch wird Nisan, von Böhmen durch ein breites Urwaldgebirge geschieden, dazu sicherlich nicht eher gehört haben, als bis die Czechen, um sich ihrer Haut gegen das Annektiren der Karolinger zu wehren, in die Nachbarländer ausfielen*).

Die gewöhnliche Angabe nun lautet dahin, die erste hölzerne Brücke habe Markgraf Dedo 1070 errichtet. Damit meinen die Schriftsteller jenen Sohn Dietrich's von Wettin, welcher insgemein als der dritte, von Lepsius aber als der fünfte Dedo bezeichnet wird. Wollten wir nun aber hierbei nicht daran erinnern, daß Dedo, der zwar selbst orientalischer Landesherr war, dagegen Meißen nur als Vormund Ekbert's regierte, schwerlich ein so großes Werk auf seine Gefahr unternehmen konnte, und daß, wenn die Nachricht richtig, alle nachmaligen Brückenstreitigkeiten mit den Dohnaischen unerklärlich wären, so ist doch so viel als sicher anzunehmen, daß die Schriftsteller bei ihrer schiefen Ansicht vom Verhältniß der früheren Markgrafen, welche sie irrig — gleich den späteren — für Landesherren nahmen, nur darum Dedo die Erbauung beimaßen, weil er damals regierte. (Nach Einigen wäre er noch überdies 1070 schon todt gewesen.) Dem Pirnaischen Mönche fällt dagegen nichts zur Last, da er als Erbauer der Brücke Niemanden namentlich angiebt. Mit diesem Schweigen aber scheint er vielmehr auszudrücken: es verstehe sich von selbst, daß das Werk seinen Ursprung keinem Andern zu danken habe, als dem deutschen Könige Heinrich IV. selbst. So war denn die Brücke ein königliches Werk und Eigenthum, das man füglich hätte können die Königsbrücke nennen. Und wer mag wissen, ob nicht darin eben der Grund zur Benennung der Stadt **Königsbrück** gelegen, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Anders läßt sich über den ersten Erbauer und somit Herrn der Brücke unser verehrter Sodal, Hofrath Dr. Klemm, in seiner Chronik von Dresden

*) Hiermit soll nicht eben das bestritten sein, was Hasel's Chronik II. S. 420. mittheilt: Karl der Große habe im Jahre 805 seinen Sohn Karl gegen die Czechen geschickt. Dieser habe sein starkes Heer in drei Kolonnen getheilt, deren eine Sachsen durchzog, um aus Norden nach Böhmen einzufallen; diese könnte demnach leicht Dresden und Dohna berührt haben. In der Ebene Böhmens nun habe Karl alle drei Heersäulen vereinigt und sei auf dessen Mitte losgezogen. Da die Czechen aber sich in den Gebirgswäldern verhielten, so konnten die Franken blos das Land ruiniren, bis man endlich den Herzog Lech abfing und tödtete. Nun fehlten aber die Lebensmittel für Menschen und Vieh; man zog also nach Hause, unterweges noch Magdeburg und Halle begründend oder doch befestigend.

S. 27. f. aus. Seine Worte sind diese: „Die früheste Geschichte der Elbbrücke ist aus Mangel an urkundlichen und schriftlichen Nachrichten in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Gewöhnlich wird Folgendes über die Entstehung dieses herrlichen Bauwerks berichtet. Die Burggrafen von Dohna waren entweder die eigentlichen Gründer der Brücke, oder sie schossen gegen Abtretung des Brückenzolls (man fragt hier freilich: welcherseits?) eine bedeutende Summe zum Bau derselben vor. Der erste Bau war hölzern, mithin von den häufigen Wasserfluthen oft beschädigt...... Daher habe denn schon im Jahre 1119 der Markgraf von Meißen (es wäre somit Heinrich II. [der Koch] gemeint) einen steinernen Neubau begonnen, der jedoch nochmals liegen blieb, bis Otto der Reiche .... um's Jahr 1173 das Werk kräftiger fortzuführen im Stande war...... Der Vormund Heinrich's des Erlauchten, Landgraf Ludwig der Heilige, beendigte 1222 den Bau, dessen Kosten (nach Albinus, Weck, Weinart, Hasche — eine Notiz, fügt Klemm bei, die wohl auf alten nicht grundlosen Nachrichten beruhen kann, da Albin im kurfürstlichen Archive arbeitete) 168000 Schock betragen haben sollen." — An dieser Summe ist billig zu zweifeln; man hätte mit ihr damals mehr als die Million von Scheffeln Kornes kaufen können, und sie würden sich demnach heutigen 4—5 Millionen Thalern vergleichen. Es ist auch billig zu fragen, wo in des Albinus Landchronik von diesen Kosten stehen solle? Einsender lief deshalb das ganze Buch durch, fand aber nur S. 327. Folgendes: „Dieselbe (schöne Brücke zu Dreßden) wird neben der Regenspurgischen vber die Donaw, vnd Pragischen vber die Molta, für die statlichsten Brücken Deudschlandes gerechnet. Derhalben man denn auch ..... zu sagen pflegt, das die Dreßdnische Brück sey die lengste, die Regenspurgische die schönste (......) die Pragische die breiteste vnd sterckeste. Ist diese Dreßdenische 800 Schritt oder 90 elen lang*) gewesen, vnd hat 24 Schwibogen gehabt, dauon jhr wegen des Vestungbawes fünfe abgangen**). Mel. Matth.***) schreibet, sie sey zu bawen angefangen, im Jahr 1070. vnd in zehen Jaren verbracht worden, Vnd sey die zeit so thewer gewesen, das ein Arbeiter einen Tag vmb einen alten Pfennig an derselben Brück gearbeitet habe. Die Pragische Brück ..... hat auch 16 Schwibogen ..... vnd ist die leng 872 cubitorum, die breite vierer Wagen, so zu bawen angefangen von Githa Vladislai I. Tochter Anno 1171. so das dritte Jar vollendet." — Diese letztere Notiz betrifft jedoch nicht die heutige, erst 1358 (eigenhändig von Kaiser Karl IV.) begonnene, vom Peter Arler erbaute Brücke, sondern deren Vorgängerin, welche weiter oben gestanden, wie denn auch der ersten Dresdener Brücke eine etwas höhere Lage beigemessen werden kann, nämlich so, daß die Schössergasse — in einer Zeit, wo die Stall- und Finanzgebäude noch nicht existirten — vor deren Beginn mündete; wie denn auch eine urkundliche Nachricht besagt, daß die Elbe ihr Ufer an der Mündung der Schössergasse gehabt. — Die Prager Brücke hält anjetzt 994 Dresdener Ellen, also zwar

*) Ist verschrieben für 900, welche aber für 800 Schritte nicht ausreichen. Da das Ende der Brücke nur durch den Stadtgraben vom Thore gesondert war, so war sie sicherlich 1000 Ellen lang.

**) Sie fehlen nicht, sondern sind nur, wie im vorigen Jahrhundert noch zwei, unterirdisch und somit unsichtbar geworden.

***) Wer dieser Vorgänger des Pirnaischen Mönches u. a. m. gewesen, ist mir nicht bekannt; doch vermuthe ich den Westmünsterischen (Londoner) Benediktiner Matthaeus Florilegus; s. unseres Großenhainer Hederich's Noticia auctorum antiqua et media, S. 1073.

278 mehr, als die unsrige am Tage, aber etwa 10 weniger, als diese überhaupt. — Sonderbarer Weise findet sich in neueren Werken über Prag nichts von der Erbauerin der ersten oder hölzernen Brücke. Woher mag demnach wohl Albinus seine Notiz haben, die, wie ich eben finde, auch bei Hajek vorkommt? Letzterer starb zwar 7 Jahre früher, als Albin's Landchronik erschien; seine böhmische Chronik aber kam erst 1596 heraus. Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei der Githa an eine Jutta oder Judith zu denken ist; alle diese Namensformen bedeuten eine Itha, Ida.

Woher Bönisch, ein Meister in der Kunst, aus nichts Etwas zu machen, es genommen haben wolle (s. sein Camenz, S. 64.), der Brückenbau habe erst 1117 begonnen, und sei dann von Konrad dem Großen weiter geführt worden, ist mir unbekannt.

Gehen nun die vorhandenen Nachrichten über die Obhut, welche — wie selbstverständlich — der deutsche König einem nahen Magnaten anvertrauen mußte, nicht über die Dohnaischen Burggrafen zurück, so werden wir auch am füglichsten annehmen, daß diese — da die sächsischen Pfalzgrafen, deren Amtspflicht doch hauptsächlich in der Pflege des Königsgutes bestand, sich dennoch um die „böhmischen Wälder" des Meißnerlandes überhaupt wenig kümmerten — sogleich beim ersten Brückenbaue diese Obhut und — wenn auch erst später — den Brückenzoll erhielten, sobald nämlich dieser eintrat. Denn daß der König sogleich anfangs sollte Zoll gefordert haben, will sich kaum denken lassen; die Burggrafen mochten ihn wohl erst anrichten, um nur mindestens nothdürftig (davon unten!) ihre Unkosten bei den nach Fluthschäden nöthigen Ausbesserungen zu decken. — Einige Worte über Dohna und dasige Burggrafen werden nun an der Zeit sein.

Nach Cosmas Pragensis war Dohna 1113 „unter des Kaisers Gewalt", also eine deutsche Königs- oder Kronburg. Dieses verstehe ich so, daß ich mir ein „noch" hineindenke: es war damals noch (nämlich unmittelbar, unverliehen) königlich, im Gegensatze späterer Zeit, wo sowohl der Meißnische Bischof und der Abt zu Hersfeld in Hessen als Oberlehnsherren, als auch die böhmischen Könige und die Markgrafen als Unterlehnsherren des Landes Nisan sich einschoben, und somit allmählich das Gedächtniß der deutschen Könige als der eigentlichen Landesherren erlosch. Wer also 1070 den Brückenbau nicht einem Meißnischen Markgrafen (dem Dedo von Wettin), sondern dem Könige Heinrich IV. beimißt, der stimmt überein mit des Cosmas Darstellung des damaligen Verhältnisses von Dohna. Jedenfalls ist mit aller Sicherheit aus den späteren Unterhandlungen der Albertiner mit den Dohnaischen über die Abtretung der Dresdener Brücke und besonders des darauf haftenden Zolles dahin zu schließen, daß dieser Besitz nicht an jenen des Ortes Dohna, sondern an die Nisanisch-burggräfliche Würde gebunden gedacht wurde. Obwohl daher der einäugige Wilhelm, nach Aufwendung unhaltbarer Vorwände, um ihre ihm so günstig gelegenen und fast bis an Dresdens Thore reichenden Besitzungen annektiren zu können*) und zugleich ihre nicht mehr zeitgemäße Anmaßung zu strafen, zwar die Personen der Burggrafen aus Nisan gewaltsam verjagte, so konnte er ihnen doch, weil die deutschen und böhmischen Könige ihm in der Dohnaischen Frage keineswegs Recht gaben, den Burg-

*) Auf diesen Abschnitt der sächsischen und Dohnaischen Geschichte wird später einmal zurückzukommen sein.

grafen ihre Würde und deren Zubehör, also auch die Dresdener Brücke nicht nehmen.

Nimmt also Limmer an, Otto der Reiche sei es, der den steinernen Bau 1173 begonnen, aber auch bald wieder liegen gelassen, so liegt dem entweder die oben schon gerügte irrige Annahme gewisser Schriftsteller zu Grunde, oder es dient dieser Vorgang — insofern Otto mit seinem angemaßten Rechte zum Brückenbaue nicht durchgekommen wäre — gerade umgekehrt zum Beweise für die Richtigkeit unserer Darstellung vom Besitzesverhältnisse der Brücke.

Wem nun aber in des folgenden Jahrhunderts zweiter Hälfte, wo der Italiener Matthäus Foccio (auch Fotius oder Fotze genannt) den Steinbau*) vollendete, so daß die Brücke mindestens doch 1284 fertig dastand, Anordnung und Aufsicht hierbei zugekommen, wird aus jener Zeit uns nicht gesagt, und die Bücher neuerer Zeit sprechen wohl nur deshalb von Heinrich dem Gefürsteten (Erlauchten), weil er damals — Markgraf war. Eben so wenig weiß man, wer die Kosten gegeben. Der verstorbene Hofrath Hase schrieb dieses Verdienst der Frohnleichnamsbrüderschaft zu; aber wie zum Zerplatzen gefüllt müßte deren Kasse gewesen sein, um daraus ein achtes „Weltwunder" zu schaffen! Viel annehmlicher ist es, daß des Erlauchten tiefe Frömmigkeit namentlich zum Baue der Brücken- oder Alexii-Kapelle reichlich gespendet haben werde.

Diese Kapelle hat man beim zweiten Umbaue der Brücke (denn schon die schreckliche Fluth von 1344 hatte einen solchen geboten) 17$^{27}/_{30}$ entfernt; dagegen blieb dem Stadtrathe deren Zubehör, das sogenannt Brückenamt, d. h. die Renten aus Blasewitz, Güttersee und Bannewitz, so wie aus Antheilen an Prohlis, Seidnitz, Weixdorf, Gohlis, Possendorf und einigen Weinbergen. Diese kommen jetzt theils in die Kasse der Kreuz- und Frauenkirchen, theils zur Unterhaltung zweier Hospitalitinnen. Man darf sie aber weder mit dem burggräflichen, noch mit dem Zolle vermengen, den der Stadtrath noch jetzt erhebt, um allmählich die Schuld zu tilgen, welche zur Wiederherstellung eines 1813 gesprengten Theiles der Brücke kontrahirt werden mußte.

Der burggräfliche Zoll begleitete das Geschlecht der aus Dohna mit Königstein, Lilienstein, Wesenstein und gewissermaßen auch aus Pirna 1402 und 1403 verdrängten Burggrafen (für deren thatsächlichen Schirm ihr nächster Lehnsherr, der König von Böhmen, damals zu schwach war,) zunächst in ihre zweite Hauptherrschaft, Grafenstein in Böhmen, welche auf beinahe 3 Quadratmeilen jetzt über 20000 Seelen befaßt, nördlich und westlich mit dem Zittauer Gebiete grenzt, und durch die von Tschirnhausischen und gräflich Trautmannsdorf'schen Hände 1704 an die Grafen Clam-Gallas auf Friedland und Reichenberg gediehen ist. Als aber 1490 die Ungarn dem Burggrafen Albert seine treffliche Residenz Grafenstein zerstört hatten, wendete die Grafensteiner Linie des Geschlechtes sich nach Königsberg (so schrieb dieses oberlausitzische Städtchen die Dresdener Kanzellei) oder auf die Königsburg (nach der in Prag und Budissin offiziellen Schreibung), welche Namen aber später in Königsbrück sich umwandelten, da besonders die Unterhandlung mit dem Herzoge Georg über Abtretung des Brückenzolles sich zerschlagen und die Annahme sich gerechtfertigt hatte, daß mit dem Besitze der Herrschaft

*) Nach etwas unsicherer Nachricht begann er 1265.

Königsburg jener der Dresdener (Königs-) Brücke fortan verbunden sein und bleiben werde. Den oder die Namen betreffend sei hier auch auf die vom Ausschusse der oberlausitzischen Stände unterm 2. Januar 1550 angefertigte, und in Niklas Sigismund's von Redern Lusatia superior diplomatica S. 134 ff. abgedruckte Ritterschafts-Musterrolle gewiesen, wo es heißt: „erstlich, Herr Christoph, Burggraff von Donau, Herr auf Königsburg, die Zeit Landvoigt in Oberlausitz, soll von wegen der Herrschaft Königsburg, und derselben zugehörigen Güthern, so im Markgrafftthum Oberlausitz gelegen, dienen mit 3 Pferden anderthalb Viertel eines Pferdes, Item von seinen Mannschaften, als von Ruppersdorf ½ Pferd ..... 4. Pferde."

Dieser Burggraf Christoph nun, welcher gleich seinen Vorfahren mit Königsburg und der Dresdener Brücke zusammen 1549 in Prag beliehen worden, war es, welchen Kurfürst August anging, um den in seiner eigenen Residenz von einem fremdländischen Vasallen erhobenen Zoll an sich zu erhandeln. Hierüber besitzt das königl. sächs. Hauptstaatsarchiv ein Konvolut „Acten, betreffend den Brückenzoll zu Dresden, welchen der Kaiser von Karl Magnus von Schellendorf **als** (sic!) Inhabern der Herrschafft Königsberg kaufsweise an sich gebracht haben will, und welchergestalt der Kaiser zur Einnahme des Zolls eine Taberne gebaut verlangt. Von 1549 bis 1617."

Nach den daraus entnommenen Regesten, welche Einsender eingesehen, gehen diese Akten aus von demjenigen Stadium der Sachlage, wo Burggraf Kaspar, Nachfolger Christoph's (der 1560 ohne nothwendige Erben gestorben), als Besitzer von Königsbrück von der sächsischen Regierung verlangte, sie solle auf der Brücke die Dohnaische Zolltafel aufrichten, worunter wohl eine Wiederherstellung gemeint ist. Man mag nämlich in Dresden angenommen haben, mit Christoph's erblosem Ableben sei auch das Dohnaische Zollrecht erloschen, wurde aber nun eines Andern belehrt. Christoph muß eine Erhöhung des Zolles angeordnet haben; denn schon 1557 ließ Kurfürst August durch den Schösser den Zolleinnehmer wissen, man werde, dafern er sich eine abermalige Erhöhung gelüsten ließe, ihn arretiren. Wenn nun aber 1573 das „Dohnische Geleith" auf 6 gr. von jedem Fuder Waare gesetzt wurde, so erfahren wir nicht, ob darin etwa wieder eine Erhöhung gelegen. Um diese Zeit nahm jedoch der Zöllner das Geleit nicht für den Burggrafen selbst, sondern für den Stadtrath ein, an welchen es um 300 fl. verpfändet war. Es ist hiermit freilich schwer die anderweitige Nachricht zu vereinigen, nach welcher Kaspar's Gemahlin die Herrschaft sammt dem Zolle an Christoph von Schellendorff verkauft hat (wobei vielleicht mehr an bloße Verpfändung zu denken) und hiermit hinwiederum nicht minder schwer eine andere in jenen Akten, nach welcher Kaspar Herrschaft und Zoll dem Kaiser (an welchen Beides als eröffnetes Lehn 1560 gefallen) abgekauft, aber dann hinwiederum an den Obersten Karl von Schellendorff verkauft hat. Jedenfalls erbte Königsbrück 1562 von diesem Karl auf seinen Sohn Karl Magnus.

Gleichwohl war es nicht ein Schellendorff, sondern Burggraf Kaspar, welcher 1580 den an den Stadtrath verpfändeten Zoll wieder auslöste, und indem der Rath dieses dem Kurfürsten meldete, versicherte er zugleich, er werde gegen jede spätere Erhöhung protestiren, und sich genau an den Tarif im Amtsbuche halten.

Wenn nun aber ein anderes Aktenstück eine Kopie des so viel besprochenen Egerischen Vertrages von 1459 bringt, weil nämlich dieser Vertrag

auch den „Zoll zu Dresden“ unter denjenigen Gütern nennt, mit denen Kurfürst Friedrich sich zum böhmischen Lehnsvasallen bekannte (ein Verband, den allbekanntlich erst der Teschener Friede 1779 gelöst), so begreift sich schwer, warum Friedrich's Abkommen (besonders Herzog Georg, der so eifrig nach dem Zolle getrachtet haben soll) sich Böhmens unmittelbare Beleihung der Dohna's mit dem Zolle (die ja ihnen als Zwischenlehnsherren zugekommen wäre) hätten gefallen lassen. Ueberdies sind ja die im Vertrage genannten 64 Güter solche, in deren faktischem Besitze sich Friedrich befand, wogegen den Brückenzoll die Dohna's einnahmen. Fast also möchte man glauben, der Vertrag meine nicht den Brückenzoll, sondern einen uns übrigens unbekannten Landzoll, der böhmisches Oberlehn gewesen. Der Egerische Vertrag bietet überhaupt noch ein weites Feld zu Forschungen und Erklärungen dar, und macht vor allen Dingen die genaue Vergleichung seiner zahlreichen Recensionen nöthig. So enthält jene dieser Akten zwischen Hirschstein und Mühltrof ein anderwärts fehlendes „Rahan“, vielleicht Rathen; denn Satan (Saathain) ist ohnedies schon da.

Zur Erklärung, warum der Brückenzoll (vermuthlich in jährlichem Durchschnitte??) 1520—1543 nur 192 fl. 4 gr. 1 pf. abgeworfen, theilt der Stadtrath mit, daß er freilich den Pferdezoll und beiderlei Gerichtsbarkeit auf der Brücke (scil. in Pacht) gehabt, dafür aber auch sie in baulichem Wesen erhalten müssen.

Einen Platz zur Errichtung eines Zollhauses konnte Karl Magnus von Schellendorff beim „Administrator der Kursachsen“ nicht erlangen, und trat daher den Zoll an den Kaiser ab. Dieser verlangte nun (d. d. Pilsen, am 18. Mai 1595, unterzeichnet vom Burggrafen H [annibal?] von Dohna und Heinrich von Pisnitz) den nöthigen Raum, aber vergebens. Es folgen dann Wiederholungsschreiben vom 31. August 1603 (unterzeichnet von N [iklas?] rottenbergk und Jakob von Menschrind), vom 31. Oktober 1603 (unterzeichnet von N [ikol?] von Sternbergk und Adam dem Jüngern von Wallenstein [sic!]), und 1604 sowohl vom 21. Mai, als (nachdem Christian II. deshalb seinen Rath Dr. Johann Gottfried Gödelmann nach Prag gesendet) vom 20. Dezember. Nun ruhete die Sache, bis unterm 4. November 1617 vom Kaiser ein Schreiben des Inhaltes einlief: sein Rath und Kämmerer, Karl Annibal Burggraf zu Dohna, Freiherr zu Wartenberg und Brälin, Landvoigt der Oberlausitz, habe für sich und seine unmündigen Brüder die kaiserliche Genehmigung wegen der Einnahme von einem Drittel des Brückenzolles und wegen Haltung eines Zöllners.

Zeigen nun alle diese urkundlichen Nachrichten deutlich, daß die in Büchern vorkommende Abgabe des Zolles seitens der Dohna's an Herzog Georg oder an Kurfürst August allemal nur Versuch zur Verständigung geblieben, so lassen sie dennoch Hauptsachen im Dunkel. Man wird fragen: warum spricht das letzte kaiserliche Schreiben blos von einem Drittel des Zolles? hat dasselbe zur Einräumung eines Zollhausplatzes gefruchtet? waren alle Händel zwischen den Dohna's und den Schellendorffen bloße Verpfändungen? und wann endlich hat das burggräfliche Zollrecht aufgehört? etwa mit der sächsischen Uebernahme der Oberlausitz? oder wäre es etwa durch Nichtübung — da es im dreißigjährigen Kriege freilich wohl nichts abwarf — von selbst entschlafen?

IX.

Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's.

Von Dr. Theodor Paur.

I.

Die Begriffe von der Lebensgeschichte eines Schriftstellers haben sich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegen früher wesentlich umgestaltet. Ließ man sich ehedem an der trockenen Zusammenstellung der äußerlichen Thatsachen genügen, so erwartet man gegenwärtig von dem Biographen nicht blos den thatsächlichen Lebensverlauf in anschaulicher Darstellung, sondern zusammenhängend damit den ganzen inneren Entwicklungsgang und, insoweit es für die Perspective des Bildes nöthig ist, zugleich als Hintergrund die allgemeinen Zeitverhältnisse, die mit dem äußeren und inneren Leben des Einzelnen in Wechselwirkung standen. Daraus ergibt sich gegen früher eine bedeutende Erweiterung des Quellen-Bereiches; denn während z. B. sonst die Schriften eines Dichters in der Biographie nur aufgezählt wurden, gelten sie heut als Quellen für die innere, zum Theil auch für die äußere Geschichte des Schriftstellers; aber es ist dabei noch zu bemerken, daß innere und äußere Geschichte in der Darstellung so wenig als möglich zu trennen sind, vielmehr so in einander greifen müssen, wie das Leben selbst sie als eine organisch gestaltete Einheit hervorbringt.

Alles das findet seine Anwendung auch bei den zahlreichen Biographieen des großen Italieners, die seit dem Tode desselben bis zur Gegenwart erschienen sind. Im Anfange bringt persönlicher Antheil noch eine gewisse Wärme und Fülle hinzu und es wird auf den wechselnden Gemüthszustand des Dichters und zum Theil auch auf den Charakter seiner Schriften eingegangen[1]); später jedoch werden die Lebensgeschichten Dante's so trocken, daß man zweifeln möchte, ob der eine oder der andere Biograph mehr als die Titel seiner Schriften kennen gelernt habe. Das ist seit dem Umschwunge des geistigen Lebens in Europa zu Ende des vorigen Jahrhunderts anders geworden. Vor Allen haben die Italiener, mit einem höheren, als dem blos litterarisch-ästhetischen Antheil, dem Urvater ihrer nationalen Poesie ein tief eindringendes Studium gewidmet und sie besitzen in den Lebensgeschichten Dante's von Cesare Balbo[2]) und von Melchior Missirini[3]) umfassende Darstellungen jenes Zauberkreises, in welchem Dante den Stab führte. Die stammverwandten Franzosen haben, wie meistens, sich und ihren Lesern die Sache etwas leichter gemacht; doch sind gerade sie es, die das Wirken Dante's von verschiedenen Gesichtspunkten dem großen Publikum zur Anschauung zu bringen suchten; so Ozanam[4]) als Katholik vom religiös-philosophischen, Delécluze[5]) vom Gesichtspunkte der mittelalterlichen Liebespoesie, Fauriel[6]) in der einen Hälfte seines Werkes mit wesentlicher Berücksichtigung des sprachlichen Elementes. Wir Deutschen erfreuen uns erst einer vollständigen Lebensgeschichte Dante's, nämlich von Franz Wegele[7]) in Jena, aber diese eine, gründlich und mit Ernst geschrieben, gleichmäßiger in der Durcharbeitung

und Formung des Stoffes, als die früheren, gewinnt besonders dadurch an Werth, daß der Verfasser zum ersten Mal den historisch-politischen Gesichtspunkt vollständig und mit der Unbefangenheit des Geschichtsschreibers zur Geltung bringt.

Es schien mir keine überflüssige Arbeit, zur Vermittelung einer Einsicht in diese Biographieen, die ein so glänzendes Stück Welt- und Kulturgeschichte zum Gegenstande haben, bei den Quellen derselben zu verweilen und sie in einer übersichtlichen Skizze so zusammenzustellen, daß das allmähliche Anwachsen des Materiales für den Biographen von Jahrhundert zu Jahrhundert, so weit es mir selbst zugänglich war, zur Anschauung gelange und zugleich die Ursprünglichkeit und der daraus sich ergebende Werth der verschiedenen Quellenstücke erkannt werden möge. Ich schlage demnach hier den entgegengesetzten Weg ein, als Giuseppe Pelli, der in seinen schätzenswerthen Memorie[8]) vielmehr den Thatsachen folgte, indem er dieselben der Reihe nach, nicht erzählte, sondern aus den Quellen kritisch beleuchtete und dadurch dem künftigen Biographen auf's Gründlichste vorarbeitete.

Indem ich mich jetzt zu meiner Aufgabe selbst wende, scheide ich vorerst, wie natürlich, die Berücksichtigung aller derjenigen historischen Quellen davon aus, welche die allgemeine Grundlage für die Darstellung des Zeitalters, in welchem Dante hervortritt, bilden, und ich bleibe bei demjenigen stehen, was unmittelbare Beziehung auf Dante selbst hat. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben, der die Welt in sich aufnahm und sie aus seinem Geiste wiedergebar, zugleich mit einem Philosophen, der alle Erscheinungen streng auf die höchste Idee bezog, endlich mit einem Staatsmanne, der das Wohl des Vaterlandes nur auf Wahrheit und Recht gründen wollte, im Ganzen also mit einem Schriftsteller, dessen gewaltiger Geist in ununterbrochener thatkräftiger Wechselwirkung mit dem geschichtlichen Volksleben stand und dabei ungestört in der eigenen Tiefe seine Schöpfungen bereitete, — vergegenwärtigen wir uns diese seltene Einheit von Schauen und Handeln, so werden wir es begreiflich finden, daß Dante's eigene Schriften mit unter die Hauptquellen seiner Lebensgeschichte zu rechnen sind. Denn abgesehen davon, daß sie Aufschluß gewähren über die geistige Entwicklung des Dichters, enthalten sie auch, obwol zum Theil in geheimnißvoller Andeutung, alle wichtigeren Lebensumstände desselben und ihre Wendungen. So ist die Vita nuova[9]), welche von der schwärmerischen Liebe des Knaben und Jünglings erzählt, keineswegs blos eine dichterische Allegorie, sondern sie beruht auf thatsächlichem Grund und Boden, selbst bis zu genauen chronologischen Angaben[10]), obwol sie zugleich dieses Thatsächliche zu rein dichterischen Zwecken verwendet. Der Biograph wird diese beiden in einander verschmolzenen Bestandtheile nie ganz zu sondern vermögen, aber er würde seinen Stoff grausam verkürzen, wenn er die Schrift von dem Kreise der Quellen ausschließen wollte. Seinem historischen Tacte bleibt es überlassen, was und wieviel er daraus in seine Darstellung verweben will. Anders verhält es sich mit dem Convito[11]) und den beiden Schriften de Monarchia[12]) und de vulgari Eloquio[13]); ihr Inhalt ist wesentlich theoretisch, indem das erste die philosophischen, das zweite die politischen, das dritte die litterarisch-ästhetischen Ansichten Dante's, insbesondere über die italienische Volkssprache und ihre Berechtigung zur Poesie, aussprechen; doch da alle drei unter bestimmten Einflüssen der Zeit entstanden, so finden sich auch in ihnen mancher-

lei persönliche Beziehungen. Auch die Canzonen und Sonette, sowie die beiden lateinischen Eklogen[14]), beantworten manche Frage dieser Art[15]). Die reichste Ausbeute aber gewährt dem Biographen Dante's Hauptwerk, die Commedia[16]); denn es liegt in der Anlage und Natur dieser wunderbaren Schöpfung, daß der Dichter darin seine eigenen Lebensschicksale als einen inhärirenden Theil des großen Weltgeschickes darstellt und deshalb sein Lieben und Leiden, seine Freundschaften und Feindschaften, sein Kunststreben nach verschiedenen Richtungen, seine Kämpfe für das Vaterland, seinen Sturz und sein Exil, sein Verhältniß zu den politischen Größen des Zeitalters, ja selbst seine Familienerinnerungen, entweder als Geschehenes oder in der Form der Vorausverkündigung, getreulich mit den Zügen des ganzen Gemäldes verflicht[17]). Von jeher haben die Historiker diese Mittheilungen für mehr als poetisch gehalten, haben manche Abschnitte des Werkes förmlich als geschichtliche Quelle benützt[18]); in der neueren Zeit gewinnen dieselben durch genauere Vergleichung unter ihnen selbst und mit anderen Quellen mehr und mehr an Zuverlässigkeit, und wenn der Biograph sich nur stets des Doppelverhältnisses der Commedia als Dichtung und verhüllter Geschichte bewußt bleibt, so wird er, von dem übrigen Quellen-Material unterstützt, nicht leicht irre gehen können[19]). Ja, es wäre möglich, blos aus den poetischen Schriften des Dichters, mit Abweisung aller anderen Hülfsmittel, gewissermaßen eine ideale Geschichte desselben zu entwerfen, der es zwar an diplomatischer Genauigkeit, keineswegs aber an innerer Wahrheit, auch nicht an Vollständigkeit der wichtigsten Thatsachen fehlen würde.

Außer den Schriften Dante's liegen uns indeß noch eine kleine Reihe von Actenstücken vor, die nicht blos seine Person betreffen, sondern von ihm selbst herrühren. Dahin rechne ich zuerst den von ihm abgefaßten Bericht über seine Disputation in Verona vom 20. Januar 1320[20]), worin er die damals geltende Ansicht der Physiker, auch seines Lehrers Brunetto Latini[21]), ohne diesen jedoch zu nennen, daß das Wasser rings um den Erdkörper über die Oberfläche des letzteren emporrage, argumentirend widerlegt. Dieses Actenstück hat, abgesehen von seinem wissenschaftlichen Inhalte, für den Biographen den zwiefachen Werth, daß es den Aufenthalt Dante's in Verona zu jener Frist, sowie einen kurz vorhergehenden in Mantua constatirt und uns außerdem den Dichter als scholastischen Disputanten vorführt. Ungleich höhere Bedeutung ist den uns aufbehaltenen Briefen Dante's zuzuerkennen.[22]) Der Chronist Giovanni Villani[23]) bezeichnet davon drei als besonders wichtig, einen an die Regierung von Florenz, worin er sich über sein unverschuldetes Exil beklagt, einen anderen an Kaiser Heinrich VII., als dieser allzulange bei der Belagerung von Brescia verweilte, anstatt sich gegen Florenz, die Wurzel alles Uebels, zu wenden, einen dritten an die italienischen Cardinäle, um sie nach dem Tode Clemens' V. zum Widerstande gegen die französische Partei des Collegiums und zur Wahl eines Italieners zu bewegen. Das erste Schreiben ist bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden[24]); die beiden anderen sind vorhanden[25]), doch bedarf das letzte noch mancher Aufklärung. Dazu kommen folgende von entschiedenem Werth, deren Aechtheit unzweifelhaft: an den Legaten Nicolaus, Bischof von Ostia und Cardinal von Prato, den der Papst im Jahre 1304 nach Florenz als Friedensstifter entsendet hatte, im Namen der florentinischen Verbannten und ihres Führers Alessandro da Romena, mit dem Erbieten, sich um des Friedens willen seinem

Richtersprüche unterwerfen zu wollen[26]); an einen florentinischen Freund, etwa vom Jahre 1316, worin der Dichter die ihm vorgeschlagenen demüthigenden Bedingungen seiner Rückkehr in die Heimath, der heiß ersehnten, mit stolzem Selbstgefühl zurückweist[27]); an die Fürsten und Herren Italiens, um sie auf die Ankunft Heinrich's von Luxemburg vorzubereiten, des gnadenreichen Heinrich's, den Gott ihnen sende zur Wiederaufrichtung der römischen Weltmonarchie, zur Herstellung der Gerechtigkeit, zum Strafen, aber auch zum Verzeihen[28]); an die ruchlosen, einheimischen Florentiner, im ersten Jahre des kaiserlichen Zuges, mit kühnen Drohungen ihr Widerstreben gegen die heiligen Gesetze, deren Befolgung nicht Knechtschaft, sondern höchste Freiheit sei, offenbarend und züchtigend[29]); endlich das ausgedehnte, für das Verständniß der Commedia so belangreiche Schreiben an den Herren von Verona, Can Grande della Scala, um 1318, worin Dante sich über sein Verhältniß zu dem Fürsten, über Stoff, Form, Idee und die verschiedenen Erklärungsweisen seiner Dichtung erschöpfend ausspricht[30]). Außerdem von geringerer Bedeutung: an die Neffen des Grafen Alessandro da Romena, Beileid bezeigend wegen des Ablebens von jenem, wahrscheinlich vom Jahre 1305[31]); an den Markgrafen Morvello Malaspina, ohne daß mit Sicherheit zu entscheiden, welcher dieses Namens der hier gemeinte sei, in Begleitung einer Canzone, wahrscheinlich aus der Zeit zwischen 1306—7, wo Dante sich im Casentinischen aufhielt[32]); an Cino da Pistoja, den Dichter und mitverbannten Freund, zur Antwort auf eine an ihn gestellte moral-philosophische Frage[33]); endlich an Guido da Polenta, den Fürsten von Ravenna, aus Venedig datirt vom 30. März 1314, Bericht erstattend von einer dorthin übernommenen Gesandtschaft, mit strengem Tadel gegen den Uebermuth, die Tyrannei und schmähliche Unwissenheit des Senates[34]). Alle diese Briefe sind in einem hohen, bilderreichen, biblisch-prophetischen Stile abgefaßt und zeigen schon darin die unverkennbaren Spuren ihres Ursprunges, stimmen aber auch sonst durchweg mit dem Geiste der Dante'schen Schriften überein. Es wird weiterhin bemerkt werden, daß uns noch manche Briefe fehlen, die den Biographen der früheren Jahrhunderte bekannt waren; hoffentlich sind sie nicht verloren, sondern liegen nur verstaubt in den Archiven Italiens und harren noch ihrer Erlösung.

Nachdem erst die Haß und Rache athmenden Parteistürme, deren Opfer auch Dante wurde, aus deren geschichtlichen Gestalten er aber zugleich einen guten Theil Stoff für sein Epos gewann, Jahrzehnte nach seinem Tode einer ruhigeren Entwicklung gewichen, gelangte die Commedia, die längst im Geiste des Volkes heimisch war, auch zur Anerkennung der Gelehrten und der Fürsten; man fing jetzt an, sie die göttliche zu nennen, ja man erkor sie in demselben Jahrhundert, in welchem die enthusiastische Wiederbelebung des classischen Alterthums begann und dadurch manches dem Geiste des Werkes widerstrebende Interesse angeregt wurde, in den Hauptstädten Italiens zum Gegenstande öffentlicher Vorlesungen für eigens dazu errichtete Lehrstühle; so in Florenz, der Vaterstadt des Dichters, die ihn in die Verbannung geschickt und zum Feuertode verurtheilt, so in Bologna, in Pisa, in Mailand. Diese Vorlesungen wurden in anderer Weise gehalten, als es der leichtere und gefälligere Geschmack der Gegenwart verlangt; sie entwickelten nicht in großen Zügen den Ideeengehalt der welthistorischen Dichtung, sondern sie schlossen sich mit ängstlicher Sorgfalt dem Buchstaben an und gaben vielmehr eine Er-

klärung im Einzelnen, als im Ganzen. Dieser pedantischen Methode verdanken jedoch wir Nachlebenden einen Schatz von Aufklärung über Personen, Zustände, Schriften und unzähliges Andere, was mit Dante's Commedia in Beziehung steht, eine bereitwillig gespendete Weisheit, auch abgesehen von dem Zusammenhange mit dem Werke, die uns größtentheils fehlen würde, wenn jene Vorlesungen nicht in der bezeichneten Weise gehalten worden wären. Und wie sie pedantisch gehalten wurden, so wurden sie auch niedergeschrieben. Ein Theil davon liegt uns gedruckt vor, andere vermodern ungekannt und ungenützt in den Bibliotheken[35]).

Nun ließe sich denken, daß diese Commentatoren der Commedia an den Stellen, wo sie erklärend von den persönlichen Schicksalen des Dichters zu sprechen haben, einen erheblichen Beitrag liefern zu dem Quellen-Materiale der Lebensgeschichte Dante's; ich meine diejenigen, welche noch in das Zeitalter desselben hinaufreichen, also aus erster Quelle zu schöpfen Gelegenheit hatten. Das ist jedoch nicht der Fall, vielmehr berichten sie zwar äußerst umständlich, bis zur Ermüdung, über die philosophisch-theologischen, die mythologischen, auch über die historischen Bestandtheile, insoweit diese letzeren der Vorzeit angehören, halten sich dagegen sehr sparsam in Beziehung auf die Gegenwart des Dichters und sein persönliches Auftreten; in den meisten Fällen schreiben sie nur die scharflakonischen Worte desselben in breite Prosa um oder fügen etwas aus Giovanni Villani's Chronik oder aus der Vita Dante's von Boccaccio bei. So wissen uns z. B. alle diese Commentatoren, obwol einige den Dichter noch persönlich gekannt und seinen Umgang genossen haben, nichts weiter von seinem Verhältniß zu Brunetto Latini zu berichten, als was sie im 15. Gesange des Inferno zu lesen fanden; selbst daß dieser der Lehrer Dante's gewesen, scheinen sie nur daraus zu schöpfen[36]). Doch ich führe sie sämmtlich in wenigen charakterisirenden Bemerkungen vor, um zu zeigen, wie gering die Ausbeute aus ihnen für den Biographen ist. Von Boccaccio's Commentar schweige ich hier noch, weil er späterhin in anderer Verknüpfung vorkommt.

Einer der beiden ältesten der durch den Druck bekannt gewordenen Commentare ist derjenige, welcher dem Pietro Allighieri, einem Sohne des Dichters, zugeschrieben wird[37]). Gerade dieser ist an historischem Material der ärmste von allen, und so findet sich auch von Dante's Person und Schicksalen bei ihm nur die spärlichste Auskunft; eben dies spricht vielleicht für die Aechtheit der angegebenen Autorschaft, da es natürlich scheint, daß der Sohn bei den obwaltenden Verhältnissen über den Vater so wenig als möglich sich ausließ und sich streng an die Sache hielt. — Frei von solchen Rücksichten war der unbekannte Verfasser des anderen der beiden ältesten Commentare, des sogenannten Ottimo Commento[38]). Aus mehreren Stellen darin erfahren wir, daß er mit dem Dichter persönlich bekannt war[39]); die eine davon enthält die interessante Versicherung desselben gegen den Verfasser, daß er niemals in seinen Dichtungen um des Reimes willen etwas Anderes gesagt, als was er habe sagen wollen[40]). In den Erläuterungen zu den vorausverkündigenden Worten, welche Dante im Paradiso aus dem Munde seines Stammvaters Cacciaguida über sein bevorstehendes Exil vernimmt, wird von dem Commentator als die erste Zuflucht des Verbannten, übereinstimmend mit Pietro Allighieri, unter den Fürsten Verona's Bartolomeo della Scala bezeichnet[41]). Es ist dies darum von Bedeutung, weil diese Angabe, im

Wettstreite mit der abweichenden in Boccaccio's Vita, bei den Nachfolgenden allmählich durchdrang und gegenwärtig fast für unzweifelhaft gilt[42]). Uebrigens beruft sich der Verfasser mehrfach auf bereits vorhandene Commentare, z. B. auf den des Cancellieri di Bologna, von dem wir nichts wissen. — Der ergiebigste unter den uns vorliegenden Commentaren des 14. Jahrhunderts, zugleich derjenige, der nach den verschiedenen Richtungen die gleichmäßigste Auskunft ertheilt und zugleich am vernünftigsten Maß hält zwischen buchstäblicher und allegorischer Auffassung, ist der des Benvenuto Rambaldi von Imola[43]). Er nennt Boccaccio seinen verehrten Lehrer, hörte dessen Vorträge in der St. Stephanskirche zu Florenz über die Commedia[44]) und lernte wahrscheinlich als Jüngling von 15 bis 16 Jahren den Dichter kurz vor dessen Tode in Ravenna noch persönlich kennen. In Bologna hielt er dann selbst, im Jahre 1375, unter außerordentlichem Zuspruche Vorlesungen über Dante's Dichtung[45]); aus diesen ging der Commentar hervor, welcher als die Hauptquelle für alle nachfolgenden zu betrachten ist. Die historischen Bestandtheile desselben erachtete Muratori für original genug, um sie vollständig excerpirt dem ersten Bande seiner Antiquitates Italicae einzuverleiben[46]). Darin finden sich denn auch speziell über Dante eingehendere Mittheilungen, als bei den Früheren. Untersuchen wir sie jedoch näher, so gewahren wir beinahe durchgehends als die Quelle derselben Boccaccio's Vita, in der einen Stelle selbst mit Beibehaltung eines offenbaren Fehlers, den die Uebrigen, die sich an Boccaccio hielten, nicht mit aufnahmen[47]). Als ein Zuwachs originaler Nachrichten über Dante mag etwa gelten, daß der Vater des Dichters Rechtsgelehrter[48]), daß Brunetto Latini wirklich Lehrer von Jünglingen war[49]), daß der junge Dante einmal, als ihm unvermuthet Beatrice auf der Treppe entgegenkam, halbtodt niederstürzte und längere Zeit bewußtlos blieb[50]), — wenn dies nicht etwa blos ähnlichen Vorgängen in der Vita nuova nachgebildet ist; — daß der Sänger Casella Dante'sche Lieder in Musik gesetzt habe[51]) und daß Dante mit dem Maler Giotto in Padua zusammengetroffen[52]); auch rechne ich dazu die Beschreibung der Marmorvertiefungen im Baptisterium zu Florenz, die besser ist als im Ottimo Commento, zur Veranschaulichung der von Dante berührten Thatsache, wie er zur Zeit seines Priorates einen dieser Wasserbehälter mit der Axt zerschlug, um einen beim Spiel hineingefallenen Knaben zu retten[53]). — Wo möglich umfangreicher als Benvenuto's Commentar, doch von geringerem Werth, ist der des Francesco da Buti, der seine Vorträge über die Commedia an der Universität in Pisa hielt und die schriftliche Abfassung derselben um 1385 beendete[54]). Er benützte, wie er selbst andeutet, den Commentar des Boccacio[55]) sowie den des Guido del Carmino, von dem wir sonst keine Kunde haben[56]). Im Historischen fehlt es nicht an Versehen[57]). Die kurze Lebensskizze Dante's in der Einleitung berührt nur das allgemein Bekannte; doch verdienen späterhin einige Bemerkungen über das feindselige Verhältniß des Ghibellinenhauptes Farinata zu den guelfischen Voreltern Dante's und wie diese ehrgeizig nach der Signorie gestrebt und dadurch ihren Fall herbeigeführt hätten, Beachtung[58]). — Schon der Mitte des 15. Jahrhunderts gehört Guiniforto delli Bargigi an, dessen Commentar, soweit er uns vorliegt, sich nur über das Inferno erstreckt[59]). Er genoß in Mailand bei Herzog Filippo Maria Visconti, nachdem er einmal wegen seines Freimuthes verbannt worden war, sowie auch bei dessen siegreichem Nachfolger Francesco

Sforza, Gunst und Ansehen, bekleidete an der Universität die Professur der Beredsamkeit und Moralphilosophie, die schon sein gelehrter Vater inne gehabt, und hielt zu gleicher Zeit Vorlesungen über Dante's Commedia. In welchem Geiste dies geschah, und wie wenig Aufklärung wir von ihm über die Zeitverhältnisse zu erwarten haben, bekennt er selbst an der Stelle, wo er die Prophezeiungen des Ciacco erläutern soll, höchst naiv mit den Worten, er sei nicht Willens, die Erinnerung an die alten Parteistreitigkeiten der Florentiner zu erneuern und dadurch dieselben vielleicht wieder zu entflammen, theils weil dergleichen seiner Natur widerstrebe, dann auch, weil sein gnädiger Herr es nicht erlauben werde, der vielmehr wünsche, daß die Republik Florenz in Ruhe und Frieden bleibe[60]). Er erzählt also von alle dem so wenig als möglich und nichts Neues. Auch im Kirchlichen ist er so furchtsam, daß er z. B. die Deutung der gefräßigen Wölfin zu Anfange des Inferno auf die Habgier der Prälaten sehr unanständig findet und nicht weiter darauf eingehen mag[61]). Dagegen hält ihn sein Zartgefühl nicht ab, bezüglich der kindlich verehrenden Worte Dante's an Brunetto Latini die Möglichkeit einer bitter ironischen Auffassung einzuräumen, als ob nämlich der väterliche Lehrer unter dem Scheine des Unterrichtes seinen Schüler zu derselben Scheuslichkeit habe verleiten wollen, um deren Willen er im Inferno schmachtet[62]).

Ich greife noch einmal zurück und überblicke die erwähnten Commentare sammt den noch fehlenden bis in's 16. Jahrhundert hinein, indem ich an einem für die Lebensgeschichte Dante's besonders interessanten Punkte die Unsicherheit dieser Berichterstatter nachweise. Ich meine die historische Existenz der Jugendgeliebten Beatrice, an der Boccaccio keinen Zweifel zuläßt, während die Anderen so verschieden davon urtheilen. Pietro Allighieri, der vermeintliche Sohn des Dichters, gedenkt in seinem Commentare mit keiner Silbe einer Beatrice, die dem Leben angehört habe, bleibt vielmehr consequent bei der allegorischen Deutung: „Beatrix, id est theologia"[63]). Der Verfasser des Ottimo Commento sträubt sich offenbar gegen eine bestimmte Annahme, indem er zu dem Erscheinen der Beatrice im Purgatorio, die Erläuterung gibt, man könne die Stelle geistig, aber auch buchstäblich und körperlich verstehen, insofern der Dichter Canzonen und Sonette an eine unter den Sterblichen weilende Geliebte dieses Namens gerichtet habe und auch Cino da Pistoja derselben erwähne. Er fügt noch bei: hierüber wäre viel zu sagen, was er jedoch der Kürze wegen unterlassen müsse[64]). Man sieht, der Verfasser weiß mehr von der Sache, als er für räthlich hält mitzutheilen, wahrscheinlich weil es ihm nicht sicher genug dünkt. Auch hier finden wir bei Benvenuto Rambaldi die erwogenste Auskunft. Er tritt einen Augenblick aus der Allegorie heraus und stellt sich die Frage: „Wer war Beatrice?" Zur Antwort gibt er die positive Versicherung: „sie war wirklich eine florentinische Jungfrau"[65]), und nun folgt eine kurze Erzählung der jugendlichen Liebesgeschichte nach Dante's Vita nuova, ohne daß diese jedoch erwähnt wird, und die sehr verständige Bemerkung, daß der Dichter diese Gestalt in seinem Werke bald historisch, bald, und zwar öfter, allegorisch als Theologie aufgefaßt haben wolle. In directem Gegensatze dazu verneint Francesco da Buti entschieden die leibliche Existenz der Beatrice. Ihm ist sie durchaus nichts Anderes als die santa Teologia und er findet dies schon in ihrem Namen begründet, der so deutlich das Segenspendende bezeichne[66]). Die Stelle im

Purgatorio (Ges. XXX.), wo die Jugendliebe des Dichters und seine Untreue so stark betont wird, erklärt sich der Verfasser durch die gezwungene, historisch unerweisbare Annahme, daß Dante, von seinem Knabenalter an in die heilige Schrift verliebt, eine Zeitlang dem Orden des h. Franziskus angehört habe, vor Beendigung des Noviziates jedoch wieder ausgetreten und dann weltlichen Dingen nachgegangen sei[67]). Nun möchte Jemand einwenden, fährt er fort, Beatrice sei vielleicht eine Jungfrau von Fleisch und Bein gewesen; hierauf versichert er, das sei nicht der Fall[68]), obwol er nicht leugnen will, daß der Dichter bei Personificirung der Theologie an die mehr als hundert Jahre zuvor lebende Gräfin Beatrix, in deren Tugend er verliebt gewesen sei, gedacht haben könne[69]). Guiniforto delli Bargigi bleibt ebenfalls bei der allegorischen Auffassung stehen, ohne sich auf die Streitfrage im Mindesten einzulassen[70]). Ferner Christoforo Landino zu Ende des 15. Jahrhunderts, dessen Commentar im Wesentlichen auf dem des Benvenuto Rambaldi fußt und der so auch diesem in der Annahme einer lebenden und dann verewigten Beatrice folgt. Zum Beweise beruft er sich auf die seinem Werke vorausgehende Vita, sowie auf verschiedene Stellen der Dichtung, aus welchen hervorgehe, daß die keusche Liebe zu dieser Jungfrau dem Dichter zur Veranlassung wurde, die Geschichte in die poetische Anschauung aufzunehmen und jene als das beschauliche Leben im christlichen Sinne hinzustellen; der Name Beatrix selbst unterstützte diese Auffassung, da wol nichts reicher an Glückseligkeit sei, als die Erkenntniß Gottes und der himmlischen Dinge. Ganz dieselbe Haltung zeigt Alessandro Vellutello im 16. Jahrhundert, indem auch er die wirkliche Existenz Beatricens als die Veranlassung der allegorischen gelten läßt[71]). Bernardino Daniello endlich, oder wie er sonst geheißen haben mag, der demselben Jahrhundert angehört, thut wieder ganz so, als ob er von der lebenden Beatrice nichts wissen wolle; ihm ist sie die vollendende Gnade und die Theologie, obwol er demungeachtet, dem Dante'schen Texte folgend, von ihrem Uebergange aus diesem kurzen und sterblichen Dasein in das unsterbliche und ewige spricht[72]). Solchen Schwankungen unterlag die Ansicht über diesen einen Punkt aus der Lebensgeschichte des Dichters im Laufe von zwei Jahrhunderten. Und auch die Biographen dieses Zeitraumes blieben zum Theil nicht frei davon, wie sich weiterhin zeigen wird.

II.

Ich wende mich nun zur Hauptquelle, die freilich bei Weitem nicht allein genügt, ohne welche jedoch eine Biographie kaum möglich wäre, ich meine die Vita von Giovanni Boccaccio, dem berühmten Wiederhersteller der altclassischen Litteratur und Verfasser des Decamerone. Derselben Heimath entsprossen wie Dante und mit seinen Knabenjahren noch in das Leben desselben hineinreichend[73]), war er wol in der Lage, authentische Nachrichten über ihn zu sammeln. Gemeinsames Interesse für die Feststellung, Befruchtung und Ausbildung der eben erst durch Dante zur Schriftsprache erhobenen Volksmundart mußte ihn außerdem stets auf diesen zurückführen und legte ihm die Verpflichtung nahe, seiner vor der Welt zu gedenken. Ein Beweis dafür, wie ernstlich er sich mit ihm und seinen Werken beschäftigte, so wenig auch die eigene weltliche Richtung dem Geiste derselben entsprach, ist der von ihm hinterlassene Commentar zu den ersten sechzehn Gesängen des Inferno[74]).

Dieser ist eine Frucht der öffentlichen Vorträge, die Boccaccio seit dem Jahre 1373 in Florenz, von der Stadt eigens dazu berufen, über Dante's Commedia hielt, und liefert in manchen Stücken wünschenswerthe Ergänzungen zu der Vita, die etwa zwanzig Jahre zuvor geschrieben sein mag[75]). Spätere Biographen haben dem Verfasser den Vorwurf gemacht, er habe Dante's Lebensgeschichte im novellistischen Stile des Decamerone abgefaßt, habe sie mit den Liebesseufzern der Fiammetta angefüllt und über den Schwärmereien des Jünglings die Thaten des Mannes vergessen[76]). Zum Theil ist dieser Vorwurf begründet; denn die Darstellung der politischen Wirksamkeit Dante's ist sehr ungenügend, an die Stelle von Thatsachen treten öfter weitschweifige, von der Sache abirrende Betrachtungen, die den Gegenstand in falschem Lichte zeigen, ja auf Traumgesichte und Anekdoten wird ein Werth gelegt, der dem Novellisten mehr Ehre macht als dem Historiker. Bei alledem aber bleibt ein fester Kern von Thatsachen zurück, der die Vita des Boccaccio als Fundament aller nachfolgenden Biographieen erscheinen läßt, und man darf überzeugt sein, der anmuthige Fabler hat hier überall die geschichtliche Wahrheit sagen wollen. Ein Uebelstand sind die Mängel der vielen Handschriften, deren Abweichungen so weit gehen, daß die beiden sich am weitesten von einander entfernenden Editionen kaum noch denselben Verfasser erkennen lassen. Die eine davon charakterisirt sich zunächst als eine verkürzte, indem der überflüssige Redeschwall zum Theil beseitigt ist, dann aber auch als eine in manchen Lesarten berichtigte und erweiterte. Ich zweifle nicht, daß diese aus der späteren Redaction eines Anderen hervorgegangen ist, und halte die erstere, trotz offenbaren Vernachlässigungen, die nicht von dem Verfasser selbst herrühren können, für übereinstimmender mit der Urschrift, als die andere[77]).

Ich lasse nun auf sich beruhen, was Boccaccio zur Einleitung und weiterhin über die Undankbarkeit der Florentiner, über die Hindernisse des Studiums, besonders die Nachtheile des Heirathens für den Gelehrten, über die verderblichen Folgen des politischen Ehrgeizes und den Unbestand der Volksgunst, Alles mit Bezug auf Dante, auch was er im Allgemeinen über den Ursprung und das Wesen der Poesie und dann zur Auslegung des mütterlichen Traumbildes unmittelbar vor der Geburt des Dichters, theils mit rednerischer Fülle, theils in geschwätziger Breite vorträgt, und ich hebe in kurzen Zügen den Bestand des Thatsächlichen hervor, der aus der Vita beider Editionen und aus dem Commento desselben Verfassers zur divina Commedia zu gewinnen ist.

Die Biographie beginnt, wie fast alle nachfolgenden, mit weit zurückgehenden sagenhaften Familien-Nachrichten, welche den Ursprung Dante's bis auf ein altrömisches Geschlecht zurückleiten und mit der Wiedererbauung von Florenz durch Karl den Großen, nachdem es von Attila zerstört worden, in Verbindung bringen; erst mit Cacciaguida betritt sie den sicheren, von dem Dichter selbst durch den einen Abschnitt des Paradiso[78]) geebneten Boden. Aus der Vita erfahren wir nur das Geburtsjahr, nämlich 1265[79]); den Geburtsmonat Mai läßt uns der Verfasser aus einer Aeußerung Dante's erkennen, die er im Commento mittheilt[80]). Dann folgen die Anzeichen frühen Genies, der Ernst des Knaben, die vorwaltende Neigung zur Poesie, das Studium der lateinischen Dichter, der Geschichte und Philosophie, sowie später der Theologie, Alles eigentlich nur zum Behufe der Dichtkunst, und die Studienreisen nach Bologna und Paris, wo der schon Gereifte durch seine

Disputir-Kunst das Staunen der Gelehrten erregte[81]). Die Erzählung greift hier, wie in anderen Punkten, um Verwandtes zusammenzustellen, in der Zeit vor, wie sie überhaupt chronologische Bestimmtheit vermissen läßt. Von Brunetto Latini sagt die Vita Nichts; im Commento dagegen wird seiner und seiner Schriften an betreffender Stelle gedacht, auch die Anekdote von seinem übertriebenen Notars-Ehrgefühl beigefügt, jedoch über das Verhältniß Dante's zu ihm als Lehrer durchaus nichts Weiteres gesagt, als was die Verse der Commedia enthalten[82]). Einen Hauptabschnitt bildet dann die thränenreiche Liebesgeschichte Dante's und Beatricens; der Verfasser beruft sich gelegentlich auf die Vita nuova des Dichters, doch gehen seine Mittheilungen über diese hinaus[83]) und lassen, zusammengehalten mit den Ergänzungen im Commento[84]), keinen Zweifel an der geschichtlichen Wirklichkeit dieses Verhältnisses zu. Daran schließt sich die Ehe, die nach dem Rathe der Angehörigen eine Heilung für das leidende Gemüth sein sollte, aber unglücklich ausschlug und mit Trennung endigte[85]). Die kürzere Edition fügt zuvor noch eine Bemerkung über anderweitige Liebesverhältnisse des Dichters ein; indeß scheint ihr Inhalt nur den unbestimmten eigenen Andeutungen desselben in der Commedia und in den Canzonen entnommen zu sein und so wenig Glaubwürdigkeit zu haben, als die flüchtige Notiz im Ottimo Commento[86]).

Der nun folgende Abschnitt über die politische Wirksamkeit Dante's und seinen Sturz durch die Verbannung aus der Vaterstadt ist so allgemein gehalten, daß wir hier, wo wir es erwarten dürften, noch nichts Genaueres über die verschiedenen Parteien im Staat, über den Antheil des päpstlichen Hofes und Carl's von Valois an ihrem Treiben, nicht ein Wort über das Prioren-Amt unseres Dichters, aus welchem für ihn alles Unheil erwuchs, überhaupt keine bestimmt begränzten Thatsachen erfahren; Einiges davon wird erst später gelegentlich und wenig speziell vorgeführt. Um so beredter ergeht sich der Tadel des Biographen gegen den politischen Ehrgeiz Dante's, gegen seinen unbesieglichen Hang, sich im Staatswesen geltend zu machen, während unbefangene Betrachtung in dem Verhalten desselben nichts Anderes, als eine heiße, thatkräftige Vaterlandsliebe zu erkennen vermag[87]). Aber es ist die Schwäche Boccaccio's, unedle Beweggründe vorauszusetzen. Nicht genug, daß er die späteren politischen Schritte Dante's im Exil aus dem kleinlich-eigennützigen Bestreben nach Heimkehr in die Vaterstadt herleitet, sieht er weiterhin in der Sucht nach Ruhm sogar die Triebfeder seiner dichterischen Arbeiten. So reicht die Würdigung des Charakters nirgend bis zur wahren Höhe desselben hinan.

Die Geschichte des Exils und des wechselnden Aufenthaltes bei verschiedenen Fürsten und Herren Oberitaliens gibt wichtige Fingerzeige, bedarf jedoch aus anderen Quellen noch der genaueren Bestimmung, auch selbst der Berichtigung. So ist es z. B. ein Irrthum, daß Dante's erster Gastgeber Alberto della Scala war; denn die feststehende Thatsache von dem schon 1301 erfolgten Tode desselben läßt sich nicht mit den Zeitangaben der beginnenden Wanderung des Dichters vereinigen, und es ist mit anderen Berichterstattern für Alberto als wahrscheinlicher dessen Nachfolger Bartolomeo anzunehmen. Hierauf folgen zeitweilige Aufenthalte (quando-quando) im Casentino, in Lunigiana, bei Urbino, in Bologna, in Padua, abermals in Verona, dann in Paris[88]). Die Betheiligung Dante's an dem Römerzuge Heinrich's

von Luxemburg, von welchem er Rettung und Heil für Italien erwartete, wird, wie sich erkennen läßt, auf Grund des oben erwähnten Sendschreibens an den Kaiser kurz erzählt[89]; daß der Verfasser an dieses Ereigniß die sofortige Rückkehr des Dichters aus Paris knüpft, stimmt mit den übrigen inneren und äußeren Umständen am besten überein und gibt seinem Aufenthalt in Frankreich, über dessen Zeit wir sonst keine sichere Kunde haben, die geeignetste chronologische Stelle[90]). Von dem Verweilen bei Cane della Scala in Verona nach dem Tode des Kaisers erwähnt Boccaccio nichts, obwol er später von dem vertrauensvollen Verhältnisse zu demselben ein Beispiel anführt; man muß sich diese Thatsache in der vorangehenden flüchtigen Versicherung einer wiederholten Rückkehr an den Ort enthalten denken[91]). Umständlicher ist der Bericht von den letzten Lebensjahren, dem Aufenthalt in Ravenna bei Guido Novello da Polenta und dem Tode und der Bestattung des Dichters im Jahre 1321[92]). Das Alter desselben gibt das Commento genauer als die Vita auf volle sechs und funfzig Jahre an; als Datum des Todes nennen beide übereinstimmend den 14. September, den Tag der Kreuzeserhöhung Christi[93]). In dem Texte der lateinischen Grabschrift, welche der Fürst dem Dichter setzen ließ, weichen die verschiedenen Editionen der Vita merklich von einander ab, indem die einen die sieben Distichen des Giovanni del Virgilio aus Bologna richtig folgen lassen, die anderen dagegen nur 13 Hexameter, wovon die letzten sechs gereimt sind und deren Inhalt ein ganz anderer; übrigens beginnen beide mit demselben Hexameter:

„Theologus Dantes nullius dogmatis expers"[94].)

Jene Distichen bildeten, wie Manetti im 15. Jahrhundert berichtet, das ursprüngliche Epitaphium und wurden später bei einer Renovation des Monumentes durch die sechs gereimten Hexameter ersetzt, die noch heut an der Vorderseite desselben zu lesen sind[95]).

Hierauf folgt die reichhaltige Schilderung der Persönlichkeit[96]) und der hervorstechenden Charakter-Eigenschaften des Dichters, und erscheint darin auch Manches übertrieben, so tritt Einem doch in kräftig markirten Zügen das männlich schöne, strenge und erhabene Bild des Unvergleichlichen, vollkommen harmonirend mit dem Geiste der göttlichen Komödie, daraus entgegen. Hier finden wir das Geschichtchen von den Frauen in Verona, wie sie sich über das an die Unterwelt gemahnende Aussehen des Sängers der Hölle unterhalten; hier das andere als Beweis seines Eifers im Studiren, wie er einst in Siena über dem Lesen einer Schrift nicht das Mindeste von einem lärmenden Festspiel in seiner unmittelbaren Nähe gewahr wird; hier ebenso den fehlgeschlagenen Versuch der Freunde in Florenz, dem verbannten Dichter die Heimkehr möglich zu machen, doch mit etwas veränderten Umständen, als der oben erwähnte, von gerechtem Stolz dictirte Brief desselben erkennen läßt[97]); hier auch die selbstbewußte Aeußerung Dante's vor seiner Gesandtschaftsreise nach Rom: „Wenn ich gehe, wer bleibt zurück, und wenn ich zurückbleibe, wer soll gehen?"[98]) Diese Aeußerung ist es, welche dem Verfasser endlich Veranlassung gibt, einige Auskunft über die politischen Verhältnisse in Florenz, über die Parteien und über Dante's Wirksamkeit im Priorat und über seine Wendung vom Guelfen- zum Ghibellinenthum zu ertheilen[99]). Einiges Nähere über den Ursprung der Parteiung aus Pistoja, über den Charakter der Bianchi und Neri und ihre Häupter, sowie über den Ausbruch der Feindseligkeiten am 1. Mai des Jahres 1300, fügt noch das

Commento an betreffender Stelle hinzu[100]). Wenn die Vita den ghibellinischen Eifer des Verbannten als so leidenschaftlich darstellt, daß er nach Frauen und Kindern mit Steinen geworfen, sobald er sie übel von seiner Partei sprechen hörte, so wird das kein Verständiger glauben und das Erröthen Boccaccio's bei dieser Mittheilung mag für verschwendet erachtet werden; denn wir kennen die Haltung Dante's beiden Genossenschaften gegenüber aus seinen eigenen Bekenntnissen zu genau, als daß wir ihn so niedriger Uebereilungen fähig halten sollten. Ist an dem Vorfall etwas Wahres, so hat sich derselbe gewiß merklich anders zugetragen. Aehnlich verhält es sich wol meistens mit solchen Anekdoten[101]); sie beruhen auf einem Minimum des Wahren und sind erst durch geschwätziges Weitererzählen zu dem geworden, was sie vorstellen möchten.

Der letzte größere Abschnitt behandelt die Schriften Dante's. Von dem Jugendwerke, der Vita nuova, wird versichert, daß der Dichter sich später desselben geschämt habe, was durch seine eigenen Worte im Convito widerlegt wird[102]). Schon daraus und aus dem Wenigen, was Boccaccio weiterhin von dem Convito sagt, scheint hervorzugehen, daß er diese Schrift nur ungenau gekannt haben kann[103]). Nicht ohne geschichtliches Interesse sind die Bemerkungen von der langen Verborgenheit und dem plötzlichen Wiederauftauchen des Buches de Monarchia zur Zeit Ludwig's des Baiern und des von ihm eingesetzten Afterpapstes, die sich desselben als Stütze ihrer Autorität bedienten, weshalb es nachher von dem Legaten Johann's XXII. zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde[104]). Dann spricht Boccaccio von vielen lateinisch geschriebenen Briefen, die noch vorhanden seien, ohne einen und den anderen zu bezeichnen; es wird erwähnt werden, wie spätere Biographen ihr Augenmerk darauf richteten, diese Briefe benützten und verschiedene davon besonders hervorhoben.

Von der Commedia handelt Boccaccio viel vollständiger, geht auch auf den Geist und die Grundideeen derselben ein; man sieht, wie sehr dieses Werk ihm am Herzen lag und wie hoch er seine Bedeutung schätzte. Die Abfassung im volksthümlichen Reime vertheidigt er, gegen die pedantischen Verehrer des lateinischen Hexameters, mit dem unumwundenen Bekenntnisse, die neue einheimische Versart sei von Dante mit einer Kunst und Harmonie gehandhabt worden, daß Niemand etwas dagegen einzuwenden vermöge[105]). Es gewährt einen seltsamen Einblick in die Bildungssphäre der damaligen vornehmen Welt, wenn uns der Verfasser unter den Beweggründen, die den Dichter für die Wahl der volksthümlichen Sprach- und Versform entschieden, auch diesen angibt, daß die lateinische Sprache und Dichtung völlig in Vergessenheit gekommen sei und er habe befürchten müssen, lateinisch dichtend ungelesen zu bleiben. Indeß werden doch drittehalb oder drei lateinische Hexameter angeführt[106]), als Anfang eines ersten Entwurfes, den dann der Dichter aufgegeben, als er sich von der Erfolglosigkeit des Unternehmens überzeugt und es für thöricht erkannt hatte, „Brotkrusten dem Munde solcher anzubieten, die noch Milch saugen"[107]). Die Frage nun, wie weit Dante diesen ursprünglichen lateinischen Entwurf, dessen erste Verse allerdings nicht das Mindeste mit dem Anfange der uns vorliegenden Commedia gemein haben, fortgeführt und zu welcher Zeit er an die Umarbeitung gegangen, hängt mit einer anderen von Boccaccio überlieferten Thatsache zusammen. Er erzählt nämlich, der Dichter habe die ersten sieben Gesänge des Inferno

bei seiner Verbannung aus Florenz mit anderen Papieren und Sachen zurückgelassen; in Kisten verpackt sei Alles zusammen an einem sicheren Orte verwahrt geblieben, bis nach längerer Zeit — das Commento sagt: nach mehr als fünf Jahren — die gelegentliche Durchsicht der Papiere zur Entdeckung der Handschrift führte und diese von einem kundigen Litteraten, dem damals rühmlichst bekannten Dichter Dino di Messer Lambertuccio Frescobaldi, an den Fürsten Morovello Malaspina in Lunigiana, bei welchem sich damals der Dichter aufhielt, mit der dringenden Mahnung, die Fortsetzung des Werkes zu veranlassen, geschickt wurde; Dante habe das für eine göttliche Fügung erachtet und den längst aufgegebenen Faden der Dichtung wieder angesponnen. Diese Unterbrechung, fügt Boccaccio hinzu, könne auch Jeder an den Anfangsworten des 8. Gesanges „Io dico seguitando" wahrnehmen. Im Commento kommt der Verfasser noch vollständiger auf den Vorfall zurück, mit Erwähnung einer Menge interessanter Nebenumstände, die unsere Kenntniß von den Familienverhältnissen des Dichters bereichern und um so glaubwürdiger erscheinen, als Boccaccio ganz aufrichtig gewisse Zweifel äußert[108]). Er hörte die Geschichte von Zweien erzählen, im Kerne übereinstimmend, nur mit der Modification, daß jeder von beiden, der Eine war Andrea, der Neffe Dante's, der Andere Ser Dino Perini (Perlini), ein Freund des Hauses, die Auffindung der Handschrift für sich in Anspruch nahm. Boccaccio weiß nicht, wem er glauben soll; aber es steigen ihm auch abgesehen davon Zweifel an der Wahrheit der ganzen Geschichte auf. Er findet nämlich in den Vorausverkündigungen des Ciacco im 6. Gesange des Inferno den Beweis, daß der Dichter schon diesen Gesang nicht mehr vor seiner Verbannung habe schreiben können, da er doch kein Prophet gewesen sei; auch in den noch folgenden Bemerkungen geht er kritisirend zu Werke und zeigt hier überhaupt eine reifere und vorsichtigere Haltung, als zwanzig Jahre früher bei Abfassung der Vita. Die Geschichte aber gibt er trotzdem nicht auf, sondern überläßt es dem Leser, was er glauben wolle. Prüfen wir nun selbst, so ist allernächst der Einwand gegen Boccaccio's Zweifel zu erheben, daß ja der Dichter, eben bei der Wiederaufnahme des Werkes, gewisse Aenderungen auch in den ersten sieben Gesängen getroffen haben könne und wahrscheinlich habe treffen müssen, um seine Stimmung nach so einschneidenden Erfahrungen, wie er sie inzwischen gemacht, mit dem Anfange der Dichtung in Einklang zu bringen. Was die Prophezeiung des Ciacco betrifft, so bedurfte es nachträglich in der That nur der Aenderung einer einzigen Terzine[109]), um sie dem Gange des alten Textes einzufügen. Auch Boccaccio läßt sich das nicht entgehen, aber er findet eine andere Schwierigkeit in dem Vorhandensein von Abschriften der ersten sieben Gesänge, die man vor Zusendung des Heftes an den Dichter genommen und verbreitet. Indeß weiß er davon nur durch Hörensagen und er selbst hat keine gesehen, auch nicht erfahren, wie sie sich zu dem neuen Texte verhalten. Es bleibt also der Einwand gegen Boccaccio's Zweifel bestehen. Auch einer der ältesten Commentatoren, Francesco da Buti, obwol er selbst nichts von dieser Unterbrechung und Wiederaufnahme erwähnt, unterstützt doch die Wahrscheinlichkeit von nachträglichen Aenderungen durch die gelegentliche Bemerkung, der Dichter habe im Laufe der Zeit zugefügt und gestrichen, je nachdem bis zum Abschlusse des Werkes die Dinge sich zutrugen[110]). Nun bleibt noch die Frage, ob etwa jene ursprüngliche lateinische Abfassung, deren erste Verse so wenig mit dem bekann-

ten Anfange der Commedia übereinstimmen, sich gerade auf die in Rede stehenden sieben Gesänge erstreckt habe und demnach die Wiederaufnahme der Dichtung mit dem Entschlusse, dieselbe in der Volkssprache durchzuführen, zusammenfalle. Dieser Vermuthung stünde vielleicht nichts weiter entgegen, als das „Io dico seguitando" zu Anfang des 8. Gesanges, das ja Boccaccio als das Merkmal der Zusammenschweißung beider Theile angibt und das wol auf eine italienische Abfassung der sieben Gesänge hindeuten soll; aber erstlich ist das Merkmal überhaupt kein entscheidendes, und dann können die drei Worte ebensogut auf den Inhalt, als auf den Verbaltext bezogen werden. Demungeachtet bleibt es bei der bloßen Vermuthung, so lange nicht positive Gründe dafür sprechen. Merkwürdig, daß die von Viviani aufgefundenen Bruchstücke einer lateinischen Bearbeitung in Hexametern[111]) sich gerade nur bis in den siebenten Gesang hinein erstrecken; es war natürlich, daß man auf den Gedanken kam, die Urschrift oder eine Copie erlangt zu haben; doch läßt die ängstlich wortgetreue Uebereinstimmung mit dem italienischen Texte — auch die Prophezeiung des Ciacco im 6. Gesange ist genau wiedergegeben — keinen Zweifel daran, daß wir nichts Anderes, als einen der von Alters her wiederholt auftauchenden Uebersetzungsversuche vor uns haben[112]).

Noch problematischer erscheint, was Boccaccio von der Widmung des Inferno an den damaligen Gebieter von Pisa (allora — signore di Pisa), Uguccione della Faggiuola, bei welchem Dante ebenfalls Gastfreundschaft genoß, des Purgatorio an Marchese Morvello Malaspina, des Paradiso an König Friedrich III. von Sicilien berichtet. Er selbst fügt hinzu, es seien auch welche, die meinen, der Dichter habe vielmehr das Ganze dem Fürsten von Verona, Cane della Scala, gewidmet; welches von beiden das Richtige sei, wagt er nicht zu entscheiden[113]). Was jene drei Widmungen betrifft, so haben die ersten beiden an und für sich nichts Unwahrscheinliches[114]); die dritte dagegen an König Friedrich von Sicilien muß man für unmöglich erklären, wenn man die harten Urtheile Dante's über diesen Fürsten im Convito, in dem Buche von der Volkssprache und im zweiten und dritten Theile der Commedia, Schriften, die nach ihrer Abfassung eine Reihe von Jahren auseinander liegen, in Erwägung zieht, und wie darnach wol kein geeigneter Zeitpunkt für eine solche Huldigung zu ersehen ist[115]). Wenn Boccaccio in einer Stelle seiner Genealogia Deorum von einem engen Freundschaftsverhältnisse zwischen dem Könige und unserem Dichter spricht[116]), von dem sonst Niemand etwas weiß, so glaube ich, gründet sich das auf nichts Anderes, als eben wieder auf diese problematische Widmung. Hätte er damals, als er die Vita schrieb, schon Kenntniß gehabt von dem Briefe Dante's an Can Grande, dessen ich im ersten Abschnitt gedachte, worin der Dichter dem Fürsten den dritten Theil seines Werkes, das Paradiso, mit bestimmten Worten zueignet, so hätte er sich gewiß besser vorgesehen. Später kannte er den Brief, wie die mehrfachen Excerpte daraus auf den ersten Seiten des Commento beweisen. Nun scheint es, als ob wir aus einem Actenstücke, das im vorigen Jahrhundert in der Laurenziana zu Florenz entdeckt worden, volle Aufklärung über die von Boccaccio benützte Quelle gewännen. Es ist der Brief des Frate Ilario, Priors des Klosters Santa Croce del Corvo in Lunigiana, an Uguccione della Faggiuola[117]). Der geistliche Herr schreibt dem Fürsten[118]) von Dante's überraschender Ankunft vor dem Kloster, da

er auf der Reise nach dem Auslande[119]) begriffen war. Auf die wiederholte Frage des Priors, was er suche, habe er zuletzt geantwortet: pacem! Da habe ihn Ilario bei Seite genommen und im Gespräche den großen Dichter erkannt. Hierauf überreichte ihm dieser einen Theil seines Werkes mit dem Auftrage, denselben, wenn er Lust habe, mit Anmerkungen zu versehen und so an Uguccione zu übersenden; denn es sei sein Wille, die drei Theile der Commedia den drei trefflichsten Fürsten von Italien, eben jenen oben genannten, zu widmen[120]). Und als der Prior beim Einblick in das Buch sein Erstaunen nicht bergen konnte, statt lateinischer Hexameter Verse in der Volksmundart zu finden, da sprach sich der Dichter über die Wahl des Idioms ganz mit denselben Worten aus, die Boccaccio in der Vita mittheilt, fast bis auf das drastische Bild von den Brotkrusten und dem Milchsaugen[121]); auch führte er die drittehalb Hexameter an als Probe der anfänglichen lateinischen Abfassung. Die innige Verwandtschaft dieses Briefes mit den bezüglichen Stellen der Vita ist augenfällig, und wem drängte sich nicht alsbald die Ansicht auf, daß der Verfasser der letzteren aus jenem geschöpft habe! Indeß sind wir dadurch um nichts gebessert; denn die Unwahrscheinlichkeit einer Widmung an König Friedrich von Sicilien bleibt so wie so bestehen, und abgesehen davon, da die Durchreise des Dichters nicht wol später als zu Ende des Jahres 1308 getroffen haben kann, müßte darnach nicht die Absicht einer Widmung, wenn nicht des Purgatorio, so doch des Paradiso, ein wenig allzu lange vorausbeschlossen erscheinen? Dann sollte mich's doch wundern, daß Boccaccio, der mit Vorliebe auf anekdotenhafte Charakterzüge ausging, sich hätte die köstliche Scene von dem an den Pforten des Klosters Frieden suchenden Dante[122]) entgehen lassen, wenn ihm der Brief des Bruders Ilario zur Einsicht vorlag. Und so trete ich denen bei, die an die Aechtheit dieses Briefes nicht glauben können und der Meinung sind, derselbe sei vielmehr auf geschickte Weise aus den Worten der Vita zusammengeschmiedet, wie ähnlicher Fälle bereits zahlreiche nachgewiesen sind.

Bevor ich von Boccaccio scheide, muß ich noch eines anderen die Geschichte der Commedia betreffenden Vorfalles gedenken, der ein Gegenstück zur Auffindung der sieben Gesänge bildet. Er erzählt nämlich[123]), der Dichter sei vor Veröffentlichung der letzten dreizehn Gesänge des Paradiso aus dem Leben geschieden, ohne das Vorhandensein derselben gegen irgend Jemanden erwähnt zu haben. Auch Can Grande, dem er von Zeit zu Zeit die fertig gewordenen Gesänge, bevor er sie Anderen zu lesen gab, zuzuschicken pflegte, hatte den Schluß noch nicht erhalten. Alles Nachsuchen war vergeblich; schon entschlossen sich die Söhne Dante's, Jacopo und Pietro, die sich auch mit Dichten abgaben, auf Andringen der Freunde, nach bestem Vermögen einen Schluß auszuarbeiten, als Jacopo im Traume von dem Vater zurechtgewiesen wurde und beim Erwachen die Handschrift in ihrem Verstecke auffand. Abgesehen von dem Traumbilde, das dem willigen Glauben überlassen bleiben mag, ist gegen die Thatsache selbst nichts einzuwenden. Auch die unzweifelhafte Widmung des Paradiso an Can Grande spricht nicht dagegen, da der Dichter dieselbe sehr wohl mit den ersten Gesängen dem Fürsten zuschicken und dann periodenweise, wie Boccaccio angibt, damit fortfahren konnte; die in jenem Widmungsschreiben mitenthaltene Wort- und Sinnerklärung bezieht sich auch wirklich nur auf den Anfang des Paradiso und die Fortsetzung wird versprochen. — Soviel von dem frühesten und wichtig-

sten Biographen Dante's. Nachdem ich die äußere und innere Beschaffenheit, die Zuverlässigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Nachrichten dargestellt und geprüft, gehe ich nun zu seinen Nachfolgern über und versuche zu zeigen, wie sie aus ihm schöpften, ihn berichtigten oder zu berichtigen vermeinten und ergänzten.

III.

Noch vor Boccaccio schrieb der berühmte florentinische Chronist Giovanni Villani[124]) bei Gelegenheit, wo er in seiner Chronik[125]) den Tod des Dichters zu berichten hat, einen kurzen, doch beachtenswerthen Abschnitt über das Leben und die Schriften desselben[126]). Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auf der Gränzscheide beider Jahrhunderte, im Jahre 1300, in welches Dante seine über- und unterirdische Vision verlegt, auch Villani während seiner Anwesenheit beim Jubiläum in Rom, angeregt durch die großen Erinnerungen der Vergangenheit, den Entschluß faßte, die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben[127]). Und es ist bei den eng zusammengedrängten Verhältnissen eines Gemeinwesens, wie Florenz, wol nicht zu bezweifeln, obwol wir kein bestimmtes Zeugniß dafür haben, daß beide hervorragende Männer in persönliche Berührung mit einander gekommen sind, daß also Villani über den Dichter genügend unterrichtet sein konnte. Um so mehr fällt gleich zu Anfang des betreffenden Capitels die Angabe des Juli als des Monats, in welchem Dante gestorben sei, auf; sie beruht unzweifelhaft auf einem Irrthume, da die übereinstimmenden Aussagen aller übrigen Berichterstatter, insbesondere auch die der Grabschriften, für den 14. September entscheiden. In diesem Falle verräth schon die fehlende Tagesangabe den Mangel an sicherer Kunde[128]). Bezüglich der Ansässigkeit des Dichters in Florenz erfahren wir von Villani, daß derselbe am Thore San Piero gewohnt und sein Nachbar gewesen sei. Bologna und Paris werden, wie von Boccaccio, als Studienaufenthalte genannt, doch hinzugefügt, er sei auch noch in andere Länder mehr gekommen[129]). Dürfen wir dieser Angabe, so allgemein sie ist, irgend trauen, so würde der von Einigen erwähnte Aufenthalt in England um etwas wahrscheinlicher. In Betreff der Schriften des Dichters finden wir den Chronisten genau unterrichtet, über das Convito, obwol er diese Titelbezeichnung nicht angibt, unterrichteter als Boccaccio. Bei aller Anerkennung des hohen Werthes und der schriftstellerischen Bedeutung Dante's kann er doch schließlich nicht verschweigen, daß dieser wegen seines Wissens ein wenig anmaßend, eigenwillig und stolz gewesen sei und sich mit Laien nicht gut zu befassen gewußt habe[130]), ein Urtheil, das im Allgemeinen mit der Charakterschilderung bei Boccaccio übereinkommt. Uebrigens scheint dieser das Capitel in Villani's Chronik entweder nicht gekannt oder nicht berücksichtigt zu haben.

Der Neffe des Vorigen, Filippo Villani, der Fortsetzer der florentinischen Chronik des Oheims und des Vaters Matteo, wurde, wie zuvor Boccaccio, von der Regierung von Florenz in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts mit der öffentlichen Erklärung der Commedia beauftragt. Die Abfassung des daraus erwachsenden Commentars führte ihn dazu, das Leben des Dichters zu schreiben, und dies wurde für ihn die Veranlassung zu einer ganzen Sammlung von Biographieen vaterländischer Berühmtheiten auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur[131]). Man fand diese Sammlung zuerst

nur lückenhaft, nämlich ohne die Lebensbeschreibungen Dante's und Petrarca's, in italienischer Uebersetzung vor und veröffentlichte sie in dieser Gestalt im Jahre 1747[132]). Nachher kamen auch die beiden fehlenden Stücke zum Vorschein, und zwar in der ursprünglichen lateinischen Abfassung als inhärirende Theile des Werkes „Philippi Villani Solitarii de origine civitatis Florentiae et de ejusdem famosis civibus". Davon wurden im Jahre 1826 nur die drei Biographieen Dante's, Petrarca's und Boccaccio's durch den Druck bekannt[133]). Was die erstere betrifft, so gründet sie sich im Thatsächlichen fast durchgehends auf die Vita von Boccaccio; doch unterscheidet sie sich von dieser durch eine strengere Zusammenfassung des Materials, durch eine eigene, ernst gehaltene Betrachtungsart und demgemäß auch durch eine würdigere Charakteristik. Worin Boccaccio den Beweis von Ehrgeiz und Parteileidenschaft sieht, das faßt Villani als den gerechten Eifer für den Ruhm und die Hebung des Vaterlandes auf[134]), und nachdem er die Vertreibung Dante's berichtet, fügt er bei, daß denselben nicht der Verlust des Eigenthums und der Würden, nicht das Elend des Exils zu beugen vermochten, wohl aber die Zerrüttung des heimischen Gemeinwesens mit tiefer Trauer erfüllte; während Jener die spätere Handlungsweise des Dichters lediglich von dem Streben nach Heimkehr in's Vaterland herleitet, versichert dieser vielmehr, sein edler Geist habe auch von der Fremde aus unablässig für die Reform des florentinischen Staates zu wirken gesucht. Das Alles ist Sache der Auffassung und Villani konnte es aus dem von seinem Vorgänger überlieferten Stoffe schöpfen; aber er hat diesen selbst auch durch manche Einzelnheiten bereichert, die Beachtung verdienen, da wir in seiner Darstellungsweise den besonnenen Betrachter erkennen und ihm von Vater und Oheim her ursprüngliche Quellen zu Gebote stehen mochten.

Es erscheint der Natur Dante's ganz gemäß, was der Biograph erzählt, daß er als Knabe von ungewöhnlichem Ernste sich gegen die Zärtlichkeiten der Mutter gesträubt habe, ebenso daß er später für seine Person eine verfeinerte Lebensweise geringschätzte und sich mit gröberen Nahrungsmitteln begnügte, wobei indeß weniger klar wird, worauf der Erzähler anspielt, wenn er damit im Zusammenhange bemerkt, Dante habe trotzdem eine verfeinerte Lebensweise zu preisen gewußt[135]). Die stolze Unbeugsamkeit gibt auch Villani an ihm zu, und indem er die bekannte Aeußerung vor seiner Gesandtschaftsreise nach Rom getreu nach Boccaccio aufnimmt, sucht er doch, was dieser nur andeutet, bestimmt nachzuweisen, wie nicht blos im Allgemeinen von der politischen Stellung Dante's, sondern zunächst gerade von dieser die Mitbürger verletzenden Aeußerung sein Sturz veranlaßt worden sei, — freilich nur eine Vermuthung, die mehr auf subjectiven, als objectiven Gründen beruhen mag. Das Liebesverhältniß zu Beatricen wird viel kürzer und nicht so schwärmerisch wie von Boccaccio behandelt, dagegen mit besonderem Nachdruck auf die daraus entsprungenen Canzonen und Sonette, besonders die in die Vita nuova verwebten, und auf die darin herrschende Feinheit, Anmuth und wunderbare allegorische Mystik aufmerksam gemacht. Auch die Commedia ihrer didactischen Richtung nach ist trefflich charakterisirt: in hundert Gesängen von wunderbar gedrängter, doch völlig durchsichtiger Abfassung enthalte sie Alles, was zur Regel eines guten und glückseligen Lebens und zur Herstellung eines besseren Weltzustandes gehöre, so daß man das Werk nicht unpassend einen Spiegel des glücklichen Lebens nennen könne, in welchem

der Seher alle Dinge offenbare. Entgegen Boccaccio, der den Beginn dieses Werkes in das Jahr 1300 setzt, macht Villani mit Entschiedenheit geltend, daß der Dichter bald nach dem Tode der Geliebten an die Abfassung gegangen sei, also im Ganzen über dreißig Jahre daran gearbeitet habe. Wahrscheinlich gründet sich diese Annahme nur auf die bekannten Schlußworte der Vita nuova, worin Dante unverkennbar den Entschluß einer solchen Schöpfung kundgibt. Meint Villani die Erfassung und geistige Weiterpflege der Grundidee, so läßt sich nichts dagegen einwenden[136]); anders aber verhält es sich mit der schriftstellerischen Formgebung. Diese kann unmöglich vor dem Jahre 1300 stattgefunden haben, nämlich wie die Commedia uns gegenwärtig vorliegt; denn eben dieses Jahr hält ja der Dichter consequent durch das ganze Werk als die Gränzscheide des bereits Geschehenen und des Zukünftigen fest. Allerdings nimmt auch Villani, wie Boccaccio, eine vorausgegangene lateinische Abfassung im heroischen Versmaße an, und da diese, nach den uns überlieferten drei ersten Versen zu schließen, einen ziemlich abweichenden Inhalt gehabt haben mag, so ließe sich dafür auch ein früheres Ursprungsjahr annehmen; aber wir wissen von alledem nichts Sicheres, müssen deshalb dabei stehen bleiben, daß der Dichter den Anfang seines Werkes, wie wir es in Händen haben, nicht vor dem Jahre 1300 geschrieben haben kann. Auch die beiden Auffindungsgeschichten bezüglich der ersten und der letzten Gesänge der Commedia, die bei Boccaccio eine so große Rolle spielen, hat Villani, doch jene wie diese mit etwas veränderten Umständen, aus denen sich auf noch andere Quellen neben Boccaccio schließen läßt[137]). Bemerkenswerth ist in Betreff der Auffindung der sieben ersten Gesänge, daß der Autor zugleich versichert, es seien ungefähr sieben Capitel gewesen, die der Dichter zuerst in lateinischen Hexametern geschrieben habe; denn hierin fände die oben ausgesprochene Hypothese, daß vielleicht die Wiederaufnahme der Dichtung im Exil mit dem Entschlusse, sie in der Volkssprache abzufassen, in Eins zusammengefallen, eine Bestätigung, wofern nicht etwa Villani seine Angabe auch nur vermuthungsweise aus den sich darbietenden Umständen gezogen hat.

In einem anderen Punkte widerspricht er ausdrücklich dem Berichte des Boccaccio, obwol er sich nicht gegen diesen persönlich zu wenden scheint. Abgesehen nämlich von geringfügigeren Besonderheiten der Abstammungsgeschichte Dante's[138]) behauptet er auch, die Gattin des Urältervaters Cacciaguida, von welcher ihn der Dichter im 15. Gesange des Paradiso aussagen läßt, daß sie ihm aus dem Thale des Po zugekommen, stamme nicht aus Ferrara, wie ein Neuerer aus Schmeichelei gegen das Fürstenhaus Este aufgestellt habe, sondern von dem edlen Geschlechte der Adigueri (nach anderer Lesart Allegherii) aus Parma, das ebenso gut wie Ferrara im Thale des Po gelegen sei. Unter jenem „Modernus" aber möchte man geneigt sein, den Commentator Benvenuto Rambaldi zu verstehen, der sein Werk über Dante's Commedia dem Fürsten von Ferrara mit einer lobpreisenden Einleitung widmete, wenn nicht der Autor eine Bestimmung hinzufügte, die Zweifel dagegen erregen muß[139]). Aber außer Boccaccio und Benvenuto bringt ja schon der Anonymus in dem Ottimo Commento diese Nachricht von der Abstammung der Urältermutter Dante's aus Ferrara[140]), und da Villani keine anderen Gründe für sich hat, als daß sich von Parma dasselbe sagen lasse, wie von Ferrara, nämlich daß es im Val di Pado liege und

ein Zweig der Familie Allighieri darin wohne, so verdient wol die ältere Meinung den Vorzug.

Endlich ist noch einer besonderen Bereicherung des biographischen Stoffes zu gedenken, die wir zwar als kurze Notiz schon in der Chronik des Oheims finden, in gewisser Ausführlichkeit jedoch erst bei Filippo Villani. Er gibt nämlich als die Ursache der letzten Erkrankung Dante's und seines Todes die Gesandtschaftsreise nach Venedig an. Dort sollte er durch seine Beredsamkeit den Senat, der dem Fürsten von Ravenna Krieg angekündigt, versöhnen; dieser aber ließ ihn aus Furcht vor seinem Einflusse gar nicht einmal vor, ja schlug ihm sogar die Rückfahrt zur See ab, ebenfalls aus Mißtrauen, so daß der Dichter, der schon von der beschwerlichen Hinreise viel gelitten, von Fiebern heimgesucht wenige Tage nach seinem Wiedereintreffen in Ravenna verschied[141]). So vereinzelt der Bericht von dieser letzten Gesandtschaftsreise dasteht, so hat er doch in den beiden Villani treffliche Gewährsmänner und es ist auch bis jetzt nichts Entscheidendes dagegen eingewendet worden. Die Vita des Filippo Villani im Ganzen anlangend, finde ich, daß sie von den späteren Biographen fast ganz übersehen worden; nur Manetti nimmt auf sie Rücksicht, obschon in wenig freundlicher Weise.

Wie Filippo Villani, so gehörte auch Leonardo Bruni aus Arezzo dem Kreise jener florentinischen Gelehrten im 15. Jahrhundert an, welche, entgegen den eitlen Verächtern der volksthümlichen Sprache und Dichtung, patriotisch genug waren, bei all ihrem Enthusiasmus für die Griechen und Römer doch das Andenken der drei großen Begründer der italienischen Litteratur, Dante's, Petrarca's und Boccaccio's, hochzuhalten, ihre Schriften öffentlich zu erklären, sie in Festreden zu feiern und ihre Lebensentwicklung der Mit- und Nachwelt in gut geschriebenen Biographieen bekannt zu machen. Auch die weiterhin zu erwähnenden Manetti und Filelfo theilten auf solche Weise ihr litterarisches Interesse zwischen dem Vaterländischen und der Antike. Alle diese konnten sich nicht verhehlen, wenn sie es auch nicht mit Bestimmtheit aussprachen, daß in Dante's Dichtungen ein frischeres, zukunftreicheres Leben pulsire, als in ihren eigenen affectirten Nachbildungen der Alten. Unter ihnen verdanken wir besonders dem Leonardo Bruni eine durch Neuheit des Inhaltes bedeutende italienisch geschriebene Vita unseres Dichters[142]). Als Staatssecretär der Republik Florenz war er ganz in der Lage, Einsicht in die politische Wirksamkeit Dante's vor der Verbannung und in die Ursachen dieser letzteren zu erlangen und auf diese Weise die so merkliche Lücke in der Vita von Boccaccio auszufüllen; auch tragen die von ihm mitgetheilten Nachrichten schon in Form und Fassung das Gepräge der Zuverlässigkeit, so daß seine Biographie neben der von Boccaccio als die bedeutendste dieser Art von Quellen zur Lebensgeschichte Dante's anzuerkennen ist. Leonardo Bruni selbst bezeichnet in der Vorrede seinen Standpunkt gegenüber Boccaccio auf folgende Weise. Zur Erholung von einem langwierigen Werke, entweder ist seine florentinische oder die Zeitgeschichte, beide lateinisch, gemeint, habe es ihn verlangt, wieder einmal etwas in der Volkssprache zu lesen. Er ergriff die Lebensgeschichte Dante's von Boccaccio, und obwol er dieselbe schon früher sehr aufmerksam gelesen, so fiel es ihm doch jetzt erst bei wiederholter Prüfung auf, daß der Verfasser sie nicht anders geschrieben, wie seinen Filocolo oder die Fiametta; so voll Liebe, Seufzer und Thränen sei die Darstellung, als ob der Mensch in diese Welt geboren würde, nur um sich

in den zehn Liebestagen des Decamerone wiederzufinden. Die wichtigsten Dinge aus dem Leben Dante's seien deshalb verschwiegen und dagegen die unbedeutenden vorgebracht; diesen Mangel nun wolle er durch seine Erzählung ersetzen, ohne jedoch dadurch dem Boccaccio etwas zu vergeben[143]). Diese letzte Bemerkung ist nicht unwichtig; denn sie beweist, daß Bruni den Bericht Boccacio's zwar vervollständigen, aber die Wahrheit desselben nicht anzweifeln will. Sehen wir, worin diese Vervollständigung besteht.

Was zunächst die Abstammungsgeschichte des Dichters betrifft, so ist der Verfasser vorsichtig genug, nicht über Cacciaguida zurückzugehen, und was er von diesem, dessen Brüdern, Frau und Sohn mittheilt, hat er unmittelbar von Dante selbst aus dem 15. Gesange des Paradiso; wenn er jedoch bemerkt, er halte die mehrfache Andeutung desselben, daß seine Voreltern von jenen Römern, welche Florenz gegründet, abstammen, für unbegründet, so beruht dies insofern auf einem Irrthume, als nirgend der Dichter selbst, wol aber Boccaccio jene Andeutung gibt. Neu ist die genaue Angabe der Stadtquartiere der beiden Familien, von denen Dante abstammt, der älteren Elisei und der jüngeren Aldighieri (Allighieri); schwer aber ist es, sich darnach auf den gegenwärtig zu Gebote stehenden Plänen von Florenz zurechtzufinden [144]). Im Gegensatze zu Boccaccio, der den Knaben und Jüngling Dante theils zum lernenden Stubensitzer, theils zum verliebten Weichlinge macht, hebt Bruni mit Nachdruck hervor, daß der Knabe eifrig den Umgang mit Altersgenossen gepflegt und sich allen jugendlichen Uebungen hingegeben[145]), daß er dann auch als Jüngling edle Unterhaltungen geliebt und trotz ernsten Studien den Geist frei gehalten für gesellige Heiterkeit. Auch die frühzeitige Ehe mit Gemma Donati habe seinem Geiste nicht die Gefahren gebracht, die Boccaccio mit so abschreckenden Farben ausmale, indem die Ehe vielmehr als die nothwendige Grundlage des bürgerlichen Lebens zu betrachten sei. Des Verhältnisses zu Beatricen gedenkt der Verfasser nicht ausdrücklich[146]), obwol er späterhin die Vita nuova als Beweis dafür anführt, daß der Dichter in seiner Jugend die Leidenschaft verliebter Jünglinge, nicht aus sinnlicher Begierde, sondern aus Anmuth des Herzens, getheilt habe[147]). Bei genauerer Erwägung erscheinen alle diese, die Charakterschilderung bei Boccaccio berichtigenden oder ergänzenden Züge mehr aus dem sich unmittelbar aufdrängenden Gesammtbilde des Dichters gefolgert, als aus neu überkommenen Nachrichten geschöpft. Anders verhält es sich mit der Schilderung der kriegerischen Thätigkeit des Jünglings. Was der Verfasser so speciell und anschaulich von der Theilnahme desselben an der Schlacht bei Campaldino im Jahre 1289[148]) erzählt, das entnahm er ohne Zweifel einem Briefe Dante's, worin dieser, wie Bruni erwähnt, genau über die Umstände des Gefechtes berichtet. Es ist wol derselbe Brief, den er zehn Jahre nach der Schlacht schrieb und worin er zugleich von seinem Priorate und den traurigen Folgen desselben spricht; wenigstens läßt die Art, wie der Biograph sich in beiden Fällen auf einen Brief Dante's beruft, die Identität vermuthen[149]). Leider ist dieses wichtige Schreiben bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden.

Die verhängnißvolle Epoche des Priorates ist es nun hauptsächlich, worüber Bruni in seiner Vita die erste authentische und vollständige Nachricht gibt. Der Verfasser selbst bemerkt, gegenüber Boccaccio, der hier so wenig zu berichten weiß, daß er schon durch die Vorarbeiten für seine florentinische Geschichte mehr Kenntniß davon, als dieser, habe erlangen können[150]).

Was das Thatsächliche im Allgemeinen anlangt, so findet es sich der Hauptsache nach schon in Giovanni Villani's Chronik[151]), doch nicht ohne Verschiedenheiten, so daß sie unmöglich die ausschließliche Quelle für Bruni gewesen sein kann; in dem einen Punkte ist letzterer, in dem anderen Villani etwas vollständiger. Es kommt hier nicht darauf an, inwiefern Villani und Dino Compagni, die beide persönlich an den Ereignissen jener Tage betheiligt waren[152]), in ihren Berichten von einander abweichen, da Bruni eigentlich nur diejenigen Thatsachen hervorhebt, welche unmittelbare Beziehung auf das Schicksal Dante's hatten, während die beiden Chronisten nicht mit einem Worte der eingreifenden Wirksamkeit desselben während seines Priorates gedenken; nur in der Zahl der Verbannten finden wir seinen Namen bei Dino Compagni mit angeführt[153]). Zu jenen Thatsachen aber gehört besonders die geheime Berathung der Schwarzen in der St. Trinitatiskirche. Ueber das Datum derselben erfahren wir von Villani und Dino Compagni nichts Genaueres[154]), ja die bei beiden auffallend verschiedene Reihenfolge der übrigen Ereignisse kurz vor- und nachher läßt kaum mit Bestimmtheit erkennen, daß diese Zusammenkunft im Jahre 1300 stattgefunden. Von dem Gegenstande der Berathung weiß oder sagt wenigstens Villani mehr als Dino Compagni; während nach dem Berichte von Jenem die Partei beschloß, den Papst um Entsendung eines französischen Prinzen zur Unterdrückung der Gegenpartei anzugehen, was sie auch glücklich durchführte, schweigt der Andere von diesem Vorhaben ganz und deutet nur die Absicht der entschiedensten Redner an, die Gegner aus der Stadt zu entfernen, zugleich aber auch, daß sie von den Gemäßigten überstimmt wurden. Der Chronist war selbst bei der Zusammenkunft gegenwärtig, sprach zum Frieden und zur Eintracht, wie er uns versichert, begab sich auch mit Anderen zu den Prioren, um sie über den Vorfall zu beruhigen. Es wird Niemanden wundern, daß der Berichterstatter, in diesem Falle selbst betheiligt, nicht offen mit der Sprache herausgeht; der Erfolg aber spricht für die Wahrheit der Erzählung Villani's. Auch der spätere Machiavelli[155]) vertraut diesem mehr und folgt in der Anordnung der Begebenheiten, wie auch im Thatsächlichen, so ausschließlich der Chronik des Villani, daß von Benützung des Dino Compagni nichts zu bemerken ist. Leonardo Bruni nun, der, wie oben erwähnt, im Allgemeinen mit Villani übereinstimmt, ergänzt das aus der Chronik von diesem Bekannte durch die bedeutende Mittheilung, daß die eigentliche Triebfeder des strengen Verfahrens der Prioren gegen die Verschwörer der St. Trinitatiskirche Dante gewesen, der gerade damals mit im Priorate war, daß auf seinen Betrieb das Volk bewaffnet und die Verbannung über die Häupter beider Parteien verhängt wurde und daß dieses Auftreten ihm viele Feindschaft und bald darauf den Sturz zugezogen habe. Bruni bezieht sich dabei mehrfach auf einen Brief Dante's, wahrscheinlich auf jenen, von dem oben die Rede war, und es scheint, als ob dieses verloren gegangene Schreiben die Hauptquelle gewesen, aus der der Erzähler seine Mittheilung schöpfte.

Auch was Bruni in Betreff der verleumderischen Anzeige des französischen Barones Piero Ferranti von einem Plane der Weißen gegen Carl von Valois, welche die Verweisung der Häupter derselben zur Folge hatte, berichtet, stimmt besser mit Villani als mit Dino Compagni[156]) überein, hauptsächlich darin, daß, während der letztere sich bezüglich der Wahrheit oder Unwahrheit jenes Anschlages mit einem „si disse“ begnügt, die beiden ersteren die bestimmte Ueberzeugung von der Unächtheit der Urkunde, welche

Gegenstand der Anklage wurde, aussprechen; Bruni bemerkt ausdrücklich, er habe das Actenstück in dem Archive des Palastes eingesehen und für falsch erkannt. Villani und Dio Compagni stellen das Verbannungsdecret gegen die Weißen in den April des Jahres 1302, der erstere gibt noch genau den 4. dieses Monats an[157]). Dino zählt die Namen sämmtlicher Verbannten auf und darunter befindet sich auch Dante. Faßt man damit zusammen, wie Bruni die Verurtheilung Dante's erzählt, daß er sich nämlich zur Zeit der lügnerischen Anklage gegen die Weißen und ihrer Verbannung als Gesandter in Rom befand, daß aus Haß gegen ihn sein Eigenthum verwüstet und er sammt Palmieri Altoviti, einem für diesen Fall erst geschaffenen Gesetze gemäß, von dem Podestà der Stadt zur Rechtfertigung seiner Handlungen im Priorate vorgeladen und, da er nicht erschien, ebenfalls zur Verbannung verurtheilt und sein Eigenthum eingezogen wurde, so könnte es bei dem Mangel einer genauen Zeitangabe scheinen, als ob diese Verurtheilung identisch sei mit der der ganzen Partei im April 1302. Daß dies jedoch nicht der Fall, ersehen wir aus dem uns aufbehaltenen Wortlaute und Datum des ursprünglichen Decretes, das gegen Dante und drei Genossen, worunter jener Altoviti, bereits unterm 27. Januar d. J. erlassen wurde[158]). Darin findet sich die Anklage, daß sie sich im Priorate der Ankunft Carl's von Valois widersetzt, sich auch Veruntreuung von Staatsgeldern und Bestechlichkeit hätten zu Schulden kommen lassen; zugleich die Vorladung, sich persönlich zu verantworten. Ein zweites Decret vom 10. März[159]) bezieht sich auf diese von den Angeklagten unbeachtet gelassene Vorladung und enthält die nun erfolgte Verurtheilung gegen die vier, zugleich aber gegen elf Andere, und gibt als gemeinschaftlichen Anklagegrund Veruntreuungen an. Die Verurtheilung aller dieser, wie auch Dante's, ging also jener vom April, deren Original-Abfassung uns nicht vorliegt, voran und hat mit der Anklage des Piero Ferranti noch nichts zu schaffen; aus dem zahlreichen Verzeichnisse, welches Dino von den Verbannten des Aprils gibt und worin sich abermals Dante befindet, mit dem Zusatze „che era ambasciatore a Roma", ersieht man indeß deutlich, wie die Partei die Gelegenheit benützte, mehr und mehr feindliche Elemente zusammenzuraffen und mit Einem Wurfe unschädlich zu machen. Ein Punkt hat gegen die Glaubwürdigkeit der Darstellung des Bruni Zweifel erregt; es ist die Angabe der beiden Mitprioren Dante's Palmieri degli Altoviti und Neri di Messer Jacopo degli Alberti, von denen ersterer nach der Erzählung Bruni's auch mitverurtheilt wurde. Cesare Balbo[160]) vermißt nämlich diese beiden in dem angeblich authentischen Prioren-Verzeichnisse des Marchionne Stefani. Aber dieser Einwand ist zur Hälfte ungenau; denn Jacopo degli Alberti — nicht Abbati, wie Balbo schreibt — fehlt in dem Verzeichnisse[161]) keineswegs. Und was Palmieri degli Altoviti betrifft, so steht er zwar nicht in diesem Verzeichnisse, wohl aber führt ihn Dino Compagni ausdrücklich als Prioren zur Zeit der Trinitatisverschwörung an[162]), und außerdem wird er, wie bereits erwähnt, in dem Decrete vom 27. Januar mit Dante unter den Vieren genannt, die wegen ihrer Handlungen im Priorate zur Untersuchung gezogen wurden. Die beiden Anderen finden sich allerdings nicht in dem Priorista des Marchionne Stefani, aber diese Umstände zusammengenommen scheinen mir gerade geeignet, die Authenticität des Priorista verdächtig zu machen[163]) und dagegen die der Bruni'schen Angaben zu bekräftigen.

Von den ersten Schritten Dante's und der Partei nach ihrer Ver-

urtheilung berichtet der Biograph folgendes, seinen Vorgängern Unbekannte. Als Dante am päpstlichen Hofe, wo er die Geneigtheit seiner Mitbürger zur Eintracht und zum Frieden versprechen sollte[164]), das über ihn verhängte Schicksal erfahren, verließ er alsbald Rom und begab sich nach Siena, berieth sich mit den Ausgewiesenen zu Gorgonza, dann zu Arezzo, wo sie ein Lager bildeten, den Grafen Alessandro da Romena zu ihrem Hauptmanne wählten und einen Rath von zwölf Mitgliedern einsetzten, unter welchen sich auch Dante befand. Sie vertrösteten sich mit Hoffnungen bis zum Jahre 1304, wo sie endlich den Versuch einer bewaffneten Rückkehr in die Vaterstadt wagten. Zuzüge kamen noch aus Bologna und Pistoja; es gelang ihnen auch, sich eines Thores und eines Stadttheiles zu bemächtigten, zuletzt aber mußten sie doch fruchtlos davongehen. Wenn der Verfasser weiterhin berichtet, daß Dante nun Arezzo verließ und einige Zeit, gastlich aufgenommen, bei den Herren della Scala in Verona lebte, so ist dies entweder eine Verwechselung mit dem früheren Aufenthalte des Dichters am Hofe des Bartolomeo della Scala, der schon im Jahre 1303 starb, oder vielleicht im Gegentheil eine Bestätigung der flüchtigen Angabe Boccaccio's, daß Dante, bevor er nach Paris ging, noch einmal in Verona eingesprochen habe. Ein solcher mittlerer Aufenthalt zwischen dem ersten bei Bartolomeo und dem letzten bei Cane Grande della Scala, die wol beide feststehen, bleibt jedoch ohne bestimmtere Zeugnisse problematisch[165]). Von Verona soll Dante, so berichtet Bruni weiter, den Versuch einer Aussöhnung mit der Regierung in Florenz gemacht und zu dem Zwecke verschiedene Briefe dahin gerichtet haben, darunter einen sehr langen, der mit den Worten beginnt: „Popule mi, quid feci tibi?" Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden, ebenso wenig der etwas spätere, welchem der Verfasser die Notiz entnimmt, daß Dante aus Hochachtung gegen das Vaterland sich nicht habe im kaiserlichen Lager aufhalten wollen, als Heinrich VII., dessen Ankunft er doch mit veranlaßt hatte, Florenz umschlossen hielt. Noch eines anderen verloren gegangenen Schriftstückes von Dante wird gedacht, in welchem er über seine Besitzthümer an schönen Häusern in Florenz, liegenden Gründen in Camerata, in der Piacentina und in Piano di Ripoli, sowie an kostbarem Hausrath Auskunft gibt. Welcher Verlust für den Biographen der Gegenwart, daß uns alle diese Schreiben nicht mehr vorliegen! Bruni war noch so glücklich, Manuscripte von des Dichters eigener Hand zu benützen; er schildert die Handschrift desselben als höchst correct, dünn und lang. Was wir aus der Bildlichkeit so vieler Schilderungen in der Commedia und noch speziell aus einer Stelle der Vita nuova[166]) von selbst deutlich erkennen, daß nämlich Dante auch ein glücklicher Zeichner gewesen, das versichert uns der Biograph zum ersten Mal ausdrücklich, während seine Beschäftigung mit der Musik schon von den Früheren bemerkt worden war. Die Persönlichkeit des Dichters ist wie gewöhnlich, doch nur kurz, geschildert; als gelungenes Abbild derselben wird das von einem vortrefflichen Maler jener Zeit, ohne Zweifel Giotto, nach der Natur aufgenommene Porträt in der Kirche di Santa Croce zu Florenz, fast in der Mitte links vom Hauptaltare, gepriesen.

Um den poetischen Charakter Dante's zu bestimmen, unterscheidet der Verfasser zwei Klassen von Dichtern: die einen, die es durch eigene innere Begeisterung werden, und dies sei die vollkommenste, mit Recht göttlich genannte Art von Poeten, wie Orpheus, Hesiod; die anderen, die ihre dich-

terische Befähigung lediglich der Wissenschaft und dem Studium verdanken, und dahin gehöre Dante. Es wird heut zu Tage Niemand die Einseitigkeit, aber auch nicht das theilweis Treffende dieser Classification verkennen. Auf die Frage, warum Dante sein großes Werk in der Volkssprache, anstatt lateinisch, geschrieben, gibt er, abweichend von dem sonst überlieferten Beweggrunde, zur Antwort: weil er sich selbst für fähiger dazu hielt, weshalb er denn auch den anfänglichen Versuch der Commedia in lateinischen Hexametern als mißlungen zurücklegte, — und in der That, fügt er bei, so anmuthig Alles, was der Dichter in vulgären Versen schrieb, so wenig seien es seine lateinischen Eklogen, wie auch seine lateinische Prosa, worin er kaum die Mittelmäßigkeit erreiche; der Grund davon sei, daß jenes Jahrhundert die Bestimmung hatte, in Reimen zu dichten (a dire in rima), dagegen in der Kenntniß und im Gebrauche des Lateinischen, obwol gelehrt in mönchisch-scholastischer Weise, doch roh und ungebildet war. Im Ganzen werden auch wir gegen diese Vergleichung und Schätzung der italienischen und der lateinischen Schriften Dante's, von ihrer sprachlichen Seite, nichts einzuwenden haben.

Bruni vervollständigt endlich auch das Wenige, was wir von Boccaccio über die Angehörigen und die Nachkommen des Dichters wissen. Er erwähnt einen Bruder, Namens Francesco, von den Söhnen nur den Piero, der die Rechte studirte und zu Verona ein angesehener Mann wurde, dann dessen Sohn Dante und einen Sohn von diesem, Namens Lionardo, der zur Zeit des Verfassers lebte. Dieser Lionardo besuchte denselben in Florenz, kurze Zeit vor Abfassung der Vita, mit anderen jungen Leuten aus Verona, und ließ sich von ihm die Häuser der Vorfahren zeigen und Manches mittheilen, was ihm unbekannt geblieben war, da er mit den Seinigen von der ursprünglichen Familienheimat fern lebte. Wir dürfen wol aus dieser Bemerkung schließen, daß der Verfasser seine Kunde nicht den Dante'schen Abkömmlingen verdankte, mit Ausschluß etwa der Nachrichten über diese selbst. Mit Bruni's Vita schließt der Hauptsache nach der originale Zuwachs zu dem biographischen Stoffe, und was die Folgezeit noch bietet, ist zumeist nur Ueberarbeitung des Vorhandenen, wozu sich hier und da noch spärliche oder unsichere Notizen neuen Inhaltes gesellen.

IV.

Die beiden zunächst folgenden, lateinisch geschriebenen Biographieen, die von Manetti und Filelfo, charakterisiren sich in Form und Haltung bei Weitem mehr als rhetorische Exercitien wie als historische Darstellungen. Giannozzo Manetti, der im Jahre 1459 zu Neapel starb, schrieb, wie er uns in der Vorrede mittheilt, zur Erholung von einem umfangreichen Werke die Lebensgeschichte der drei großen florentinischen Dichter [167]). Nachdem er seine Vorgänger bezüglich Dante's, Boccaccio und Leonardo Bruni, gelobt, tadelt er die Vita von Filippo Villani als nüchtern und dürftig [168]), was ihn jedoch nicht abhält, neben jenen beiden, von welchen er hauptsächlich seinen Stoff entlehnt, auch diesen bisweilen wörtlich zu benützen. Manetti erkannte die Lücken bei Boccaccio, fügte deshalb Alles zur Ergänzung bei, was Bruni über die männlich schöne Jugendbildung und über die politische Wirksamkeit Dante's veröffentlicht hatte. In der Kritik Boccaccio's, von

dem er auch die fabelhaften Geschichten, wie den mütterlichen Traum und die wunderbare Auffindung der letzten Gesänge der Commedia, gläubig aufnimmt, verfährt er ungleichmäßig; denn während er die verfehlte Angabe desselben, daß der Dichter zur Zeit des Papstes Urban IV., anstatt Clemens IV., geboren wurde, berichtigt, läßt er die ebenfalls unrichtige, daß sein erster Gastgeber in Verona Alberto della Scala, anstatt Bartolomeo, gewesen sei, unangetastet. Die Benützung des Leonardo Bruni, soweit sie auch geht, ist nicht in allen Punkten gewissenhaft, so namentlich darin, daß, während er die verleumderische Anklage des französischen Barones Ferranti gegen die Partei der Weißen genau nach ihm berichtet, auch hinzufügt, daß das betreffende Actenstück sich noch im Palastarchive vorfinde[169]), er doch die ausdrückliche Versicherung Bruni's, daß er dasselbe unächt befunden, gänzlich verschweigt. Dem geschmähten Filippo Villani folgt Manetti doch sehr treu sowol in der Schilderung der Persönlichkeit, als in dem Berichte von der venezianischen Gesandtschaftsreise und der daraus erfolgenden tödtlichen Erkrankung des Dichters[170]). In anderen Stellen, so namentlich in der Erzählung des Römerzuges Heinrich's VII., die bei ihm umständlicher ausfällt, dabei mehr in's Allgemeine geht, als bei den früheren Biographen, wird die Benützung der Chronik des älteren Villani sichtbar[171]). Zu den problematischen Dingen, die Manetti vorträgt, gehört ein zweimaliger Aufenthalt des Dichters in Paris, einmal vor, einmal nach dem Tode Kaiser Heinrich's VII.; doch läßt die unbestimmte Art, wie davon gesprochen wird, deutlich erkennen, daß hier der Verfasser keinesweges auf sicherer Kunde fußt[172]). Aus eigener Anschauung dagegen berichtet er, wie scheint, über die beiden Porträts des Dichters in Florenz von der Hand Giotto's, das eine in der Kirche di Santa Croce, dessen schon Bruni gedenkt, das andere in der Kapelle del Podestà[173]). Als Beispiel endlich der bisweilen seltsam sich gebehrdenden rhetorischen Affectation des Zeitalters mag die Umschreibung gelten, die Manetti an Stelle der stolzen Aeußerung Dante's vor seiner römischen Gesandtschaft für nöthig erachtet, als wenn die lakonischen Worte in ihrer Ursprünglichkeit nicht treffend genug wären oder sich lateinisch nicht wiedergeben ließen, was doch dem Filippo Villani ganz gut gelingt[174]). Der Hauptsache nach ist also der originale Werth der Vita von Manetti gleich Null; denn was er berichtet, findet sich entweder bei Boccaccio oder bei Bruni oder den beiden Villani oder es ermangelt der sicheren Begründung.

Noch unbedeutender ist die kurze Vita des Paduaners Xiccone Polentone[175]), welcher im Jahre 1461 starb, im 4. Buche von dessen Werk, de scriptoribus latinae linguae, worin unter Anderem die falsche Angabe, daß Dante 64 Jahre alt geworden sei; die neu erscheinende Anekdote von des Dichters sarkastischer Antwort auf die Frage, warum er, im Vergleiche zu einem geschwätzigen Spaßmacher am Hofe des Can grande zu Verona, so wenig geliebt werde, ist auch nicht neu, sondern stammt von Petrarca[176]).

Reichhaltiger als die Vita von Manetti ist allerdings die des Giovan Mario Filelfo[177]), aber, wie sich zeigen wird, ist dieser Reichthum ein sehr verdächtiger. Der Verfasser ist der weniger bekannte Sohn des eitlen und ehrbegierigen, gegen die Großen seiner Zeit bald speichelleckerischen bald rachsüchtig verleumderischen, intriganten und lüsternen Francesco Filelfo, der dabei durch seine Gelehrsamkeit und seine Redekünste sich überall, wo er länger verweilte, von einem Kreise Bewunderer umgeben sah. Der Sohn

Giovan Mario glich seinem Vater in allen schlimmen Eigenschaften, stand ihm jedoch an litterarischer Bedeutung nach[178]). Der Vita gehen zwei Briefe voran, die uns über die Veranlassung der Schrift und den Standpunkt des Verfassers nähere Auskunft ertheilen. Der eine, ohne Datum, ist von Filelfo an Pietro Alighieri in Verona, einen Nachkommen Dante's, gerichtet und wir erfahren daraus, daß Filelfo bei der Abreise von Verona nach Venedig dem Freunde dieses Werkchen als Geschenk zurückließ. Seine Absicht ging, wie er erklärt, lediglich dahin, die ungeordneten, in der Muttersprache abgefaßten Vorarbeiten zu vereinigen und durch die lateinische Form der Unsterblichkeit zu überweisen. Boccaccio sowol als Leonardo Bruni haben nach seiner Meinung, indem sie das Leben Dante's in der Volkssprache abfaßten und damit lieber dem Volke als den Gelehrten einen Dienst erwiesen, sich leere und unnütze Arbeit gemacht; außerdem habe Jener durch die Darstellung von Liebeständeleien, dieser durch seinen nüchternen Stil den rechten Zweck verfehlt. Er dagegen, der gewisser Maßen Dante ganz in sich aufgenommen[179]), da er nun sowol die Nachkömmlinge des Dichters kenne als auch viele Werke desselben vor Augen gehabt[180]), sei ganz in der Lage, etwas Besseres zu leisten und er habe die Abfassung mit dem Wunsche unternommen, daß das ruhmreiche Leben des Dichters den Nachkommen desselben zur Freude, aber auch zum Ansporne, sich gleichen Edelsinnes zu befleißigen, gereichen möge. Alles schöne Worte, an welchen jenes affectirte, sittlich verderbte Litteratenthum so reich war; man muß über solche Lügenhaftigkeit erstaunen, wenn man dergleichen Worte mit dem schamlosen Leben und Treiben dieser lorbeergekrönten Poeten und Redner vergleicht. Aus solcher Quelle also floß die umfangreichste der älteren Biographieen Dante's; sie trägt noch mehr, als die Manetti's, das Gepräge eines bloßen Redekunststückes ohne historischen Ernst und Wahrheitssinn. Das Gute darin ist nicht neu, das Neue erregt meistens gerechte Zweifel, Hauptsache aber bleibt die rhetorische Einkleidung, — so möchte ich zum Voraus in Kürze die Vita von Filelfo charakterisiren. Das andere Schreiben, von Pietro Alighieri an zwei vornehme Florentiner gerichtet bei Gelegenheit der Zusendung dieser Vita, gibt einen Fingerzeig über die Zeit der Abfassung derselben; denn es ist vom Jahre 1468 datirt[181]).

Was nun die wesentlichen und brauchbaren Bestandtheile der Vita betrifft, so zeigen sie eine durchgehende Abhängigkeit von der Erzählung des Leonardo Bruni, öfter selbst im Nebensächlichen fast sklavisch[182]); doch greift Filelfo an vielen Stellen über die kargen Worte desselben hinaus. Wo dieser von dem Umgange des jungen Dante mit Altersgenossen spricht, macht er daraus einen Umgang mit den Söhnen der damals regierenden Häupter der Republik, wo Jener im Allgemeinen der männlichen Uebungen des Jünglings gedenkt, zählt Filelfo verschiedene Waffenübungen auf; ebenso wo Bruni und Boccaccio den Dichter als einen Freund der Tonkunst bezeichnen und nur Filippo Villani, von dessen Benützung sich übrigens keine Spur zeigt, etwas Genaueres sagt[183]), weiß der über ein Jahrhundert später lebende Biograph speziell, daß er eine anmuthige und klare Stimme für den Gesang hatte, das Orgel- und Zitherspiel mit Fertigkeit trieb und sich damit in der Vereinsamung des Alters ergötzte. Wer erkennt in solchen Erweiterungen nicht die unberechtigte Willkür des Stilisten, der der Feder freien Lauf läßt, um den dürren Stoff der Quelle nach Wunsche zu beleben? Die ange-

führten Beispiele treffen Unbedeutendes; aber es läßt sich von da eine ganze Kette weiter verfolgen bis zu entschieden sichtbarer historischer Unwahrheit. Während Bruni nur sagt, daß Dante mit unter den 12 erwählten Räthen der Verbannten vom Jahre 1304 gewesen, macht ihn Filelfo zum Haupte (princeps) derselben; während Jener den Palmieri Altoviti nur als Genossen Dante's im Priorate und Mitverurtheilten nennt, läßt ihn dieser, indem er von leichter Vermuthung rasch zur Gewißheit übergeht, zugleich als Mitgesandten in Rom gelten[184]); während Bruni nur den Namen von Dante's Frau, nämlich Gemma, anführt, knüpft Filelfo daran — entgegen den Versicherungen seiner Vorgänger — die offenbar unbegründete Bemerkung, daß sie an Sitten und Gestalt in Wahrheit ein Edelstein gewesen[185]). Daraus, daß seine Hauptquelle es von vornherein ablehnt, von dem Liebesverhältnisse zu Beatrice zu sprechen, weil an dessen Stelle Wichtigeres zu berichten sei, zieht unser Biograph ohne Weiteres den Schluß, daß dieses Verhältniß nie existirt habe[186]), daß Beatrice ebenso wie die Pandora der Alten eine poetische Erfindung und nur allegorisch als Tugend und Glückseligkeit aufzufassen sei. Es wurde oben erörtert, inwieweit schon die Commentatoren der Commedia dieser Auffassung, von der man zum Glücke wieder abging, Bahn zu brechen suchten. Höchst wunderlich und über das Maß des Wahrscheinlichen hinausgehend erscheint es dann auch, wie Filelfo die Andeutung Bruni's von der sittlich reinen, nur aus Herzensanmuth erzeugten Liebesschwärmerei des jugendlichen Dante nach seinem Sinne wendet, indem er erzählt, dieser habe sich vor liebenden Jünglingen, die er sonst stets zur Tugend ermahnte, bisweilen nur so gestellt, als ob er liebe, um nicht ganz allein den Anschein des Weisesein zu haben[187]) und ihnen zu zeigen, daß man dabei ganz gut den Studien obliegen könne[188]). Ein Beweis von oberflächlicher Einsicht in die Quellen liegt ferner darin, daß er von dem Aufenthalte Dante's an dem Hofe zu Verona das eine Mal so spricht, als ob er schon bald in den ersten Jahren des Exiles bei Can Grande Aufnahme gefunden, wo dieser erweislich noch gar nicht regierte, ein anderes Mal wieder so, als ob dies unmittelbar nach seinen Studien in Paris der Fall gewesen sei; auch die Aeußerung über den schließlichen Aufenthalt in Ravenna ist meisterhaft unbestimmt[189]). Geradezu fehlerhaft ist die Wiedergabe des Verbannungsortes Serezzana in Toscana, den Bruni erwähnt, durch Serzana, welches im Genuesischen liegt; nicht weniger die Verwechselung der Bianchi mit dem Neri als Gegner Dante's[190]), sowie die Bezeichnung des Can Grande als eines Gliedes der Familie Este[191]), während doch die della Scala in Italien so allgemein bekannt waren. Ebenso irrig in jeder Beziehung, man möchte sagen, rein aus der Luft gegriffen, ist die Angabe, Dante habe seine Commedia im 21. Lebensjahre — also im Jahre 1286, vor der Vita nuova! — begonnen und im 42. zu Ravenna — also im Jahre 1307, wo sich noch lange nicht alle Dinge zutrugen, auf die er in der Dichtung anspielt — veröffentlicht.

Zu dieser Unkenntniß oder doch Oberflächlichkeit in Dingen, über die ein Biograph Dante's im 15. Jahrhundert aus den ihm vorliegenden Quellen wol besser unterrichtet sein konnte, gesellt sich ein geradezu Verdacht erregender Umstand. Während nämlich Filelfo sonst versichert, nur das zu berichten, was er genau wisse oder selbst gesehen[192]), referirt er als die Anfänge der beiden lateinischen Schriften Dante's de Monarchia und de vulgari eloquio ganz fremdartige Worte, die nicht das Mindeste mit den uns

authenthisch vorliegenden Texten gemein haben[193]). Ich nenne diese Texte authentisch, weil sie durch die italienischen Uebersetzungen von Marsilio Ficino und Giangiorgio Trissino aus dem 15. und 16. Jahrhundert[194]) jedem Unbefangenen hinreichend beglaubigt erscheinen. Was ist die Autorität eines Filelfo, wie er uns auch nur nach den voranstehenden Bemerkungen entgegentritt, im Vergleiche zu der des allgemein geachteten Marsilio Ficino, der seine Uebersetzung der Monarchia offen vor der ganzen gelehrten Welt zwei florentinischen Bürgern widmete! Ist in letzterem Fall an eine Selbsttäuschung oder an einen litterarischen Betrug zu denken? Wol ebenso wenig, als bezüglich der Uebersetzung der Schrift de vulgari eloquio von Trissino. Eine Selbsttäuschung möchte ich auch nicht bei Filelfo annehmen, vielmehr einen leichtfertigen Betrug in folgender Weise. Der eitle und gewissenlose Litterat wußte von Boccacio und Leonardo Bruni, daß Dante zwei Schriften unter jenem Titel verfaßt habe; er erlangte keine Abschriften davon, mochte jedoch seine Unkenntniß nicht blicken lassen, griff deshalb keck, im Vertrauen darauf, daß seine Leser sich nicht weiter darum kümmern würden, zu der Aushülfe, die Lücken durch ein paar lateinische Sätze, wie sie gerade in den Fluß der Darstellung paßten, auszufüllen. Es läßt sich nämlich vermuthen, daß zur Zeit der Abfassung der Vita die Uebersetzung von Marsilio Ficino noch nicht vorlag; sonst hätte sich Filelfo in Betreff der einen Schrift wahrscheinlich vorsichtiger benommen. Wenn es nun feststeht, daß Filelfo mit diesen Anfängen der beiden Dante'schen Schriften seinen Zeitgenossen ein rhetorisches Schnippchen zu schlagen versuchte, welches Vertrauen verdienen da noch die übrigen Absonderlichkeiten, die er uns vorträgt! Ich rechne dahin die Anfangsworte einer Geschichte der Guelfen und Ghibellinen, die Dante italienisch verfaßt haben soll[195]), wie auch die Anfänge einiger sonst unbekannter Briefe von ihm[196]); ebendahin auch die Mittheilung, daß der Verfasser sich im Besitze des vollständigen Commentares befinde, welchen der Dichter über das Paradiso abgefaßt und dem Fürsten Can Grande von Verona gewidmet[197]). Was Filelfo von Dante's Nichtkenntniß der griechischen Sprache[198]), ebenso bei Gelegenheit der Gesandtschaftsreise nach Frankreich von seiner Fertigkeit in der französischen[199]) bemerkt, ist eher glaublich, als nicht glaublich; doch gehört Beides in das Gebiet der Vermuthung und kann nicht als eine Bereicherung des Thatsächlichen gelten.

Ueberblicken wir, was darnach von Filelfo's Bericht über Dante als neu und nicht an und für sich verfänglich noch übrig bleibt. Es sind die Studienorte Cremona und Neapel mit den Namen zweier hervorragender Lehrer der Philosophie an beiden Anstalten[200]); ferner eine Reihe von Gesandtschaften, die Dante ausgeführt hat oder haben soll, nach Siena, Perugia, Venedig, Genua, an Papst Bonifaz VIII., an den Markgrafen von Este, an die Könige von Neapel, von Ungarn und von Frankreich, von denen bis jetzt einige in der That urkundlich feststehen[201]); desgleichen mehrfache Auskunft über die Nachkommen Dante's, wovon indeß ein und der andere offenbare Irrthum sofort abzuscheiden[202]); endlich auch ein paar witzige oder charakteristische Aeußerungen aus des Dichters Munde, die seiner Art und Stimmung nicht ungemäß erscheinen[203]). Bei der Unsicherheit jedoch, die Filelfo's Nachrichten im Ganzen an sich tragen, wird es dem gewissenhaften Historiker unmöglich sein, dem Neuen, das er darbietet, Vertrauen zu schenken, so lange es nicht anderweitige Beglaubigung erhalten; bis dahin kann

es keine andere Bedeutung in Anspruch nehmen, als zu fortgesetzter Forschung, besonders in den Archiven der Heimat Dante's, anzuregen.

Auch dem Lehrer Lorenzo's von Medici, Christoforo Landino, zu Ende des 15. Jahrhundert's[204]), der den letzten vorzugsweise geschätzten Commentar der Commedia schrieb, verdanken wir als Einleitung zu diesem eine kurze Biographie Dante's, die jedoch wenig Eigenthümliches bietet, indem sie sich fast durchgehends auf Boccaccio und Leonardo Bruni stützt. Von ersterem hält der Verfasser die unrichtige Angabe fest, daß Alberto della Scala des Dichters Gastgeber gewesen, von dem Chronisten Giovanni Villani den Juli als Todesmonat; den Nachweis der beiden Bildnisse Dante's entnahm er wahrscheinlich der Vita von Manetti. Neu ist allein die Bemerkung, daß Dante während seines Aufenthaltes in Verona Mitglied des Magistrates daselbst gewesen, wie aus einigen Entscheidungen hervorgehe, die seinen Namen tragen.

Der nächstfolgende Commentator der Commedia, Alessandro Vellutello in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geht bei der Abfassung seiner etwas ausgeführteren Vita, die er ebenfalls dem Commentare vorausschickt, gegenüber Landino, der Boccaccio mit Leonardo Bruni zu vereinigen sucht, mit entschiedener Sonderung dieser beiden ihm vorliegenden Hauptquellen zu Werke. Die Geschichten bei Boccaccio von dem Traume der Mutter, dem Herzensjammer über den Tod Beatricens, der Auffindung der sieben ersten und der letzten Gesänge der Commedia, dem Gespräche der Weiber in Verona über Dante's Aussehen, die alle auch Landino gläubig nachschreibe, verwirft er als thörichte Erfindungen des eigenen Gehirnes der Erzählenden; statt des poetischen Berichtes von Boccacio sei deshalb der ächt historische des Aretiners der Lebensgeschichte Dante's zu Grunde zu legen, und der Verfasser thut dies in dem Maße, daß er die Vita Bruni's von Anfang bis zu Ende, mit geringen Abänderungen[205]) und Verkürzungen, wörtlich aufnimmt. Geflissentlich bezieht er sich an verschiedenen Stellen, womit er der Folgezeit einen trefflichen Fingerzeig gab, auf Zeugnisse aus der Commedia selbst[206]). Auch die Benützung des Filelfo wird einigemal sichtbar[207]); doch bemerkt der Verfasser im Eingange selbst, daß dieser fast nur den Leonardi Bruni abgeschrieben und blos noch manches Ungehörige beigefügt habe. Zu den problematischen Dingen, die auch bei Vellutello nicht ganz fehlen, gehört eine Reise Dante's nach Deutschland[208]); zu den höchst unwahrscheinlichen die Behauptung, der Dichter habe seine Commedia[209]) erst nach allen seinen vielen Wanderungen in Ravenna geschrieben. Wenn er ferner unter den Dichtungen Dante's eine „Allegoria sopra Virgilio“ anführt, so beruht das vielleicht auf einer Verwechselung mit dem Eklogen-Austausch zwischen dem Dichter und seinem Freunde Giovanni Virgilio[210]). Auch Vellutello verdanken wir schließlich die weitere Vervollständigung der Nachrichten von den Nachkommen Dante's; von einem derselben, Messer Piero, erhielt der Commentator manche Aufklärung aus Handschriften der Vorfahren, so daß er bei der Interpretation der Commedia weniger im Finstern zu tappen meint, als es allen früheren Commentatoren begegnet sei[211]). Für die Vita scheint er indeß aus dieser Quelle wenig oder nichts gewonnen zu haben.

Den Reigen der sämmtlichen Biographieen Dante's bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts beschließt auf wenig würdige Weise die ebenso kurze als flüchtig gearbeitete Vita, die sich vor dem Commentare des Bernardino

Daniello befindet[212]); sie ist ein dürftiger Auszug aus der Vita des Bellutello und empfiehlt sich gleich in der dritten Zeile zu ihrem Nachtheile durch das falsche Geburtsjahr 1260.

Die Uebersicht und Vergleichung der Biographieen Dante's noch weiter fortzusetzen, wäre überflüssig; denn wie schon die letzterwähnten, auf die sich doch noch manche Biographen der Neuzeit berufen, anstatt auf das Ursprüngliche zurückzugehen, verlieren sie am Ende gänzlich den Charakter der Quelle. Das Ursprüngliche aber, um noch einmal darauf zurückzublicken, ist seinem wesentlichen Bestande nach zuerst und vor Allem in Dante's eigenen Schriften und Briefen zu suchen, dann in Boccaccio's Vita und in der von Leonardo Bruni, die im Verhältnisse nothwendiger Ergänzung zu einander stehen, endlich in der kleinen Reihe von Actenstücken, deren ich in den Anmerkungen an geeigneter Stelle gedacht habe. Die erste gründliche und umfassende Revision des gesammten Quellen-Materiales, man kann auch sagen, die erste kritisch festgestellte Ordnung der einzelnen biographischen Elemente, durchweg nur aus den Quellen geschöpft, unternahm in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Giuseppe Pelli; seine Memorie sind noch jetzt, besonders in der erneuerten Ausgabe von 1823, die sicherste Stütze für denjenigen, der sich genauer, d. h. auf die Quellen zurückgehend, mit dem Leben Dante's befassen will[213]). Ohne dieses Werk wären die besten der späteren Biographieen unmöglich gewesen; aber auch die gelungenste von ihnen, ob man die oder jene dafür halte, kann sich nicht rühmen, in allen Theilen gleichmäßig zu befriedigen und einen von Zweifeln ungestörten Genuß zu bereiten. Noch allzu Vieles von der Lebensentwicklung des Dichters ist unklar oder lückenhaft, und darf man auch von den fortgesetzten Nachforschungen an den Orten, wo Dante verweilte, mehr und mehr Aufklärung erwarten, so scheint sich doch mancher Punkt hartnäckig derselben entziehen zu wollen. So viel hundert Bücher und Abhandlungen auch schon über Dante geschrieben worden, so wird es doch zu keiner Zeit an ernstlichen Bemühungen fehlen, in diesen ebenso schwierigen als anlockenden Stoff tiefer und tiefer einzudringen. Wo es sich um eine weltgeschichtliche Erscheinung handelt, die, wie Dante, ein so bedeutendes Stück inneren und äußeren Volkslebens, ja menschheitlichen Lebens, repräsentirt, da ist jede darauf gerichtete Mühe der Forschung selbst wieder ein sichtbarer Schritt weiter im Reiche des Geistes.

Ergänzende Anmerkungen.

In den nachfolgend angeführten Schriften ist keine bibliographische Vollständigkeit zu erwarten, indem mit Consequenz nur die von mir selbst eingesehenen und benützten Schriften und Ausgaben angegeben sind.

1) So bei Boccaccio, der weit mehr von dem inneren Leben Dante's erzählt, als von seinem thätigen Einwirken auf die politischen Ereignisse.

2) Vita di Dante scritta da Cesare Balbo: con le annotazioni di Emmanuele Rocco. Edizione consentita dall' autore. Firenze. Felice le Monnier. 1853.

3) Vita di Dante Alighieri dettata da Melchior Missirini. Edizione quarta con aggiunte edite ed inedite dell' Autore. Milano e Vienna presso gli Editori Tendler e Schaefer. 1844.

4) Dante e la Philosophie catholique au treizième siècle; par M. A. F. Ozanam, professeur de littérature étrangère à la faculté de lettres de Paris. Nouvelle édition, corrigée et augmentée, suivie de recherches nouvelles sur les sources poéitques de la divine comédie. Louvain, chez C. J. Fonteyn, libraire-éditeur. 1847.

5) Dante Alighieri ou la poésie amoureuse par E. J. Delécluze. T. I—II. Paris, Adolphe Delahays, libraire, 1854.

6) Dante et les origines de la langue et de la littérature Italiennes. Cours fait à la faculté des lettres de Paris par M. Fauriel. T. I—II. Paris, Auguste Durand, libraire. 1854.

7) Dante's Leben und Werke. Kulturgeschichtlich dargestellt von Dr. Franz X. Wegele, außerordentlichem Professor an der Universität zu Jena. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1852.

8) Memorie per servire alla vita di Dante Allighieri. Zuerst ohne den Namen des Verf. in Tom. IV. Part. 2. der von Antonio Zatta, Venezia 1757—58, verlegten Werke Dante's; später verbessert und vermehrt selbständig unter dem Titel: Memorie per servire alla vita di Dante Alighieri ed alla storia della sua famiglia raccolte da Giuseppe Pelli Fiorentino, seconda edizione notabilmente accresciuta. Firenze, Piatti 1823. §. 2. dieser Schrift gibt auch eine kurze kritische Uebersicht der Biographen Dante's.

9) Vita nuova di Dante Allighieri, edizione XVI a corretta lezione ridotta mediante il riscontro di codici inediti e con illustrazioni e note di diversi per cura di Alessandro Torri Veronese Dottore in belle lettere e socio di varie Accademie. In Livorno coi tipi di Paolo Vannini 1843; dann in den Opere minori di Dante A. von Pietro Fraticelli. Firenze, Barbèra, Bianchi e Comp. Vol. II. 1857.

10) So finden wir den Todestag der Beatrice durch astronomische Angaben auf den 9. Juni 1290 bestimmt, §. XXX.

11) Convito di Dante Alighieri, ridotto a lezione migliore. Padova dalla tipografia della Minerva, 1827; dann in den Opere minori di Dante A. von P. Fraticelli, Vol. III.

12) La Monarchia di Dante A. col volgarizzamento di Marsilio Ficino tratto da codice inedito della Mediceo-Laurenziana di Firenze con illustrazioni e note di diversi, per cura del Dottore Alessandro Torri. In Livorno coi tipi degli artisti tipografi, 1844; dann in den Opere minori di Dante A. von P. Fraticelli, Vol. II.

13) Della lingua Volgare di Dante A. libri due tradotti di Latino da Giangiorgio Trissino e ridotti a corretta lezione col riscontro del testo originale, edizione XVII, aggiuntevi le note di diversi per cura del dottore Alessandro Torri di Verona. In Livorno presso la libreria Niccolai-Gamba, in Firenze presso Luigi Molini 1850; dann in den Opere minori di Dante A. von P. Fraticelli, Vol. II.

14) In den Opere minori, Vol. I. unter dem Titel: Il Canzoniere di Dante A.

annotato e illustrato da P. Fraticelli, aggiuntovi le Rime sacre e le poesie latine dello stesso Autore. Firenze 1856.

15) Die Vita nuova (§§. XXIV. XV.) und das Convito (Tratt. I. cc. 5—13.) enthalten, übereinstimmend mit den Erörterungen in der Schrift de vulgari eloquio, manche Andeutungen in Betreff des Ursprunges der italienischen Poesie, sowie über die hervorragenden zeitgenössischen Dichter, z. B. Cino da Pistoja, Guido Cavalcanti, Guido Guinizzelli u. A. Was die Canzonen und Sonette betrifft, so herrscht bis jetzt noch eine große Unsicherheit in der Entscheidung über die Aechtheit derselben. Von den Canzonen, deren Aechtheit nicht zu verkennen, nehmen besonders zwei auf die historischen Verhältnisse der Zeit und die persönlichen des Dichters Bezug, nämlich „O Patria, degna di trionfal fama", deren Gegenstand die beklagenswerthen Zustände der Vaterstadt, und „Poscia ch' i ho perduta ogni speranza" (von Fraticelli zu den apokryphen gezählt), worin der Dichter über den Tod des theuren Herrn (ohne Zweifel Kaiser Heinrich VII.) und die Unmöglichkeit seiner Rückkehr in die Heimat trauert und dem Markgrafen Franceschino (Malaspina) in Lunigiana seinen Gruß sendet. Unter den Sonetten haben geschichtliches Interesse, durch die Beziehung zu den Freunden des Dichters: „Guido, vorrei che tu e Lapo ed io", „Poich' io non trovo chi meco ragioni" und „Jo mi credea del tutto esser partito". Die beiden lateinischen Eklogen, veranlaßt durch die poetischen Zuschriften des Giovanni del Virgilio, stammen aus der letzten Lebenszeit des Dichters und vergegenwärtigen uns lebhaft das Verhältniß des volksthümlichen Sängers zu den antikisirenden Poeten des Zeitalters. Was die unter Dante's Namen veröffentlichten sieben Bußpsalmen (i sette salmi penitenziali) und das so oft in den Handschriften der Commedia mit beigefügte Credo (professione di fede), jene wie dieses in terze rime, betrifft, so erscheinen sie sowol dem Inhalte als der Sprache nach des Dichters wenig würdig, mögen demnach als unächt gelten; man vergleiche, um den Unterschied wahrzunehmen, nur die Paraphrase des Vaterunsers im Credo (bei Fraticelli p. 407.) mit der zu Anfang des Canto XI. im Purgatorio.

16) Erschöpfende Auskunft über sämmtliche Ausgaben der Commedia gibt die Bibliografia Dantesca ossia Catalogo delle edizioni, traduzioni, codici manoscritti e comenti della divina Commedia etc. compilata dal Visconte Colomb de Batines. T. I.—II. Prato, tipografia Aldina 1845—46. Dazu die Nachlese von C. Witte in der Schrift: Quando e da chi sia composto l'Ottimo Comento a Dante. Lettera al Sign. Seymour Kirkup. Lipsia 1847. pp. 25—52. Außerdem enthält T. IV. der Commedia, illustrata da Ugo Foscolo, Londra 1843. eine Uebersicht und Beurtheilung der Handschriften und der Ausgaben unter dem Titel: Notizie e pareri diversi intorno a forse duecento codici, e alla serie delle edizioni della Commedia di Dante, pp. 49—140; das Verzeichniß der Ausgaben reicht jedoch nur bis zum Jahre 1822. Auch die Ausgabe der Div. Commedia giusta la lezione del Codice Bartoliniano, Udine pei fratelli Mattiuzzi 1823—28, gibt in Vol. I. (pp. I—LIII.) und als Supplement in Vol. III. 2. (pp. 317—319.) ein Verzeichniß von Handschriften und ältesten Drucken, insoweit sie nämlich der Herausgeber zur Vergleichung herbeigezogen.

17) Von besonderem Werthe sind in dieser Beziehung die Gesänge XV.—XVII. des Paradiso, worin der Dichter seinen Stammvater Cacciaguida erzählend und prophezeiend einführt.

18) Am einfachsten erscheint die historische Treue des Dichters in Stellen, wie Inf. XXI. v. 94., wo er seine persönliche Gegenwart bei dem Abzuge der Besatzung von Caprona versichert („E così vid' io già" etc.), wozu der Commentar des Benvenuto Rambaldi (bei Muratori antiqu. I. p. 1086) bemerkt, es sei dies im August des Jahres 1289 geschehen, als Dante 25 Jahre alt war. Wie auch das Schweigen Dante's von gewissen überlieferten Thatsachen als historisches Zeugniß gegen dieselben zu gebrauchen, davon liefert F. W. Barthold ein treffendes Beispiel, indem er mit Recht voraussetzt, daß der Dichter die angebliche Vergiftung Kaiser Heinrich's VII. in der Commedia gewiß nicht unerwähnt gelassen haben würde, wenn diese Frevelthat gegen den von Gott gesandten Retter Italiens mehr als eine verleumderische Erfindung wäre (s. Barthold's Römerzug König Heinrich's von Lützelburg. II. Theil. Königsberg 1831. I. Beil. S. 39.)

19) [Ueber die Abfassungszeit der Dante'schen Schriften.] Für die Chronologie der Abfassung der Dante'schen Schriften geben ausschließlich diese selbst einige zum Theil sicher, zum Theil unsicher leitende Fingerzeige. Daß von den größeren die Vita nuova der frühesten Zeit angehört, erfahren wir, wenn nicht schon aus dem jugendlichen Charakter des Inhaltes, aus des Dichters eigener Versicherung, Convito Tratt. I. c. 1: „E io in quella dinanzi (nämlich in der Vita nuova) all' entrata di mia gioventute parlai, e in questa dipoi (nämlich im Convito) quella (nämlich gioventute) già trapassata", — verglichen

mit der Bestimmung in Tratt. IV., c. 24, daß die gioventute vom 25—45. Lebensjahre reiche, wornach also die Abfassung, wenigstens der Beginn derselben, ungefähr in sein 26. Lebensjahr fällt, was ganz gut mit dem in der Dichtung noch erwähnten Jahrestage des Abscheidens der Beatrice (9. Juni 1291, §. XXXV.) übereinkommt. In keiner Weise ist daran zu denken, daß die in §. XLI. erwähnten Pilgerzüge in die Jubiläumsfrist von 1300 fielen, vielmehr gehörten sie den alljährlich sich wiederholenden Erscheinungen an; sonst hätte der Dichter gewiß bestimmter auf die seltene Veranlassung hingewiesen und sich nicht mit der allgemeinen Classification der Pilgrime begnügt. Jene Annahme, die sich auf Nichts gründet, würde die Chronologie der Dante'schen Schriften ohne Noth verwirren. — Bezüglich des Convito ergibt sich zunächst aus den so eben angeführten Stellen darin, daß die Abfassung desselben etwa mit dem 45. Lebensjahre begonnen habe, also in die Zeit des Exiles fällt, wie der Dichter selbst noch andeutet, Tratt. I. c. 3. Die Einführung Carl's II. von Neapel als lebend, Tratt. IV. c. 6, zeigt außerdem, daß dieser Abschnitt nicht nach 1309, wo der König starb (Giov. Villani VIII. c. 108.), geschrieben sein kann; es mag also dieses Jahr als das ungefähre der Abfassung des Werkes angenommen werden. Wenn man nur die Angabe Dante's über die Zeitgränzen der Gioventute und was er, Tratt. I. c. 1., darnach berechnet, nicht gerade auf's Haar nimmt, so findet sich kein Widerspruch. Genaueres darüber ist nicht zu erweisen, und alle die scharfsinnigen Argumente Fraticelli's für einen viel früheren Ursprung und für eine ganz verschiedene, weit auseinander liegende Abfassungszeit eines jeden der vier Abschnitte erscheinen zuletzt nicht stichhaltig. Die Erwähnung des Wahrsagers Asdente z. B. als einer noch lebenden Person, Tratt. IV. c. 16., während der Dichter dieselbe im Jahre 1300, wohin er die Vision seiner Commedia verlegt, als gestorben annimmt, Inf. XX. v. 18., veranlaßt den Kritiker, die Abfassung dieses letzten der vorhandenen Tractate des Werkes noch vor das Jahr 1300 zu stellen; nichts aber nöthigt dazu, aus dem „sarebbe" in jener Stelle auf eine noch lebende Person zu schließen. Auch das dem Guido da Montefeltro wegen seiner Verzichtleistung auf das weltliche Leben im Jahre 1296 (Murat. Scriptt. IX. pp. 144 A. und 743 c. 44.) gespendete Lob, Tratt. IV. c. 28., gegenüber seiner Verdammung in der Commedia (Inf. XXVII.) ist kein sicheres Zeugniß dafür, daß der Dichter, als er jene Stelle des Convito schrieb, noch nichts von dem Verrathe des Montefeltro im Jahre 1298 (Giov. Villani VIII. c. 23.), um deswillen er ihn in die Hölle versetzt, gewußt habe, da Dante auch sonst Lob und Tadel bei derselben Person auseinanderzuhalten pflegte und z. B. kein Arg darin fand, im 15. Ges. des Inferno seinen Lehrer Brunetto Latini wegen eines schmählichen Lasters zu verdammen und ihm gleichzeitig die kindlichste Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen. Was Fraticelli außerdem gar nicht berücksichtigt und was doch wol gegen die Aufhebung der zeitlichen Aufeinanderfolge der uns aufbehaltenen vier Tractate, wie wir sie im Werke geordnet finden, bezüglich ihrer Abfassung, spricht, ist die in verschiedenen Stellen vorkommende Verweisung auf die folgenden, erst noch zu schreibenden Abschnitte (Tratt. I. cc. 8. 12. II. 1. III. 15. IV. 26. 27.). — Was die Schrift de Monarchia betrifft, so hat man, übereinstimmend mit der Versicherung des Boccaccio in der Biographie Dante's, meistens als sicher angenommen, daß derselbe sie zur Ankunft Kaiser Heinrich's VII. in Italien geschrieben habe. Die Gründe, welche C. Witte für einen viel älteren Ursprung, ja bis vor das Exil zurück, geltend macht, scheinen mir nicht so schlagend, daß sie gegen das Bekenntniß der politischen Sinnesänderung im 1. Cap. des II. Buches, die in so früher Zeit nicht denkbar, aufkommen könnten. Wenn darnach die Abfassung des Werkes unzweifelhaft in die Periode des Exiles zu stellen, wo der Dichter bereits zum entschiedenen Ghibellinen geworden, so spricht dagegen die Verschiedenheit der Ansichten vom Adel im II. Buche c. 3. und im Convito IV. c. 3., worin jene gewissermaßen von einem höheren Standpunkte corrigirt wird, für die Vermuthung, daß dieser betreffende Abschnitt, also wahrscheinlich die ganze Schrift, vor jenem Tractate des Convito geschrieben sei; wie lange vorher, ist jedoch nicht zu ermitteln. — Die Bestimmung der Abfassungszeit der, gleich dem Convito, unvollendet gebliebenen Schrift de vulgari eloquio unterliegt, wie scheint, einem unlösbaren Widerspruche. In lib. I. c. 12. wird Markgraf Johann von Monferrat, der im Januar 1305 starb (Muratori Gesch. Ital. VIII. S. 271.), als lebend eingeführt, und ebenso in lib. II. c. 6. der Markgraf von Este, worunter nach den Umständen kein anderer als Azzo VIII., der den letzten Januar 1308 starb (Murat. Gesch. Ital. VIII. S. 286.), verstanden sein kann. Darnach möchten beide Bücher zwischen dem Ende des Jahres 1304 und dem Anfange von 1308 geschrieben sein; wie harmonirt das aber mit den Worten Dante's zu Anfange des Convito, Tratt. I. c. 5., worin er sein Werk über die Volkssprache, das er mit Gottes Zulassung zu arbeiten beabsichtige, erst ankündigt, vorausgesetzt, daß der obige Nachweis von der Abfassungszeit des Convito richtig ist? Möglich, daß wir über das Todesjahr der bei-

den Markgrafen Johann und Azzo falsch berichtet sind; möglich auch, daß die Stellen bei Dante einen anderen Sinn haben; noch andere Möglichkeiten lassen sich nach dem Vorgange Fraticelli's aufstellen: — gestehen wir es indeß nur ein: wir sind nicht vollkommen ausgerüstet, um die Frage zu entscheiden. — Auch bezüglich der Commedia läßt sich wenig Bestimmtes über die Abfassungszeit sagen. Begnügt man sich freilich mit Hypothesen, wie Carlo Troya in seinem sonst so reichhaltigen Werke Del veltro allegorico de' ghibellini (con altre scritture intorno alla divina Commedia di Dante. In Napoli dalla stamperia del vaglio 1856), dann scheint es, als ob man genaue Angaben erlangen könnte; aber es ist eben nur Schein und das ganze künstliche Gebäude ist fortwährend in Gefahr wieder einzustürzen. Wenn Wegele (Dante's Leben S. 298.) auf eine bisher unbeachtet gebliebene Stelle des Convito (Tratt. I. c. 3.) als für die Chronologie der Commedia entscheidend verweist, worin nämlich Dante von den Folgen seiner Verbannung spricht, daß nicht blos seine Person an Ansehen verloren habe, sondern auch jedes seiner Werke — „ogni opera, si già fatta, come quella che fosse a fare" —, so finde ich den Schluß, den er daraus zieht, keineswegs nothwendig, daß nämlich unter quella opera che fosse a fare ein bereits in Arbeit befindliches, aber noch nicht fertiges, und zwar die Commedia, zu verstehen sei, von welcher demnach zur Zeit, als der Dichter das Convito begann, (1309) bereits ein Theil veröffentlicht gewesen sein müsse. Jene Stelle ergibt bei unbefangener Betrachtung nur folgenden Sinn: „jedes meiner Werke, sowol jedes schon fertige, als welches ich etwa noch schreiben sollte"; das ogni muß, glaube ich, auf beide Theile bezogen werden, und es dünkt mir nicht widersinnig, den Dichter zum Voraus die Geringschätzung seiner künftigen Werke vermuthen zu lassen. Uebrigens gewinnen wir auch bei der Auffassung Wegele's nichts weiter, als was bisher noch Niemand bezweifelte, daß nämlich um 1309 bereits Abschnitte der Dichtung bekannt waren. Für die Feststellung der Chronologie des Inferno scheint dagegen einen besonderen Werth die Stelle XIX. v. 79 ff. zu haben, worin Papst Nicolaus III., der Simonist, seine Nachfolger Bonifaz VIII. und Clemens V. in der Weise ankündigt, daß jener n i c h t s o l a n g e auf diesen werde warten dürfen, als er selbst bereits, d. i. bis zum Jahre 1300, wo Dante's Vision stattfand, gewartet habe. Nicolaus starb 1280, Bonifaz 1303; jener wartete also auf diesen schon 20 Jahre; die Regierungszeit des Clemens aber, der 1314 starb, dauerte kaum zehn Jahre. Aus der Aeußerung des Nicolaus nun und aus dem Abstande der beiden Jahresfristen läßt sich vielleicht entnehmen, daß der Dichter die Regierungszeit des Clemens noch lange über das Jahr 1314 hinaus vermuthete, also ihr Ende nicht kannte, folglich diesen Abschnitt noch bei Lebzeiten desselben verfaßte. Nun wissen wir aus dem Schreiben Dante's an die Fürsten und Herren Italiens vom Jahre 1310 bei der Ankunft Kaiser Heinrich's VII. (s. den Schluß desselben), daß er damals die beste Meinung vom Papste hegte, weil dieser die Absichten des Kaisers zu begünstigen schien, während er sich in den letzten Monaten vor Heinrich's Tode (24. Aug. 1313) von der Gegenpartei gewinnen ließ. Jene Stelle des Inferno von der vorausverkündigten Verdammung des Papstes würde sonach bezüglich ihrer Abfassung am besten in die erste Hälfte des Jahres 1313 passen, wenn nur nicht kurz vorher, in demselben Gesange v. 19, der Dichter uns durch seine eigenen Worte wieder schwankend machte. Er sagt da nämlich, die von ihm gewagte Zertrümmerung des marmornen Taufsteines zur Rettung des Knaben sei „ancor non è molti anni", d. h. vor wenigen Jahren, geschehen. Die Thatsache fällt nach der Note des Benvenuto Rambaldi in das Priorenamt des Dichters („qui tunc erat de prioribus regentibus", Muratori Antiquit. I. p. 1074), d. i. in das Jahr 1300; es fragt sich nun, ob dreizehn Jahre so bezeichnet werden durften. Und so kommen wir am Ende doch auf den ungefähren Zeitpunkt von 1308 zurück, wo die Willfährigkeit des Papstes gegen Philipp von Frankreich in der Sache der Tempelherren so eben hinreichende Veranlassung zu einem Verdammungsurtheile geboten hatte. Daß später, im Jahre 1314, der Dichter wieder Grund fand, des Papstes in Ehren zu gedenken, würde kein unbedingtes Hinderniß sein, da sich Aehnliches bei Dante wiederholt. In keinem Fall aber dürfte das Jahr 1308 für die Veröffentlichung des Inferno als ausgemachte Thatsache gelten. Einen ferneren Anhalt bietet der poetische Briefwechsel des Dichters mit Giovanni del Virgilio, und zwar folgende Stelle in der ersten Ekloge Dante's:

(Opere minori von Fraticelli I. p. 428.):

„Quum mundi circumflua corpora cantu
Astricolaeque meo, velut infera regna, patebunt,
Devincire caput hedera lauroque jurabit."

Die mundi circumflua corpora sind verschieden aufgefaßt worden; bei reiflicher Erwägung wird man C. Troya (Del veltro allegorico p. 183.) beistimmen, der jene Worte mit astricolaeque als eins zusammenfaßt und unter beiden das Paradiso („i corpi scorrenti

d'intorno al mondo, cioè i pianeti, e gli abitatori de' pianeti"), unter infera regna aber nicht das Inferno allein, sondern die beiden unteren Reiche („i regni sottoposti a que' corpi"), Inferno und Purgatorio versteht. Der Dichter will also sagen: „erst wenn ich das Paradiso ebenso werde veröffentlicht haben, wie bereits das Inferno und das Purgatorio, wird mir der Lorbeer wünschenswerth erscheinen." Wenn nun aus den dichterisch eingekleideten Thatsachen, die in der ersten Ekloge des Virgilio erwähnt werden, z. B. König Robert's Schiffzug nach Genua, mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, daß das Gedicht in keine frühere Zeit, als in die zweite Hälfte des Jahres 1318, zu stellen ist, so ergibt sich zugleich für die Commedia, daß bis zu diesem Zeitpunkte erst Inferno und Purgatorio veröffentlicht waren, das Paradiso dagegen noch nicht vorlag. Was endlich noch den Anfang des Inferno betrifft, so läßt sich aus der durch die ganze Commedia streng festgehaltenen Verlegung der Vision auf die letzten Tage des März 1300 (Inf. I. 1. vergl. mit Conv. IV. c. 23.) entnehmen, daß der Dichter sein Werk, in der Abfassung, wie wir es kennen, erst mit oder bald nach dem Jahre 1300 angefangen haben kann. Auch einige der ältesten Commentatoren, z. B. Ottimo Commento, Benvenuto Rambaldi, versichern in der Stelle, wo sie von dem römischen Jubiläum im Jahre 1300 sprechen, bezüglich Inf. XVIII. v. 28., daß Dante in diesem Jahre die Abfassung begonnen oder den Plan dazu gefaßt habe. Einige weitere Vermuthungen über Beginn und Abschluß der Commedia, zu denen Boccaccio's Bericht von Dante Veranlassung gibt, folgen später; aus allem zusammen wird man ersehen, wie wenig bestimmte Kunde wir von der Abfassungszeit der Dante'schen Schriften, besonders auch der einzelnen Theile der Commedia, haben.

20) Quaestio aurea ac perutilis edita per Dantem Alagherium, poetam florentinum clarissimum, de natura duorum elementorum aquae et terrae disserentem p. cura di Alessandro Torri als Anhang zu desselben Epistole di Dante A. In Livorno 1842. pp. 159—194. und in den Opere minori di Dante A. von P. Fraticelli, Vol. II. pp. 425—465. Das Datum befindet sich am Schlusse der Schrift, wobei es freilich zweifelhaft erscheint, ob das angegebene Jahr 1320 wirklich als solches in unserem Sinne, oder nach der in Florenz und anderen norditalienischen Städten geltenden Zeitrechnung, die das neue Jahr erst mit dem 25. März begann, vielmehr als das folgende anzunehmen sei.

21) Vgl. Il Tesoro di Brunetto Latini volgarizzato da Bono Giamboni, nuovamente pubblicato secondo l' edizione del MDXXXIII. Venezia co' tipi del Gondoliere 1839. lib. II. c. 36. (Vol. I. p. 115.)

22) Als C. Witte im Jahre 1827 zuerst eine Sammlung der Dante'schen Briefe herausgab (Dantis Alligherii Epistolae quae extant, cum notis Caroli Witte. Patavii, sub signo Minervae), konnte diese erst aus sieben Briefen in theilweis noch unvollkommener Abfassung bestehen, während die späteren Ausgaben, die von Fraticelli (Opere minori di Dante, Vol. III.) deren elf, und die von Torri (Epistole di Dante etc. In Livorno 1842) außerdem noch drei enthalten (VIII., IX., X.), welche Dante im Auftrage der Gräfin Caterina di Battifolle vom Schlosse Poppi im Casentinischen aus an Margarethe von Brabant, Gemahlin Heinrich's VII., im Jahre 1311 richtete und, wofern ihre Aechtheit feststeht, zur Bestätigung seines Aufenthaltes in dieser Zeit nicht ohne Belang sind, da Gräfin Caterina die Gemahlin jenes Guido Salvatico war, der unseren Dichter freundlich bei sich aufnahm. Ueber den Ursprung der Conti Guidi und ihrer Zunamen Novello, Battifolle, Salvatico, Romena, s. Giov. Villani V. c. 37.

23) Croniche IX. c. 136.

24) Ist es vielleicht das von Leonardo Bruni in der Vita di Dante erwähnte, mit den Anfangsworten: „Popule mi, quid feci tibi?"

25) Bei Witte VI. VII., Torri VII. XII., Fraticelli VII. IX. Das Schreiben an den Kaiser mit der Aufschrift: „Sanctissimo triumphatori et Domino singulari, Domino Henrico, divina providentia Romanorum regi semper augusto, devotissimi sui Dantes Allighcrius Florentinus et exul immeritus, ac universaliter omnes Tusci, qui pacem desiderant terrae, osculantur pedes."

26) Torri, Fraticelli I. Wie wir aus Giov. Villani's Chronik erfahren (VIII. c. 72.), richtete der Cardinal in Florenz nichts aus und stachelte dann selbst die Verbannten auf zu dem Angriffe auf Florenz im Juli 1304; Dino Compagni dagegen weiß nichts von der Einmischung des Cardinals in diese kriegerische Angelegenheit.

27) Witte VIII. Torri XIII. Fraticelli X.

28) Witte V., doch erst in italienischer Uebersetzung, da das lateinische Original noch nicht vorlag, Torri, Fraticelli V., die beide den ursprünglichen lateinischen Text haben. Die Aufschrift lautet: „Universis et singulis Italiae regibus et senatoribus almae urbis, nec non ducibus, marchionibus, comitibus, atque populis, humilis Italus Dantes

Alagerii Florentinus et exul immeritus orat pacem." So Fraticelli; Torri dagegen zwischen nec non und atque blos gentibus.

29) Torri, Fraticelli VI. mit der Aufschrift: „Dantes Allagherius Florentinus, et exul immeritus, scelestissimis Florentinis intrinsecis" (bei Torri: intrinsecus).

30) Witte IX. Torri XIV. Fraticelli XI. Außerdem in besonderer Ausgabe mit reichhaltigem kritischen Apparat unter dem Titel: Del Metodo di commentare la divina Commedia, epistola di Dante a Can Grande della Scala, interpretata da Giambattista Giuliani Somasco. Savona dai tipi di Luigi Sambolino 1856. Die Aufschrift lautet nach Fraticelli: „Magnifico atque victorioso Domino, Domino Kani Grandi de la Scala, sacratissimi Caesarei principatus in urbe Verona et civitate Vicentia vicario generali; devotissimus suus Dantes Alagherii, florentinus natione, non moribus, vitam optat per tempora diuturna felicem, et gloriosi nominis in perpetuum incrementum."

31) Torri, Fraticelli II.

32) Torri, Fraticelli III. vgl. weiterhin Anm. 86.

33) Witte, Torri, Fraticelli IV.

34) Nur italienisch vorhanden, obwol ohne Zweifel ebenfalls ursprünglich lateinisch abgefaßt; bei Witte am Schlusse seiner Sammlung, Torri XI. Fraticelli VIII. Witte behauptet aus unzureichenden Gründen die Unächtheit dieses Briefes; Ton und Haltung sind Dante's keineswegs unwürdig, erscheinen vielmehr ganz in seiner Art, auch die Zeitumstände passen besser, als Witte annimmt. Nur darf das Datum nicht willkürlich geändert werden, wie C. Balbo (Vita di Dante p. 421) thut, der entgegen den geschichtlichen Beziehungen des Schreibens, blos wegen der von den beiden Villani (Giovanni und Filippo) berichteten Gesandtschaftsreise nach Venedig kurz vor dem Tode des Dichters, anstatt 1314 das Jahr 1320 oder 1321 vorschlägt. Was bliebe bei dieser Annahme Wahres an der „novella elezione di questo serenissimo Doge", da der damalige Doge Soranzo von 1312 bis etwa 7 Jahre über Dante's Lebenszeit hinaus regierte!

35) [Ueber die noch ungedruckten Commentare zur Commedia.] Der so oft erwähnte, aber bis in die neuere Zeit problematisch gebliebene Commentar des Jacopo della Lana, der zu den ältesten gehört, soll nach dem übereinstimmenden Urtheile de Batines' (Del Comento su la divina Commedia appellato l'Ottimo e di quello attribuito a Jacopo della Lana in den Studi inediti su Dante A., Firenze 1846 pp. 131—158) und C. Witte's (Quando e da chi sia composto l'Ottimo Commento a Dante, Lipsia 1847) derselbe sein, welcher sich bereits in der Venezianer Folio-Ausgabe der Commedia vom Jahre 1477 (wegen des Verlegers Vindeli da Spira gewöhnlich die Vindeliana genannt), sowie in der Mailänder Folio-Ausgabe vom Jahre 1478 (wegen des Verlegers M. P. Nidobeato oft als die Nidobeatina bezeichnet) gedruckt vorfindet; nur geringe Abweichungen beider Drucke von einander und von dem Originale, das sich handschriftlich in Paris und Florenz befindet, werden zugegeben und sollen bisher die richtige Auffassung getrübt haben. Nach dem Urtheile Anderer sind die Abweichungen doch bedeutender und liegt beiden Drucken nur der Commentar des Jacopo della Lana zu Grunde. (S. Ugo Foscolo, La Commedia etc. di Londra 1843. T. IV. p. 97.) Volles Licht kann erst ein kritischer Abdruck der besten Handschrift gewähren, der meines Wissens noch zu erwarten steht. Das Meiste zur Verwirrung hat wahrscheinlich das am Schlusse der Vindeliana befindliche Gedicht beigetragen, worin sich nämlich ein Christofal Berardi, mit dankbarer Erwähnung der Commentator-Arbeit des Benvenuto Rambaldi (da Imola), als Verfasser zu nennen beliebt. Dieser Name wurde aber stets übersehen und fälschlich angenommen, daß die Ausgabe den Commentar des Benvenuto Rambaldi enthalte, mit welchem er jedoch in der Fassung nicht das Mindeste gemein hat. Nach dem Erwähnten ist der Commentar des Jacopo della Lana noch immer ein schwankender Begriff. Aehnlich verhält es sich mit dem Commentar oder dem Chiose des Jacopo Allighieri, eines Sohnes von Dante. Seit lange kannte man das Vorhandensein eines solchen Commentares, ohne etwas davon auffinden zu können, bis Pelli in seinen Memorie mit Bestimmtheit auf die in der Laurenziana zu Florenz aufbewahrte Handschrift hinwies (in der Dante-Ausgabe, Venezia 1758 T. VI. P. II. p. 31, Anm. 3. Ausg. 1823. p. 42. Anm. 54). Trotzdem verließ man diese Spur und glaubte dann in der königl. Bibliothek zu Paris das Original gefunden zu haben. Daraus theilte Ozanam in seinem bekannten Werke über Dante einige Excerpte mit, nämlich das Proemio mit Auslassungen und einen Abschnitt aus dem Anfange des Commentares (Ausg. Louvain 1847. pp. 55 und 268); nach ihm de Batines zu Ende der oben erwähnten Abhandlung einige andere, bezüglich Inf. XVIII. XIX. XXX. Der Anfang jenes Proemio stimmt mit dem von Pelli angeführten genau überein, so daß kein Zweifel auch in Betreff der übrigen

Excerpte aufsteigen dürfte. Nun belehrt uns aber ein Schriftchen von Audin de Rians (Delle vere chiose di Jacopo Allighieri e del Commento ad esso attribuito, Firenze, tipographia di Tommaso Baracchi, 1848), daß es sich damit ganz anders verhalte. Die Vergleichung des Pariser Codex mit dem florentinischen, besonders mit einem dem Lord Vernon angehörigen, hat ihm den Beweis geliefert, daß zwar das Proemio der Pariser Handschrift ächt sei, der Commentar selbst aber von einem anderen unbekannten Verfasser aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts herrühre, wogegen der Lord Vernon'sche und der Codex der Laurenziana, den schon Pelli bezeichnete, den ächten Commentar des Jacopo Allighieri sammt dem ächten Proemio enthalten. Der Codex des Lord Vernon umfaßt außerdem noch andere merkwürdige Stücke, und zwar in erster Linie jenen Commentar des Ungenannten (zum Inferno), der in dem Pariser Codex sich befindet und für den des Jacopo A. gehalten wurde, jedoch mit einem eigenen Proemio, das von dem des Jacopo A. und dem der Pariser Handschrift gänzlich abweicht, aber in Ton und Sprache eben so genau mit dem darauf folgenden Commentare harmonirt, wie das ächte Proemio des Jacopo mit dem seinigen. Der Verf. hat am Schlusse des Schriftchens beide Proemien und Proben aus dem Anfange beider Commentare zur Vergleichung mitgetheilt. Uebrigens überzeugen die paar Stellen aus dem Commentare des Ungenannten bei de Batines (studi inediti. Firenze 1846. p. 157) von dem Werthe und der Reichhaltigkeit gerade dieser Glossen; so geben sie z. B. zwei für die Lebensgeschichte des Dichters interessante Nachrichten, erstens daß er zur Zeit des großen Jubiläums im Jahre 1300 sich selbst in Rom befand (bezüglich Inferno XVIII. 28), zweitens daß der Knabe, den er durch raschen Entschluß von dem Tode des Ertrinkens in dem marmornen Taufbecken rettete (Inf. XIX. 28), ein Antonio di Baldinaccio de' Cavicciuli war und die Sache sich am Sonnabende vor Ostern zutrug („il dì di sabbato santo"). Die Richtigkeit dieser Mittheilungen bleibe dahingestellt: jedenfalls gehören beide Commentare zu denjenigen, deren Veröffentlichung durch den Druck — mir ist nicht bekannt, daß derselbe bis jetzt geschehen — zu wünschen wäre. Uebrigens sind diese in Prosa abgefaßten Chiose des Jacopo A. nicht mit den in den alten Drucken (z. B. der Vindeliana) und Handschriften unter demselben Autornamen wiederkehrenden terze rime, die einen kurzen Auszug aus der Commedia enthalten, zu verwechseln; sie beginnen mit dem Verse: „Voi che siete dal verace lume". Noch einige andere Commentare der ältesten Zeit werden von früheren und späteren Commentatoren als Quelle, aus der sie schöpften, erwähnt; so eines Guido del Carmino oder da Pisa und des Cancelliere di Bologna (Graziuolo de' Bambagiuoli). Auf diesen beruft sich mehremal der Ottimo Commento (I. p. 248), auf jenen Francesco da Buti (I. p. 189); von beiden enthält der Codex Vernon, wie Audin de Rians berichtet, die einander fortsetzenden Glossen zum Inferno. Der spätere Christoforo Landino nennt noch als Commentatoren einen Sohn Dante's, Namens Francesco, dessen Existenz nicht erweislich, ferner einen Carmeliterbruder Ricardo und einen Andrea Napolitano, von deren Arbeiten jedoch meines Wissens nichts bekannt ist; die Anführung eines Francesco Dante beruht wahrscheinlich auf der Verwechselung mit einem der beiden anderen Söhne des Dichters und mit Francesco da Buti, die alle drei Commentare geschrieben. Endlich wird noch von Ferd. Arrivabene (Il secolo di Dante, commento storico im Dante-Bartoliniano, Vol. III. part. I. p. 201. und dritte Separat-Ausgabe mit den Anmerkungen von Ugo Foscolo, Monza, tipografia Corbetta 1838. p. 47.) Fra Giovanni di Serravalle, Bischof von Fermo und Schüler des Benvenuto Rambaldi genannt, der im Jahre 1416, während er sich auf dem Concile zu Constanz befand, eine lateinische Uebersetzung der Commedia in Prosa und einen Commentar dazu verfaßte, wovon zwei interessante Stellen mitgetheilt werden. Vgl. unten Anm. 77.

36) Am vollständigsten berichtet Benvenuto Rambaldi über Brunetto (bei Muratori antiquitates medii aevi I. p. 1059 ff.); über die Beziehungen desselben zu Dante weiß er jedoch nichts weiter zu sagen, als daß dieser ihn im Leben genau gekannt („quem familiaviter noverat in vita"), und etwas später, daß Brunetto nicht allein Dante, sondern noch viele andere Jünglinge unterrichtet habe (ital. Uebersetzung von Giovanni Tamburini, Imola 1855. I. p. 382).

37) Petri Allegherii super Dantis ipsius genitoris Comoediam commentarium, nunc primum in lucem editum consilio et sumtibus G. J. Bar. Vernon, curante Vincentio Nannucci. Florentiae apud Guilielmum Piatti 1845. Aus einer Stelle p. 434. geht hervor, daß der Verf. im Jahre 1340 mit der Abfassung beschäftigt war. Es ist da nämlich von den drei französischen Königsgenealogieen die Rede und von der der Capetinger wird gesagt: „Tertia incipit a dicto Ugone et hucusque, scilicet in 1340, fuerunt reges 19." Diese beigefügte Zahl der kapetingischen Könige bis zu dem genannten Jahre

muß demjenigen Zweifel erregen, der das Register der in unseren Geschichtsbüchern gewöhnlich aufgezählten Regenten damit vergleicht. Eine andere Zählung jedoch hatte das 14. Jahrhundert, wie aus dem Commentare des Benvenuto Rambaldi zu ersehen ist, der an eben dieser Stelle (bei Muratori I. p. 1214) allein sieben Capetinger Namens Philipp aufzählt und unter Philipp VII. denjenigen versteht, den wir als Philipp IV. kennen und den Schönen zu nennen pflegen („qui, ut credo, dictus est Pulcher"). Auf diese Weise kommt die Zahl 19 gerade heraus.

38) L'Ottimo Commento della Divina Commedia, testo inedito d' un contemporaneo di Dante citato dagli Accademici della Crusca. Pisa presso Niccolò Capurro, 1827—29. Voll. III. de Batines suchte in der in Anm. 35. angeführten Abhandlung nachzuweisen, daß dieser Commentar nicht primitiv sei, sondern ein von zwei oder drei Compilatoren gefertigter Auszug aus früheren Commentaren; C. Witte dagegen, in seiner Lettera al Sign. Kirkup) (s. Anm. 15), vertheidigt mit Glück die Einheit des Werkes, obwol er die Benützung anderer Commentatoren, besonders des Jacopo della Lana, und einige spätere Interpolationen zugibt, stellt die Abfassung in die Zeit um 1333—1334 („mentre che io scriveva questa chiosa, anni 1333 a dì 17 di Marzo" I. p. 355) und macht als Verfasser den florentinischen Notar Andrea Lancia glaublich.

39) T. I. pp. 183. 255.

40) „Io scrittore udii dire a Dante, che mai rima nol trasse a dire altro che quello ch' avea in suo proponimento."

41) T. III. p. 398. in der Glosse zu Par. XVII. v. 70. Petri Allegh. p. 668.

42) Vgl. weiterhin Anm. 88.

43) Bis jetzt nur in italienischer Uebersetzung, und nicht ohne Verkürzungen des Textes, vorliegend: Benvenuto Rambaldi da Imola, illustrato nella vita e nelle opere e di lui Commento latino sulla Divina Commedia di Dante Allighieri voltato in Italiano dall' Avvocato Giovanni Tamburini. Imola, dalla tipografia Galeati 1855—56. Voll. I. II. Der 3. Band, obwol bereits erschienen, ist noch nicht in meine Hände gelangt; zum Ersatze dienten die reichhaltigen Auszüge in Muratori's Antiquitates italicae medii aevi, T. I. Der Herausgeber, dem der estensische Codex zur Verfügung stand, zog es leider vor, diese italienische Ueberarbeitung zu liefern, anstatt den lateinischen Original-Text abdrucken zu lassen. Das Wenige, was von dem Leben des Commentators in Erfahrung zu bringen, findet sich in der biographischen Einleitung zum ersten Bande.

44) Muratori Antiquit. I. pp. 1270. 1277.

45) T. I. p. 388. Murat. p. 1063. Es ist in dieser Stelle, bezüglich Inferno XV., von Brunetto Latini's Laster, der Päderastie, die Rede, bei welcher Gelegenheit Benvenuto mittheilt, daß, als er im Jahre 1375 zu Bologna über die Commedia Vorlesungen hielt, er unter seinen Zuhörern ebenfalls Päderasten entdeckte und auf diese Weise von der Wahrheit der Darstellung bei Dante überzeugt worden sei.

46) Diese Excerpte haben den Vorzug, daß sie treu nach dem estensischen Codex in der ursprünglichen lateinischen Abfassung wiedergegeben sind.

47) T. I. p. 17. (Introduzione). Murat. p. 1037., wo bezüglich der Geburt Dante's im Jahre 1265 der Beisatz „sedente Urbano papa IV." anstatt Clemente IV.

48) Murat. p. 1269: „Fuit enim Dominus Aldigherius jurisperitus."

49) S. oben Anm. 36.

50) T. I. p. 164. mit Hinweisung auf den Schlußvers von Inf. V: „E caddi come corpo morto cade."

51) T. II. p. 53. Murat. p. 1148: „quid intonavit multos sonos ejus."

52) T. II. p. 232. Murat. p. 1186., bei welcher Gelegenheit der Maler dem Dichter auf die beißende Frage, wie es komme, daß er so schöne Gestalten zeichne und doch so häßliche Kinder habe, die witzige Antwort gab: „Quia pingo de die, sed fingo de nocte." Uebrigens verweis't hier der Commentator auf die Berichte Petrarca's und Boccaccio's über Giotto, und es ist wahrscheinlich, daß er das Geschichtchen von letzterem überkommen hat.

53) T. I. p. 457. Murat. p. 1074. Ottimo Commento I. p. 344. vergl. oben Anm. 35.

54) Commento di Francesco da Buti sopra la divina Commedia di Dante Allighieri, publicato per cura di Crescentino Giannini. In Pisa pei fratelli Nistri. Tom. I. 1858. II. 1860. T. III. ist bis jetzt noch nicht erschienen. Dem ersten Theile gehen biographische Notizen über den Commentator voran.

55) T. I. p. 357.

56) S. oben Anm. 35.

57) Z. B. T. I. p. 188, wo anstatt König Philipp IV. von Frankreich mehremal ein

re Federigo di Francia genannt wird, während dagegen T. II. p. 475. König Philipp in sein Recht eintritt; T. II. p. 479, wo die Gefangennehmung Bonifaz's VIII. unrichtig in das Jahr 1301 gestellt ist.

58) T. I. p. 283.

59) Lo Inferno della Commedia di Dante Alighieri col comento di Guiniforto delli Bargigi, tratto da due manoscritti inediti del secolo decimo quinto, con introduzione e note dell' Avv. G. Zacheroni. Marsilia, Leopoldo Mossy. Firenze, Giuseppe Molini. 1838. Voran einige biographische Notizen (cenni storici).

60) p. 139: — „ed il clementissimo signor nostro illustrissimo duca non lo permetterebbe" etc.

61) p. 24.

62) p. 367.

63) Petri Alligh. Comment. pp. 58. 511. 513.

64) L'Ottimo Commento II. p. 539: „e qui cadrebbe una lunga dimostrazione, la quale per brevitade è da lasciare."

65) Benv. Rambaldi da Imola p. Tamburini T. I. p. 75: „E chi fu Beatrice? — Fu dessa realmente donna fiorentina".

66) Comm. di Francesco da Buti I. p. 65: „beatifica l'uomo".

67) II. p. 735.

68) p. 740: „ma non è così".

69) Nicht blos Beatricen, sondern auch Mathilden als dem Sinnbilde des christlich thätigen Lebens, die unseren Dichter beim Eintritt in das irdische Paradies zuerst empfängt, gibt der Commentator eine geschichtliche Unterlage, indem er erklärt, Dante habe bei ihr an die Tochter der Gräfin Beatrix, die reichlich spendende Wohlthäterin der römischen Kirche und Freundin Gregor's VII., gedacht, bei welcher Gelegenheit arge Fabeln von ihrer Ehe mit dem deutschen Baron Guelfo und den Streitigkeiten desselben mit seinem Vetter oder Bruder Gebel, woraus die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen entstanden seien, erzählt werden. II. p. 674. Uebrigens schöpft hier der Verf., wie er auch selbst anmerkt, nur aus Boccaccio's Commento zur Commedia c. 10. (Firenze 1844. Vol. III. p. 15). Die Geschichte von der verunglückten Heirath der Gräfin mit Guelfo findet sich noch vollständiger schon bei Giov. Villani IV. c. 21 (20); doch fehlt die Beziehung zu dem boshaften Vetter und zu dem Ursprunge der Guelfen und Ghibellinen.

70) Lo Inferno, pp. 39. 41.

71) Beide Commentare mit allem Zubehör finden sich vereinigt in: Dante con l'espozione di Christoforo Landino, e di Alessandro Vellutello, sopra la sua Comedia dell' Inferno, del Purgatorio, e del Paradiso. Con tavole, argomenti, e allegorie, e riformato, riveduto, e ridotto alla sua vera lettura, per Francesco Sansovino Fiorentino. In Venetia, appresso Giovambattista, Marchiò Sessa, e fratelli. 1564. Beide Commentare schließen abschnittweise den Text der Commedia ein; die entscheidende Stelle, auf Purg. XXX. bezüglich, s. fol. 265 a.

72) Dante con l' espositione di M. Bernardino Daniello da Lucca, sopra la sua Comedia dell' Inferno, del Purgatorio, e del Paradiso; nuovamente stampato, e posto in luce. Con privilegio dell' Illustrissima Signoria di Venetia per anni XX. In Venetia, appresso Pietro da Fino. 1568. Als den wahren Verfasser gibt man Trifone Gabriello, von welchem in der voranstehenden Widmung die Rede ist, an (s. La Commedia di Dante A. illustrata da Ugo Foscolo IV. p. 113). Die betreffende Stelle, auf Inf. II. und Purg. XXX. bezüglich, s. pp. 16. 456.

73) Boccaccio wurde zu Certaldo bei Florenz im Jahre 1313 geboren, war also acht Jahre alt, als Dante starb.

74) Il Commento di Giovanni Boccaccio sopra la divina Commedia di Dante Alighieri. Edizione conforma a quella del 1831. Firenze, tipografia Fraticelli 1844. Voll. III. Der Commentar bricht bald nach dem Beginne des 17. Ges. mitten im Satze ab.

75) Nach dem Sommario cronologico della vita del Boccaccio scritto dal Cav. Giambattista Baldelli, im Parnasso italiano continuato, Lipsia presso Ernesto Fleischer 1833. Vgl. Commento I. p. 119, wo Boccaccio selbst das Jahr 1373 angibt.

76) So Leonardo Bruni, Filelfo, Vellutello.

77) Der erste Abdruck befindet sich zu Anfang der Folio-Ausgabe der Commedia von 1477 (Venezia p. Vindeli da Spira), unter dem Titel: „Qui commincia la vita e costumi dello excellente Poeta vulgari Dante alighieri di Firenze honore e gloria del idioma Fiorentino. Scripto e composto per lo famosissimo homo missier Giovani Bocchacio da certaldo"; die nächstfolgende ist die erste Separat-Ausgabe: „Vita di Dante Ali-

ghieri Poeta fiorentino, composta p. Messer Giovanni Boccaccio. In Roma p. Francesco Priscianese Fiorentino 1544". Beide Abdrücke stimmen, bis auf geringe Abweichungen, mit einander überein, enthalten unverkürzt die weitläufigen betrachtenden Abschweifungen und schließen mit den Worten: „ma quelle ch' io posso, rendo, benedicendo in eterno il (el) suo nome e il (e) suo valore (vallore)". Ein mit beiden übereinstimmender Abdruck des gegenwärtigen Jahrhunderts, ohne Druckort und Jahreszahl, und wie aus dem kurzen Vorworte des Herausgebers hervorgeht, als Anhang zu der vorangegangenen Ausgabe des Decamerone, führt den allgemeinen Titel „Vita di Dante Alighieri per Messer Giovanni Boccaccio" und den besonderen, unmittelbar über dem Texte: „Origine vita studi e costumi del chiarissimo Dante Alighieri poeta fiorentino fatta e compilata dall' inclito Messer Giovanni Boccaccio"; die Vita reicht bis p. 92, darauf folgen bis zu Ende, p. 151, Lettere di Messer Giovanni Boccaccio; den oben angegebenen Schlußworten der Vita ist noch zugefügt: „E così sia". Die andere, verkürzte Edition, als deren Bearbeiter Emmanuele Rocco in seinen Anmerkungen zu Cesare Balbo's Vita di Dante (p. 486), den Commentator der Commedia Giovanni da Serravalle (vgl. oben Anm. 35.) annimmt, führt den Titel: „Vita di Dante Alighieri, composta da Giovanni Boccaccio, diversa dall' edita e tratta da un codice del MCCCCXXXVII appartenente al cavaliere che fu Giuseppe Bossi, pittore Milanese, pubblicatasi per la prima volta in Milano da Luigi Mussi nel MDCCCIX" und findet sich unter And. als Einleitung zur Divina Commedia, Paris, libraire de Firmin Didot frères 1844. Die Schlußworte lauten hier: „ma quelle che io posso, rendo, benedicendo in eterno il nome suo"; die Anfangsworte aller Editionen dagegen: „Solone il cui petto (pecto)" etc. Von den Auslassungen in diesem verkürzten Texte betreffen auch einige den geschichtlichen Gegenstand selbst; so z. B. wird das wichtige Verhältniß Dante's zur italienischen Volkssprache, deren Gebrauch er in die Dichtung einführte, nicht berührt, ebenso werden die Charakterzüge des Dichters nur unvollständig gegeben und von seinen Schriften theils oberflächlich gehandelt, theils ganz geschwiegen. In einigen Fällen widerspricht die verkürzte Edition den Aussagen der anderen; während diese z. B. die Vermuthung ausspricht, daß die Liebe dem Geiste des jungen Dante nicht wenig hinderlich gewesen sein müsse, obwol Viele auch das gerade Gegentheil davon behaupten, sagt der Epitomator ohne Einschränkung, sein Geist sei vorzugsweise durch den Anblick dieser Jungfrau für die Dichtung geweckt worden, und wo der alte Text erzählt, er habe nicht ohne Schwierigkeit (non senza fatica) den jahrelang abgebrochenen Faden seiner Commedia wieder aufgenommen, läßt der Epitomator das „non" geradezu weg. Die einz Bemerkung, welche derselbe da hinzufügt, wo von Dante's Aufenthalt in Paris die Rede ist nämlich daß er daselbst nicht ohne großen Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen den' Studien obgelegen habe, könnte von Giovanni di Serravalle herrühren, der in seinem Commentare zur Commedia berichtet, Dante habe aus Geldnoth das Doctorat in der Theologie nicht absolviren können, deshalb Paris verlassen und sei nach Florenz heimgekehrt (s. die Stelle bei Arrivabene im Dante-Bartoliniano Vol. III. Part. I. p. 182. und Separat-Ausg. p. 41b.). Doch widerstreitet gerade diese Stelle anderseits der oben erwähnten Annahme Rocco's, daß dieser Commentator zugleich der Epitomator der Vita sei, indem Jener den Aufenthalt Dante's in Paris unmittelbar vor sein Priorat verlegt („factus fuit prior in palatio populi florentini, et sic coepit sequi officia palatii, et neglexit studium, nec rediit Pariis"), während dieser, übereinstimmend mit dem alten Texte, den Dichter erst während seines Exiles nach Paris gehen und von da aus Veranlassung des Römerzuges Heinrich's VII. nach Italien zurückkehren läßt. Es sei deshalb erlaubt, die Redaction der letzteren von Seiten des Giov. da Serravalle vorläufig noch in Frage zu stellen. Daß jedoch nicht Boccaccio selbst, sondern ein Anderer diese Redaction vorgenommen habe, darauf deutet eine an sich geringfügige Auslassung hin; während nämlich da, wo von den Gemüthsleiden und dem trübseligen Aussehen des jugendlichen Dichters bald nach dem Tode seiner Beatrice die Rede ist, und wie wenig er sich in dieser Zeit vor Anderen habe sehen lassen, der Verf. der alten Edition die Einschränkung beifügt: „benchè ai miei" (p. 21), vermißt man in der verkürzten Abfassung diese zu bestimmt auf Boccaccio hinweisenden Worte, obwol der Epitomator in anderen Fällen es nicht vermeidet, sich bei seinen Mittheilungen, gleich dem ursprünglichen Erzähler, der ersten Person zu bedienen. Noch einige andere Unterschiede beider Editionen s. Anmm. 93. 106. 108.

78) Ges. XV. Den Familiennamen Allighieri (oder vielleicht urkundlicher Alighieri, vgl. P. Fraticelli, Storia della vita di Dante Alighieri, Firenze, C. Barbera 1861. p. 16 ff.) leitet Boccaccio von der Gemahlin des Cacciaguida her, die aus dem Geschlechte der Aldighieri in Ferrara stammte und aus Vorliebe für ihren Geschlechtsnamen einem ihrer Söhne, dem Urgroßvater unseres Dichters (nach dem Stammbaume bei Pelli), denselben beilegte;

mit der Zeit wandelte sich jedoch Aldighieri in Allighieri um. Die Späteren blieben im Ganzen bei dieser Herleitung; nur der Commentator Benvenuto Rambaldi weiß außerdem noch anderen Rath, indem er Aldighieri zugleich als „quasi alta digerens, vel alia digerens quam alii poëtae" erklärt (bei Murat. Antiqu. I. p. 1036). Was den Ursprung des Taufnamens Dante betrifft, so findet sich schon in dem Commentare des Pietro Allighieri (p. 513.) die wunderliche Ableitung von dare, in der Art, daß Dantes so genannt worden sei, „quia — dedit se ad diversa, scil. primo ad theologiam, secundo ad poetica". Von den nächstfolgenden Commentatoren schloß sich Benvenuto Rambaldi (Murat. I. p. 1036.) dieser gezwungenen Interpretation an: „quasi dans se ad multa. Dedit namque se universaliter ad omnia" etc., wozu sich jedoch wieder noch ein anderer Deutungsversuch, als ächte Probe damaliger Philologie, gesellt, nämlich: „Vel dictus est Dan-tes, quasi dans Theu, id est Dei et Divinorum notitiam." Boccaccio hatte doch zuvor schon, dem Benvenuto sonst so gern folgt, in der Vita (p. 13.) und noch umständlicher im Commento (I. pp. 20. 21.) die Erklärung gegeben, daß die Aeltern, von Vorausahnung beseelt, dem Neugeborenen mit Recht den Namen Dante beigelegt; denn die Folge habe ihn, den von Gott besonders Begnadigten, als Wiedereinführer der aus Italien verbannten Musen, als Wiedererwecker der im Todesschlafe liegenden Poesie und als denjenigen, der die florentinische Mundart regelte und ihre Schönheit zur Anerkennung brachte, oder, wie die verkürzte Edition es zusammenfaßt, als „datore di maravigliosa dottrina" erwiesen. Dieser Auffassung folgte dann der Commentator Francesco da Buti in seinem Proemio. Es läßt sich gar nicht denken, daß diese alle nichts von der einfachen, einzig richtigen Ableitung des Namens, nämlich der Zusammenziehung aus dem öfter vorkommenden Durante, gewußt haben sollten, um so weniger, als Boccaccio weiterhin ohne alles Bedenken die familiäre Zusammenziehung Bice aus Beatrice wie selbstverständlich gelten läßt (p. 17.); vielmehr ist jene erste Ableitung wol nur eine Caprice mittelalterlicher Deutungssucht. Filippo Villani, der auf Boccaccio zunächst folgende Biograph Dante's, läßt zuerst der nüchternen Wahrheit ihr Recht, indem er erzählt, der Knabe sei in der heiligen Taufe Durante genannt worden, und hinzusetzt: „sed syncopato nomine, pro diminutivae locutionis more appellatus est Dante." Zum Ueberfluße läßt sich noch auf den Wortlaut der Urkunde vom 8. Januar 1342 verweisen, worin der erneuerten Verurtheilung des Dichters vom Jahre 1315 gedacht wird und die mit den Worten beginnt: „Cum Durante, olim vocatus Dante quondam Alagherii de Florentia, fuerit condepnatus" etc. (bei Pelli Memorie 1758. p. 78. Anm. 3. Ausg. von 1823 p. 109. Anm. 54. Del veltro allegorico de' Ghibellini p. 368.). Bezüglich der Vorfahren und Angehörigen des Dichters führt Pelli in den Memorie einige Actenstücke an, insbesondere ein Verkaufsinstrument vom 16. Mai 1332 (Ausg. von 1758 pp. 21. 24. Ausg. von 1823 p. 34. Anm. 24.). Nachricht von einer Schwester Dante's, die an den Florentiner Leon Poggi verheirathet war, und einem ihrer Söhne, Namens Andrea, gibt Boccaccio im Commento II. p. 207. Vgl. Anm. 108.

79) Beide Editionen fügen dieser Jahreszahl die unrichtige Bemerkung bei, daß damals Urban IV. auf dem päpstlichen Stuhle saß; es sollte statt dessen Clemens IV. heißen, da nach übereinstimmenden Berichten (Giov. Villani VI. c. 91.) Jener schon im Spätherbst 1264 starb und nach fünf Monaten der Andere gewählt wurde. Vgl. oben Anm. 47.

80) Commento di Giov. Boccaccio I. p. 33. Vgl. weiterhin Anm. 93. Diese Angabe stimmt mit des Dichters Aeußerung im Paradiso XXII. v. 110 ff., daß er im Zeichen der Zwillinge, also etwa zu Ende des Monates, geboren sei, überein. Nun findet sich zwar noch speziell in Elias Reusner's Ephemeris sive Diarium historicum: in quo est epitome omnium Fastorum et Annalium tam Sacrorum quam profanorum etc. Francofurti, ex officina typographica Nicolai Bassaei 1590. p. 81. zu dem Datum: VI. Kal. Junii, d. i. 27. Mai, als Geburtstag vermerkt „Dantis Aligeri Poetae Florentini 1265", und Bayle in seinem Dictionnaire führt diese Notiz an; doch sehe ich mich außer Stande, den Grund oder Ungrund derselben nachzuweisen und muß sie auf sich beruhen lassen.

81) Beide Orte werden von dem Verf. der Zeit nach geflissentlich auseinander gehalten; den Aufenthalt in Bologna schließt er an den Jugendunterricht im väterlichen Hause, den in Paris dagegen leitet er mit den Worten ein: „già vicino alla sua vecchiezza" (p. 15.) und man überzeugt sich bald, daß er damit keinen anderen meint, als den später noch zweimal erwähnten, von welchem ihn die Ankunft Heinrich's VII. in Italien zurückrief (pp. 33. 51). Zwar hat man aus dem Umstande, daß der Dichter im 10. Ges. des Paradiso (v. 133 ff.) neben verschiedenen namhaften Kirchenlehrern gerade einen der wenigst bekannten, den Scholastiker Siger (Sigieri) aus Brabant, mit einem so bestimmten örtlichen Merkzeichen hervorhebt, auf persönliche Bekanntschaft geschlossen und daß Jener den Vorlesungen desselben in der Strohgasse (vico degli strami) zu Paris, natürlich vor 1300, da

der Dichter ihn sonst nicht unter den abgeschiedenen Geistern antreffen konnte, selbst beigewohnt habe; aber weder was Ozanam (p. 259 ff.) aus le Clerc's Untersuchungen über Siger anführt, noch auch die beistimmende Bemerkung Wegele's (S. 84.) machen die Annahme eines Studienaufenthaltes vor 1300 irgendwie glaublich. Da Dante doch jedenfalls in Paris war, so konnte er ja, ohne Siger selbst noch gehört zu haben, Näheres über ihn erfahren, und ebenso geht aus der uneingeschränkten Feier des Thomas Aquino in Dante's Paradiso, während die französischen Philosophen um 1308 sich entschieden von demselben abwendeten, keineswegs hervor, daß der Dichter noch vor 1300 in Paris gewesen sein müsse. Als wenn er nicht später von diesen geistigen Bewegungen Kenntniß nehmen und trotzdem bei der Feier des Doctor angelicus bleiben konnte! Auch müßte man ja, wenn dieser Einwand etwas gelten sollte, zugleich annehmen, daß der Dichter den zehnten Gesang des Paradiso, also nahezu den Schluß des Werkes, in so überaus früher Zeit geschrieben habe, wie bis jetzt noch Niemand zu behaupten gewagt. Die in Anm. 77. angeführte Notiz des Giovanni di Serravalle von einem Studienaufenthalte Dante's in Paris vor 1300 wird also durch nichts unterstützt und erweist sich als unhaltbar.

82) Comment. III. pp. 196. 208.

83) So z. B. in der genauen Angabe, daß Beatrice die Tochter des florentinischen Bürgers Folco Portinari war.

84) I. p. 248, wo sich in Betreff Beatricens noch bemerkt findet, daß sie dann verheirathet gewesen sei an einen Cavaliere de' Bardi, genannt Messer Simone. Boccaccio beruft sich dabei auf die Mittheilung einer der Beatrice nahe verwandten glaubwürdigen Person. Urkundliche Nachricht von Beatricen und ihren Aeltern gibt das Testament des alten Portinari vom 15. Januar 1287, in Pelli Memorie, Ausg. 1823 p. 75. Anm. 24.

85) Name und Geschlecht der Frau werden in der Vita nicht genannt; im Commento dagegen (II. p. 208.) gelegentlich bemerkt: „la qual fu chiamata madonna Gemma". Daß dieselbe aus der Familie der Donati war, deutet zwar Boccaccio in einer späteren Bemerkung an, wo er sagt, Dante habe bei seiner Flucht keine Besorgniß um die persönliche Sicherheit seiner Frau haben dürfen, da unter den Häuptern der siegenden Partei ein Blutsverwandter von ihr war (p. 31.); mit Bestimmtheit erwähnt es jedoch erst Leonardo Bruni in seiner Vita di Dante; Genaueres, so auch den Namen ihres Vaters Manetto, enthalten zwei Documente aus den Jahren 1297 und 1332. (S. Pelli Memorie 1758. p. 67. Anm. 2. Ausg. 1823. p. 77. Anm. 29.)

86) Die kürzere Edition (p. VII.) führt solcher Liebesverhältnisse zwei an, das eine zu der sog. Pargoletta in Lucca, das andere aus der letzten Lebenszeit des Dichters zu einer Alpenbewohnerin im Casentino (Alpigina), die, obwol schön von Antlitz, doch mit einem Kropfe behaftet gewesen sei, zu deren beider Lobe er Manches gedichtet. Näher betrachtet, beruht jedoch die Annahme des ersteren nur auf Purg. XXIV. vv. 37. 43., wo die Auskunft der Commentatoren über die Gentucca so verschieden lautet, daß z. B. Benvenuto Rambaldi dies gar nicht als Eigennamen, sondern für gens obscura auffaßt (Murat. I. p. 1226), mit Bezug auf Purg. XXXI. v. 59. und einige Verse in den lyrischen Gedichten, z. B. in der Ballate „Io mi son pargoletta bella e nuova", wo das Wort pargoletta die ungefähre Beziehung auf ein Mädchen zuläßt; was die Alpenbewohnerin betrifft, so findet man sie ebenfalls nirgend sonst, als in dem Verse „O montanina mia canzon, tu vai", derjenigen Canzone, von welcher der Brief Dante's an den Markgrafen Moroello Malaspina begleitet gewesen zu sein scheint („Amor, dacchè convien pur ch' io mi doglia"; vgl. oben Anm. 32.). Auf gleiche Weise verhält es sich mit der sog. Pietra degli Scrovigni aus Padova, die ihr Dasein als Geliebte Dante's ebenfalls nur der spielenden Anwendung des Wortes pietra in mehreren Gedichten, z. B. in der Sestine „Al poco giorno, ed al gran cerchio d' ombra" zu verdanken hat; erst der Poet Antonio Maria Amadi im 16. Jahrhundert, wie C. Witte berichtet (Anmerkungen zu Dante's lyrischen Gedichten S. 108), entnahm daraus eine Beziehung zu der oben genannten Dame. Außerdem erwähnt l'Ottimo Commento in der Glosse zu Purg. XXXI. v. 55. (T. II. p. 549.) noch einer Lisetta, wahrscheinlich mit gleichem Rechte, wie alle früheren Angaben, die insgesammt fast unbegründet erscheinen. Der Beschuldigung so oft wiederkehrender Liebesthorheiten darf mit Recht, abgesehen von dem strengen Sinne der Commedia, das schöne Sonett „Io mi credea del tutto esser partito" entgegengehalten werden, worin Dante seinem Freunde Cino da Pistoja allzuleicht bewegliche Liebe vorwirft und ihn zur Besserung auffordert:

„Chi s' innamora, siccome Voi fate,
Ed ad ogni piacer si lega e scioglie,
Mostra ch' Amor leggiermente il saetti:
Se 'l vostro cuor si piega in tante voglie,

Per Dio vi prego che voi 'l correggiate,
Sì che s' accordi i fatti a' dolci detti."

87) Boccaccio stellt hier den Einfluß Dante's auf die öffentlichen Dinge als so überwiegend dar, daß er versichert, die Republik habe nichts von Bedeutung ohne den Rath desselben vorgenommen: auf ihm schien das Vertrauen, die Hoffnung Aller, schienen alle göttlichen und menschlichen Dinge zu ruhen. Doch hören wir nichts Näheres über den Zeitraum, auf welchen diese heimatliche politische Wirksamkeit Dante's zu beziehen; über das Ende desselben, nämlich mit beginnendem Exile, sind wir wol im Klaren, keineswegs aber über den Anfang, und doch möchten wir so gern auch von Dante's Verwendung im Staate vor seinem Eintritt in das Priorat etwas Bestimmtes erfahren; denn es läßt sich nicht annehmen, daß der Biograph bei dem, was er von dem politischen Einflusse desselben sagt, nur an das zweimonatliche Priorat gedacht haben sollte. So steht z. B. urkundlich fest, daß Dante, nachdem er sich im Jahre 1297, oder wol gar schon 1295, dem Brauche gemäß, um ein öffentliches Amt antreten zu können, in eine der Zünfte, und zwar in die der Aerzte und Apotheker (arte dei medici e degli speziali), hatte einschreiben lassen (Pelli, Ausg. 1758 p. 64, Ausg. 1823 p. 90. Fraticelli, Vita di Dante 1861 p. 135.), auch schon am 8. Mai 1299 von der florentinischen Commune an die von San Geminiano als Gesandter geschickt wurde (s. Pelli Memorie, Ausg. 1823 p. 94. Balbo Vita di Dante p. 123.). Zwei Parteien, so fährt der Erzähler fort, kämpften in Florenz gegen einander. Dante that Alles, um sie zu versöhnen; als es ihm nicht gelang, beschloß er, das Gericht Gottes fürchtend, sich in das Privatleben zurückzubegeben; dann aber zogen ihn doch die eitlen Ehren, die Süßigkeit des Ruhmes wieder so sehr an, daß er, im Vertrauen auf seinen persönlichen Einfluß, die Lehren der Philosophie und alle warnenden Beispiele der Vorzeit von dem Falle des Ruhmes außer Acht lassend, sich abermals in das Gewirr der politischen Thätigkeit stürzte. Anfangs versuchte er eine dritte Partei, als die ausschließend gerechte, den beiden anderen gegenüber aufzustellen; als er jedoch dieses Bemühen vergeblich sah, schloß er sich an die ihm gerechter erscheinende von jenen beiden an und arbeitete mit ihr für das Heil des Vaterlandes. Aber die Verwirrung nahm mehr und mehr überhand, ja man griff zu Feuer und Schwert, bis die Partei Dante's, durch das Gerücht von ungeheuren Rüstungen der Gegner in Schreck gejagt, ihr Heil nur noch in der Flucht sah und die Stadt verließ. In den Tagen darauf wüthete das Volk gegen das Eigenthum der Vertriebenen, die Sieger gestalteten nach ihrem Sinne das Staatswesen um und verurtheilten die Häupter der Gegenpartei, unter ihnen vorzugsweise Dante, zu ewiger Verbannung und zum Verlust ihrer Güter, die theils in den Seckel des Staates, theils in den der Sieger fielen (pp. 27—30).

88) [Dante im Exile.] Dante selbst nennt im Parad. XVII. vv. 70—71. als seine erste Zuflucht im Exile „la cortesia del gran Lombardo", und daß er darunter einen aus der Familie della Scala, welche zu Verona herrschte, versteht, bezeichnet er deutlich durch die Angabe des Familienwappens im darauf folgenden Verse:

„Che 'n sulla scala porta il santo uccello."

Die Regierungsfolge der damaligen Fürsten von Verona ergibt sich aus Ferreti Vicentini historia (Murat. scriptt. T. IX. p. 1022 f.) und noch genauer aus dem Chronicon Veronense des Parisius de Cereta (Murat. scriptt. T. VIII. p 641.). Beide melden übereinstimmend mit Giov. Villani (VIII. 47.) den Tod des Alberto della Scala im Jahre 1301; darauf folgten nach einander die drei Söhne desselben, Bartolomeo bis in die Mitte des Jahres 1303, Alboino vom 7. März 1304 bis zum letzten December 1311, Cane Grande (geb. den 9. März 1291) vom Beginne des Jahres 1312 an. Wenn nun feststeht, was keinen Zweifel leidet, daß Dante zu Anfange des Jahres 1302 in's Exil ging, so ist der Irrthum Boccaccio's ersichtlich. Anstatt Bartolomeo's dessen Nachfolger Alboino anzunehmen, hindert wol die dem letzteren im Convito Tratt. IV. c. 16. ertheilte Rüge. Uebrigens fehlt für diesen ersten Aufenthalt Dante's bei denen della Scala jeder authentische Beweis und wir haben darüber nur die kurzen, einander widersprechenden Aussagen der Commentatoren und Biographen. Von den ersteren geben Pietro Dante, Ottimo Commento und Benvenuto Rambaldi übereinstimmend Bartolomeo an; von den letzteren schweigen Filippo Villani und Leonardo Bruni über die Person, Manetti und Landino nennen mit Boccaccio den Alberto, Vellutello dagegen den Alboino. Woher aber bei Giovanni Villani (XI. c. 94 resp. 95) anstatt Alboino der wunderliche Name Checchino, sowol in der Ausgabe von Muratori als in der neuesten Triester von 1857? Doch wol nichts anders als ein Lese- oder Druckversehen. Von den weiteren Aufenthalten Dante's, deren Boccaccio in Kürze und in solcher Weise gedenkt, daß wir sie bis zum Römerzuge Heinrich's VII. im Jahre 1310 annehmen müssen, kennen wir auch aus anderen Quellen äußerst Weniges. Zuerst wechselweise bald im Casentinischen Thale beim

Conte Salvatico; bald in der Landschaft Lunigiana beim Marchese Moroello (Moruello, Marbello, Manuello, Moronello, sogar Marcello) Malaspina; bald in den Bergen unweit Urbino bei denen della Faggiuola. Unter jenem Conte Salvatico ist Guido, ein Bruder des bekannteren Alessandro da Romena, zu verstehen, den die florentinischen Verbannten, wie Leonardo Bruni berichtet, im Jahre 1304 an die Spitze eines kriegerischen Unternehmens gegen ihre Vaterstadt stellten (vgl. oben Anm. 22.). In der That zeigt ein Actenstück, dessen Datum leider zweifelhaft, indem es von Pelli (Memorie Ausg. 1758 p. 84. Ausg. 1823 p. 117.) in das Jahr 1307, von C. Troya (Del veltro alleg. p. 303.) mit Zuversicht in das Jahr 1304, von Fraticelli jedoch (Vita di Dante pp. 166. 194. Anm. 17.) mit mehr Grund in den Juni d. J. 1306 gestellt wird, unseren Dichter als Theilnehmer einer Zusammenkunft von Ghibellinen und Bianchi zu San Godenzo im casentinischen Thale Mugello, das zu dem Landgebiete jenes Guido Salvatico gehörte. Seinen Aufenthalt bei den Malaspina in Lunigiana, und zwar etwa für das Ende des Jahres 1306, bezeugt Dante selbst in der Form ihm geschehender Vorausverkündigung, Purg. VIII. v. 133. Außerdem aber liegen uns zwei Actenstücke, vom 6. Oct. 1306, über die Entsendung des Dichters von Seiten des Franceschino für sich und im Namen seiner Vettern Moroello (in beiden Urkunden Morroellus) und Corradino Malaspina als Procurator eines Friedensschlusses mit dem Bischof Antonio von Luni vor (s. Dantis Alighieri legatio pro Francischino Malaspina adineundam pacem cum Antonio episcopo Lunensi et constitutio pacis ann. MCCCVI. denuo rocognita et iterum in lucem edita consilio et sumptibus G. J. Bar. Vernon. Pisis ex officina Nistriana 1847; auch bei Fraticelli Vita di Dante p. 197. Anmm. 20. 21. Ueber die Familie der Malaspina s. Fraticelli, lettera ad A. Torri in studi inediti su Dante A. Firenze 1846. pp. 197—207; desgl. Fraticelli, Vita di Dante pp. 207 ff. 326 ff.). Ein etwas früheres Actenstück desselben Jahres, nämlich vom 27. August, läßt Dante als Theilnehmer einer Verhandlung in Padova erscheinen (Pelli Ausg. 1758 p. 83. Ausg. 1823 p. 115). Dann befand sich derselbe im Jahre 1307 oder 1308 in der Romagna, wo der Cardinal degli Orsini, Legat Clemens' V., die Ghibellinen begünstigte, und zwar zu Forli als Sekretär des von der Partei zum Generalcapitän erwählten Scarpetta degli Ordelaffi; dies bezeugt wenigstens der Historiker Flavio Biondo im 15. Jahrhundert, der Actenstücke zu Gesichte bekam, in denen Dante's oft Erwähnung geschieht (Del veltro alleg. p. 205.). Unter denen della Faggiuola, von welchen Boccaccio weiter spricht, kann er nur das hervorragende Haupt dieser Familie, den bekannten Uguccione, meinen, der zu wiederholten Malen die Würde des Podestà von Arezzo bekleidete und so eben wieder, nach fünfjährigem Exil, im Jahre 1308 als solcher dahin zurückgekehrt war. Hatte er vor dem Jahre 1300 als Hauptmann an der Spitze der Ghibellinen in der Romagna gestanden, so feindete er sie nun auf's Heftigste an; in demselben Jahre verabredete er mit seinem Schwiegersohne Corso Donati einen Anschlag auf Florenz, der jedoch mißlang und mit dem Untergange des letzteren endigte (Giov. Villani VIII. c. 96.). Wenn C. Troya vermuthet, daß diese gemeinsame Haltung beider, gewissermaßen eine beabsichtigte Theilung der Gewalt in Florenz unter ihnen, bei den damaligen Zeitumständen nach dem Sinne Dante's gewesen, der durch seine Frau aus dem Hause der Donati beiden Machthabern anverwandt war, so ist dies nichts weiter, als eine Vermuthung, und es läßt sich durchaus kein freundliches Verhältniß des Dichters weder zu Corso Donati, dem er ja hauptsächlich seine Verbannung verdankte, noch auch für jene Zeit zu Uguccione mit einiger Sicherheit nachweisen. Erst nach dem Tode Heinrich's VII. von Luxemburg, als die Anhänger der kaiserlichen Gewalt scheu zurücktraten und Uguccione allein noch es seinem Vortheil angemessen fand, an die Spitze der niedergeschlagenen Partei zu treten, und als Gebieter von Pisa und Lucca, wie Giov. Villani (IX. c. 54.) sagt, „große Dinge“ vollbrachte, so besonders gegen den König Robert von Neapel und die Florentiner im Jahre 1315 den 29. August den Sieg von Montecatini erfocht (Giov. Villani IX. c. 70 ff.), da mochte unser Dichter — im Herbste desselben Jahres kam von dem königlichen Statthalter in Florenz die Erneuerung des Strafurtheiles gegen ihn (s. weiterhin Anm. 159.) — wol Veranlassung finden, dem glücklichen Sieger näher zu treten; in diese Zeit mag demnach sein Aufenthalt in Lucca treffen, dessen er Purg. XXIV. vv. 37—45. erwähnt. Und als der Gewaltige im folgenden Jahre durch den Verrath des Castruccio Castracani, der dann seine Stelle einnahm, der Herrschaft über Lucca verlustig ging und nach Verona zu seinem Freunde Cane della Scala sich wendete, dem er seitdem bis zu seinem Tode im Jahre 1320 als Kriegsbefehlshaber diente (Giov. Villani IX. cc. 78. 86. 121.), ist es nicht unwahrscheinlich, daß mit ihm auch Dante diesen Weg nahm und von da ab einige Zeit am Hofe zu Verona verweilte. Aber das Alles ist nur wahrscheinlich und kein Zeugniß liegt vor, das diese Vermuthungen C. Troya's zur Gewißheit erhöbe. Jedenfalls stimmen sie wenig zu dem Be-

richte Boccaccio's, der alle diese Aufenthalte, dazu noch einen kurzen in Bologna, von dem wir sonst gar nichts wissen, außer daß auch der Chronist Giovanni Villani desselben als eines Studienaufenthaltes um diese Zeit gedenkt (IX. c. 136), und einen abermaligen in Verona vor das Erscheinen Heinrich's von Luxemburg in Italien setzt und nach dem Tode desselben nur noch das letzte Verweilen Dante's in Ravenna kennt, worin er freilich irrt, wenn wir auch außer Stande sind, seine Mittheilungen in dieser Hinsicht überall genau zu rectifiziren. Noch einige andere Aufenthalte während des Exiles werden erwähnt: so bei Guido da Castello in Reggio (Oberitalien), s. Benvenuto Rambaldi zu Purg. XVI. (Murat. I. p. 1207), und bei der Familie Paratico in Brescia, s. Pelli, Memorie Ausg. 1823. p. 134.

89) Siehe ob. Anm. 25.

90) Nach Paris, so erzählt Boccaccio, habe sich Dante begeben, als er jede Hoffnung auf Heimkehr in die Vaterstadt schwinden sah, und daselbst habe er sich ganz dem Studium der Theologie und Philosophie gewidmet und manches Versäumte in seinem Wissen nachgeholt. Wenn ihn von da, wie der Biograph versichert, die Nachricht von dem Unternehmen Heinrich's von Luxemburg nach Italien zurückrief, so haben wir mit Berücksichtigung der zuvor erwähnten Umstände den Pariser Aufenthalt etwa zwischen die Jahre 1308 und 1310 zu stellen (vgl. oben Anm. 81). Mit Recht macht C. Troya darauf aufmerksam, daß Boccaccio über denselben gut unterrichtet sein konnte, da sein Vater bei den Executionen der Templer in der französischen Hauptstadt (1310—14) zugegen war, wie er in seiner Schrift De casibus virorum illustrium, August. Vindel. 1544. p. 260., mittheile. Ob sich an den Aufenthalt in Paris zugleich ein Besuch in Oxford in dieser oder in anderer Zeit knüpfte, muß unentschieden bleiben, da weder die Aeußerung darüber in dem ungedruckten Commentare des Giovanni di Serravalle, noch das „extremosque Britannos" in dem Carmen des Boccaccio, worin dieser die Reisen Dante's erwähnt (s. Arrivabene im Dante-Bartol. p. 202. Neuere Sep.-Ausg. p. 47), zur Beglaubigung genügen können.

91) Wann dieser spätere Aufenthalt Dante's am Hofe der Scala in Verona geendet, darüber liegt uns kein bestimmtes Zeugniß vor, so daß wir auch nicht wissen, ob er zur Zeit seiner Disputation de aqua et terra, die den 20. Januar 1320 (oder 1321?) stattfand, sich noch bei Can Grande in Verona befand oder zu diesem Zwecke von Ravenna dahin kam (s. ob. Anm. 20.). Von der Frivolität des dortigen Hoflebens und wie wenig sie dem ernsten Dichter behagen konnte, davon ging manches Geschichtchen von Mund zu Munde (s. Arrivabene in dem Abschnitt „Aneddoti" unmittelbar vor „Morte di Dante", und die Bemerkung bei Petrarca, Rerum memorabilium lib. II. c. 4. s. unten Anm. 176). Auch von einigen anderen zeitweiligen Aufenthaltoorten um die Jahre 1318 und 19 berichten Tradition und darauf bezügliche Oertlichkeiten: so wird Gubbio genannt, der Wohnort des befreundeten Bosone de' Raffaeli, dessen Kinder Dante unterrichtet haben soll und unter dessen Namen ein den Inhalt der Commedia erklärendes Gedicht in terze rime bekannt ist (vgl. weiter unten Anm. 198); so das benachbarte Kloster di Fonte Avellana, dessen Lage am Berge Catria der Dichter selbst schildert (Parad. XXI. v. 106 ff.) und wo manche Erinnerungszeichen seiner gedenken; so auch Udine, wo ein Fels in einer Grotte bis zum heutigen Tage von den Bewohnern Dante-Sitz genannt wird. Ebenso nennt man noch gegenwärtig in Mulazzo, das den Malaspina gehörte, einen Dante-Thurm und ein Dante-Haus (siehe lettera di P. Fraticelli al Dott. A. Torri in studi inediti, Firenze 1846. p. 200.) Bezüglich eines wahrscheinlichen Aufenthaltes auf dem casentinischen Schlosse Poppi im Jahre 1311 vgl. oben Anm. 22.

92) Wann Dante seinen bleibenden Wohnsitz in Ravenna genommen, ist nicht genau festzustellen. Darf man der Aechtheit des oben angeführten, aus Venedig datirten Schreibens von ihm an Guido da Polenta, den Fürsten von Ravenna, und dem beigesetzten Datum trauen [s. ob. Anm. 34], so ergibt sich bereits für das Jahr 1314 ein näheres Verhältniß zwischen beiden, ja selbst ein friedliches Verweilen in der Stadt, so daß man eine zweimalige Anwesenheit des Dichters in Ravenna, und dazwischen seine Besuche in Lucca und Verona, annehmen müßte. Was die Behauptung der Franziskaner in Ravenna betrifft, daß Dante sich unter die Tertiarii ihres Ordens habe einschreiben lassen, weshalb er auch bei ihnen begraben worden sei, so ist in Ermangelung jedes anderen Zeugnisses weder etwas dafür noch dagegen zu sagen. Daß er in dem Kloster der frati minori beigesetzt wurde, berichtet auch Boccaccio; indeß nöthigt das noch nicht zu jener Annahme, da er doch in jedem Falle irgendwo ein kirchliches Begräbniß finden mußte. Die mir vorliegende Ausgabe des älteren Textes der Vita aus dem gegenwärtigen Jahrhundert [ohne sonstige Bestimmung, s. ob. Anm. 77.] hat als Todesjahr die unrichtige Zahl 1325 [p. 36] und ebenso die kleine Octav-Ausgabe von 1544 unrichtiger Weise 1322, anstatt des hinreichend beglau-

bigten 1321, das sich sowol in dem ältesten Abdrucke der Vita von 1477 (Vindeliana) als in der verkürzten Edition, wie auch im Commento (I. p. 33) findet.

93) Die beiden Texte der Vita und das Commento zeigen in der Angabe des Alters eine fortschreitende Verbesserung; der ältere Text sagt: „essendo egli già nel mezzo o presso del cinquantesimo sesto suo anno infermato," der jüngere: „essendo già al quinquagesimo sesto anno della sua età, e pervenuto infermo", das Commento (I. p. 20): „avendo già il cinquantesimo sesto anno della sua età compiuto". Diese letzte Angabe, als die allein richtige, findet sich ein paar Seiten weiterhin im Commento (p. 33) noch ausdrücklich bestätigt in der Stelle, aus der wir zugleich den Mai als Geburtsmonat Dante's erfahren. Boccaccio beruft sich da nämlich auf die Mittheilung des dem Dichter befreundeten Ser Piero di Messer Giardino aus Ravenna mit den Worten: „affermandomi avere avuto da Dante, giacendo egli nella infermità della quale e' morì, lui avere di tanto trapassato il cinquantesimosesto anno, quanto dal preterito maggio aveva infino a quel dì". Wenn die beiden uns überlieferten lateinischen Grabschriften [s. die folgende Anmerkung] den Todestag durch „Septembris Idibus" bezeichnen, so soll das offenbar nicht streng als der 13. des Monates genommen werden, sondern in poetisch rednerischer Weise für den nächstfolgenden Tag mitgelten.

94) Zu jenen gehören der älteste Abdruck von 1477 (Vindeliana), der florentinische von 1723 und die verkürzte Edition; zu diesen die Sermartelli'sche Ausgabe von 1576 und die mir vorliegende aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte trotz der im Texte selbst vorangehenden Ankündigung von 14 Versen. [Bezüglich der florentinischen Ausgabe von 1723 und der Sermartelli'schen von 1576 s. Pelli Memorie 1758. p. 102. Anm. 2. Ausg. 1823 p. 145. Anm. 13.] Eigenthümlich, daß die kleine Octav-Ausgabe von 1544, obwol sie ebenfalls von den 14 Versen spricht, das Gedicht dann nicht folgen läßt, sondern die Stelle leer hat, als ob der Herausgeber einen Zweifel dabei nicht habe überwinden können.

95) Manetti's Angabe, daß die sieben Distichen zuerst das Denkmal schmückten, wird durch die um ein halbes Jahrhundert frühere des Filippo Villani bestätigt, welcher in seiner Vita Dantis bestimmt versichert, der Fürst von Ravenna habe befohlen, dieselben auf die Vorderseite des Sarkophages zu setzen. Manetti, von dessen Vita Dantis im dritten Abschnitte die Rede ist, starb im Jahre 1459, erlebte also nicht mehr die von Bernardo Bembo im Jahre 1483 vorgenommene Haupt-Restauration des Monumentes. Die sechs gereimten Hexameter an demselben wurden geschont, und wie Pelli, Foscolo und Ampère bezeugen, befinden sie sich jetzt noch an der Front des Sepolcro. Sie lauten:

„Jura monarchiae superos Phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque.
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris."

Paolo Giovio im 16. Jahrhunderte schreibt diese Verse, wie Pelli anführt, Dante selbst zu; die Aelteren dagegen wissen sämmtlich nichts davon. Benvenuto Rambaldi, der sie über die Einleitung seines Commentares geschrieben [mit der Variante reddit statt petiit im 4. Verse; auch Manetti hat zwei Varianten, nämlich im 3. Verse nostri statt cessit und edita statt hospita], versichert im Gegentheil in der Glosse zu Ges. XXX. v. 133. des Paradiso, wo er von dem Tode und der Bestattung des Dichters spricht, daß diese Grabschrift von Giovanni del Virgilio herrühre, freilich ohne sie an dieser Stelle selbst zu wiederholen oder näher zu bezeichnen (bei Murat. Antiqu. I. p. 1297). Auf welche Weise in den oben [vorige Anm.] erwähnten beiden Ausgaben der Vita die Zusammenstellung der sechs gereimten Hexameter mit den vorangehenden sieben reimlosen zu Stande gekommen, läßt sich ohne Besichtigung der Handschriften nicht erkennen; dem Inhalte nach erscheinen sie als zwei verschiedene Grabschriften, worauf schon der Uebergang von der dritten Person (clauditur) zur ersten (cecini) hindeutet.

96) Was zunächst die bekannten Aeußerlichkeiten betrifft, so muß Jedem, der die Beschreibung bei Boccaccio und allen Späteren mit den überlieferten Porträts von Dante vergleicht, in einem Punkt ein Widerspruch auffallen. Während nämlich die Biographen übereinstimmend sein volles und krauses schwarzes Haupt- und Barthaar („i capelli e la barba spessi, neri e crespi") hervorheben, erblicken wir ihn auf Abbildungen stets nur mit kahlen Wangen und Kinn. Der Grund ist offenbar kein anderer, als daß alle Bildnisse, die wir kennen, bis auf eines, ihren Ursprung in der von Dante's Antlitz abgenommenen Todtenmaske haben, zu deren Herstellung natürlich das Barthaar entfernt werden mußte; jenes eine aber ist das im Jahre 1840 entdeckte Jugendbild, das wir der Hand sei-

nes Freundes Giotto verdanken und über dessen Bartlosigkeit sich Niemand wundern wird. Vollständiger über Dante-Bilder und Bildnisse habe ich in Nr. 7. des deutschen Museums von R. Prutz, Jahrg. 1869, gehandelt.

97) S. ob. Anm. 27. Nach Boccaccio's Mittheilung soll der Dichter einen Freund in Florenz, wie wenigstens der ursprüngliche Text sagt, inständig gebeten haben, sich für seine Rückkehr zu verwenden, wovon Dante's Brief selbst nichts erkennen läßt; dann nennt der letztere als die vorgeschlagenen Bedingungen der Rückkehr Erlegung einer Geldstrafe und öffentliche Demüthigung in der Kathedrale (solvere certam pecuniae quantitatem und pati notam oblationis), wogegen der Biograph an Stelle der Geldstrafe Gefängniß auf gewisse Zeit als die andere Bedingung anführt. Die verkürzte Edition fügt hier noch die bezeichnenden Worte nach Dante's brieflicher Antwort bei: „che Iddio togliesse via, che alcuno nel seno della filosofia allevato e cresciuto divenisse candeletto del suo commune“, die ziemlich treu den Sinn der Originalstelle wiedergeben: „Absit a viro philosophiae domestico temeraria terreni cordis humilitas, ut more cujusdam cioli (scioli) et aliorum infamium quasi victus (vinctus), ipse se patiatur offerri!“ Jenes „zur Wachskerze der Gemeinde werden“ drückt die oblatio, den demüthigenden Bußgang, bei welchem der reuige Sünder eine Wachskerze tragen mußte, ganz treffend aus. Es scheint demnach kein Zweifel, daß der Verfasser des verkürzten Textes den Wortlaut des Dante'schen Briefes kannte.

98) „Se io vo, chi rimane, e se io rimango, chi va!“

99) In der verkürzten Edition fehlt diese kurze Auseinandersetzung der damaligen Verhältnisse, woran nicht viel verloren, da sie doch äußerst allgemein ist. Wenn der Verf. des älteren Textes erklärt, daß er von dem Ursprunge der beiden Parteinamen Guelfen und Ghibellinen nichts wisse, so hilft er diesem Mangel in dem später geschriebenen Commento gründlich ab, indem er sich da umständlich, und ohne einen Zweifel zu äußern, auf den fabelhaften Ursprung von dem Zwiste der beiden deutschen Barone Guelfo und Ghibellino einläßt (III. pp. 15. 16. vgl. ob. Anm. 69.).

100) Comment. II. p. 89 ff.

101) Wie deren auch Franco Sacchetti, der jüngere Zeitgenosse Boccaccio's, in seinen Novellen erzählt, z. B. die Rügen Dante's gegen den Schmied sowie gegen den Eseltreiber, die bei gelegentlichem Singen den Text seiner Gedichte entstellten (Nov. CXIV. CXV. s. C. Balbo, Vita di Dante, Firenze 1853, pp. 188. 189). Beide Geschichtchen sind nach Florenz verlegt; in dem ersten ist von einer Canzone die Rede, in dem zweiten von einem Stück aus dem „libro di Dante“, was gemeinhin auf die Commedia gedeutet wird. Im Falle diese Deutung richtig, so hätte sie das besondere Interesse für uns, daraus ersehen zu können, daß der Novellist die Verbreitung einzelner Stücke der Commedia im Volke zu Florenz noch vor Dante's Vertreibung — denn später war er ja nie mehr dort — angenommen habe.

102) Conv. Tratt. I. c. 1. „E se nella presente opera, la quale è Convito nominata, e vo' che sia, più virilmente si trattasse che nella Vita Nuova, non intendo però a quella in parte alcuna derogare, ma maggiormente giovare per questa quella; veggendo siccome ragionevolmente quella fervida e passionata, questa temperata e virile essere conviene. Chè altro si conviene e dire e operare a una etade, che ad altra“ etc. Die verkürzte Edition der Vita sagt übrigens nichts von solcher Verleugnung des Jugendwerkes.

103) Boccaccio vermuthet nämlich (p. 81), daß der Dichter ursprünglich die Absicht gehabt habe, in dem Convito alle seine Canzonen zu commentiren, während derselbe Tratt. I. c. 1. ausdrücklich nur von vierzehn spricht.

104) Gern hätte der Legat (Messer Beltrame Cardinale del Poggetto), wie Boccaccio berichtet, dasselbe auch den Gebeinen des Dichters angethan, — die verkürzte Edition fügt bei: „se giustamente o no Iddio il sa“ — wenn dies nicht ein edler Florentiner, Namens Pino della Tosa, der sich gerade damals in Bologna, wo die Sache vorgenommen wurde, aufhielt, und Messer Astigo (Ostagio) da Polenta durch ihr Ansehen bei dem Cardinale gehindert hätten.

105) p. 72: „e quello in rima vulgare compose con tanta arte, con sì mirabil ordine e con sì bello, che niuno fu ancora che giustamente potesse quello in niuno atto riprendere.“

106) Die ursprüngliche Edition in dem mir vorliegenden Abdrucke gibt diese Verse unvollständig und mit verdorbenen Lesarten (p. 79); das Commento führt sie auch an, von Fehlern gereinigt, doch den dritten Hexameter ebenfalls nur halb (I. p. 31); die verkürzte Edi-

tion der Vita hingegen hat die drei Verse vollständig und lesbar (p. XXIX), in folgender Weise: „Ultima regna canam fluido contermina mundo,
Spiritibus quae lata patent, quae praemia solvunt
Pro meritis cuique suis data lege tonantis.“

107) Ueber den damaligen Bildungszustand in Italien spricht sich Boccaccio noch schärfer im Commento aus (I. p. 31), wo es heißt: Dante habe sich für das Volksidiom entschieden, als er sah, wie Virgil und die anderen lateinischen Dichter von den Vornehmen und Gebildeten ganz bei Seite gelegt wurden oder in die Hände gemeiner Leute fielen, und wie die Kenntniß der lateinischen Sprache bei den Vornehmen so selten geworden, daß, wenn sie ein lateinisches Buch lesen wollten, sie sich dasselbe erst in die Volkssprache übersetzen ließen. Es scheint jedoch, als wolle Boccaccio mit diesen Worten zugleich, oder vielleicht ausschließlich den Signori seiner Zeit einen Vorwurf machen; denn er bedient sich des Präsens: „de' quali se alcuno n' è che alcuno libro voglia vedere, e esso sia in latino, tantosto il fanno trasformare in volgare“.

108) Wie in einem früheren Falle [s. oben Anm. 93], so zeigen auch in dieser Mittheilung die ursprüngliche Edition der Vita, die verkürzte Edition und das Commento eine stufenweise Vervollständigung. Bezeichnet die erste den Auffinder des Manuscriptes als „alcuno“ [p. 73], so schon die zweite als „alcun parente di lui“ [p. XXVI], und das Commento [II. p. 207 ff.], das den ganzen Vorfall anschaulich und im Zusammenhange erzählt, nennt auf's Genaueste Namen und Verwandtschaft. Eine Schwester Dante's nämlich sei an den florentinischen Bürger Leon Poggi verheirathet gewesen. Der eine von ihren Söhnen, Namens Andrea, habe ganz die Gesichtszüge seines berühmten Oheims gehabt, sich auch wie dieser etwas schief gehalten [„e così andava un poco gobbo“], sei übrigens ohne wissenschaftliche Bildung [„fu uomo idioto“], aber mit natürlichem Verstande begabt und von anständigem Benehmen gewesen. Von diesem erklärt Boccaccio manche Mittheilungen über Dante, so auch die betreffende Geschichte empfangen zu haben. Als nämlich der Dichter mit seiner Partei aus Florenz gewichen und das Volk die Häuser der Vertriebenen plünderte, habe Dante's Frau auf den Rath von Freunden und Verwandten einige Kisten mit werthvolleren Sachen und mit Handschriften ihres Mannes aus ihrer Wohnung an einen sicheren Ort — der Codex Riccardiano N. 106. nennt als solchen das Haus ihres Bruders Baccilieri de' Donati [Vitae Dantis etc. a Philippo Villanio scriptae, Florentiae 1826. p. 17. Anm. 1.] — bringen lassen. Auch die Besitzungen der Verbannten waren von dem Staate in Beschlag genommen worden. Als nun nach fünf oder mehr Jahren — eine Zeitangabe, die ganz gut zu dem verbürgten Aufenthalte Dante's bei den Malaspina paßt [s. oben Anm. 88.) — eine billigeres Regiment herrschte, durften die Angehörigen ihre Rechte an das Geraubte geltend machen, und auch Gemma wollte dies thun, wenigstens in Beziehung auf ihre Mitgift. Dazu bedurfte sie gewisser Schriftstücke, die in jenen noch unberührten Kisten lagen. Sie beauftragte ihren Neffen Andrea, der mit einem Anwalte die Durchsicht vornahm, wobei sie von Dante's Hand außer verschiedenen Sonetten und Canzonen auch das Heft, das die sieben Gesänge enthielt, fanden. Das Uebrige dann in bekannter Weise.

109) Inf. VI. vv. 67—69.

110) I. p. 413: „aggiunse al suo libro e tolsene, secondo che le cose avvenirano in fino ch' ebbe corretto lo libro a suo modo.“ Von den bekannten ältesten Commentatoren hat nur Benvenuto Rambaldi diese Wiederauffindungsgeschichte, und zwar am meisten übereinstimmend mit der ursprünglichen Edition der Vita (Murat. Antiq. I. p. 1042). Guiniforto delli Bargigi zieht sie wieder an's Licht, mit den einleitenden Worten: „Comunemente dicesi.“ (p. 181).

111) Zu Ende des I. Bandes der Divina Commedia, giusta la lezione del codice Bartoliniano, Udine 1823; auch am Schlusse des 2. Bandes der Ausgabe von Ugo Foscolo, Londra 1842. Die Uebersetzung beginnt leider erst mit dem 13. Verse des 4. Gesanges und bricht ab mitten im 62. Verse des 7. Gesanges.

112) Proben von einer Reihe solcher Uebersetzungsversuche führt C. Witte vor in der Praefatio zu Dantis Alligherii Divina Comedia hexametris latinis reddita ab Abbate dalla Piazza Vicentino. Lipsiae 1848. Sumptibus Joan. Ambros. Barth.

113) p. 79. In der verkürzten Edition dagegen (p. XXIX) erklärt der Verf. die Widmung an Cane della Scala für das Glaublichere.

114) Die Signorie von Pisa erlangte Uguccione erst nach dem Tode des Kaisers im Jahre 1313, als dieselbe kein anderer Kriegsherr, so namentlich auch König Friedrich von Sicilien nicht, annehmen wollte (Giov. Villani IX. c. 54. s. ob. Anm. 88); an diese Widmung könnte demnach der Dichter nicht vor 1313 gedacht haben.

115) Conv. Tratt. IV. c. 6. zu Ende („E dico a voi Carlo e Federigo regi“ etc.); De vulg. eloqu. I. c. 12. („Quid nunc personat tuba novissimi Federici?“ etc.); Purg. VII. v. 19:

„Jacopo e Federico hanno i reami:
Del retaggio miglior nessun possiede“;

Par. XIX. v. 130:

„Vedrassi l' avarizia e la viltate
Di quel che guarda l' isola del foco,
Dove Anchise finì la lunga etate,“

worunter natürlich kein Anderer als der König von Sicilien zu verstehen;

Par. XX. v. 63, wo von Sicilien gesagt wird, daß es über Friedrich den Lebenden weine. Gegen diese Stellen will die eine, Purg. III. v. 116., wo die beiden Brüder Friedrich und Jacob „onor di Cicilia e d' Aragona“ genannt werden, nicht viel sagen; denn erstens steht sie jener entschieden tadelnden (Purg. VII. v. 19.) allzunah, dann aber scheint das „onor“ hier auch wirklich nichts Anderes als die königliche Ehre bedeuten zu sollen. Vergleicht man mit diesen Urtheilen das Leben und die Thaten Friedrichs, wie sie z. B. Giovanni Villani darstellt, so findet man die Strenge Dante's für die Jahre, in welche wahrscheinlich die Abfassung der genannten Schriften und der beiden letzten Theile der Commedia fällt, ganz begründet; denn obwol Friedrich zu den beharrlichen Gegnern der guelfischen Partei gehörte, so wich er doch während jenes Zeitraumes stets vor ernstlichen Hindernissen zurück und legte besonders bald nach dem Tode des Kaisers, indem er die gegen König Robert von Neapel um Schutz flehenden Pisaner mit dem Zurufe: „Fate, o fratelli, come potete!“ ihrem Schicksale überließ, oder ihnen vielleicht gar seine Hülfe um die Abtretung Sardiniens verkaufen wollte, die ihm von Dante vorgeworfenen Laster avarizia und viltate an den Tag. Nur im Jahre 1302 leistete er dem päpstlichen Sendling Carl von Valois, der freilich kein erheblicher Gegner war, ernstlichen Widerstand; doch ein so weit zurückliegender Zeitpunkt dürfte schwerlich auf die vorliegende Frage zu beziehen sein. Es bliebe etwa nur die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Kaisers, bevor König Friedrich seine Gesinnung gegen Pisa offenbart, für die Absicht einer Widmung des Paradiso übrig; aber diese Annahme ist so schwankend, als Boccaccio selbst bei seiner Mittheilung erscheint.

116) Joannis Bocatii περὶ γενεαλογίας Deorum libri XV, cum annotationibus Jacobi Micylli. Basileae ap. Jo. Hervagium mense Septembri anno MDXXXII. p. 366: „Dantes noster Federico Aragonensi Sicilidum regi et Cani de la Scala etc. grandi fuit amicitia junctus.“ In der italienischen Uebersetzung von Gioseppe Betussi (Venetia 1564) p. 235b. Zu bemerken ist dabei, daß diese Schrift, nach der Aufstellung von Baldelli, gleich dem Commento aus dem Jahre 1373, also aus der letzten Lebenszeit des Verf. stammt.

117) Das lateinische Original s. Del veltro allegorico de' Ghibellini, Napoli 1856. p. 357., sowie bei Fraticelli, Vita di Dante p. 357. Anm. 1.; eine italienische Uebersetzung in Ces. Balbo, Vita di Dante, Firenze 1853. p. 289.

118) Eine besondere Landeswürde ist nicht angegeben, sondern nur: „Egregio et magnifico viro Domino Uguiccioni de Fagiola inter Italicos proceres quam plurimum praeeminenti“.

119) „ad partes ultramontanas“.

120) Die Absicht der Widmung ist in die unbestimmte Form gekleidet, daß, wenn der Fürst künftig einmal (aliquando) die anderen beiden Theile des Werkes werde sehen wollen, er den zweiten bei dem Markgrafen Moroello erfragen möge, den dritten aber bei dem Könige Friedrich von Sicilien werde finden können. Aus diesen Worten ist ersichtlich, daß nach dem Sinne des Briefes nur der erste Theil, das Inferno, — denn wer könnte zweifeln, daß das opus die Commedia sein soll! — fertig war, die anderen beiden dagegen noch nicht vorlagen.

121) „Frustra enim mandibilis cibus ad ora lactentium admovetur.“

122) Es ist zwar das „dixit pacem“ nach der Frage „quid peteret aut quaereret“ von Manchen als ein gewöhnlicher Gruß aufgefaßt worden; mir scheint jedoch mit Unrecht, und das „pacem“ ist vielmehr als Object zu „peteret aut quaereret“ zu nehmen, da sonst die in den anschließenden Worten des Briefes: „Hinc magis, ac magis exarsi ad cognoscendum de illo, cujus conditionis homo hic esset“ ausgedrückte Verwunderung des Priors über die erhaltene Antwort keinen Sinn hätte.

123) pp. 75 ff.

124) Er starb im Jahre 1348 als eines der ersten Opfer der Pest, die Boccaccio in der Einleitung zum Decamerone so ergreifend geschildert hat.

125) Chroniche di messer Giovanni Villani cittadino Fiorentino, nelle quali si tratta dell' origine di Firenze, e di tutti e fatti e guerre state fatte da Fiorentini nella Italia etc. Stampate in Venetia per Bartholomeo Zanetti Casterzagense. Nel anno della incarnatione del Signore. 1537 del mese d' Agosto. Die erste Ausgabe umfaßt nur 10 Bücher, bis zum Jahre 1333. Vollständig, d. i. in 12 Büchern bis zum Jahre 1348, im 13. Bande von Muratori's Rer. italicar. scriptores pp. 1—1002. Die neueste Ausgabe bildet den 1. Band der Biblioteca classica Italiana pubblicata per cura del Dott. A. Racheli, Trieste, sezione letterario-artistica del Lloyd Austriaco 1857; der Text ist p. 63, col. 2. durch die falsche Jahreszahl 1157 statt 1162, welche die beiden älteren Ausgaben haben, entstellt.

126) Lib. IX. c. 136. (Ausg. von 1537 c. 135. bei Murat. c. 134).

127) Lib. VIII. c. 36: „ed io il posso testimoniare, che vi fui presente e vidi": — „e così negli anni 1300 tornato da Roma, cominciai a compilare questo libro."

128) In der Ausgabe bei Muratori ist unmittelbar vor diesem Capitel (34) ein anderes eingeschaltet, aus dem Cod. del Recanati, das sich offenbar als später eingeschoben ausweist. Es gibt einige Auskunft über das Grabmonument in Ravenna, theilt die Distichen des Giovanni del Virgilio mit und beginnt demgemäß natürlich mit der Berichtigung: „Nel detto anno 1321 del mese di Settembre il dì di santa croce morì" etc. Hierauf folgt nun trotzdem das Capitel Villani's noch einmal in ursprünglicher Fassung. Frühzeitig also nahm man Anstoß an der falschen Monatsangabe bei Villani.

129) „e in più parti del mondo."

130) „Fu alquanto presuntuoso e schifo e isdegnoso, e quasi a guisa di filosafo mal grazioso non bene sapea conversare co' laici."

131) So erfahren wir aus der Vorrede des Herausgebers der Vitae von 1826 (s. Anm. 133), zugleich aus dem Eingange der Vita Dantis selbst.

132) Le vite d' uomini illustri Fiorentini, scritte da Filippo Villani, ora per la prima volta date alla luce colle annotazioni del Conte Giammaria Mazzuchelli accademico della Crusca. Venezia 1747 presso Giambatista Pasquali. Hiernach unverändert abgedruckt im 2. Bande der Biblioteca classica Italiana, Trieste 1858, der die Chroniche des Matteo und Filippo Villani enthält, pp. 414—459.

133) Vitae Dantis, Petrarchae, et Boccaccii a Philippo Villanio scriptae ex codice inedito Barberiniano, Florentiae, typis Magherianis 1826; die Vita Dantis pp. 1—40.

134) „— carus — acceptus omnibus — dum officiosus civis gloriae patriae et exaltationi toto studeret animo" etc. pp. 13. 14.

135) „lautae delicataeque vitae laudator."

136) Villani scheint dies in der That zu meinen, indem er beifügt: „tum in inventione, tum in compositione, et editione"; er kann sich nicht vorstellen, daß ein kürzerer Zeitraum zur Vollendung eines Werkes, in welchem die ganze Philosophie und Theologie und so vieles Andere enthalten sei, hingereicht haben sollte, und bezeichnet diejenigen, welche, wie Boccaccio, ein und zwanzig Jahre für genügend erachten, als „obtusius intelligentes".

137) Eigenthümlich ist bei Villani, bezüglich der Wiederentdeckung der sieben ersten Gesänge, die Angabe, die Frau Dante's habe ohne Wissen des Mannes, als die Unruhen bereits drohten, aus Besorgniß die werthvollsten Sachen sammt den Handschriften desselben, in Kisten verpackt, heimlich an einen sicheren Ort bringen lassen. Als dann („per dies") die Wuth des Volkes und die Gemüther des Adels sich beruhigt und ein Gesetz den Frauen der Vertriebenen die Einforderung ihres persönlichen Eigenthums gestattete, da habe Dante's Frau durch einen Menschen sich ein Beglaubigungsschreiben aus den verpackten Sachen heraussuchen lassen. Der aber war vertraut mit der Poesie und nahm die Gelegenheit wahr, in des Dichters Handschriften zu stöbern; so fand er die sieben Gesänge, die er der Unwissenheit der Frau als etwas Werthloses abschwatzte. Den Dino nennt Villani einen semipoeta. (Vgl. Anm. 108.) Was die wunderbare Auffindung der letzten Gesänge betrifft, so berichtet der Biograph (p. 37 ff.), abweichend von Boccaccio, daß der Dichter das zum Werke Fehlende bereits verschiedenen Personen zum Durchlesen gegeben, was den Schmerz über den Verlust der Handschrift um so empfindlicher machte. Auch gibt Villani nicht wie Boccaccio die Zahl dieser letzten Gesänge an, sondern sagt nur: „cantus plerosque, qui comoediam tertiam consummarent". Von den Aeußerungen des Abgeschiedenen wird nur die letzte: „hic, hic, hic, fili mi, quod anxie quaesitum desperastis" mit Worten angeführt, wofür Boccaccio das einfachere „egli è qui quello che tanto avete cercato" hat. Außerdem finden wir bei Villani die Angabe, daß Jacopo, der Sohn des Verstorbenen, sofort nach dem Traumbilde mit Brüdern, Freunden und Nachbarn — bei Boccaccio dagegen ist nur noch von einem Zweiten die Rede — das Schlafzimmer durchsucht, auch daß der Dichter

an dem verborgenen Orte seine Handschriften vor unberufenen Lesern zu bewahren pflegte. Die Verschiedenheit der Mittheilungen von dieser Geschichte ist wenigstens ein Beweis, daß sie viel im Munde der Leute war.

138) Dahin gehört z. B. die willkürliche Ableitung des Familiennamens Frangipanes von frangere panem, weil Einer aus dieser Familie dem hungernden Volke in Rom Brot gegeben habe; von Heliseus, der sich, von der Schönheit des Ortes gefesselt, in Florenz niederließ, wird erzählt, er sei mit Carl d. Gr. bei der Wiedererbauung der Stadt auf den Aschentrümmern, die Attila zurückließ, gegenwärtig gewesen.

139) Villani sagt nämlich p. 7.: „Hanc ingenuam veritatem (daß die Frau des Cacciaguida aus Parma stamme) modernus quidam, ut Hestensi alluderet Marchioni, conatus est obumbrare, poetico affirmans commento de Frangipanibus quemdam, nescio quem, ab antiquo Ferrariae firmasse coloniam, indeque per posteros migrasse Florentiam" etc. In dem Commento des Benvenuto ist eine solche Stelle nicht zu finden.

140) Boccaccio p. 11. Benvenuto bei Muratori p. 1275. Ottimo Commento III. p. 360. Anm. 130., wo übrigens abgesehen davon, bezüglich des Moronto und Eliseo einiges Verkehrte zu lesen ist.

141) p. 23. Doch ist der Text an dieser Stelle nicht ganz klar. Vgl. Anm. 34.

142) Geboren im Jahre 1370, von seinem Geburtsorte Arezzo gewöhnlich auch ohne Weiteres Aretino genannt, deshalb nicht mit Carlo Marsuppini zu verwechseln, der sich aus demselben Grunde ebenso nannte; er starb 1443. Es findet sich zu seinem Gedächtniß eine Leichenrede des berühmten Poggio im 3. Theile von Stephani Baluzii Miscellaneis. Paris 1680, pp. 248—262, und darin p. 258. die Bemerkung: „Deinde summa elegantia dialogum quendam edidit, in quo cum primo libro viros praestantissimos doctissimosque Dantem, Franciscum Petrarcham, Johannem Boccatium, eorumque doctrinam, eloquentiam, opera impugnasset, secundo in superioris excusationem ipsorum et virtus laudata est"; dann werden zwar noch die 12 Bücher seiner florentinischen Geschichte erwähnt, aber mit keinem Worte eine Vita di Dante. Diese ist abgedruckt in der Antonio Zatta'schen Ausgabe der Divina Commedia, Venezia 1757, Tom. I. pp. I—X. und in der Ausg. der Div. Commedia von Gaetano Poggiali, Livorno 1807, Tom. III. pp. 1—17.

143) „Nè questo faccio per derogare al Boccaccio, ma perchè lo scriver mio sia quasi un supplimento allo scriver di lui."

144) Nach Bruni's Bestimmung wohnten Cacciaguida, seine Brüder und Vorfahren in der Nähe („quasi in sul canto") der Porta San Piero, da wo man eintritt vom Mercato Vecchio in die Häuser, die noch heut nach den Elisei genannt werden, die Aldighieri hingegen auf dem Platze hinter San Martino del Vescovo, der Straße gegenüber, die nach dem Hause i Sacchetti führt, nach der anderen Seite gegen die Häuser der Donati und Giuochi hin. Diese Angaben stimmen so ziemlich mit den späteren des Benedetto Varchi, Storia Fiorent. lib. IX. c. 34. (zu Ende). Damit zusammenzuhalten ist die gewiß zuverlässige Bemerkung des älteren Villani, deren oben gedacht wurde, daß Dante am Thore San Piero gewohnt habe.

145) Von Brunetto Latini wird bei dieser Gelegenheit gesagt, er habe sich, gleich den Verwandten, des früh verwaisten Knaben ermahnend und rathend angenommen.

146) Doch macht er eine Andeutung, wo er von Dante's Theilnahme an der Schlacht bei Campaldino spricht, indem er meint, Boccaccio hätte besser gethan, dieser Waffenthat des Jünglings zu erwähnen, als seiner neunjährigen Liebe und ähnlicher Geringfügigkeiten, mit dem Zusatze: „Ma che giova a dire? La lingua pur va dove il dente duole; e a chi piace il bere, sempre ragiona di vini".

147) „Fu usante in giovanezza sua con giovani innamorati, ed egli ancora di simile passione occupato, non per libidine, ma per gentilezza di cuore."

148) Nach der weiterhin folgenden Briefstelle Dante's soll sich dieses Gefecht 10 Jahre vor seinem Priorate, also im Jahre 1290, zugetragen haben. Daß diese Zeitbestimmung nur ungefähr gemeint sein kann, geht aus Giov. Villani's Chronik lib. VII. c. 131. hervor, wo genau der 11. Juni 1289 angegeben wird; dasselbe Datum hat Dino Compagni (la Cronaca Fiorentina, in Prato 1846. p. 25), beide mit dem bestätigenden Zusatze „il dì di san Barnaba". Campaldino liegt in der Nähe von Certomondo, ebenso von Poppi, weshalb das Treffen von Villani nach jenem, von Dino Compagni nach diesem Orte bezeichnet wird. Die genaueren Umstände des Ereignisses bei Leonardo Bruni finden sich so bei keinem der beiden Chronisten. Nach dem Berichte von Jenem begab es sich, daß die Reiter der Aretiner, welche gegen Florenz kämpften, zu Anfang die florentinischen Reiter, deren erstem Geschwader der junge Dante angehörte, hart bedrängten und verfolgten, dabei

sich jedoch zu weit von ihrem Fußvolk entfernten und deshalb selbst gleich diesem, weil sie sich gegenseitig nicht mehr unterstützen konnten, von den Florentinern, bei denen gerade der umgekehrte Fall stattfand, geschlagen wurden, so daß die letzteren einen vollständigen Sieg erfochten. In den Reihen der Aretiner kämpften ghibellinische Verbannte aus Florenz, wie umgekehrt in dem Heere der Florentiner guelfische Verbannte aus Arezzo; wegen dieser Theilnahme der bezeichneten Parteien wurde die Niederlage nicht als eine Niederlage der Aretiner, sondern als der Ghibellinen aufgefaßt, und in diesem Sinne lautet, auf die Schlacht bezüglich, die Inschrift im Palaste zu Florenz: „Sconfitti i Ghibellini a Certomondo" und nicht: sconfitti gli Aretini. Auch in der florent. Geschichte (Leonardi Aretini Historiar. Florentinar. libri XII. ed. Sixti Brunonis, Dobelensis, Argentorati, sumptibus Lazari Zetzneri bibliop. 1610) zu Anfang des 4. Buches (p. 63) beruft sich Bruni bei Darstellung der Schlacht auf diesen Brief Dante's.

149) Die wesentliche Stelle lautet: „Da questo Priorato nacque la cacciata sua, e tutte le cose avverse che egli ebbe nella vita, secondo lui medesimo scrive in una sua epistola, della quale le parole son queste: — Tutti li mali, e tutti l' inconvenienti miei dalli infausti comizj del mio Priorato ebbero cagione e principio; del quale Priorato benchè per prudenza io non fussi degno, nientedimeno per fede e per età non ne era indegno; perocchè dieci anni erano già passati dopo la battaglia di Campaldino, nella quale la parte Ghibellina fu quasi al tutto morta e disfatta, dove mi trovai non fanciullo nell' armi, e dove ebbi temenza molta, e nella fine grandissima allegrezza per li vari casi di quella battaglia: — queste sono le parole sue." Wahrscheinlich schloß sich hieran in dem Briefe Dante's die Beschreibung der Schlacht.

150) „il Boccaccio se ne passa così asciuttamente, che forse non gli era così nota, come a noi per cagione della storia che abbiamo scritta." Die Erzählung von Dante's Priorat in Bruni's florent. Geschichte (p. 74) ist etwas weniger speziell als in der Vita, stimmt aber sonst mit dieser überein. Von den Mitprioren wird keiner genannt, auch nicht das Datum der Trinitatio-Verschwörung, und der Einfluß Dante's ebenfalls als so bedeutend dargestellt.

151) Lib. VIII. c. 38 ff.

152) Dino Compagni's Cronaca Fiorentina in Tom. IX von Muratori's Rer. Italicar. scriptores pp. 463—536. Eine neuere kleine Handausgabe unter dem Titel: „La Cronaca Fiorentina, la diceria a papa Giovanni XXII. e alcune rime di Dino Compagni. In Prato, per Ranieri Guasti 1846. Villani bestätigt seine persönliche Anwesenheit in Betreff des 5. Novembers 1301, wo Carl v. Valois in der Kirche di Santa Maria novella die Gewalt übernahm, c. 49: „e io scrittore a queste cose fui presente"; Dino Compagni die seinige schon für das vorhergehende Jahr, wo er sich mit unter den Versammelten der Trinitatiskirche befand, p. 60 (24) und so mehreremal.

153) p. 120 (48).

154) Villani c. 42. Dino Compagni p. 59 (23): „un dì".

155) Istor. Fiorent. II. c. 16 ff.

156) Villani c. 49. Dino Compagni p. 117 (47). In der florent. Geschichte (p. 76) spricht sich Bruni noch nicht so entschieden, als in der Vita, über das Betrügerische der Anklage aus, nämlich in folgender Weise: „Quidam enim principes diversae factionis contra statum Reip. conjurasse dicebantur, et Petrum quendam Ferantis, unum ex proceribus Caroli ad res novandas magnis pollicitationibus pellexisse. Horum sigilla proferebantur, pacta conventa legebantur: rem tamen plerique compositam fictamque putaverunt. Alii invitatos deceptosque a Gallo existimabant fuisse. Ob eam conjurationem, seu fictam seu veram, tres nobilissimi et potentissimi cives in periculum vocabantur etc." Aus dieser Stelle geht wol mit Sicherheit hervor, daß die Vita später geschrieben ist.

157) Villani c. 49 (zu Ende). Dino Compagni p. 119 (48).

158) Pelli, Memorie, Ausg. von 1758 p. 76. Anm. 6. Ausg. 1823 p. 105. Anm. 42. Balbo, Vita di Dante p. 180, in beiden nur auszugsweise; vollständig bei Fraticelli, Vita di Dante p. 147. Anm. 21.

159) Balbo p. 181. Fast vollständig bei Pelli, Memorie, Ausg. 1823 p. 106. Anm. 43, und Arrivabene, il secolo di Dante, erste Ausg. im 3. Bande des Dante-Bartoliniano p. 656; ganz unverkürzt bei Fraticelli, Vita di Dante p. 151. Anm. 23. Weiterhin theilt ebenderselbe, p. 212. Anm. 28., auch das Document der im Jahre 1311 erfolgenden Amnestie mit („quae appellatur Reformatio Dom. Baldi de Aguglione"), von welcher jedoch Dante sammt einer Schaar von gegen 1000 Personen ausgeschlossen war, sowie p. 253.

Anm. 9. die erneuerte und geschärfte Sentenz vom 6. November 1315 gegen verschiedene Verbannte, darunter auch Dante mit seinen Söhnen.

160) p. 141 und Anm. der folgenden Seite.

161) Dieses Verzeichniß, soweit es hier von Interesse, ist abgedruckt in der Vita Dantis a J. Maria Philelpho scripta, Florent. 1828. p. 29. Anm. 1. und zwar nach dem Priorista Fiorentino istorico pubbl. dal Rastrelli, in folgender Weise:

Noffo di Guido Buonafedi,
Neri di Mess. Jacopo del Giudice Alberti,
Nello d' Arrighetto Doni,
Bindo di Donato Bilenchi,
Ricco Falconetti,
Dante Alighieri; dazu noch
Fazio da Micciole, Gonfaloniere.

Als die Amtsperiode dieser Prioren werden die zwei Monate vom 15. Juni bis 15. August angegeben. Von der Theilnahme Dante's an den Berathungen der vereinigten Zünfte (in consilio capitudinum), sowie der mitvereinigten anderen Rathskörper (in consiliis centum, generali et speciali, et capitudinum), nach seinem Priorat, nämlich im Jahre 1301 vom 14. April bis 19. Juni, erfahren wir Interessantes aus den archivalischen Auszügen bei Fraticelli, Vita di Dante pp. 136—138, wo insbesondere Dante's wiederholte entschiedene Ablehnung eines Antrages „de servitio domino Papae faciendo de centum militibus" von Belang ist.

162) p. 60 (24): „E Messer Palmieri Altoviti, che allora era de' Signori" etc.

163) Wäre nicht doch auch, bezüglich der Authenticität des Priorista, in Anschlag zu bringen, daß Marchionne Stefani, von dem dieses Verzeichniß herrühren soll, wol derselbe Marchionne oder Melchionne di Coppo Stefani ist, der sich als Verleumder der h. Katharina und ihres Schülers Giannozzo Sacchetti einen so üblen Namen bereitet? Vgl. darüber meinen Aufsatz im Neuen Laus. Magazin Bd. 37. S. 304 ff.

164) „per offerire la concordia e la pace de' cittadini."

165) Vgl. oben Anm. 88.

166) „Disegna un angelo sopra certe tavolette", Opere minori II. p. 113.

167) Specimen historiae litterariae Florent. s. Vitae Dantis, Petrarchae ac Boccaccii a cel. Jannotio Manetto saec. XV. scriptae, recensente Laurentio Mehus. Florentiae 1747.

168) „ut jejune et exiliter quasi mendicans in angustiis nescio quibus compingeret atque in angulis quibusdam coarctaret, et non ex rerum gestarum ubertate affluenter redundaret ac paulo latius explicaret."

169) „quae (sc. litterae) cum aliis quibusdam publicis scriptis etiam nunc temporibus nostris in palatio visuntur."

170) pp. 36. 49.

171) pp. 30—33. vgl. Giov. Villani VIII. c. 120. IX. cc. 37. 43. 45. 47. 52. Nur die Bemerkung, daß Heinrich durch seine Gesandten von den Florentinern forderte, „ut in urbe sua receptaculum sibi praepararent" findet sich nicht bei Villani; bezüglich des strafenden Briefes von Dante an die Florentiner läßt sich schon aus dem „intrinsecos" (sc. Florentinos) die Kenntniß des Originalschreibens vermuthen, vgl. ob. Anm. 29.

172) p. 40, wo die theils unrichtige, theils schwankende Bemerkung: „Parisius (statt Parisiis, wie öfter im Mittelalter) forte aderat, quo se post Federici (so statt Henrici!) augusti obitum, ut antea diximus (doch wo?) mox retulerat."

173) p. 37: „in capella praetoris urbani"; dieses ist das herrliche Jugendporträt, das im Jahre 1840 wieder entdeckt wurde. Vgl. ob. Anm. 96.

174) p. 44. Nach der Erzählung Boccaccio's lauten Dante's Worte: „Se io vo, chi rimane, e se io rimango, chi va"; Filippo Villani übersetzt sie durch: „Si vado, quis remanet, si maneo, quis vadit" (p. 13); Manetti dagegen meint: „Sed ea quae materno sermone dixisse perhibetur, lepidiora sunt" und fühlt sich deshalb gedrungen zu folgender Breitschlagung: „Si sententiae vestrae, ut par est, acquievero, injunctaeque legationis munus vobis obtemperatis obiero, quis ad rei publicae gubernationem remansurus est? sin minus, quis hujus legationis dignus princeps et caput erit?"

175) Vollständig abgedruckt in der Einleitung von Mehus zur Vita des Manetti.

176) Die Antwort Dante's gibt Polentone mit den Worten: „id evenire, quod similes sui multos histrio, ipse vero nullum haberet." Bei Petrarca hat die Antwort freilich eine etwas abweichende Form: „Minime mirareris, si nosses, quod morum pa-

ritas et similitudo animorum amicitiae causa est." Petrarca, Rer. memorabilium lib. II. c. 4. (de ironia) in Oper. Genevae 1610. Tom. II. p. 152.

177) Vita Dantis Aligherii a J. Mario Philelpho scripta nunc primum ex codice Laurentiano in lucem edita et notis illustrata. Cura Domenico Moreni. Florentiae, ex typographia Magheriana. 1828. Die Vorrede des Herausgebers enthält interessante Mittheilungen über verschiedene ältere Dante-Bildnisse, auch über die seit dem Jahre 1396 zu wiederholten Malen auftauchende Absicht der Florentiner, dem Dichter ein Denkmal zu setzen und seine Gebeine von Ravenna zurückzuverlangen.

178) Reichhaltige Belehrung über das Leben und Treiben dieser Litteratenkreise gewährt „die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus," von Dr. Georg Voigt. Berlin, Georg Reimer 1859.

179) „qui Dantem, ut ita dixerim, imbibi totum."

180) „propriis sim oculis multa conspicatus hujus opera".

181) An Pietro de' Medici und Tommaso Soderini d. d. Veronae XIII. Cal. Jan. 1468. Beide waren im vorigen Jahre als Gesandte zur Friedensvermittlung in Verona und forderten den Briefsteller zu einem Besuche in Florenz auf. In den letztverflossenen Monaten kam er dieser Einladung nach; die Aufforderung indeß, ganz nach Florenz überzusiedeln, will er doch erst reiflich in Ueberlegung ziehen, inzwischen aber verspricht er, seinen Sohn, sobald er herangewachsen, dem Familien-Vaterlande zurückzugeben. Als Zeichen seiner Erkenntlichkeit überschickt er die jüngst erschienene Vita seines Ahnen von dem lorbeergekrönten M. Filelfo, für ihre eigenen Mußestunden und zur Lectüre für Andere, denen sie das Werkchen anvertrauen würden.

182) So führt Filelfo z. B. p. 27. dieselben Beispiele für die Unschädlichkeit des Heirathens an, wie Bruni; ebenso gibt er weiterhin das Bruni'sche „asciuttamente", bezüglich Boccaccio's, durch sicco pede wieder.

183) „Delectabatur lyra, musicoque concentu", p. 28.

184) „ambos absentes ad Pontificemque collegas", was nach dem Wortlaute bei Bruni allerdings vermuthet werden könnte. Die Annahme Filelfo's aber findet ihre entschiedene Widerlegung durch Dino Compagni, der die Namen der vier Abgesandten anführt, nämlich Ubaldino Malavolti, Maso di Messer Ruggierino Minerbetti, Corazza da Signa und Dante; man muß sie freilich an zerstreuten Stellen zusammensuchen, Cronaca Fiorent. In Prato 1846. pp. 71. 85. 120. 124.

185) „cui nomen erat Gemma, vere, inquam, et moribus et specie gemma".

186) „(voluissem Boccaccium) non eam expressisse levitatem amoremque annorum novem, quem ego in Dante fuisse nunquam existimarim, sed fictam censuerim esse rem omnem" und weiter: „ita Boccaccius amantium princeps Beatricis amorem, virtutis inquam, ac beatitudinis jucunditatem secundum carnis voluptatem judicavit."

187) „nonnunquam vero ne solus sapere videretur, amare se fingebat."

188) Auch sagte er dann zu ihnen: „Cur et vos non idem facitis, ne desidia langueatis?"

189) „apud quos (sc. principes Ravennates) tamdiu vixit, quamdiu reliquum fuit vitae quicquam"; doch wird nicht etwa vorher ein bestimmter Zeitpunkt angegeben, von welchem aus zu rechnen wäre.

190) So p. 46: „Cum illo (es ist von Arezzo die Rede) trajecissent (sc. exules), et exercitum in facinorosos Albos (!) statuerunt, et ejus Imperatorem Alexandrum Romenatem comitem decreverunt" etc.; vielleicht auch p. 62, wo gesagt wird, Dante habe öfter eine große Schaar von Anhängern zusammengebracht „in alterius factionis Albos."

191) „Estensis marchio incredibili dignitate Canis Grandis."

192) „Sed ea dumtaxat refero, quae certo scio, quaeque ipse vidi, cetera non ausim affirmare".

193) Der Anfang des Buches de Monarchia lautet nach Filelfo: „Magnitudo ejus, qui sedens in throno cunctis dominatur, in coelo stans omnia videt, nusquam exclusus, nullibi est inclusus, ita dividit gratia munera, ut mutos aliquando faciat loqui"; der des Buches de vulgari eloquio (Filelfo schreibt, abweichend von den besseren Handschriften, eloquentia, wie der ältere Villani, Boccaccio und Bruni): „Ut Romana lingua in totum est orbem nobilitata terrarum, ita nostri cupiunt nobilitare suam; proptereaque difficilius est hodie recte nostra quam perite latina quicquam dicere" etc.

194) Beide befinden sich in den oben angeführten Ausgaben von Torri und Fraticelli den lateinischen Texten gegenüber. Die Uebersetzung von Trissino erschien bereits im Jahre 1529 zu Vicenza gedruckt, der lateinische Text erst 1577 zu Paris; die Uebersetzung von

Ficino zum ersten Mal in den Opere minori di Dante von Fraticelli im Jahre 1839 zu Florenz, der lateinische Text schon 1559 zu Basel.

195) „Facturo mihi de rebus nostris verba subverendum est, ne quid temere dicam, ne quid incomposite" oder, wie am Rande die vorgeblichen italienischen Original-Worte: „Dovendo io de' fatti nostri favellare, molto debbo dubitare di non dir con presunzione, o mal compositamente cosa alcuna" etc. Auch ein lyricum carmen über sein Exil, lateinisch abgefaßt, wird Dante zugeschrieben, und Filelfo versichert, es ebenfalls selbst gesehen und gelesen zu haben.

196) Filelfo bezeichnet die vorhandenen Briefe Dante's als „innumerabiles" und führt davon folgende drei unbekannte mit ihren Anfangsworten an, an den König von Ungarn: „Magna de te fama in ommes dissipata, Rex dignissime, coëgit me indignum exponere manum calamo et ad tuam humanitatem accedere", an Papst Bonifaz VIII.: „Beatitudinis tuae sanctitas nihil potest cogitare pollutum, quae vices in terris gerens Christi totius est misericordiae sedes, verae pietatis exemplum, summae religionis apex", und an seinen Sohn in Bologna: „Scientia, mi fili, coronat homines, et eos contentos reddit, quam cupiunt sapientes, negligunt insipientes, honorant boni, vituperant mali"..

197) „Commentarios ego illos integros habeo et illis delector maximopere".

198) Filelfo berührt diesen Punkt, indem er da, wo er von Dante's Handschrift spricht, zugleich bemerkt, daß derselbe, soweit es ohne Kenntniß der griechischen Buchstaben (litterarum graecarum) möglich, streng die Rechtschreibung festzuhalten pflegte; auch Manetti versichert am Schlusse seiner Vita des Boccaccio, Dante sei des Griechischen völlig unkundig gewesen. Und wer die Beispiele von corrupten griechischen Wortformen in dem Convito IV. c. 6: „autentin" als Stamm des Wortes autore (entweder für αὐθέντημα oder αὐθέντης im Accusativ), c. 21: „hormen" (wieder für ὅρμημα oder ὁρμή im Accusativ) und „alleon" in dem Briefe an Can Grande (so nach der besseren Handschrift anstatt ἀλλοῖον, s. Somasco's oben in Anm. 30. erwähnte Ausg. der Epistola p. 22), wovon allegoria abgeleitet wird, in Betrachtung zieht, der wird jener Vermuthung beistimmen müssen. Auch in der Commedia finden sich griechische Wörter; aber wiederum das einzige „entomata" als Plural von ἔντομον (Purg. X. v. 128) läßt deutlich wahrnehmen, daß der Dichter wol einzelne Wörter kennen gelernt haben mochte, doch nicht einmal der Flexion derselben mächtig geworden war. Aus dem apokryphen Dante'schen Sonette „Tu che stanzi lo colle ombroso e fresco" (Opere minori I. p. 288), worin dem Bosone de' Raffaeli in Gubbio zu den Fortschritten seines Sohnes in der griechischen und französischen Sprache Glück gewünscht wird, einen Schluß auf Dante's Lehrgeschick und Kenntniß in beiden Sprachen zu ziehen, verbietet schon die Trockenheit des Gedichtes, die einen gewöhnlichen Reimer, nicht Dante, als Verfasser erkennen läßt; dazu kommt, daß die Handschrift des Sonettes, auf dessen Besitz sich die Bewohner von Gubbio als eines Dante'schen Autographon's viel zu Gute thun, die unverkennbaren Spuren der Unächtheit an sich trägt, wie Ampère in seinem Voyage Dantesque berichtet (s. La Grèce, Rome e Dante, études litteraires d'après nature par M. J. J. Ampère, nouvelle édition, Paris 1859, p. 292). Pelli (Memorie, Ausg. 1823 p. 137) hält dagegen das Gedicht für ächt und führt außerdem eine Stelle aus der Teleutelogia des Ubaldo di Bastiano von Gubbio an (handschriftlich in Florenz), worin dieser sagt, er habe von Dante „lettere Grecche" gelernt; aber über den wirklichen Verfasser dieses sonst unbekannten Werkes ist Pelli selbst noch unsicher, womit denn auch jene Stelle ihre Authenticität verliert. Jedenfalls bleiben die Bedenken, welche von den oben angeführten griechischen Wortformen angeregt werden, in Kraft.

199) „Loquebatur enim idiomate Gallico non insipide, ferturque ea lingua scripsisse nonnihil" etc. Da Dante sich längere Zeit in Paris aufhielt, auch mit der provenzalischen Poesie vertraut war und in seiner Jugend dem Brunetto Latini so nahe stand, der sein Hauptwerk, il tesoro, französisch schrieb, so wäre es in der That zu verwundern, wenn Dante nicht des Französischen mächtig gewesen wäre; mehr aber als dies ist vorläufig nicht zu erweisen.

200) Beide Studien-Aufenthalte werden in das Exil, und zwar dem Pariser in der Zeit vorangestellt: in Cremona soll Dante Natur- und Nationalphilosophie bei Giovanni Conti (Joannes Comes), in Neapel Logik bei Paolo Archino gehört haben.

201) Filelfo zählt vierzehn Gesandtschaften auf, die Dante ausgerichtet haben soll: 1. nach Siena zur Gränzausgleichung („pro finibus quos suo nutu composuit"); 2. nach Perugia zur Befreiung einiger daselbst festgehaltener florentinischer Bürger („quos secum reduxit"); 3. nach Venedig zur Abschließung eines Bündnisses („quod effecit ut voluit);

4. an den König von Neapel mit Geschenken („contrahendae amicitiae gratia, quam contraxit indelebilem"); 5. an den Markgrafen von Este („in nuptiis, a quo praepositus est legatis reliquis"); 6. nach Genua („pro finibus, quos composuit optime"); 7. abermals an den König von Neapel zur Befreiung des Vanni Barducci, der hingerichtet werden sollte und nun in Folge der herrlichen Rede Dante's, deren Anfang wieder mitgetheilt wird („Nihil est, quo sis, rex optime, conformior Creatori cunctorum, et regni tui largitori, quam misericordia, et pietas, et afflictorum commiseratio"), die Freisprechung erlangte; 8—11. an Papst Bonifaz VIII. viermal („semperque impetravit quae voluit, nisi ea legatione, qua nondum erat functus cum exul factus est"); 12—13. an den König von Ungarn („regem Hunnorum") zweimal („bis missus exoravit omnia"); 14. an den König von Frankreich („aeternum amicitiae vinculum reportavit, quod in hodiernum usque diem radices habet"). Von diesen Gesandtschaften ist durch frühere Biographen nur die verunglückte römische bekannt; urkundlich fest stehen dagegen zwei andere, von Filelfo nicht mit aufgezählte, nämlich nach San Geminiano (s. oben Anm. 87) und die im Auftrage der Malaspina (s. Anm. 88). Wegele (Dante's Leben S. 95) bezeichnet die erste und die siebente der von Filelfo aufgeführten Gesandtschaften als „wol urkundlich feststehend" und beruft sich dabei auf Pelli, Memorie § 9. Darin finden sich aber, und zwar am Schlusse, nur die urkundlichen Beläge für die beiden von Filelfo nicht erwähnten Gesandtschaften; bezüglich aller übrigen sagt Pelli im Gegentheil: „Giovan Mario Filelfo è il solo che di esse (sc. ambascerie) parli con qualche precisione, ed a me non è riuscito di poterne per altra parte sapere di più." Wenn man bedenkt, daß Dante alle jene Gesandtschaften im Namen der Republik Florenz ausgeführt haben soll („Quatuor ac decem legationibus est in Republica sua functus"), also in dem kurzen Zeitraume von seinem Eintritt in den Staatsdienst bis zu seiner Verurtheilung, so sind Zweifel dagegen wol gerechtfertigt.

202) Filelfo nennt die vier Söhne Dante's: Pietro, Jacopo, Aligero und Eliseo. Die beiden letzteren starben jung an der Pest; daß auch Jacopo früh verstorben, nämlich in Rom, wo der Vater sich als Gesandter mit ihm befand, ist irrig, da nach dem Berichte Boccaccio's, wie auch nach der Verkaufsurkunde bei Pelli (Ausg. 1758 p. 24, Ausg. 1823 p. 34) der Sohn den Vater überlebte; aus demselben Instrumente geht auch hervor, daß der Stiefbruder Dante's, Francesco, nicht vor demselben starb, wie Filelfo berichtet. Auch verwechselt er insofern Jacopo, den Sohn des Dichters, mit Jacopo, einem Enkel desselben von dem erstgenannten Sohne Pietro, als er dem Neffen die versificirte Erklärung der Commedia zuschreibt, die vielmehr von dem Oheim herrührt (vergl. oben Anm. 35). Wenn er von dem Commentare Pietro's zur Commedia meint, es könne Keiner die Dichtung richtig erklären, der nicht diesen Commentar gelesen, so müssen wir dagegen sagen, daß das lateinische opus, welches uns unter dem Namen desselben vorliegt, gerade der am wenigsten ertragreiche von allen Commentaren ist (vgl. ob. Anm. 37). Von Pietro's Enkel Lionardo berichtet der Verfasser, was er aus Bruni's Vita kannte, fügt aber dazu weiter, Lionardo habe bei seinem Besuche in Florenz auch „paterna manu praescripta quam plurima" gelesen. Von dessen Söhnen hebt er noch Pietro den Jüngeren hervor, seinen vertrauten Freund, dem zu Gefallen er die Vita geschrieben und welchem er auch einige Abschnitte des von ihm verfaßten Commentares zur Commedia mitgetheilt haben will. Gegen die Herleitung des Familiennamens Aligeri (Allighieri) von alam gerere in signo, bald zu Anfange der Vita, macht der Herausgeber (p. 5) die Versicherung Maffei's in den scrittori Veronesi geltend, daß die Familie erst seit ihrer Niederlassung in Verona einen goldenen Flügel in blauem Felde angenommen. (Vergl. oben Anm. 78.)

203) So soll er dem Giannozzo Pazzi (Janotus Pacius), der ihn schmähte, erwiedert haben: „Ich würde Dir antworten, wenn ich nicht im Zorn wäre"; dem Geri Belli auf die Frage, wer im Staate der Weiseste sei: „Derjenige, welchen die Dummen am wüthendsten hassen"; dem Can Grande auf die Frage, was ihn am meisten ergötze: „Der Umgang mit den Geistern des Alterthums und er wünsche sehnlichst bei den Todten zu sein."

204) Geb. 1424, gest. 1504. Die beiden Commentare nebst Biographieen von Landino und Vellutello vereinigt in der venezianischen Folio-Ausgabe von 1564 (s. ob. A. 71).

205) Während z. B. Leonardo Bruni erzählt, Dante sei an den päpstlichen Hof geschickt worden, per offerire la concordia e la pace de' cittadini, schreibt Vellutello dafür: „a renderli (dem Papste) gratie de la concordia e pace de cittadini, di che egli era stato autore", welches Motiv der Sendung doch wol sehr zu bezweifeln. Die Berichtigung, daß nicht Alberto della Scala des Dichters erster Gastgeber in Verona gewesen, bezieht sich nicht auf Bruni, der nur den Familiennamen nennt, sondern auf Boccaccio, ist aber

auch nur halb, indem statt Bartolomeo dessen Bruder und Nachfolger Alboino dafür angenommen wird (vergl. oben Anm. 88).

206) Inf. XV. Purg. XXX. Par. XV. XVII.

207) Während z. B. Bruni schlechthin der Landbesitzungen Dante's erwähnt, fügt der Verfasser nach Filelfo hinzu: „fertili e buone." An eben dieser Stelle findet sich ein störendes Versehen in der Aufnahme des Bruni'schen Textes. Dieser nämlich schreibt bezüglich der Besitzthümer Dante's: „secondo egli scrive." und gleich darauf weiter: „Fu uomo molto pulito" etc., wogegen Vellutello: „Possessioni — molto fertili et buone. Fu, secondo che egli stesso scrive, e che il sopra detto Aretino (i. e. Leonardo Bruni) afferma d'haver trovato di sua mano, di commune statura. Fu polito" etc. Wie wäre diese Zusammenstellung möglich?

208) Kaum scheint es nöthig, hierbei der Fabel zu gedenken, die kurze Zeit Glauben fand, daß Dante sich während seines Exiles auch einmal in Sachsen aufgehalten und dort für den im J. 1307 ermordeten Markgrafen Diezmann die schlechte lateinische Grabschrift, die noch in der Paulinerkirche zu Leipzig gezeigt wird, verfaßt habe. Stein und Grabschrift sind vielmehr erst im sechzehnten Jahrhundert bei der Renovation der Kirche verfertigt worden, und zwar ist die letztere nach Lessing's sehr wahrscheinlicher Beweisführung ein Machwerk des Poetasters Erasmus Stella; s. Beiträge zur Geschichte der Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek, 2. Beitr. 1773 N. 14. Was Lessing von diesem litterarischen Schwindler, der auch Italien bereiste, mittheilt, macht es fast glaublich, daß Vellutello seine Notiz von einem Aufenthalte Dante's in Deutschland am Ende gar nur der Täuschung Stella's, mit dem er vielleicht zusammengetroffen, zu verdanken hat.

209) „tutta la presente Comedia" (vergl. oben Anm. 19).

210) Doch führt der Verfasser trotzdem unter den Schriften Dante's noch besonders auf „Egloghe", „versi heroici", jedenfalls ein Beweis, daß er nur oberflächlich davon unterrichtet war.

211) So nennt der Verfasser als Söhne jenes Pietro (Piero), dem Filelfo seine vita gewidmet, Dante und Jacopo, von denen der erstere die Einladung, nach Florenz zurückzukehren und die eingezogenen Güter wieder als Eigenthum zu übernehmen — Vellutello beruft sich auf eine Abschrift des Original-Documentes hierüber vom J. 1495 — ausschlug und in Verona blieb. Von diesem werden zwei Söhne, Ludovico und Piero, beide Gelehrte, mit vielem Lobe erwähnt und dabei bemerkt, daß sie sich allesammt längst nicht mehr Alighieri, sondern dem unsterblichen Dichter zu Ehren Danti nennen. Der letzt genannte Messer Piero ist es nun, dem der Verfasser manche Aufklärung für seinen Commentar verdankt.

212) S. oben Anm. 72. Den falschen Todesmonat wiederholt noch Giovan Mario Crescimbeni zu Anfang des 18. Jahrhunderts in seiner kurzen Vita di Dante, die sich in der Zatta'schen Ausgabe der Div. Commedia von 1757 Tom. I. p. XI. abgedruckt findet.

213) In jüngster Zeit hat Fraticelli, der rühmlichst bekannte Dante-Forscher, gewisser Maßen die Arbeit Pelli's von Neuem aufgenommen, nämlich in der so eben erschienenen „Storia della vita di Dante Alighieri compilata da Pietro Fraticelli sui documenti in parte raccolti da Giuseppe Pelli in parte inediti. Firenze, G. Barbèra, editore 1861", indem er darin alles Thatsächliche kritisch festzustellen sucht und nach jedem Capitel die Actenstücke mittheilt, sowol die von Pelli und seinem Fortsetzer bereits verarbeiteten und vorgeführten, doch correcter und vollständiger als bei diesen, wie auch eine kleine Nachlese bisher ungedruckter, die manches Wichtige enthalten und auf welche in den vorstehenden Anmerkungen noch Bezug genommen werden konnte. Das Werk ist keine für den großen Leserkreis bestimmte Lebensgeschichte des Dichters, hat vielmehr lediglich eine kritische Tendenz und versetzt in dieser Weise auf den neuesten Standpunkt der Forschungen über Dante.

X.

Die Feier des 600jähr. Geburtstages des Dante.

Fragmente eines Vortrags vom Professor F. W. Naumann in Görlitz.

Dante, der Vater und Großmeister der italienischen Poesie, eins der größten Genies des Mittelalters, — erblickte zu Florenz im Jahre 1265, und zwar in der letzten Hälfte des Mai, vielleicht am 27., — wie man jetzt annimmt, — das Licht der Welt. Diesen 600jährigen Geburtstag ihres großen Mitbürgers will seine Vaterstadt im Jahre 1865 auf eine des Dichters würdige Weise begehen und hofft, daß, — wie der Schillertag am 10. November 1859 in Deutschland, — der Dante-Tag in ganz Italien als ein Nationalfest werde gefeiert werden. Sie hat deshalb beschlossen, dem größten Dichter Italiens und einem der größten Dichter aller Zeiten und Völker ein großartiges Denkmal zu errichten und zu diesem Zwecke ein Comité niedergesetzt, das einen Aufruf zu Vorschlägen erlassen hat und sich auf alle Weise beeifert, seinem Andenken noch jetzt die Verehrung zu erweisen, welche Florenz ihm selbst, bei seinen Lebzeiten, versagt hatte. Dante gehört bekanntlich zu der nicht geringen Zahl großer Männer, denen man erst dann Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn man sie nicht mehr hatte, weil man sie erst nach ihrem Tode richtig verstand und darum erst alsdann gebührend schätzte. Seine Landsleute, die ihn, von Leidenschaft verblendet, im Jahre 1302 unschuldig ausgestoßen, seiner Güter beraubt und sogar (abwesend) zum Feuertode verurtheilt hatten, erkannten bald nach seinem Tode, der am 14. September 1321 zu Ravenna erfolgte, seine hohen Verdienste öffentlich an. Sein Tod versöhnte seine leidenschaftlichen Gegner und besänftigte den blinden Haß der Parteiwuth der Schwarzen. Sie wollten schon damals ihr Unrecht sühnen, reklamirten mehr als einmal, wie wohl vergeblich, seine Asche von den Ravennaten und ließen, was wohl nie einem Dichter widerfahren ist, seit 1373 öffentliche Vorträge über Dante's göttliche Komödie an Sonn- und Festtagen in der Kirche halten, um die allegorischen und historischen Beziehungen dieses Werkes zu entwickeln, was in mehreren Städten Italiens nachgeahmt wurde.

Aber 6 Jahrhunderte vergingen, ehe die Florentiner ihrem Dante ein Denkmal errichteten, wie andern ausgezeichneten Mitbürgern, z. B. dem Michel Angelo, Galilei, Macchiavelli 2c. Sie begnügten sich, den Fremden einen Stein auf der Piazza del Duomo zu zeigen, auf welchem der Sänger oft sinnend und dichtend gesessen haben soll, und den man daher Sasso di Dante nannte. Man tröstete sich vielleicht mit dem Gedanken: daß ein Mann, wie Dante, zu seiner Verherrlichung keines, früher oder später vergänglichen

Monuments bedürfe, und daß er vielmehr sich selbst das größte und dauerndste Denkmal in seiner göttlichen Komödie errichtet habe; denn auf ihn ließ sich allerdings das Wort des Horaz anwenden: exegit monumentum aere perennius!

Erst im Jahre 1830 suchten die Florentiner ihre Schuld gegen ihn dadurch abzutragen, daß sie ihm ein kolossales Kenotaphion von karrarischem Marmor in der Kirche Sta Croce, wo sich die oben erwähnten Denkmäler befinden, durch Ricci errichten ließen. Dieser Künstler stellt den Dichter dar in mehr als Lebensgröße, auf hohem Postamente sitzend, das Haupt auf die Rechte gestützt, umgeben von 2 Frauengestalten, von der Italia, welche stolz nach dem Poeten weist und auf die Inschrift deutet: „Onorate l'altissimo poëta", — während die Poesie, mit der divina commedia in der Hand, weinend ihr Haupt auf den Sarg legt. Man hat diese Darstellung der Poesie getadelt und wohl nicht mit Unrecht, weil ja mit dem Menschen nicht zugleich der Dichter gestorben ist, der vielmehr, — obwohl 6 Jahrhunderte über seinem Namen hinweggeeilt sind, — im Herzen seines Volkes lebt und fortleben wird bis an das Ende aller Tage.

In unsern Tagen, wo die Völker Italiens von einem großen Gedanken, dem der Nationalität, welche sich in einem einzigen italischen Reiche verkörpern soll, lebendig durchdrungen sind, wo sie für die Unabhängigkeit und Einheit ihres Vaterlandes mit Begeisterung kämpften, — steigerte der bisherige Erfolg ihr Nationalgefühl in einem hohen Grade. So glaubte Florenz Italiens Wiedergeburt nicht würdiger feiern zu können, als durch eine Feier ohne Gleichen in der Geschichte, durch eine wahre Apotheose ihres größten Sohnes, des eigentlichen Begründers der italienischen Sprache, des muthigen Kämpfers für Wahrheit und Recht, ihres Dante, welcher die Zierde und der Stolz Italiens ist und der Gegenstand der Bewunderung des Auslandes. Seine Vaterstadt beabsichtigt, eine National-Ausgabe seiner Werke zu veranstalten und einen Dante-Tempel zu erbauen und wird durch eine solche Huldigung sich selbst das schönste Ehrendenkmal setzen. So gedenkt Florenz den 27. Mai 1865 zu feiern.

Daß man gerade jetzt so lebhaft an Dante dachte, wird man ganz natürlich finden, wenn man erwägt: daß jener Dichter vom Kaiser Heinrich VII., den er auch in den höchsten Himmel versetzte, für sein Vaterland erwartete, was das heutige Italien von seinem Victor Emanuel hofft, — eine Zeit neuen Glanzes, ja, vielleicht das goldene Zeitalter Saturns.

Unter den Vorschlägen zum Bau der Ruhmeshalle, welche bei dem Dante-Comité eingingen, findet sich auch manches Ueberspannte.

So hatte man vorgeschlagen, die Loggia d'Orgagna, — vielleicht den schönsten Porticus der Welt, — auf die Piazza della Signoria zu verlegen, die Piazza mit derselben einzuschließen und sie dann als National-Pantheon zu benutzen, das den Namen „Pantheon-Dantesco" führen und die berühmtesten Männer Italiens aufnehmen sollte.

Diese Idee scheiterte, — wie so vieles in der Welt, wie leider auch die Sommernachtsträume unsers hochseligen Königs, — am Kostenpuncte.

Dagegen hat sich das Comité für folgenden Plan entschieden:

Dem Andenken des größten Dichters Italiens soll ein Tempel erbaut werden und zwar auf einem der schönsten und höchsten Puncte der die Stadt beherrschenden Hügel, nämlich in dem wahren Eden von Florenz, in dem von Cosmo I. angelegten Boboli-Garten, der zum Palast Pitti gehört, und

der den englischen Geschmack im Gartenstyl mit dem französischen zu verschmelzen sucht und sich durch Springbrunnen und Bassins und überall aus Myrten- und Rosengebüsch hervorschimmernde Marmorstatuen auszeichnet, — auf der Esplanade der Fortezza del Belvedere, der eigentlichen Festung bei Florenz, auf dem südlichen Ufer des Arno, das sonst von seiner schönen Lage „il giojello“ hieß, wo noch das Haus des Galilei gezeigt wird.

Zu diesem Tempel soll ferner eine neue breite Straße führen, an deren Seiten man die reizendsten Villen anlegen will, und zwar durch die Gärten des Klosters Santa Felicita.

Der Punct, auf dem sich der Dante-Tempel erheben wird, bietet, — wie schon der alte Name andeutet, eine überaus freie und schöne Aussicht.

Von dort übersieht man den ganzen Bergkessel, die herrlichen Umgebungen von Florenz mit seinen prächtigen Gärten, Villen, Lusthäusern und Schlössern, — das überaus fruchtbare und reizende Arno-Thal mit seinen immer grünen Eichen, Pinien, Lorbeerbäumen und Cypressen und die vielfach gekrönte Stadt selbst, die ja vorzugsweise „die schöne“ heißt und so reich ist an Kirchen und Palästen, die Heimath des Genius der Kunst und Wissenschaft. Dante wird also künftig, wenn dieses großartige Projekt verwirklicht ist, — den dilettoso monte in Besitz nehmen, sein Lieblingsplätzchen, das ihn so oft zu seinen Dichtungen begeisterte.

Der seinem Andenken geweihte Tempel wird eine 2. Akropolis — Italiens Athen beherrschen, die schöne Königin unter den Städten der Alpenhalbinsel, wo „Alterthum und Mittelalter ihre Brautnacht feiern“. —

Möchte sich auch in unserm deutschen Vaterlande ein ähnliches Nationalgefühl erheben und die nöthigen Opfer spenden zum Ausbau des Kölner Doms, dieses erhabenen Werkes echt deutscher Kunst, dessen 600jährige Grundsteinlegung vor 13 Jahren gefeiert wurde, um ihn als Denkmal vaterländischer, vereinter Kraft und Stärke ganz vollendet der Nachwelt zu überliefern!

XI.

Ueber Longfellow's Goldene Legende.

Von Viëtor, Rektor der höheren Töchterschule in Görlitz.

Jung wie der Nordamerikanische Bundesstaat selbst ist auch seine schöne Literatur; nicht zu weit zurück dürfen wir greifen, wenn wir die Jünger des Geistes kennen lernen wollen, die in schöner Form schöne Gedanken darlegten. So lange die Europäer in Amerika nur mit der schweren Sorge um die Existenz zu kämpfen hatten, so lange sie unversöhnliche Feinde von sich abhalten und in ihren schlangenartigen Listen überwachen mußten, so lange sie mit der Urbarmachung des wilden Urwaldes zu ringen hatten, um sich und den Ihrigen Lebensunterhalt zu schaffen; so lange sie noch vereinzelt oder nur in kleinen Genossenschaften gesammelt mit dem Leben selbst sich abzumühen hatten, konnte von solcher Vertiefung in das Geistesleben nicht die Rede sein. Zudem hingen diese frühen Ansiedler noch so eng mit dem Vaterlande zusammen, aus dem sie politische oder religiöse Intoleranz zumeist verdrängt hatte, daß sie die Nahrung ihres Geistes auch nur aus den Geisteswerken der alten Heimath sogen, daß sie die Dichtungen des fernen Europa's doch als ihre eigenen anerkannten und adoptirten. Freilich waren sie von dem Lande ihrer Vorfahren weit weggerissen, aber sie erhielten sich die Erinnerung an die Thaten derselben lebendig und wurzelten mit ihren Gefühlen und Anschauungen in dem Boden der alten Heimath. Wohl gab es Mußestunden in der schweren Arbeit des täglichen Ringens um das Nöthigste und sie wurden wohl auch zu innerer Sammlung und zur plastischen Darstellung dieser Gedanken und Gefühle benutzt, indeß das so Geschaffene war etwas Ephemeres, trug den Stempel des Gelegentlichen, der Gelegenheitsdichtung im schlechtesten Sinne an sich; es waren poetische Kleinigkeiten, die keinen Anspruch auf allgemeinere Verbreitung und Anerkennung machen konnten. Freilich wissen uns die Amerikaner Hunderte von Dichtern und Dichterinnen zu nennen und namentlich Boston hat zahlreiche dichterische Produkte veröffentlicht — aber alles das sind nur Reimereien, sind nur launenhafte Spiele und sind zum großen Theile geschmacklose und urtheilslose Nachahmungen der dichterischen Bestrebungen Alt-Englands. Ja man könnte wohl oft mit Recht behaupten, die Mehrzahl dieser Dichtungen ähnele den metrischen Versuchen unserer Gymnasiasten in der lateinischen Sprache; sie sind mit Hülfe eines Gradus ad Parnassum mühsam geschweis'te rhythmische Elaborate, denen grade das fehlt, was den Genius auszeichnet. Das Beste noch, was man aus dieser älteren Dichtung anführen kann, sind religiöse Dichtungen und Bearbeitungen der Psalmen.

Eine andere Art von Poesie macht sich in Amerika erst geltend seit dem großen Unabhängigkeitskampfe, seit der Herstellung der Republik und namentlich seit jener immer sich steigernden Völkerwanderung aus Europa nach Amerika. Und auch in dieser Zeit gesteigerter Bildung, wo so viele tiefere Bildungselemente theils von Außen zuflossen, theils in dem geordneten Staatsleben des Westens sich von Innen entfalteten, ist die große Masse dessen, was amerikanische Dichtungssammlungen enthalten, nur Mittelgut und selten Ausdruck wahrer Genialität und Nationalität. Es ist europäische Erbschaft der Form und vielfach auch dem Inhalte nach, es ist Nachahmung des Mustergültigen in England, und wo man in den Wortformen, in den Wortbildungen, in den Ausdrücken von dem Muster der alten Heimath abwich, war es nicht immer zum Besten der poetischen Sprache. Das gilt selbst von den Dichtern Connecticuts, die sich die Aufgabe gestellt hatten, ihr neues Vaterland in Ansehen zu bringen und die diesen Patriotismus zum höchsten Ziele ihres Strebens machten. Hierher gehören Joel Barlow aus Connecticut 1785—1812, mit seiner Columbiade; John Honeywood mit seinen phantastischen und mystischen Epigrammen; lieblich lyrisch waren die Dichtungen des Charles Sprague aus Boston, der uns in das Glück und die Erlebnisse der Familie tiefe Blicke gestattet. Alfred Street am Hudson, geboren 1811, überrascht uns mit seinen reichen Schilderungen der Natur, Percival aus Connecticut mit tief philosophischen Reflexionen in seinem Prometheus und zauberhafter Phantasie in seinen andern Gedichten; Whittier, ein Quäker aus Massachusets, 1808 geboren, ist durch und durch nationaler Dichter und schildert uns die Mühen und Nöthe der ersten Ansiedler in seinem Heimathslande. Dem Henry Dana vor Allen, in Cambridge 1787 geboren, ist eine warme Begeisterung für die Naturschönheiten seiner reichen Heimath, ein kräftiger Stil und eine zarte Sinnigkeit eigen, zugleich mit einem so prägnanten Stil, daß oft wohl ein Epitheton dem ganzen Gedanken einen Eindruck der Tiefe und Gewaltigkeit giebt. Er besaß Feinheit und Schärfe der Beobachtung, wahres Gefühl für das wirklich Schöne, lebhafte Phantasie, Herrschaft über die Sprache, und mit seiner Kraft verschmilzt ein eigenthümlicher Zug milder Melancholie und warmer Gefühlsreligion. Ich erwähne noch zweier englischen Dichterinnen, der zarten sinnigen Elisabeth Oakes, die liebliche Einfachheit mit großer Lebenserfahrung vereint, während Maria Brooks die sinnliche und die seelische Liebe mit gleicher Kraft und Lauterkeit in ihrem Zophiel malt.

Bedeutender als alle genannten Dichter sind nun drei Männer der neuesten Zeit. Poe, der Dichter und Novellist aus Baltimore, der seine herrliche Kraft, ähnlich einem Johann Christian Günther und Gottfried August Bürger, in wildem Sinnengenuß früh vergeudete und im Elend 1849 starb; dann William Cullen Bryant aus Massachusets, der nur Lyriker und Didaktiker ist, aber eine außerordentliche Lieblichkeit und Sinnigkeit in der Betrachtung der Natur entfaltet, die ihm die herrlichste Offenbarung Gottes ist und ihn zu Hymnen begeistert, die freilich mehr Naturschilderung als Gedankentiefe enthalten. Seine Stoffe sind ganz national, aber seine Formen sind England und Deutschland entlehnt; die nicht geringe Zahl seiner Uebersetzungen aus romanischen und germanischen Dichtern beweisen die Vielseitigkeit seiner Studien, und seine Abhängigkeit von der alten Heimath der Kultur, die seiner neuen Heimath erst eingeimpft wird. Unbedeutend ist er, trotz

seiner Kenntniß bester Muster in seiner Balladendichtung. Ein echt amerikanischer Dichter ist er aber insofern, als seine Poesie sich vorherrschend an dem feierlichen Eindrucke der majestätischen Urwälder und an der beredten Einsamkeit und Schweigsamkeit der großen Seen entzündet.

Dieser Gedanke mag denn jene einseitige Sekte der Knownowthings trösten, die so gern als echte Yankee's ihr Amerika ganz losschälen möchte von allem Zusammenhange und aller Abhängigkeit vom alten Europa, über das sie sich so erhaben dünken und von dem sie doch nur Glieder sind. In der Sphäre der schönen Wissenschaften werden sie noch lange Schüler Europa's bleiben, wenn sie auch in einzelnen Zweigen der Wissenschaften sich auf eigne Füße stellen und Eignes und Neues schaffen. Es ist eine so falsche Scham, sich als den Jünger Größerer nicht anerkennen zu wollen, es ist als wenn wir leugnen wollten, daß unsre Kunst auf den Schultern von Hellas und Rom steht. Nicht daß wir von jenen Völkern des Alterthums gelernt haben kann uns schänden, wohl aber würde es ein Zeugniß unserer Schwäche und Unselbständigkeit sein, wenn wir nur nachahmen und immer in neue Formen gießen wollten, was wir von jenen Völkern alter Kultur überkommen haben. So sollen auch die Amerikaner nicht schmählen, daß sie von Europa geistig abhängig sind, sie sollten sich freuen, daß ihre ausgezeichneten Genies an den Quellen wahrer Bildung ihren Durst löschen, ihren Schönheitssinn läutern und der etwas zu realistischen Heimath jenen Zug nach dem Ideal einpflanzen, der den wahren Stempel der Bildung trägt und uns über die Endlichkeit emporhebt zu den Regionen, in denen sich der wahrhaft humane Geist allein wohl und befriedigt fühlt. Die Einpflanzung der alten Bildung in die neue Heimath, die Gewöhnung an die idealen Bestrebungen Europa's, die Eröffnung des Geschmackes und des Sinnes der Amerikaner für diese ewigen Schöpfungen des Geistes, das ist die Aufgabe der Dichter und Denker des neuen Kontinents.

Sie ist begriffen von dem dritten jener Männer, dem bedeutendsten der amerikanischen jetzt lebenden Dichter Heinrich Longfellow aus dem Staate Maine, der 1807 geboren ist, durch mehrjährigen Aufenthalt in den wichtigsten Kulturländern des modernen Europa's sich geistig gebildet hat und dann als Lehrer zu Cambridge im Staate Massachusets, sowie als vielseitiger Dichter seinen Landsleuten namentlich die Fülle germanischer Dichtung erschließt. Das ist eben das Interesse, das ich an diesem Dichter nehme, daß Longfellow so durch und durch großgezogen ist an deutscher Idealität, an deutscher Dichtung und deutscher Romantik. Denn daß ich es kurz sage, Longfellow ist ein vollkommener Romantiker; er hat alle die Eigenthümlichkeiten des Geistes, die unsre Romantiker auf der Scheide der letzten beiden Jahrhunderte charakterisiren, selbst jenen Schein katholischer Hinneigung, der viele unserer romantischen Dichter kennzeichnet. Longfellow ist nicht blind gegen seine Heimath, gegen die Schönheit ihrer Natur, die Fülle der Gegensätze in dem mannigfach bewegten sozialen und staatlichen Leben, er hat sich auch in die Vorzeit des amerikanischen Lebens vertieft, er hat die Legenden und Sagen der amerikanischen Vorzeit studirt und in seinem Hiawatha die erste Ordnung der sozialen Verhältnisse der alten Rothhäute dichterisch verherrlicht; in seiner lieblichen Evangeline eine entsetzliche Episode des Kampfs der Franzosen und Engländer in Neu-Schottland oder Acadien zum Hintergrund für eine Idylle benutzt, die uns die ganze Herrlichkeit der treuen aus-

dauernden Liebe im Frauenherzen in so warmen Tönen vorsingt, daß wir nur auf anderem Gebiete ganz unserm Chamisso und Rückert in der Verherrlichung des edlen Frauencharakters begegnen. Er hat endlich auch im Kavanagh ein belebtes Bild der besseren Seiten des socialen Lebens in Neu-England entworfen, ein nothwendiges Korrektiv zu den vielen parteigefärbten, leidenschaftlichen, oft auch zu realistischen Bildern von der Nachtseite des Lebens in dem jungen Kontinent.

Aber in alle dem steckt nicht der Kern seiner Bedeutung, hier sehen wir nicht die tiefste innerste Falte seines Herzens; sondern dies offenbart sich in seinem Hyperion, in seiner goldnen Legende, in seinen Uebersetzungen, es ist die Vorliebe für das deutsche Mittelalter mit seinen Burgen, Rittern, Mönchen, Philosophen, Dichtern, mit seiner religiösen Mystik und seiner Legende, es ist jenes scheinbar ganz ideale Leben, das eine Einheit im Mittelalter zauberte und das ja auch unsere Romantiker so blendete und täuschte, weil sie glaubten, hier die Ausgleichung des Konflikts der Neuzeit, der Zerrissenheit in Unglauben und Philosophie, in niedrigsten Realismus und verstiegensten Idealismus zu finden. So scheint es denn, als wenn Mrs. Trollope Recht hätte mit ihrer Behauptung, daß der Grund der poetischen Unfähigkeit der Amerikaner darin liege, daß es dort keine Ritterburg, keinen Ritterstand, keine Schlösser mit ihren zarten Fräulein und keine Geschichte mit romantischem Inhalt gegeben habe. Und in der That liegt eine halbe Wahrheit dem zu Grunde. Alles was die Phantasie belebt ist hier nur auf die Großartigkeit und Schönheit der Natur beschränkt; ein liebevolles Vertiefen in die naiven Zustände der Eingeborenen kann nicht stattfinden, da zwischen dem einfachen Naturzustande dieser Wilden und der Kultur der Europäer im 17. bis 19. Jahrhundert eine zu große Kluft ist; ebenso wenig wird die Vorgeschichte der jetzigen europäisch kultivirten Staaten in Nordamerika durch jene muthigen und ausdauernden angelsächsischen und französischen Volksmassen dem poetischen Bedürfniß der phantastischen Dichterseele genügen, weil jene ihre Vorfahren längst in das Stadium der Reflexion aus dem der kindlichen Gläubigkeit und Einfachheit herausgetreten waren, als sie die Reise über den Ocean antraten. Es ist ein gewisser Parallelismus zwischen der Thätigkeit dieser Kolonisten und der hellenischen Ansiedler an den Küsten und auf den Inseln Klein-Asiens. Auch dort bilden sich die Staaten nach klarer Ueberlegung, dort entwickelt sich ein verständig und ruhig nachdenkendes Geschlecht, dort ist die Wiege griechischer Philosophie und nur die Schönheit, Milde und Freigebigkeit der orientalischen Natur führt dort neben der Philosophie zur Dichtung. Aehnlich ist es in Nord-Amerika. Daher wird sich ein Gemüth, das andere Nahrung aus einem nicht durch kühle Berechnung und kommercielle Rührigkeit bedingtem Menschenleben verlangt, nach solchen Ländern wandern müssen, wo die Spuren dieser gemüthlichen und naiven Lebensanschauung sich noch im Leben, in der Sprache und ihren Werken, sowie in den Monumenten der Vergangenheit erhalten haben.

So wurzelt also Longfellow mit seiner Herzensneigung in deutscher Poesie, besonders im deutschen Mittelalter und er ist gleichsam der geistige Pionir, der diese Schätze seinen Landsleuten verständlich und zugänglich macht und so den Zug germanischen Wesens nach Universalismus seinerseits fördert. Daß dem so ist, daß wir in Longfellow's ganz altdeutschem Sinn für Märchen, Legenden, unmittelbare Gläubigkeit, für Ritterleben und Ro-

mantik, für die Konflikte, welche aus den scharf gesonderten Ständeunterschieden stammen, für die Minne des Mittelalters, für den Aberglauben und Zauberglauben, daß wir all dies vereinigt finden mit der tiefen Beschäftigung mit den schwierigen Problemen deutscher Philosophie, dies an der Golden Legend nachzuweisen, ist der Zweck dieser Arbeit. Wir werden leicht selbst aus dem nun folgenden Abriß dieses Werkes die Originale erkennen, denen er gefolgt ist. Er nennt das Werk: ein dramatisches Gedicht und als wirkliches Drama, für die Aufführung und Inscenirung bestimmt, können wir es auch ganz und gar nicht betrachten. Dem widerspricht schon ganz äußerlich die Eintheilung in sechs größere Abschnitte oder Akte, die gegen alle philosophisch-ästhetisch begründeten Regeln der dramatischen Kunst im engeren Sinne streitet. Die fünf Akte des Dramas haben ihren guten Sinn und ihre verständige Deutung.

Ein Prolog zeigt uns nächtlicher Weile den Lucifer beschäftigt, die Mächte der Luft zum Herabstürzen des Kreuzes vom Münster in Straßburg und zur Zertrümmung des herrlichen Bauwerkes zu ermuthigen und anzuspornen. Die Töne der Glocken, die jene alte bekannte Glockeninschrift den bösen Geistern entgegen tönen:

laudo deum verum,
plebem voco,
congrego clerum,
defunctos ploro,
pestem fugo,
facta decoro,
funera plango,
fulgora frango,
sabbata pango,
excito lentos
dissipo ventos
paco cruentos;
nocte surgentes
vigilemus omnes.

Diese Glockensprache und der Schutz des h. Michael, wie derjenige der in Stein gebildeten Apostel und Märtyrer vereitelt das Unternehmen; mit dem Trost, daß die Zeit das ihrige zur Vernichtung beitragen werde, müssen Lucifer und seine Schaaren flüchten.

Die erste Scene führt uns in das Schloß Vauntsberg am Rhein, wo um Mitternacht Prinz Heinrich von Hoheneck (Hohen Geroldseck in Baden) die Freuden vergangener Zeiten, den Verlust seiner lieben Freunde beklagt, die in Traumbildern ihn umgaukeln. Er selbst kann dieser Freuden nicht mehr so genießen, wie früher; drum sehnt er sich nach Ruhe, denn der Gedanke nie endenden Lebens würde ihn zur Verzweiflung treiben. Da erscheint ihm Lucifer als reisender Arzt, verspricht selbst unheilbare Krankheiten zu beseitigen, deutet auf die körperlichen und geistigen Leiden des Prinzen hin und getraut sich, ihm die Nothwendigkeit des Todes zu widerlegen; spöttisch nennt ihm der Prinz seine Leiden, unruhig drängendes Herz, das doch versteint und theilnahmlos ist. Nur ein Mittel gebe es dagegen, das Blut eines reinen, unschuldigen, sich freiwillig opfernden Mädchens. Lucifer verwirft dies Mittel, stellt sich als Alchymist dar, der ein catholicon habe und verlockt so Heinrich, der vergebens dieser Pseudowissenschaft sich hingegeben, um das Jugendelixir zu finden. Da reicht ihm Lucifer den Wundertrank, und

obwohl ein Engel den Prinzen warnt, drängt Lucifer doch verschwindend zu dem Trank und Heinrich giebt nach. Schnell fühlt er sich erleichtert und wie neu geboren und wiederholt den Trunk trotz aller Abmahnung des guten Engels. Plötzlich verliert er die Besinnung und mit der Klage des Engels, daß die Entzückungen schnell schwinden und nur Reue und Verzweiflung zurücklassen werden, geht der Engel fort.

2. Scene. Hubert, ein alter Diener, steht im Schloßhofe von Hoheneck und klagt über die Verlassenheit des Schlosses, das sonst der Tummelplatz ritterlicher Freude gewesen. Da kommt Walter, der Minnesänger; verwundert über die Stille fragt er nach dem Prinzen und erfährt, daß er seltsam verändert sei; er habe stundenlang grübelnd in die Luft gestarrt, nächtlicher Weile über Büchern studirt, sei endlich bewußtlos gefunden; Priester hätten ihn wie einen Todten behandelt und er sei zu ewiger Reue verurtheilt in die Verbannung gezogen, während am Familiengrabe alle Gebräuche vollbracht seien, die beim Aussterben adeliger Geschlechter gebräuchlich. Heinrich lebt, erfahren wir, im Odenwald bei einem mitleidigen Pächter, der in seiner Frömmigkeit den Fluch der Priester nicht fürchtet. Mit Walter's Klage um den unglücklichen Freund und mit einer warmen Schildung des schönen Abends schließt der Akt.

II. Akt.

1. Scene. Heinrich sitzt in dem Garten des Pächterhofes, liest die Legende vom Mönch Felix, der in Meditationen über Augustinus de civitate dei versenkt hundert Jahre in einem Walde bleibt und dann erst in sein Kloster zurückkehrt, das er glaubt am Morgen verlassen zu haben, und läßt sich eine andere von der vierzehnjährigen Tochter des Pächters, Elise, erzählen, nämlich die von Christus und der Tochter eines Sultans, die aus Liebe zum Schöpfer der Blumen ihm in's Paradies gefolgt sei. Auf des Prinzen Frage, ob Elise auch so handeln würde, bejaht sie es.

2. Scene. Der Abend zeigt uns die fromme Familie des Pächters Gottlieb, seine Frau Ursula und seine Kinder singen ein schönes Abendlied. Alle sprechen ihre Liebe zu dem guten kranken Herrn aus, der ihnen den Bauernhof geschenkt habe; Gottlieb erwähnt hierbei, daß dem Herrn nur geholfen werden könne durch das freiwillige Opfer eines unschuldigen Mädchens. Schnell erbietet sich Elise zu dem Opfer, aber die Mutter verweist ihr den Leichtsinn und klagt nun über das veränderte Wesen dieser Tochter, die plötzlich ihr Herz verändert habe, von wilden Phantasien, Visionen und Träumen geplagt werde und nie mehr Gehorsam zeige. Das bange Mutterherz fürchtet, die Tochter, die so seltsam (strange) geworden, durch frühen Tod zu verlieren.

3. Scene. Elise betet in ihrer Schlafkammer zu Christus, sie so zu leiten, daß sie einst seine Herrlichkeit genießen könne, sie seinen Spuren nachgehen und auch für Andere sterben zu lassen, denen ihr Tod das Leben bringen könne. Ihre gehobene und überspannte Stimmung ist die Folge der Einwirkungen des Priesters:

> Ermahnt er uns nicht Alle gern
> Zu suchen jene bess're Welt,
> Wo Blumen unverwelklich blüh'n;
> Kann er uns wehren dorthin zu zieh'n?

4. Scene. Solche exaltirte Frömmigkeit quält das Mädchen, sie schleicht in der Eltern Schlafgemach und gesteht, daß ihre Gedanken nur mit des Prinzen Rettung sich beschäftigten; sie verlangt, sich für ihn zu opfern, denn den Tod fürchte sie nicht, sie habe ja ihre kleine Gertrud sterben sehen und nichts Fürchterliches in diesem Tode gefunden. Der Frauen Leben aber sei nur Leid und Wehe, geheimes Verlangen nach dem, was das Leben nie gewähre, drum wolle sie lieber den Segen Maria's als den Fluch Eva's an sich erleben. Nichts helfen die Gegenreden der Eltern, sie will Christi Beispiel nachahmen, denn selbst der Priester habe nicht vermocht, ihr die Zulässigkeit ihres Willens zu bestreiten. Ja im Traume habe sie Christus an der Himmelspforte stehen und ihr zuwinken sehen, darum wolle sie seinem Rufe folgen. Die frommen Eltern sehen in diesen Aeußerungen die Wirkungen des heiligen Geistes an ihrer Tochter, wagen nicht mehr Widerspruch, wollen aber überlegen, ob Gott oder der Versucher auf Elise einwirke; sei es Gott, so wollen sie dem Seelenheil der Tochter nicht in den Weg treten.

5. Scene. Lucifer schleicht sich als Beichtvater in eine Kirche;

Doch heut bin ich da aus ganz anderem Grund,
Einen schlimmen Gedanken zu nähren und reifen,
In einem Herzen, darin Tollheit schon los,
Ein Fürst wird gemacht zum Mörder blos! —

hierher kommt Heinrich und klagt, daß ihn nur der eine Gedanke an seine Rettung beseele, wie sehr er auch das Unrecht fühle, so am Leben und der Sünde zu hängen. Lucifer deutet ihm als echter Casuist, daß es ein ganz ander Ding sei um einen gewöhnlichen Menschen und einen Fürsten, daß in certain cases the Right must yield to the Expedient, daß er der letzte eines edlen Stammes sei, der schon das Opfer einer gewöhnlichen Bauerdirne annehmen dürfe. Da entschließt sich der Prinz und fleht um des Priesters Absolution und Segen. Die Absolution muß den Prinzen in Sicherheit wiegen, die so lautet:

Von jeder Sünde, die dabei,
Ob neben oder drinnen sei,
Wozu dich diese That auch führet,
Erklär' ich dich für absolviret.

Den Segen aber murmelt Lucifer leise und wandelt ihn in einen teuflischen Fluch, und wie sehr auch ein guter Engel leise anmahnt zum Ueberlegen dessen, was Recht, Adel und Seligkeit verlangen, der Prinz erliegt dem Versucher. Später entschuldigt er sich selbst mit den Worten: man is selfish and seeketh pleasure with little care of what may betide.

6. Scene. Mit trauerndem Herzen, aber voll Gottvertrauen und in Nachahmung des Opfers Abrahams bewilligen die Eltern der Tochter Opfer, wir erfahren gelegentlich, daß Lucifer in der Gestalt des Beichtvaters der Ursula das Opfer ihrer Tochter als eine Gott wohlgefällige That vorgestellt hat. Elise bietet ihr Leben dem Prinzen an und dieser nimmt es an.

7. Scene. Im Garten bittet Elise noch den Prinzen, sie unterweges nie durch Vorstellungen in ihrer Absicht wankend zu machen. Der Prinz beklagt sich, daß er nicht an ihr ein Muster nehmen kann, das Leben zu verachten und sich zum himmlischen Leben zu erheben.

III. Akt.

1. Scene. Zur Nachtzeit wandelt Heinrich in den Straßen von Straßburg, ruhelos reflektirend über die Ruhe und Stille der Nacht, in der nur die Glocke zum Gebet für die Todten ruft, ein Gebet, das er für überflüssig hält.

Warum für sie, die friedlich todt?
Für die Lebend'gen thut es Noth,
In denen zwischen Bös und Gut
Der grimme Hader niemals ruht.

Hier trifft Walther von der Vogelweide mit ihm zusammen, gesteht, daß er bereit, Alles für Gott zu opfern und zur Kreuzfahrt nach Palästina sich anschicke. Heinrich trauert, daß sein Loos ihn von so edlem Unternehmen abhält und daß sein Egoismus ihn so krankhaft an's Leben bindet. Die Einladung Walther's, mit ihm gemeinsam nach Italien zu reisen, lehnt Heinrich ab, weil er erst nach Hirschau ziehen muß, wo er die Ausrüstung zur Reise erwartet. Während sie zur Herberge gehen, fährt Lucifer durch die Luft über die Stadt, sich freuend der zahllosen Sklaven, die er auch hier hat, und der Ruhelosigkeit aller, die durch Unrecht, Sünde und Sorge den süßen Schlaf nicht finden.

2. Scene. Auf einem Platze vor dem Dome predigt Cuthbert dem Volke im Stile von Abraham a St. Clara. Mit einer Peitsche knallend kündet er sich als Postillon an, der eine gute Nachricht von der Auferstehung des Herrn bringe, vom Hofe, von der Stadt, endlich von Rom. In burlesker Weise schildert er den Bringer dieser Botschaft an die trauernde Maria. Die Glocken, welche die Gläubigen zur Kirche rufen, unterbrechen ihn und er mahnt seine Zuhörer, in den Dom zu gehen, wo ein Miracle-play vorgeführt wird. Heinrich und Elise haben vom Portal des Doms dieser Rede zugehört.

3. Scene. Im Dom fühlt sich Elise glücklich und gestärkt. Heinrich muß ihr von dem Erbauer desselben erzählen und von seiner Tochter Sabina, die dem Vater ein herrliches Denkmal gesetzt hat. Gleiches für den Ruhm ihres lieben Herrn vollbringen zu können; wünscht sich Elise.

Es beginnt nun das Mirakel von Christi Geburt. Leider fehlt es in der deutschen Uebersetzung. Ein Prolog ladet zum Anhören desselben ein. Die erste Scene im Himmel zeigt den Rathschluß Gottes zur Erlösun der Menschen durch seinen Sohn. Die zweite die Verkündigung Maria's.g Die dritte läßt die 7 Planeten-Engel den Stern der Geburt nach Bethlehem bringen. Die vierte zeigt uns die Anbetung der Weisen. Die fünfte die Flucht nach Aegypten. Die sechste den Mord der unschuldigen Kinder, wobei des Herodes eigenes jüngstes Kind erschlagen wird. Die siebente zeigt den spielenden Jesus, der Vögel aus Thon formt und sie fliegen läßt. Die achte ist eine burleske Scene, wie Jesus in der Schule den Lehrer durch die Frage nach der Bedeutung des A in Zorn versetzt und ihm dann, als er schlagen will, der rechte Arm gelähmt wird. Die neunte Scene zeigt Jesus als gekrönten König unter seinen Spielgenossen. Dann folgt der Epilog. — Es zeigt dieses Zwischenspiel alle nothwendigen Eigenschaften der alten Mirakel, engen Anschluß an die biblischen Textworte oder an die Legende, burlesken Humor neben dem heiligsten Ernst und moralisirende Allegorie namentlich in der dritten Scene, wo die Engel den Stern mit verschiedenen

Tugenden begaben, mit Glauben, Hoffnung, Liebe, Gerechtigkeit, himmlischer Klugheit, Tapferkeit und Mäßigung. Ob es von Longfellow übersetzt oder nachgeahmt ist, weiß ich nicht zu sagen.

IV. Akt.

1. Scene. Heinrich und Elise mit ihrem Gefolge befinden sich auf dem Wege nach Hirschau, der uns geschildert wird. Heinrich klagt über den Glaubensmangel und die Lust am irdischen Leben. Eine Regenprocession erhält schnell Gewährung ihrer Fürbitte.

2. Scene. Ein Genrebild, Bruder Claus im Klosterkeller genießt reichlich des schönen Weins und singt dazu alte Trinklieder.

3. Scene. Pacificus freut sich seiner sorgfältigen Abschrift des Evangelii Johannis und lebt ganz sinnig und mystisch in himmlischen gottseligen Betrachtungen.

4. Scene. Der Abt reflektirt über die Aehnlichkeit des Sonnenunterganges und des Lebensabends. Heinrich begrüßt ihn, wird freundlich aufgenommen, läßt sich die Geschichte der Gründung des Klosters erzählen, den Zustand der jetzigen Mönche schildern, von denen Viele der Genußsucht und Lebensfreude leben, so daß ein neuer Hildebrand für sie nöthig wäre.

5. Scene. Nach der Vesper bleibt Heinrich in der Kirche, trifft dort den erblindeten Grafen Hugo vom Rhein als Mönch; Leidenschaft und Weltsinn hatten ihm früher das Leben beunruhigt, aber eine Stimme hatte ihn zum Gebet und zur Buße gemahnt und so hatte sein Herz Ruhe gefunden im Gebet. Heinrich vergißt die alte Feindschaft und läßt sich durch sein Beispiel auch zum Gebet gewinnen.

Es hat umsonst nicht Gottes Hand
Berührt uns mit dem Schmerzensbrand.
Laßt uns hinsinken Seit' an Seite,
Und beten bis die Herzen rein,
Dann wird uns auch vergeben sein.

6. Scene. Im Refektorium ist um Mitternacht eine wüste Orgie der Mönche, unter die sich Lucifer mischt, der sich für einen aus dem Kloster Abälards St. Gyldes de Rhuys in der Bretagne stammenden Brüder ausgiebt und von dem Wunder erzählt, durch das Abälard einst der Vergiftung entging. Eine Prügelscene ruft den Abt herbei, der mit der Beredsamkeit eines Abraham sie zur Ruhe schickt, den Cuthbert aber mit Strafe belegt.

7. Scene. In dem benachbarten Nonnenkloster finden wir Irmingart, die der Elise ihre Lebensgeschichte erzählt, weil sie sich sympathetisch zu dem reinen Mädchen hingezogen fühlt. Irmingart war von edlem Geschlecht, besungen oft von den ritterlichen Dichtern, am meisten beglückt von Walter von der Vogelweide, den sie um so inniger liebt, als ihr Vater mit seinem Widerspruch sich ihr entgegenstellt und sie mit Heinrich von Hoheneck vermählen will. Sie entflieht mit Walter, wird verfolgt, stürzt mit dem Roß und hat nun keine weitere Erinnerung der folgenden Scenen. Sie trat in's Kloster, fand hier die Ruhe, beschwichtigte ihre Leidenschaft und liebt nur den Himmel, glücklich, der unbeständigen, trügerischen, wildbewegten Welt entflohen zu sein. (Diese Scene ist eine wahre Perle der sinnigsten Verherrlichung des Weibesherzens und des contemplativen Lebens.)

V. Akt.

1. Scene. Auf einer bedeckten Brücke bei Lucern veranlaßt der dort eingemeißelte Todtentanz den Pilger Heinrich zu Vergleichungen zwischen dem Leben und dem reißenden Strom. Er glüht von Lebenslust, Elise von Todessehnsucht.

2. Scene. Auf der Teufelsbrücke erzählt der Führer von den vergeblichen Versuchen der Ueberbrückung der Reuß, bis Abt Girald von Einsiedel diese einbogige Brücke erbaut und dem Teufel die erste Seele gelobt habe, die sie betrete. Ein Hund mußte ihn befriedigen. Während der ganzen Scene hockt Lucifer unter der Brücke, lacht gelegentlich und erklärt schließlich, er habe die Brücke nur stehen lassen für solche Wanderer, die wie Heinrich der Vollendung ihres Verbrechens entgegenreis'ten.

3. Scene. Inhaltslose Gespräche auf dem Paß des St. Gotthard über nackte Felsen, Lawinen, und die Aussicht auf Italien, das Heinrich in der Jugend besucht hat, auf einer Reise, an die er mit Entzücken sich erinnert.

4. Scene. Am Fuße der Alpen halten sie am Mittag unter Bäumen Rast; Pilger ziehen singend vorbei; Lucifer ist in ihrer Mitte, weil keine Gelegenheit besser sei, für sein Reich Ersatz zu werben, als solche Wallfahrt, wo er den Samen des Bösen ausstreue. Er verlacht die frommen Bettler, die nach Benevent ziehen, wegen ihrer unverstandenen Lobgesänge und der Entbehrungen. Heinrich findet im Zuge auch den Mönch Cuthbert, doch hält ihn Lucifer von einem Gespräche mit ihm ab. Der Prinz aber versinkt in neue Grübeleien. „O hätt' ich Glauben, wie in früheren Tagen, wo kein Geheimniß, kein Zweifel konnt mich plagen." Maria's Vermittlung für den Sünder bei Gott vergleicht er der vermittelnden Stellung einer Schwester, welcher ein leichtfertiger Bruder seine Fehler gesteht, um den beleidigten Vater durch die Schwester mit sich versöhnen zu lassen.

5. Scene. In der Nacht im Gasthause zu Genua veranlaßt das Meer den Prinzen zu Vergleichungen mit dem unbekannten und unfaßbaren Jenseits. Lucifer singt von der See her und lockt, dem Jammer durch einen Sprung ein Ende zu machen. Heinrich sieht die Wahrheit dieses Rathes ein, aber Elise kommt und mit ihrer Freude über die schöne Harmonie der Nacht und der ruhigen See kontrastirt Heinrich's Schwermuth, der nur Disharmonie und Verzweiflung hier sieht und hört.

6. Scene. Auf der See, ein Sturmgebraus und ganz inhaltslos.

VI. Akt. Salerno.

1. Scene. An der Schule von Salerno tritt ein reisender Student auf und heftet an das Thor 125 Theses gegen Dionysius Areopagita, die Erigena neu veröffentlicht hat; sie betreffen besonders die Lehren über die nothwendig ewige Existenz des Weltalls. Zwei Doktoren streiten über Nominalismus und Realismus und gehen fechtend ab. Zwei Studenten unterhalten sich dann über das medizinische Studium, die Lehrbücher und Promotionen. Lucifer als Doktor spottet über die Eifersucht und alberne Gelehrsamkeit der Fachgenossen. Er sieht den Prinzen mit Elise sich nahen und spricht die Furcht aus, daß alle seine Mühe um diese Seele verloren sein werde, während er des Prinzen sich sicher hielt. Dem Heinrich giebt er sich für den Bruder Angelo aus und nun beleidigt er Elisen mit der Frage,

ob sie auch nicht einem Zwange gehorche. Elise erklärt bestimmt und fest, sie sei gekommen um zu sterben; nicht sollen ihr irdische Gedanken die Ruhe der Seele stören, nicht das Gefolge durch Weinen sie beunruhigen, denn nicht fürchte sie das Thor, durch das sie eintreten solle, da sie ja schon im Geiste sehe, was hinter ihm liege, und da schon Engel ihre That als eine gute und treffliche in's Buch des Lebens eingetragen hätten. Dem Prinzen trägt sie Segensgrüße an ihre Eltern auf, bittet ihn, nicht mit Unruhe an sie zu denken, da sie sich nur aus Liebe ihm opfere, und nun führt Angelo das Mädchen ab, Heinrich zurückstoßend. Dieser fühlt nun erst, daß mit ihr sein Leben von ihm gewichen ist, daß Dunkel ihn rings umlagert, schämt sich nun, sein Leben um den Preis des ihrigen zu erkaufen und damit alle Reste des Guten und Edlen, das in ihm selbst noch geblieben ist, zu verlieren. Er bricht in das Gemach ein, aus dem er den Abschiedsruf der Elise gehört hat, und trotz des Zurufs des Doktors: Es ist zu spät, erwidert er: Es soll nicht zu spät sein.

2. Scene. Es ist Sommer, wir sind in der Meierei im Odenwald, wo Ursula über den Verlust ihrer Elise weint und sich nach dem Tode sehnt; denkt doch auch der Mann, wenn er es auch nicht ausspricht, stets an die ferne, geopferte Tochter. Da kommt ein Förster, bringt Nachricht vom Prinzen, von Elisens Leben, von der Heilung des Prinzen durch die Berührung der Gebeine des St. Matthias. Elise, die jetzt Alicia heißt, kehre als Braut des Fürsten heim.

3. Scene. Auf Burg Vauntsberg am Rhein treffen wir die Liebenden wieder, die sich ihre Gelübde erneuern.

Epilog. Zwei Engel, welche täglich der Menschen Thaten aufschreiben, singen, der eine über die edle Selbstüberwindung, der andere vom Mangel an bösen Thaten. Lucifer macht sich fliehend ihnen bemerklich und sagt: Da Gott ihm gestattet habe, zu existiren, so sei er auch Gottes Diener, und arbeite für etwas Gutes, das wir Menschen nur nicht verstehen.

Das ist der Inhalt der goldenen Legende, Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserem Bein, denn es ist nichts anderes als eine wunderliche Kombination zweier deutscher volksthümlicher Sagen, der reizenden Legende vom armen Heinrich des Hartmann von der Aue und der spätesten aller volksthümlichen Sagen, der Faustsage, des Produkts der Reformationszeit.

Ich kann ziemlich kurz sein in der Erläuterung des Inhalts vom armen Heinrich, denn Longfellow ist ziemlich genau dem alten Minnesänger gefolgt, und nur wo er von ihm abgewichen, will ich andeuten.

Der Held der Legende war ein Ritter von der Aue, aus Schwaben,

an dem war nicht vergessen
irgend einer Tugend,
die ein Ritter in seiner Jugend
zu vollem Lobe haben soll.

Er hatte edle Geburt und Reichthum, gleich den Fürsten, doch war er bei weitem reicher an Ehre und Muth. Sein Herz hatte verschworen allen Falsch und alle Schlechtigkeit, tadellos stand er da im Leben und seiner Ehre; er war eine Blume der Jugend, ein Spiegel der Weltfreude, ein Diamant an steter Treue, eine ganze Krone guter Zucht. Während er nun fröhlichen Muths aller dieser Vortheile des Geistes und der Welt genießt, traf ihn plötzlich ein Leid, das ihm zeigen sollte, wie schnell alle weltliche Süße ihre

Herrlichkeit verliert, so daß an ihm sich vollzog, was die Schrift sagt: Mitten in dem Leben sind wir vom Tode umfangen. Den Ritter Heinrich befiel die Miselsucht und gleich einem Hiob stand er schnell verlassen und gemieden. Aber ihm fehlten des Hiob Geduld und Ausdauer,

er war traurig und unfroh,
sein hochstrebendes Herz verschwand,
seine schimmernde Freude ertrank,
sein hoher Sinn mußte fallen,
sein Honig ward zu Gallen;
ein schneller finstrer Donnerschlag
zerstörte seinen Mittag;
trübe Wolken und dick
bedecken ihm der Sonne Blick.

Da er nun hörte, daß seine Krankheit heilbar sei, zog er schnell nach Montpellier, aber dort gaben ihm die Aerzte keinen Trost und er wandte sich nun nach Salerno, wo er den uns bekannten Trost empfing, der freiwillige Tod eines reinen Mädchens könne ihm Genesung gewähren. So kehrte er verzweifelt heim, verschenkte all seine Habe an die Verwandten, Armen und die Kirche, sehnte sich nach dem Tode und zog zu einem Bauer, dem er früher viel Gutes gethan. Mit der achtjährigen Tochter desselben spielt Heinrich gern, macht ihr Geschenke, wird so vertraut mit ihr, daß er sie oft scherzend seine Gemahlin nennt und sie liebt ihn wegen der kleinen Geschenke, die er ihr so oft gemacht, aber auch wegen des süßen sanften Geistes, den ihm Gott gegeben, wegen des Mitleids mit seinem Leiden.

Die gute Magd ihn ließ
bleiben selten alleine,
er dünkte sie sei so reine.
Wie sehr ihr dies auch rieth
ihr kindischer Lohn,
doch macht ihn ihr werth allermeist
von Gottes Gabe ihr süßer Geist.

Nach drei Jahren fragt der Bauer den milden Herrn, dessen Verlust er wegen seiner Abhängigkeit und Hörigkeit fürchtet, ob kein Arzt ihm Hülfe verspreche, und als nun das Mädchen von der Möglichkeit der Heilung hört, den Entschluß sich zu opfern faßt und zuerst ihre Eltern durch ihre nächtliche Unruhe und ihre Klage stört, da erklärt sie ihnen ganz offen: sie, die Eltern könne ja gar kein größeres Unheil treffen, als der Tod ihres Herrn, denn sofort müßten sie ja auf Gut und Glück verzichten, da sie nimmer einen so nachsichtigen, gütigen Herrn bekommen könnten. Die Philosophie, daß es süß sei aus dem Leben zu scheiden, um der himmlischen Freuden willen, daß der Tod um so bitterer sein müßte, je später er uns trifft, diese Philosophie kommt ihr erst allmälig. Wiederholt hebt sie hervor, daß ihr Tod den Eltern Glück und Lebensgüter erhalte. Der Mutter freilich gesteht sie, wie sie das Leben fürchte, das ihr das Seelenheil rauben könne; noch sei sie rein und ohne Erdenlust, die leicht zur Hölle führe, darum würde sie Gott danken, wenn sie ihr reines Leben erhalten und ihm hingeben könnte. Die Welt behaget ihr nicht recht, ihre größte Lieb sei Herzeleid, ihr süßer Lohn ein bittrer Tod. Um ihrer Seelen Heil willen bittet sie darum, den frühen Tod zu suchen.

Alles Uebrige verläuft wie bei Longfellow; nur in Salerno schiebt der alte Dichter eine schöne Stelle ein. Als der Arzt, der hier nicht der Teufel

ist, wie überhaupt von diesem unser mittelhochdeutsches Gedicht nichts weiß, als der Arzt dem Mädchen den Muth zu nehmen versucht durch die Schilderung der Todesschmerzen, da höhnt sie ihn, daß er nicht Muth habe, sie zu tödten und ihr dadurch eine Wohlthat zu erweisen.

Ich weiß wohl, für wen ich's thu;
in des Namen es geschehen soll,
der erkennt den Dienst gar wohl
und läßts auch ungelohnet nicht.
Ich weiß wohl, was er selber spricht:
wer großen Dienst leistet
des Lohn ist auch der meiste;
darum werd ich diesen Tod
halten für eine süße Noth
nach so gewissem Lohne.

Auch durch die Erregung der Schamhaftigkeit, dadurch, daß er ihr schildert, wie sie ganz entkleidet sich den Augen des fremden Mannes darstellen müsse, versucht der Arzt, sie von ihrem Entschlusse abzuwenden, aber vergebens. Als sie nun in einem Gemach entkleidet und gebunden auf einem Tische liegt und der Arzt ganz langsam das Messer wetzt, um auch jetzt noch ihr Zeit zum Besinnen zu geben, als Heinrich durch eine Thürspalte alle diese grausamen Vorbereitungen sieht, da erfaßt ihn Reue; er tadelt sich, gegen Gottes Willen einen Tag leben zu wollen; darf er ferner dies Opfer annehmen, da er ja nicht einmal gewiß ist, daß ihm Errettung durch den Tod bereitet wird? Da sprengt er die Thür, hindert den Mord und gewinnt freilich von dem Mädchen nur bittre Vorwürfe, da er ihr die Ehre und die reiche Himmelskrone aus Zagheit und Ehrlosigkeit entrissen habe. Tugendlich hielt Heinrich diese Vorwürfe aus, schnell kehrte er zur Heimath um und fürchtet nicht den Spott und Hohn, der ihm dort würde bereitet werden. Und um dieser Demuth willen erbarmt sich Christus; auch wegen des Mädchens, das sich so bitter abhärmt um ihren Seelenfrieden; Christus hat ihr Herz nur prüfen wollen und nun er ihre Liebe und ihr Erbarmen erkannt hat, befreit er beide von ihrem Leid und macht den Ritter gesund. Er nimmt mit Zustimmung seiner Verwandten die Bauertochter zur Frau.

Nach süßem langen Leben
Besaßen sie gleich
Das ewige Leben:
So möge es uns Allen
Zuletzt gefallen,
Zum Lohn, den sie so nahmen,
Verhelf Gott uns Allen, Amen!

Dieses herrliche Gemälde der aufopfernden Treue und zugleich der überspannten Frömmigkeit und Todessehnsucht aus Furcht vor den Prüfungen des Lebens hat in neuerer Zeit auch Chamisso bearbeitet, in enger Anlehnung an das mittelhochdeutsche Original, dessen Wort- und Redseligkeit er nur auf das richtige ästhetische Maaß zurückführt. Nur am Ende hat er willkürlich geändert und ich glaube nicht, daß diese Veränderung eine Verbesserung ist, da sie nur ein Beweis wird, wie wenig wir jetzt einfache psychologische Vorgänge begreifen und wie gern wir gekünstelte, zugespitzte Situationen ersinnen, um der einfachen natürlichen Wahrheit aus dem Wege zu gehen, weil sie uns zu trivial dünkt. Als der Arzt in Salerno vergebens versucht hat, das Mädchen von ihrem Entschluß abzubringen, fragt er den

Ritter, ob er die Opferung vollziehen solle und dieser spricht mit verhülltem Antlitz „Schneide." Dann:

Aber draußen wand indeß in Zweifel
Sich der arme Heinrich und des Ausgangs
Harrend, sprach er so zu seinem Herzen:
Herz, mein Herz, sei hart in dieser Stunde,
Hast nicht selbst die grause That verschuldet.
Hat das sanfte Kind doch sich ihr Schicksal
Selbst erkoren, selbst ja will sie sterben.
Wende dich dem Leben zu, der Freude,
Laß die Todten ruhn! Der Tod der Unschuld,
Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du auf deinem Sterbepfühle....
Weh mir! stille! ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen
Und vergessen dieser Schreckensstunde!
Beten will ich, bis die That geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte!

Und die Hände ringend warf er weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefern,
Bessern Herzen und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherziger Gott, gieb Kraft mir Sünder!
„Kraft zu dulden, was du selbst verhängt hast;
Laß in Demuth mich mein Siechthum tragen.
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
Schreiend Blut auf meine Seele laden!

So springt er verwandelt auf, eilt zur Kammer und befiehlt dem Meister, das Kind zu schonen und ihm das Leben zu erhalten.

Begegnen wir hier einer willkürlichen und phantastischen Umgestaltung des Originals am Schlusse der Katastrophe, so haben wir in Longfellow in dem Anfang unserer Erzählung eine Umgestaltung gefunden, die durch Nichts in dem alten Text gerechtfertigt oder gefordert wird, die im Gegentheil alles was klar und faßbar bei Hartmann ist, in ungreifbaren Nebel zerfließen läßt. Hartmann zeigt uns einen wohlhabenden, ritterlichen Herrn, den Freuden der Welt zugethan, von Freunden und Standesgenossen geehrt und gefeiert, plötzlich durch eine schwere körperliche Krankheit, die den Ekel und die Furcht der Ansteckung bei Andern erregt, von seinem geachteten Lebenskreise ausgeschlossen, in der Einsamkeit das verlorene Glück beklagend, während ihm die dankbare Anhänglichkeit die Leiden zu mindern strebt. Voll Lebenslust reist er an die Orte, wo er Heilung und Rettung hoffen darf, an die beiden berühmten Hochschulen dieser Zeit, kommt aber mit leidigem Troste zurück und ergiebt sich seinem Geschicke, wenn auch nicht immer mit hiobischer Geduld und Resignation, bis sich ihm die Möglichkeit seiner Rettung durch das Mädchen bietet. Der Egoismus, der jeden Menschen sein Leben erhalten heißt, läßt ihn auch das Anerbieten annehmen, bis endlich in der entscheidenden Stunde die Gottergebenheit und das Mitleid mit dem unschuldigen Opfer ihn von der Vollziehung des Mords abschreckt und er dann von Gott mit Rettung und Heilung begnadigt wird. — Das Alles ist verständlich, wenn wir mit Rücksicht auf die Zeit, den Anfang des 13. säc., den Aberglauben zugeben, daß mystische Mittel eine wunderbare Heilung da hervorbringen, wo die gewöhnlichen Heilmittel der Natur entweder noch ungekannt sind oder sich als wirkungslos erprobt haben. — Was bietet uns statt

dessen Longfellow? Einen Fürsten, der des Lebens Güter, das Glück der Freundschaft früher genossen hat, sich, wie es scheint, an diesen Genüssen übersättigte und dessen ausgebranntes Herz ihn nicht mehr warm für die Welt fühlen läßt; es ist ein blasirter Herr, der sich in der Rückerinnerung die Vergangenheit schöner ausmalt, als sie vielleicht war; dem die Gegenwart schaal und inhaltslos ist, dem das Leben eine nie endende Ewigkeit von Langeweile und Widerwärtigkeit ist und der sich daher nach dem Tode sehnt. Er hat sich mit der Alchymie beschäftigt, um das Lebenselixir zu erfinden, das uns stets lebensfroh und lebensfrisch erhält, das unser Herz von dem Aussatz heilt; er schildert selbst seinen Zustand so:

Was ist eure Krankheit?
Sie hat keinen Namen,
Eine versengende, düstere, stete Flamme,
Wie im Ziegelofen, brennt in meinen Adern,
Und sendet Dünste hinauf in den Kopf;
Mein Herz ist eine traurige Lagune geworden,
Welche eine Art von Aussatz aussaugt und austrocknet,
Ich gelte für einen Todten und
In der That, ich hoffe, ich werde es bald sein.

Nur ein Mittel kennt Salerno gegen dieses Uebel; dies aber verwirft Lucifer und läßt den Prinzen von seinem Universalmittel trinken, das ihn schnell in Entzückung und Ohnmacht versetzt. Es folgt ihr ein unerklärlicher Zustand, ein Träumen im Wachen, ein düsteres Nachdenken, ein Forschen in Büchern, dann wieder ein ohnmächtiger Zustand und hierauf die Exorcisirung durch die Priester, ein Ausstoßen aus dem Leben und eine Verurtheilung zu steter Reue und Entbehrung. Nur eine Umwandlung bleibt fortan sichtbar; hat sich Heinrich erst nach dem Tode gesehnt, so beherrscht ihn jetzt eine unruhige Sehnsucht, eine fieberhafte Aufregung in Erhaltung und Sicherung des Lebens. Er will nicht sterben. Dabei finden wir ihn geistlichen Betrachtungen hingegeben, gern Legenden studirend, sich freuend an dem tief religiösen Leben seiner Wirthe, in Kirchen und Klöstern einsprechend, ohne doch Trost und Beruhigung für seine Seele und seine Zweifel zu suchen. Ob des Prinzen Leiden ein körperliches ist, wie bei Hartmann, oder nur ein Seelenleiden, das mit dem Aussatz verglichen wird, erfahren wir nie. Wie kommt nun Longfellow zu dieser Verdunkelung des einfachen Vorwurfs, was erreicht er durch diese Einmischung des Teufels?

Ich glaube, er will blos gewisse Eindrücke los werden, gewisse Vorstellungen nicht der klarsten Art an den Mann bringen, die ihm aus dem Studium des Göthe'schen Fausts und der alten Faustsagen geblieben sind. Denn ohne daß ich es ausdrücklich zu sagen brauche, hat gewiß Jeder längst das Original für die Oekonomie und die Gliederung der Goldenen Legende in den losen Scenen des Göthe'schen Faust erkannt und einzelne Scenen, wie den Sturm des Teufels auf die Kathedrale, den Trunk des Lebens, das Auftreten im Pilgerzug, mit den betreffenden ähnlichen Scenen im Faust verglichen. Was ist nun aber die Grundidee des Faust in der Faustsage? Die Sage ist das Produkt der reformatorischen Bewegung, des Widerstreits von Auktorität und freier Selbstprüfung und Selbstbestimmung, sie ist das Resultat zugleich des Wiederaufblühens der Wissenschaften und des Humanismus im Laufe des 15. säc. Diejenigen, die den Faust daher in dieses Jahrhundert rücken, wie z. B. Max Klinger, der ihn mit dem Buchdrucker

Fust identificirt, haben so ganz unrecht nicht, wenn auch der historische Georg oder Johann Faust erst dem ersten Drittel des 16. säc. angehört; denn er ist um 1480 geboren und gegen 1548 gestorben. Was bedeutet nun der Faust, als typische sagenhafte Person? Fragen wir das älteste Volksbuch von 1588, so sagt es ausdrücklich, daß Faust von Wissensdurst getrieben, da ihm seine eigene Kraft zum Erforschen der Wahrheit nicht ausreichte und er überall nur auf Räthsel und Dunkelheit stieß, sich dem Teufel verbündet und ihm seine Seele verschrieben habe, um von ihm zu erlangen, was ihm Gott versagt hatte. Der Mephistophiles führt ihn zu seiner Belehrung durch den Himmel, die Erde und die Hölle, nachdem er dem Christenthum hat steten Haß schwören müssen.

Dieses Versprechen, durch den Teufel den Wissensdurst befriedigt zu sehen und die volle Wahrheit zu erkennen, treibt auch in dem Fragment vom Maler Müller den Faust zum Teufelspakt.

Ebenso stellt Göthe in seinem Faust den Kampf des Menschen gegen die Schranken seiner geistigen Existenz dar; die Philosophie ist eitel, der Versuch, das Geheimniß des Lebens zu erschöpfen, ist mißlungen, so giebt sich Faust dem Genuß des Lebens hin, durchmißt den ganzen Kreis der Lust und findet auch dort nicht eine Minute Befriedigung. So bleibt dem Menschen nur die Entsagung, die Resignation; bei aller Beschränkung und Zerstückelung unseres Wissens haben wir doch auch an dieser Beschränktheit ein unendliches Gut. Ideales, vollkommenes Glück ist uns unerreichbar, aber der Kreis werkthätiger Pflichterfüllung ist uns offen, weit und ausreichend für unsere Kräfte. Pflichterfüllung adelt jeden, der ihr treu dient und in dem sauren Schweiß der Arbeit liegt ein Antrieb, der dem Leben Schwung giebt, und das Bewußtsein, daß unsere Arbeit in irgend einer Weise dem ganzen Menschengeschlecht zu Gute kommt und zum dauernden Segen gereicht, läßt uns die Flucht der Jahre leichter ertragen. So faßt der berühmte englische Biograph unseres genialsten Dichters, Lewis, den Kern der Fausttragödie zusammen. Hören wir unsern Dichter selbst.

Ich sehe, daß wir nichts wissen können,
Drum hab ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß werde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkenskraft und Samen
Und thu nicht mehr mit Worten kramen.

In seinem Waldgespräch mit Wagner, dieser Personifikation des gewöhnlichen, nüchternen Menschenverstandes, der sich behaglich im kleinen Kreise dreht und von den Versuchungen der großen Titanennatur ganz unberührt bleibt, wie im Puppenspiel der Kasper, in diesem Gespräch sagt Faust:

O glücklich, wer noch hoffen kann
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen,
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust

Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein,
Doch heißt das ewige Gebot: Entbehren sollst du,
Sollst entbehren.

So verzweifelnd an seiner Kraft, an Gott, an der biblischen Offenbarung, an der Natur, alle Hoffnung, allen Glauben, alle Geduld verfluchend, geht er mit dem Teufel die Probe ein, ob er ihn durch Sinnengenuß wird beglücken können; es ist kein Pakt, es ist nur eine Wette, der Ausdruck der vollsten Verzweiflung und des absolutesten Zweifels:

Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan.
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir nur selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag.
Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das, was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht,
In Deinen Rang gehör ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen, ...
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln, wie es kann,
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

So hat Mephisto dann Recht, wenn er sagt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab ich dich schon unbedingt. —

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

Selbst in dem schwachen lyrischen Faust des weichen, unstet schwankenden Lenau tritt aller Orten diese Grundidee des Ringens nach Erkenntniß, des Zersprengens der Fesseln, des Ueberspringens der Schranken des menschlichen Könnens und Begreifens hervor.

Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern,
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen.

Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur.
Was Gott dir liebend in die Seele schwur
Empfängst du erst im Lande der Verheißung,
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung.

So bin ich aus mir selbst hinausgesetzt,
Und stets geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle,
Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloß'ner Felsenwand.

Warum doch muß in meiner Seele brennen
Die unlöschbare Sehnsucht nach Erkennen?
Nichts ist die Wissenschaft; doch wo ist Rettung
Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?

O sprich, o sprich, verfluchte Säuselbrut (die Bäume),
Sag an: Was ist der Tod, was ist das Leben?

Ich kann mich nicht vom heißen Wunsche trennen,
Den schöpferischen Urgeist zu erkennen,
In meiner ew'gen Wurzel mich zu fassen.
Die unglücklichste, die ewig hoffnungslose,
Die Liebe für die Wahrheit ist mein Schmerz.
Vom Himmel fallen nicht Erhörungslose,
So schreit ich, sie zu suchen, höllenwärts.

Der Mephisto will hier den Faust erst durch die Sinnlichkeit zerstreuen, dann von der Natur lösen und jeden Friedens beraubt ihn mit sich allein setzen und so seiner Vernichtung sicher sein.

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen;
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen.
O Wahn! ich kann es nicht ertragen,
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge. — —
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.

So ist mit Ausnahme des Faust's von Marlowe, wo zu sehr die sinnliche Genußsucht des Faust als Grund des Teufelsbundes vorgeschoben ist, überall in den deutschen Bearbeitungen der Träger der Faustidee der Mensch, der dem Höchsten zustrebt und mit Begeisterung dem Göttlichen, Ewigen und Schönen sich zuwendet, aber in wilder Verzweiflung über die Unzulänglichkeit seiner geistigen Kraft das Ziel durch die Schuld, durch das bewußte Böse erreichen will, nur um die Sehnsucht des Herzens nach Wahrheit zu stillen. Solch ein Geist kann wohl in seinem titanischen Streben auch auf einige Zeit versuchen, die sinnliche Existenz des Lebens auszukosten, aber der edlere Trieb wird ihn nicht in dem gemeinen Bedürfniß Befriedigung finden lassen. Fällt er so auch vom höhern Dienst der Wahrheit ab, hat er einmal durch das Kosten der höheren Erkenntniß das Ewige und Wahre liebgewonnen, so kann er sich nie völlig, nie mit Genuß zum Gemeinen wenden.

Was steckt nun von dieser Faustidee in dem Longfellow'schen Gedicht? Es ist ein kleiner aber doch nicht ganz unbedeutender Fehler, daß Longfellow die Teufelssage selbst nicht einmal darin erfaßt hat, daß sie nie den Herrn der Unterwelt selbst auf Erden thätig und verlockend auftreten läßt, sondern

nur Diener desselben. Hier handelt oder vielmehr tritt auf und reflectirt Lucifer stets selbst. Was soll nun den Heinrich zum Falle führen? Die Sehnsucht nach Heilung, nach Wiedergewinnung der Gesundheit, nach Wiedergenuß der früheren Erdenfreuden. Um ihretwillen versucht er das Studium der Magie, er ist ein Adept. Nun scheint es fast, als habe ihn diese Beschäftigung allein schon zum Sklaven des Teufels gemacht, denn der bloße Genuß eines von einem scheinbaren Arzte ihm gereichten Lebens-Elixirs kann doch unmöglich ihn so schuldvoll machen, daß die Priester ein Recht bekommen, ihn aus der Reihe der Lebenden auszustoßen, ihm nicht eine der zahllosen Gnadenpforten offen zu halten, durch die er seine Versöhnung mit der hier so strengen, sonst gegen die Vornehmen so nachsichtigen Kirche vollziehen kann. Was hat ihm ferner der Teufelstrank genützt, welche Befreiung von körperlichen oder geistigen Leiden hat er gefunden? Wir finden ihn nur noch elender, ohne doch eigentlich zu wissen, was ihm fehlt. Unglaube quält ihn zwar, wie er selbst sagt:

O hätt' ich Glauben, wie in frühern Tagen,
Die Zweifel nicht gekannt;

aber er studirt die heiligen Legenden, er besucht die Kirchen, die Klöster, nur der eine Fluch der Lebenssehnsucht quält ihn. Hat ferner der Teufel durch den Trank ein festes Anrecht auf ihn? Auch das müssen wir bestreiten; er ist stets bange, daß Heinrich ihm entgehen möge, nur die Hoffnung hält er fest, daß er durch die Annahme des Opfers der Elise zur Erhaltung seines Lebens sich mit einer Todsünde belasten und ihm überliefern werde. Fragen wir ferner, ob dieser Heinrich ungläubig sei, so findet sich noch ein neuer Grund zur Bestreitung dieser Annahme. Nur wenn wir das Göthe'sche Diktum hinzunehmen: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind", können wir fassen, wie Heinrich seine Heilung durch das freiwillig vergossene Blut eines reinen Mädchens für möglich hielt. Dieser Glaube aber ist nur eine Seite jener allgemeinen hohen Verehrung der Frauen in jener ritterlichen Zeit und der Verehrung der Jungfrau Maria, als des höchsten, vollendetsten, reinsten Muster- und Vorbildes edler Weiblichkeit. Es hängt dieser Glaube ferner mit der jener Zeit ganz gebräuchlichen Vermischung von sittlicher Reinheit und körperlicher Keuschheit zusammen. War Maria wegen ihrer sündlosen Einfalt, Reinheit und Unschuld begnadigt worden von Gott, die Mutter des Erlösers der Welt zu werden, so mußten auch ferner noch die Keuschheit und Sittenreinheit des Weibes oder des Mädchens im Stande sein, ähnliche Wunder zu wirken. Ich vergleiche ein Minnelied Walters:

Süßduftende Blumen sind die reinen Frauen,
Nichts ist so wonnigliches anzuschauen
In Lüften noch auf Erden noch auf allen grünen Auen.
Lilien und Rosen, wo immer sie leuchten
Im Maithau durch das Gras und kleiner Vögel Sang,
Das ist gegen solche wonnetragende Freude gering,
Wenn man sieht reine Frauen. Das kann trüben Muth erfrischen
Und löschen alles Trauern zu derselben Stund,
Wenn reizend in Liebe lacht ihr süßer rother Mund,
Und Pfeile aus spielenden Augen schießen in des Herzens Grund.

Die Vorstellung von der Wunderkraft des absolut Reinen spricht sich auch sonst im Mittelalter und an jener Scheide des Mittelalters und der neuern Zeit aus. Ich erinnere an Bulwer's letzten Baron, wo die bewe-

gende Kraft des Eureka wesentlich erstrebt wird durch die magische Wirkung eines Diamanten, der sich von den reinen Strahlen der Sonne ganz vollgesogen hat. Konnte nun der Prinz Heinrich wohl zu gleicher Zeit die Zauberkraft dieser kindlichen jungfräulichen Reinheit und den Zweifel an Wunder und göttliche Wirksamkeit in seiner Brust hegen; kannte überhaupt die Zeit, in welcher dieser Prinz Heinrich auftritt, den Zweifel an religiösen Wahrheiten schon? Es ist ja die Zeit der großartigsten, religiösen Begeisterung, es ist jenes ganz ideale Ringen um den Wiederbesitz des heiligen Landes, um Verbreitung des christlichen Glaubens; erst später machen sich katarische Ketzereien von Italien aus auch in Deutschland geltend und gewinnen Anhänger. Aber nichts im Gedicht weist uns darauf hin, einen ungläubigen Sinn im Heinrich anzunehmen, nichts auf jenes titanenhafte Ringen gegen die Beschränktheit und Enge menschlicher Kraft und Einsicht, im Gegentheil stoßen wir immer und immer wieder auf eine schwankende, unentschlossene Persönlichkeit, die das Gute wohl kennt, sich aber zu schwach fühlt, es für sich zu erstreben, die im Weltsinn befangen ist und an dem endlichen, doch so gebrechlichen Leben hängt. Hat hier Lucifer irgend eine Bedeutung und Berechtigung, so ist es doch nur die, daß wir annehmen, der Mensch verfiele selbst da dem Bösen, wo er nur zu schwach ist, dem irdischen Glück zu entsagen und ein himmlisches, vollendetes, ganz befriedigendes Leben, das wir aber nur ahnen, dem diesseitigen Ringen und Mühen vorzuziehen. Es erscheint dann dieses sich Abmühen des Teufelsum eine so schwache, unbedeutende Menschenseele gar zu kleinlich, denn eine besondere Veranlassung seiner Mühen kann doch der Umstand kaum geben, daß es ein Fürst ist, den er zu Falle bringen will. Wir kommen zu der Ansicht, daß wir in Lucifer bald das persönliche böse Wesen haben, das in der Welt wirkt zu einem ihm selbst unbekannten, endlich doch gutem Zwecke, bald nur in ihm eine Personifikation haben der bösen, sündlichen Neigungen im Herzen des Prinzen, die endlich plötzlich durch die stärkere Kraft der besseren Einsicht überwunden wird. Geben wir ferner zu, daß das Hängen am Leben Sünde ist, so wäre auch die excentrische That eines schwärmerischen Mädchens gerechtfertigt, das in dunkler Ahnung und Vorstellung sich ein abschreckendes Bild von der Welt macht, die es noch nicht kennt, das in sich die Kraft nicht zu haben glaubt, dieser Welt immer rein gegenüber stehen zu können und darum die Welt als ein Jammerthal ansieht, dem so früh wie möglich zu entfliehen, nicht blos ein Glück, sondern auch eine berechtigte That sei. Dann kämen wir auch zu jener katholischen Anschauung, wonach der Mensch nicht darin seine höchste Bestimmung sieht, im Kampfe mit der Welt und Sinnlichkeit sich rein und unbefleckt zu erhalten und dem göttlichen Worte gemäß zu leben, sondern darin, daß der Mensch die Welt für sich negirt, daß er sich aus ihr herauszieht und statt schaffend für die Allgemeinheit zu wirken, diese Allgemeinheit mit der Aufgabe betraut, für ihn zu sorgen, damit er in beschaulicher Ruhe und Abgeschiedenheit sich nur mit dem Heil seiner Seele beschäftigen könne.

Ich glaube, es ergiebt sich hieraus, daß die Vermengung Faust'scher Gedanken mit der Sage vom armen Heinrich eine ganz unkritische ist, weil sie zwei Ideenkreise assimilirt, die sich kontradiktorisch entgegenstehen.

Fragen wir endlich, ist denn die Goldene Legende ein Drama, so müssen wir auch hiegegen protestiren. Eine Einheit der Handlung ist nicht da, weil es an jeder Handlung fehlt. Die einzige That ist der Entschluß

Elisens zum Opfer, die Einwilligung ihrer Eltern, die schließliche Reue Heinrichs und sein hinderndes Eingreifen in die Vollbringung des Opfers. Der Stoff eignete sich wohl für die epische Darstellung, aber nicht für das Drama. Die Charaktere haben hier keine Entwicklung; Elise hat von Anfang an ihre feste Ansicht von der Elendigkeit der Welt, der Verdienstlichkeit ihres Opfers und der Nützlichkeit desselben für ihre Eltern. Diese selbst sind sinnige, beschauliche, fromme Naturen, dem Wunderglauben zugethan, weshalb sie ihre Tochter unter dem besonderen Einflusse des heiligen Geistes stehend glauben. Der Prinz ist melancholisch, träumerisch, kontemplativ in die fromme Sage versenkt, schwach und unentschlossen und bleibt es, bis ganz plötzlich, ohne eine Andeutung des allmälig reifenden Entschlusses, er eigentlich nur aus Gefühlsdrang, aus Mitgefühl dem Opfer sich widersetzt, ja sogar nur aus Zweifel an der Wirksamkeit des blutigen Opfers. Longfellow hat sich sicherlich durch die scheinbare Zusammenhangslosigkeit der Scenen im Göthe'schen Faust zu diesem Mosaik verleiten lassen. Ich kann gewiß die schöne Abhandlung von Lewis als bekannt voraussetzen, in welcher er den festen Zusammenhang der Scenen im ersten Theil des Göthe'schen Faust nachweis't, indem er nur zwei solcher Abschnitte als ihm in ihrer logischen Verbindung unklare bezeichnet. Longfellow aber fehlt dieser Faden. Es gleicht dies Drama seinem Roman Hyperion, es ist nur ein Rahmen für eine Menge von Bildern, von Studien, von Eindrücken. Es ist das Drama ein Kaleidoskop, in dem wir die wichtigsten Richtungen des mittelalterlichen Bewußtseins vorgeführt sehen, eine kulturhistorische Skizze; da ist das Ritterthum mit seiner bunten Pracht, der Minnedienst und Minnegesang in seinem vollendetsten Repräsentanten Walther. Da haben wir innige, sinnige Religiosität, fromme Flucht aus dem Leben und bodenlose Sinnlichkeit und Weltlust in der Kutte des Mönchthums; wir sehen jene Pilgerschaaren sich abmühen um ihr Seelenheil, wir hören die fast blasphemische Predigt burlesker Mönche, wir sehen das naive erbauliche Schauspiel der Kirche in seinen einfachsten Anfängen; den Fleiß des eifrigen, studirenden Mönchs, die Schulgelehrsamkeit und Streitsucht der philosophischen Sekten, die Rauflust und Händelsucht. Alle möglichen Beziehungen dieser Zeit haben sich dem fleißigen Forschersinn des Amerikaners erschlossen und sie alle mit Landschaftsbildern der schönen Natur verwebt, in einzelnen Bildern uns oder vielmehr seinen Landsleuten, die solche buntbewegte Zeit nicht kennen wie wir, vorzuführen, ist sein Bestreben; gerade wie er den Hyperion zu einem Reisehandbuch des Rheins, der deutschen Schweiz und ihrer Sagen und Legenden macht. Darum enthält das Gedicht auch so herrliche Einzelheiten, bei denen wir immer gern wieder verweilen, so reizende Schilderungen und Betrachtungen, darum spricht es uns mit seiner Sinnigkeit, Gefühlswärme und melodischen, an Formen und schönen Rhythmen so reichen Darstellung so sehr an. Aber als Ganzes, als dramatisches Produkt, als Versuch der Behandlung zweier sehr wichtigen und tief bedeutsamen volksthümlichen Sagen, müssen wir den Stab über dasselbe brechen. Doch trösten kann uns das Göthe'sche Wort

Wer Vieles bringt, wird Allen etwas bringen!

und so hoffe ich auch, daß wenn die Goldene Legende unter uns immer mehr gelesen und studirt wird, es nicht fehlen wird daran, daß ihre mannigfachen Schönheiten Jeden so fesseln, wie mich, daß über der Mangelhaftigkeit der

Grundidee nicht die Einzelheiten mit ihrem Duft und ihren Blüthen übersehen werden. Mindestens wird die Freude, die patriotische Freude unser Herz beleben, daß ein Fremdling dieses Material für so inhaltsvoll und bedeutsam hielt, daß er es seinen Landsleuten fern über die See hinübertrug, als einen Ersatz für die prosaische Nüchternheit, als eine Erholung in der rastlosen bürgerlichen Thätigkeit, als eine Erfrischung und Erwärmung des Gemüthslebens, das Gefahr läuft, dort ganz von der irdischen Spekulation erstickt zu werden.

not

XII.

Ueber die altgriechischen Trinkgelage.

Von Franz Kindscher, Gymnasial-Oberlehrer in Zerbst.

Das Essen, nicht das Trinken
Bracht' uns um's Paradies.

Wie es anziehen mag das allgemein Menschliche in der Gesittung der Kulturvölker aller Zeiten im Ganzen und Großen zu vergleichen, so darf es auch ein Interesse gewähren, im Einzelnen nachzusehen, wie Sitten und Gebräuche sich gleich bleiben in Jahrtausenden, wie sie sich ähneln, wie sie von einander abweichen. Oft enträth man aber leicht des Vergleichs und begnügt sich gern mit der Darstellung des Einen, weil das Andre sich Jedem von selbst darbietet. So soll in folgender Skizze, die zum größten Theile nur ein Auszug aus Müller's Schrift über die griechischen Symposien (Zeiz, 1858) sein konnte, von den altgriechischen Trinkgelagen gehandelt werden.

Fangen wir bei den Göttern an. Die homerischen Götter befanden sich nie in der Verlegenheit, in die wir bei vollem Weinkeller gerathen, bestimmen zu müssen, welche Sorte sie heute vorher oder nachher trinken wollten. Sie tranken einmal wie allemal Nektar. Die Gelehrten, welche gern Alles hübsch genau wissen möchten, haben sich damit beschäftigt herauszubringen, was für ein Getränk das gewesen. Der Name selbst soll den Trank als überwältigenden, niederschlagenden', berauschenden bezeichnen. Daß Nektar Wein war geht daraus hervor, daß das Nektarkredenzen oft Weinschenken genannt wird. Platon freilich unterscheidet Nektar und Wein. Daß Nektar gemischt wurde erhellt aus dem geraden Berichte, daß Kalypso dem Hermes eben rothen Nektar mischt, und daraus, daß Hephästos ihn aus dem Mischkruge schöpft. Wie bei den Menschen der Wein mit Wasser gemischt wurde, wird auch Nektar mit Wasser verdünnt worden sein. Denn er scheint ein sehr schwerer Rothwein gewesen zu sein. Roth heißt er oft. Daß er sehr schwer war, selbst wenn er gemischt war, geht aus zwei Erwägungen hervor. Die gewöhnlichen Menschen vertrugen nur gemischten Wein; den Göttern boten sie, weil sie ihnen einen Ersatz für Nektar bieten wollten, bei Spenden nur irdischen ungemischten Wein: schlechteren mögen die Götter bei ihren Besuchen im Aethiopen- und Phäakenlande nicht angenommen haben. Das Zweite ist dies. Der Apollonpriester Maron, der doch kein Homöopath war, führte standesgemäß einen honigsüßen dunkeln Rothwein, der erst durch zwanzigfache Verdünnung schmackhaft wurde: dann entwickelte er aber auch ein göttliches Bouquet und es wäre Strafe gewesen, davon nicht kosten zu

dürfen. Von diesem schwarzen Weine hatte Odysseus noch eine Quantität, als er zu Polyphemos kam. Der Kyklop mochte als Sohn des Poseidon wohl wissen, wie Nektar schmeckt. Und er, der viel davon kostete, erkannte darin Nektarausbruch.

Das Mundschenkenamt bei den Göttern versieht Hebe die jugendliche, oder auch der schöne Knabe Ganymedes, Zeus' Liebling. Ihre Gabe wirkt Heiterkeit. Nicht selten erschallt das unauslöschliche Gelächter der seligen Götter. Sie trinken einander zu, Apollo und die Musen sorgen für Tafelmusik, die Grazien, Horen, Harmonia, Hebe und Venus, tanzen dazu, auch wohl Diana, Mars und Merkur; Apollo ist Tanzvorsteher.

„Zu viel kann man wohl trinken, doch trinkt man nie genug" heißt es jetzt seit Lessing. Homer aber meldet keine Trunkenheit der Götter. Spätere Zeiten scheinen jedoch auch hierin manches Neue erfahren zu haben. Saturn's Trunkenheit rettete dem neugebornen Zeus das Leben. Bacchus und seine Begleiter sind oft in gehobener Stimmung gewesen. Platon erzählt vom Gotte des Ueberflusses: „Als Venus geboren war, feierten die Götter ein Mahl. Unter ihnen befand sich auch Poros, der Metis Sohn. Wie sie abgespeist hatten, kam, um sich Etwas zu erbitten, weil es da festlich herging, Penia, die Armuth, und stand an der Thüre. Poros nun von Nektar berauscht — Wein gab es noch nicht — ging hinaus in den Garten des Zeus und schlief im Taumel ein." Penia empfing von ihm Eros, die Liebe.

Das Trinken ist nicht nur etwas Göttliches, sondern auch etwas Heldenmäßiges: „Vom hoh'n Olymp herab" vererbte sich die gute Sitte auf die Heroen. Sie hatten aber schon Wahl und Qual wegen der verschiedenen Weinsorten; da giebt es schon Landweine, die man nur daheim trinkt, und wieder Sorten, die ausgeführt werden. Aus Lemnos kommen für die Griechen vor Troja gleich mehre Schiffsladungen Wein an, darunter für Agamemnon und Menelaos tausend Maaß Auslese als Geschenk; Erz, Eisen, Thierhäute, Rinder und Sklaven gab man gern hin, um eine Nacht fröhlich zechen zu können; mit Rechnungschreiben gab sich wohl der lemnische Weinhändler nicht ab. Auch Pramneer ward ausgeführt, Ismarer und andere Thracier. Man bedurfte vor Troja solcher Sendungen, in denen übrigens fast einzig die Verproviantirung bestand, da man allerseits an's Weintrinken gewöhnt war; die Rosse bekommen Wein, der kleine Achilles besprudelt damit seinen Erzieher Phoinix, die edlen Jungfrauen trinken ihn regelmäßig, die pflügenden Knechte trinken, so oft sie an's Ende des Feldes kommen, einen Becher zur Stärkung.

Der Wein gerieth überall gut, auch bei den Kyklopen, die ihn nicht pflegten. Er war immer dunkelfarbig und meist süß. Pramneer war herb. Beim Mischen bestimmte sich natürlich Jeder selbst das Verhältniß. Hesiodos erwähnt drei Theile Wasser zu einem Theile Wein. Achilles läßt, als ihn Phoinix, Ajas und Odysseus in Agamemnon's Auftrage besuchen und ihn antreffen, wie er gerade mit Patroklos trinkt und die rühmlichen Thaten der Männer zur Leier singt, für seine Gäste stärkern Wein mischen: nach Plutarch's Meinung deshalb, weil Phoinix und Odysseus als ältere Männer einen kräftigeren Trunk lieben, oder weil er als Zögling des arzneikundigen Cheiron wohl gewußt hat, daß seinen durch die Anstrengungen des Schlachttags ermüdeten Gästen ein feurigeres Getränk nöthiger ist, als ihm, der während des ganzen Tages fern vom Kampfe ruhig zu Hause gewesen ist. Hier mischte

Patroklos den Wein in einem kostbaren Kruge, der auf einem nicht minder kunstvollen Dreifuße stand, mit Wasser. Dergleichen Gefäße waren meist von Kupfer, erhabene Arbeit und Vergoldung zierte sie. Nestor's hölzerner Mischkrug, den er von Hause mit nach Troja gebracht hatte, war mit eingeschlagenen goldenen Stiften oder Nägeln verziert und hatte vier Henkel, an denen je zwei goldene Tauben angebracht waren. Gewöhnlich mischten die Helden alle selbst und brachten dann vor dem Trinken Zeus, Minerva oder sonst einer Gottheit eine Spende, indem sie ihnen ein wenig Wein ausgossen: deshalb mischten eben die Sklaven nicht. Mischen und Spenden gehört zusammen. Darum weist Hektor, als er aus der Schlacht nach Troja kommt, den Becher Wein, den ihm Hekuba bietet, zurück, da er nicht von Händen, die mit Blut besudelt sind, dem Zeus spenden könne. Die übermüthigen Freier der Penelope weichen von der Regel ab, wenn sie sich vom Ziegenhirten Melanthios, einem treulosen Sklaven des Hauses, den Wein mischen und kredenzen lassen.

Künstlicher gemischte Getränke ließ man von den Frauen bereiten. Die Zauberin Kirke und Nestor's Haushälterin vor Troja, Hekamede, verstanden sich sehr gut auf eine Bowle aus Pramneer-Wein, Gerstenmehl, geschabtem Ziegenkäse und natürlich Wasser. Doch hatten beide Damen verschiedene Ansichten über das Süßen: jene that den dazu gehörigen Honig gleich hinein, diese setzte ihn daneben, auf daß jeder nach Belieben herber oder süßer trinken könnte. Eine ausgezeichnete Bowle wußte Helena zu brauen: sie hatte das Rezept dazu nebst den Ingredienzien aus Aegypten mit nach Sparta gebracht: als hier Telemachos und Nestor's Sohn, Peisistratos, ihren Gemahl König Menelaos besuchten, bereitete sie eine ägyptische: „Kostet einer davon, nicht an dem ganzen Tage benetzt' ihm die Thräne das Antlitz, nicht ob selbst gestorben ihm wär' auch Mutter und Vater, nicht ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm tödtete feindliches Erz, und er mit den Augen es sähe."

Wer den Wein mischte, schenkte ihn auch ein; man schöpfte ihn mit einer metallenen Kanne aus dem Mischkruge und schenkte dann in die Becher der einzelnen Gäste rechts herum ein. Fast jeder Gast saß an einem besondern Tische ohne Tuch, der beim Beginne des Mahls erst gebracht, beim Schluß fortgetragen, mit Schwamm vor und nach dem Essen rein abgewaschen wurde; die Füße ruhten auf einem Bänkchen. Voll schenkte man nur den vorsitzenden Königen, die auch größere Fleischportionen erhielten; Agamemnon ließ hochgeehrten Gästen, wie dem Kreterfürsten Idomeneus oder auch Odysseus und Menestheus, immer voll einschenken und war dieser Wohlthaten gegen sie eingedenk, da sie vergeßlich schienen. Im Kriege finden seltener Trinkgelage statt. Nachher holte man das Versäumte rüstig nach; berieth man ja doch dabei auch das Wohl und Wehe des Landes! Odysseus schildert beredt die frohen Trinkgelage, die durch Vortrag herrlicher alter und neuer Lieder von beliebten Sängern verschönt werden, auch manchmal durch Tanzaufführungen von Jünglingen, Jungfrauen, oder von besondern Balletmeistern neben diesen, einen eigenthümlichen Reiz erhalten.

Trunkenheit kam selten vor. Antinoos, einer von Penelope's Freiern, schilt den noch unerkannten Odysseus trunken und setzt ihm dabei die schädlichen Folgen der Trunkenheit auseinander, wie sie sich besonders in den Kentauren- und Lapithenkämpfen gezeigt hätten. Den Achill heißt Agamem-

non einmal im heftigsten Streite „vom Weine schwer"; dieser sagte einmal von sich, wenigstens nach einigen alten Recensenten der Ilias, „aber da ich verblendet war und meinem verderblichen Sinne nachgab, sei es nun, daß ich vom Weine trunken war, oder daß mir die Götter den Verstand nahmen"; andere strichen aber die Alternative als unächt. Nun, der König mag eben ein gutes Glas Wein gern getrunken haben. Ebenso Nestor, „der alte Zecher, der drei Menschenalter sah": er hob seinen vollen Mischkrug, wie kein Anderer, leicht in die Höhe und konnte tüchtig trinken; wo Andere Waffen, Pferde u. s. w. geschenkt erhalten, erfreut ihn eine Trinkschale mehr; er schätzt alten Wein: dem Telemachos setzt er in Pylos elfjährigen vor. Elpenor, einer von Odysseus' Gefährten, wollte einen Rausch auf der hohen Freitreppe vor Kirke's Palast ausschlafen, verfehlte, im Begriff seinen aufbrechenden Gefährten nachzueilen, die Stufen und brach den Hals.

Treten wir nun aus diesen mythischen Hallen ein in das Gebiet der geschichtlichen Zeiten, so finden wir zunächst die dorischen Staaten in Anschluß an die Heroensitte.

In Kreta speiste man gemeinsam. Auf jedem der Tische, deren zwei den Gästen bestimmt waren, stand ein Becher mit Wein, der ziemlich stark mit Wasser gemischt war: aus dem tranken alle Tischgenossen gemeinsam. Für die kleinen Knaben, die außer einer halben Fleischration sonst nichts zu essen bekamen, stand ein besonderer gemeinsamer Becher da mit noch mehr verdünntem Weine. Nach Tische wurde für die Erwachsenen immer wieder ein neuer Becher Wein aufgesetzt: tranken sie auch immer so viel sie wollten, so pflegten sie sich doch nicht zu betrinken. Uebrigens saßen sie bei Tische, nach alter Sitte, und lagen nicht.

Die Spartaner hatten auch gemeinsame Mahlzeiten, bei denen nur fehlen durfte wer sich beim Opfer oder auf der Jagd verspätete. König Agis kam einmal aus einem Feldzuge gegen die Athener siegreich heim und wollte zu Hause bei seiner Gattin speisen, erhielt aber dazu keine Erlaubniß. Man aß in Sparta schlecht; ein Sybarit meinte einst: „Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Spartiaten ihr Leben so tapfer in den Schlachten wagen; denn besser ist es zehntausendmal zu sterben, als solches Zeug zu essen", wie z. B. die schwarze Suppe. Trotzdem aber die Mahlzeiten dürftig waren, der Weingenuß war dabei nicht ausgeschlossen. Die Spartiaten pflegten den Wein, sobald der Most ausgebraust hatte, etwa um ein Fünftel am Feuer einzukochen: dann wurde er fünf Jahre lang aufbewahrt, ehe er, natürlich stark verdünnt, getrunken ward. Bei Tische sang man Lieder zu Ehren der Götter, Kriegs-, Helden-, Tisch- und Trinklieder: Knaben hörten Alles mit an, auch die Witze, mit denen die Alten sich neckten. Jeder trank nur aus seinem eigenen Becher, man trank nicht einander zu, der Becher ging nicht herum. Kritias rühmt, solch Trinken sei für Leib und Seele, Kraft, Vermögen und Gesundheit das rechte. Die Spartaner bestimmten auch nicht ganze Tage zum Trinken. Trunkenheit war etwas Unerhörtes. Hatten sich Sklaven einmal betrunken, so dienten sie den Freien als abschreckendes Erziehungsmittel für Knaben; die Väter konnten dann den Söhnen ad hominem demonstriren: „Seht, wie häßlich Trunkenheit macht, nehmt euch davor in Acht!" Daß aber die Väter etwa täglich darauf ausgewesen wären, ihre Sklaven trunken zu machen, muß man sich nicht einbilden.

Die übrigen Dorier waren nicht so mäßig. Aigina, die kleine Insel bei Athen, war der Sitz von Leckermäulern. Die reiche Handelsstadt Korinth war durch Ueppigkeit ebenso verrufen wie Tarent, Syrakus und andere dorische Städte Siciliens und Unteritaliens.

Schlimmer noch war es bei den äolischen Stämmen. Die Eleer galten für starke Trinker und Gutschmecker, ihre Köche waren berühmt. Die Arkadier aßen viel. Die Thessalier waren gefräßig und tranken unmäßig Wein. Die Aetolier waren arm und liebten es, ihren Hang zur Ueppigkeit auf fremde Kosten zu befriedigen. Die Böotier aßen und tranken stark bei Tag und Nacht; Eratosthenes sagte von ihnen, sie wüßten weiter nichts zu reden, als was Gefäße sprechen würden, wenn sie eine Stimme bekämen, nämlich wie viel in einen jeden hineinginge. Polybios leitet den baldigen Verlust ihrer Führerschaft nach Epameinondas' Tode ab von ihrem Hange zur Schwelgerei in üppigen Mahlzeiten und unmäßigen Trinkereien. Man erkannte die größten Ehren dem zu, der große Gastereien gab. Selbst Solche, denen es nicht an Leibeserben fehlte, stifteten mit dem größten Theile ihres Vermögens testamentarisch Schmausereien, so daß es viele Böotier gab, die zufolge solcher Vermächtnisse mehr Einladungen für den Monat hatten, als es Tage im Monat gab.

Im achäischen Stamme waren die Sybariten durch Schwelgerei und Ueppigkeit berüchtigt; bei ihren Gastmählern tanzten Pferde zur Flöte; Köche, die ein neues Gericht erfanden, wurden durch besondere Ehren ausgezeichnet; Leiter von Festmahlen wurden schon ein Jahr vor der Leistung gewählt, damit sie sich desto gründlicher auf eine glänzende Bewirthung vorbereiten könnten.

Im ionischen Stamme waren die Athener mäßig. Attisch essen war sprichwörtlich für einfach essen. Wer im Prytaneion auf Staatskosten speiste sah blos an hohen Festtagen Waizenbrod. Wollte sich ein Athener gütlich thun, so mußte er dazu in's Ausland reisen: Fremde hatten sich in Athen der feinen städtischen Sitte zu fügen. Bezüglich der Weinsorten gab es in Athen gewisse gemeinsame Ansichten. Pramneer, der herbe Rothwein, war allgemein in Mißkredit. Sehr beliebt war Chier, ein dunkler feuriger Rothwein, von dem es drei Arten gab: Prima qualité, herb, aber wohlschmeckend, nahrhaft, urintreibend; Numer zwei süß, durch schöne Blume ausgezeichnet, nahrhaft, auch die Verdauung fördernd; Numer drei weniger kräftig, dünn, wie „von selbst gemischt." Auf Chios soll zuerst Rothwein gepflanzt und gepflegt worden sein. Ebenso beliebt war Lesbier, mehr der von Methymna, als der von Mitylene: wohlschmeckend, von feiner Blume, funkelnd, gut auf die Verdauung wirkend, zwar herber, aber von hellerer Farbe als der Chier: er schmeckte salzig, wie nach Meerwasser oder etwa Salzsoole, was man liebte und durch Zusätze bei andern Weinen erkünstelte: Manche nannten ihn als vorzüglichsten unter allen Weinen. Thasier stand zwar dem Chier und Lesbier nach, ward aber zu den edlen Sorten gezählt; um ihn zuzubereiten warf man einen Teig von Waizenmehl und Honig hinein: er hatte eine schöne Blume. Neben diesen Sorten gab es natürlich noch eine Menge anderer, die bei diesem oder jenem Verehrer Anklang fanden. So ging es dem Peparethier bei seinen Landsleuten ganz gut: er fand bei ihnen Gnade, wie die Grünberger und Naumburger den ihrigen loben: sonst aber stand er in allgemeinster Verdammniß; es heißt von ihm: „In Chios wächst ein Wein,

der, sobald man die Krüge öffnet, duftet wie Veilchen, Rosen und Hyakinthen. Seine Blume ist göttlich, Ambrosia und Nektar gleich erfüllt sie das Haus. Das ist wahrer Nektar. Davon soll man mir und meinen Freunden beim fröhlichen Festmahle zu trinken geben, meinen Feinden aber Peparethier." Es war für jede Vorliebe reichlich gesorgt: es gab schwarzen, goldgelben, weißen Wein: man würzte ihn wie unsern Maitrank mit Blumen, man lieferte ihn Liebhabern nach Rauche schmeckend, man bereitete ihn mit bittern Essenzen, wie wir unsern Bischof und Kardinal, wenn uns frische Früchte fehlen, und mit verschiedenen Gewürzen.

In Athen, wie meist in Griechenland, lag man zu Tische auf gepolsterten Ruhebetten, die zum Theil Lehnen hatten, den Oberleib auf den linken Ellenbogen gestützt, der auf einem besonderen Kissen ruhte; die Rechte hatte man frei, um Speisen zulangen zu können, die Beine streckte man hinter den nächsten Nachbar. Ein Sopha diente dreien oder fünfen. Man wußte so gut, wie wir, daß es immer angenehmer ist, nicht eng aneinander zu hocken und lieber einen Gang mehr zur Auswahl zu haben, als in das Gegentheil zu gerathen, aber doch mußte man bei Knappheit des Raums öfter beim Essen dichter liegen, tout comme chez nous, und erst beim Trinken legte man sich bequemer und weitläufiger. Während des Essens trank man sehr wenig; man that eben das ganz, was man wollte: man aß. Waren die Speisetische weggetragen, so trank man fröhlich. Kränze von Lorbeer, Myrten oder Epheu, bunten duftenden Blumen, besonders Rosen, wurden an die Gäste vertheilt, dann erst ein Leiter des ganzen Gelags durch Loos oder durch Wahl bestimmt; in Platon's Gastmahl macht der kecke Alkibiades sich selbst dazu. Später veraltete diese Sitte. Der Präses hatte keine leichte Aufgabe, er mußte nicht nur selbst zum Trinken aufgelegt sein und ein tüchtiges Maß vertragen können, sondern auch wissen, wie viel und wie starker Wein seinen Tischgenossen zuträglich sei; er mußte Allen befreundet sein; er mußte, ohne die Heiterkeit und das Vergnügen der Gäste zu stören, einen wohlanständigen Ton der Unterhaltung zu bewahren verstehen und selbst für passende Unterhaltung beim Trinken sorgen. Von dem noch ungemischten Weine spendete man zuerst den Göttern und sang dazu gemeinschaftlich einen Päan, ein Loblied zu Ehren der Götter, wobei der erste Schluck „dem guten Dämon" oder „der Gesundheit" galt. Nun gab der Präses den Mundschenken, meist jungen Sklaven, das Mischverhältniß an, das natürlich nach der Schwere des Weins und nach der Trinkfähigkeit des einzelnen Gastes wechselte. Man goß zu dreien Theilen Wasser einen Theil Wein, zu zweien einen, auch zu dreien zwei. Mischung zu gleichen Theilen und überwiegend Wein wurde selten getrunken, reiner Wein fast nie, wenigstens nie während eines ganzen Gelags, wie es Perser, Scythen und Thracier liebten. Zuweilen mischte man den Wein mit warmem Wasser, gewöhnlich aber mit kaltem, in das man auch Schnee that. Als der Komödiendichter Diphilos einst bei seiner Geliebten Gnathäna schmauste, ließ diese heimlich Schnee in den Wein werfen. Diphilos war verwundert, was für einen kühlen Brunnen sie habe. Da sagte sie: „Das ist kein Wunder, ich werfe immer die frostigen Prologe Deiner Komödien hinein." Man kühlte das Wasser auch durch hineingeworfene Steinchen oder Metallstückchen, oder man ließ das aus dem Brunnen geschöpfte Wasser einen Tag lang über der Oberfläche des Wassers in der Tiefe des Brunnens hängen. u s. w.

Die Leier oder Cither entbehrte man meist nicht: sie wurden nicht selten auch von einem der Tischgenossen gespielt. Die Flöte überließ man den Flötenspielerinnen, die selten bei einem Gastmahle fehlten. Sokrates wollte nichts von solchen Damen, Lautenschlägerinnen und Tänzerinnen, wissen, in Platon's Gastmahl wird die Flötenspielerin entlassen, im Xenophontischen fehlt sie so wenig, wie mimische Tänze.

Außer gemeinschaftlichen Chören wurden in der Reihe herum von den einzelnen Gästen Lieder zum Besten gegeben; der Sänger nahm dazu einen Myrten- oder Lorbeerzweig in die Hand, diesen gab er nachher einem Nachbar rechts, der dann singen mußte. Solche Lieder heißen „Skolia," Krumme, wohl weil im Zickzack oder in einer Schlangenlinie die Sänger verpflichtet wurden zu singen. Auf diese Bedeutung bezieht sich folgendes Liedchen:

So sprach der Krebs und ließ
Die Schlange los, die er gefaßt:
„Gradaus mußt du, Freundchen, geh'n,
Und nicht auf Krummes sinnen."

Diese Liedchen feierten theils die Götter, theils Helden. Viele bezogen sich auf Athen's Befreiung von der liberalen Tyrannis der Peisistratiden, so folgendes Prachtstück:

Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodios und Aristogeiton.
Den Tyrannen schlugt ihr und befreit
Habt ihr Athen und gabt gleiches Gesetz und Recht.

Mein Harmodios, nicht bist du gestorben.
Auf der Seligen Inseln, sagt man, lebst du,
Wo Achill, der schnellfüßige, und
Wo Diomedes, der tapfre Tydide, weilt.

Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodios und Aristogeiton
An Athene's heil'gem Opferfest,
Als den Tyrannen Hipparch ihr tödtetet.

Ewig dauern wird euer Ruhm auf Erden,
Mein Harmodios und Aristogeiton.
Den Tyrannen schlugt ihr und befreit
Habt ihr Athen und gabt gleiches Gesetz und Recht.

In Aristophanes' Wespen wird eine fünfte Strophe angestimmt:

Niemals ward in Athen ein Mann geboren,

aber es wird nun nicht fortgefahren:

Wie Harmodios und Aristogeiton,

sondern:

Solch durchtriebener Schelm und solch ein Räuber.

Andere Skolien enthalten Lehren der Lebensweisheit, Sprüche, fromme Wünsche, z. B.:

Wär's doch möglich, daß man jedem Menschen
Oeffnen könnte die Brust, um ihm zu schauen
In das Herz und dann schließen die Brust
Und nur den Redlichen halten für seinen Freund.

Oder:

Vom sichern Hafen schau auf das Meer hinaus,
Wenn du des kundig, eh du die Fahrt beginnst,
Doch bist du einmal auf dem Meere,
Mußt du mit jeglichem Winde segeln.

Oder:

Für den Menschen das Beste ist gesund sein,
Schön gestaltet zu sein, das ist das Zweite,
Und das Dritte Reichthum in Redlichkeit,
Endlich das Vierte ist froh mit Freunden sein.

Oder:

Mit mir trink, sei jung mit mir, liebe und trag' den Kranz mit mir,
Bin ich toll, sei toll mit mir, sei besonnen, wenn ich es bin.

Schon zu Aristophanes' Zeit kam das Skoliensingen mehr ab. Es ward Mode, schöne Stellen aus beliebten Trauerspielen, z. B. des Euripides, zur Cither zu singen.

Außerdem unterhielt man sich mit Räthselaufgaben. Zum Beispiele diene diese vom Schatten: „Von Allem, was die nährende Erde oder das Meer hervorbringt, hat nichts ein gleich schnelles Wachsthum der Glieder: bei seiner Geburt ist es am größten, in der Mitte des Lebens klein, im Alter aber wieder an Gestalt und Ausdehnung größer, als alles Andere." Oder eine vom Rauche: „Ich bin eines hellen Vaters dunkles Kind, ein Vogel ohne Federn und fliege bis zu den Himmelswolken. Den Augen (oder den Mädchen), die mir begegnen, entlocke ich Thränen, aber nicht des Leides. Kaum geboren löse ich mich in Luft auf."

Andere Spiele fehlten nicht. Man gab auf: Jeder soll einen Fisch oder eine Pflanze nennen, deren Namen mit einem bestimmten Buchstaben anfängt; Jeder einen Namen, der mit „Löwe" endet oder anfängt; Jeder aus Homer oder sonst einem Dichter einen Vers, der mit einer bestimmten Silbe anhebt oder schließt; Jeder einen Vers, in dem ein bestimmter Buchstabe nicht oder in jedem Worte vorkommt, oder Verse, die mit demselben Buchstaben, sogar mit derselben Silbe anfangen und schließen; einen homerischen Vers, dessen erste und letzte Silbe zusammen einen Eigennamen u. dergl. bilden; Verse, in denen jeder Theil gleich viel Buchstaben enthält.

Spitzfündiges anderer Art kam vor. Man fragte: mit welcher Hand hat Venus den Diomedes verwundet? Ist das Ei früher dagewesen oder die Henne?

Alle diese Spiele gab entweder der Präses selbst an oder der Reihe nach die Gäste. Meist lief Alles auf's „zur Strafe trinken" hinaus, oder andere scherzhafte Ahndungen. Dieses Endziel hatten auch solche Aufgaben wie die, daß Jeder auf einem Beine stehend sich herumdrehen oder sonst eine gezwungene Körperstellung annehmen sollte. Zur Strafe hatte man meist ungemischten Wein zu trinken. Wie auf den Kneipen deutscher Hochschulen trank man einander zu: es kam einem ein ganzer oder ein halber. Auch Gesundheiten wurden ausgebracht; man nannte den Namen des Anwesenden oder Abwesenden und goß dabei einige Tropfen auf die Erde, ehe man trank. Das Kreisen des Bechers kam auch vor.

Außerdem werden noch andere Spiele genannt: Gerade und ungerade, Würfeln, Bretspiel, Knöcheln oder Fünfterling, vor Allem aber Kottabos, eine besondere Art Bechergymnastik. So hieß ein ehernes Becken in der Mitte des Sales. Jeder mußte liegend, auf den linken Ellenbogen gestützt, mit der Rechten seinen Becher schwenken und den Rest des Weins darin mit geschicktem Schwunge so schleudern, daß er in's Becken fiel, das davon erklang: kein Tropfen durfte daneben fallen. Später spritzte man den Wein

aus dem Munde, statt aus dem Becher, in's Becken. Bisweilen hing auch ein Waagebalken mit einer oder zwei Schalen von der Decke herab, oder es wurde eine Stange, ein Stab, aufgerichtet, ein hoher Leuchterstock hingestellt, worauf oben ein Waagebalken schwebte mit einer oder zwei Waageschalen. In diese Schalen hinein mußte nun der Wein geschleudert werden, damit eine sinke und klingend auf den Kopf einer darunter stehenden kleinen Figur aufschlage. Oder auch auf der Spitze eines Stäbchens balancirte ein Täfelchen, das man treffen mußte, damit es in das Becken hinabfalle, das darunter stand. Oder es schwammen in einem Becken mit Wasser kleine Schälchen, welche durch die hineingeschleuderten Tropfen zum Sinken gebracht wurden. Das Spiel wurde eben mit vielfacher Abwechselung ausgeführt und zugleich als eine Art Liebesorakel benutzt. (Vergl. Pauly's Realencyclopädie 1842, II. S. 1305 f.).

Wer wollte in derlei Dingen Alles erschöpft glauben durch die bloßen Zeugnisse der alten Schriftsteller und Bildwerke? Die mannigfaltigsten Gespräche, die Späße von Lustigmachern und bezahlten Schmarotzern, Tänze von Alt und Jung entziehen sich leicht der Darstellung und trugen doch gewiß so wesentlich zur Aufheiterung der Gesellschaft bei. Machen wir doch nur aus unsern Erlebnissen Rückschlüsse auf die alten Zeiten! Es wiederholt sich, wenn nicht Alles, doch Vieles, aber Alles ähnelt sich. Wie man heutzutage gern ohne Trunkenheit nach Hause geht, so schützte man sich auch schon im Alterthume durch den Genuß bittrer Mandeln vor den Wirkungen des unbändigen Weingeistes. Wie wir heutzutage schließlich mit den Gläsern anklingen, „auf daß es wohl bekomme", so schließen die alten Griechen ihr Trinkgelag mit einem Trankopfer: in der Runde kreist der Becher „des Zeus, des Retters" und Jeder sucht sich heim zu finden.

XIII.

Ueber ein lateinisches Epos vom Schachspiel.

Mitgetheilt vom Sekretär Hirche.

In der Milich'schen Bibliothek zu Görlitz befindet sich eine Schrift, die durch Form und Inhalt merkwürdig ist. Der vollständige Titel lautet:

Schachia. **M. Hieronymi Vidae** Cremonensis, poetae venustissimi, ludus ingenii, virtutis et honestae voluptatis, apprimeque cum heroicae tum literariae cohorti conveniens, notis quibusdam et certis illustratus *κριτηρίοις*, in quibus de ejus usu, origine, et autore, nec non latrunculis, eorumque numero, ordine, nominibus, stationibus, incessibus, officiis, *στοιχείοις* etiam, totoque ludendi artificio breviter ac certo ordine agitur: adeo ut omni difficultate, et qua hactenus plurimum laboravit, obscuritate et ambiguitate sublata, a quolibet proprio nunc marte addisci et commode exerceri possit opera et studio **Lucae Wielii** Ligio-Silesii. Anno *παρθενοτοκίας* Ne Lateant te fata hoMInJs penDentJa fILo (1604). Argentinae. Impensis Ledertz Bibliopolae. 8.

In einem scherzhaften Epos, aus 658 Hexametern bestehend, wird das Schachspiel besungen. Anlage und Gang dieses Heldengedichts verdienen es wohl näher betrachtet zu werden.

Nach dem Eingange (v. 1—4):

Ludimus effigiem belli simulataque veris
Proelia, buxo acies fictas, et ludicra regna,
Ut gemini inter se reges albusque nigerque
Pro laude oppositi certent bicoloribus armis,

folgt die Anrufung der Seriades Nymphae, von denen es heißt (v. 12. 13)

Vos primae studia haec Italis monstrastis in oris,
Schacchidis egregiae monimentum insigne sororis.

(Vgl. die Schlußverse des Gedichts.)

Jupiter befindet sich in Aethiopien bei der Vermählungsfeier des Oceanus mit der Tellus; mit ihm sind die andern Götter anwesend. Nach aufgehobener Tafel läßt Oceanus ein Schachbrett bringen (v. 19—21):

Ut dapibus compressa fames mensaeque remotae,
Quo superûm mentes ludo mulceret inani,
Oceanus tabulam adferri jubet interpictam.

Dieses wird folgendermaßen beschrieben (22—28):

Sexaginta insunt et quattuor ordine sedes,
Octono parte ex omni via limite quadrat
Ordinibus paribus, nec non forma omnibus una
Sedibus, aequale et spatium, sed non color unus.
Alternant semper variae subeuntque vicissim
Albentes nigris, testudo picta superne
Qualia devexo gestat discrimina tergo.

Die Götter sehen das Brett mit Verwunderung an, Oceanus aber setzt ihnen die Bedeutung auseinander, holt die Schachfiguren aus Buchsbaumholz herbei, stellt sie auf und giebt die nöthigen Erklärungen nebst den Gesetzen des Kampfes. Der Auszug ist nur mit einem Bauer gestattet (93—95):

Nec plures licet ire simul facto agmine in hostem,
Propositum cunctis unum, studium omnibus unum
Obsessos reges inimicae claudere gentis,
Ne quo impune queant fugere atque instantia fata
Evitare, etenim capiunt ita proelia finem.

Doch darf der zuerst ausgezogene Bauer zwei Felder vorrücken (114. 115):

Congressu tamen in primo fas longius ire
Et duplicare gradus concessum.

Nachdem Oceanus die Bedeutung der Offiziere und Bauern, sowie die Art ihres Vorgehens, dargelegt hat, fährt er fort (167. 168):

Hic mos certandi, haec belli antiquissima jura.
Nunc aciem inter se certantes cernite utramque.

Phöbus und Merkurius werden aufgefordert, eine Partie mit einander zu spielen. Dem Sieger werden praemia digna zugesagt (187—194):

Dii magni sedere. Deûm stat turba minorum
Circumfusa. Cavent sed lege et foedere pacto
Nec quisquam voce aut nutu ludentibus ausit
Praevisos monstrare ictus, quem denique primum
Sors inferre aciem vocet, atque invadere Martem,
Quaesitum, primumque locum certaminis albo
Ductori tulit, ut quem vellet primus in hostem
Mitteret: et sane magni hocce referre putabant.

Demnach wird derjenige, welcher den Auszug hat, als im Vortheile befindlich betrachtet. Apollo hat die weißen Figuren; er zieht aus und rückt den Bauer vor der Königin zwei Felder vor (195—201):

Tum tacitus secum versat quem ducere contra
Conveniat, peditemque jubet procedere campum
In medium, qui reginam dirimebat ab hoste.
Ille gradus duplices superat, cui tum arbiter acer
Ipse etiam adversum recto de gente nigranti
Tramite agit peditem, atque jubet subsistere contra
Advenientem hostem, paribusque occurrere in armis.

Ehe der Kampf beginnt, rücken Beide mit Vorsicht vor. Es geschehen die ersten Schläge (211—216):

Jamque pedes nigri Rectoris, qui prior hostem
Contra iit, obliquum laeva clam strinxerat ensem,
Atque album e mediis peditem citus abstulit armis,

Illiusque locum arripuit praestantibus ausis,
Ah miser, instantem lateri non viderat hostem.
Ipse etiam cadit et pugnas in morte relinquit.

Der schwarze König roquirt (217—220):

Tum cautus fuscae regnator gentis ab aula
Subduxit sese media, penitusque repostis
Castrorum latebris extrema in fauce recondit,
Et peditum cuneis stipantibus abditus haesit.

Nunmehr gehen auf beiden Seiten die Springer vor und richten auf dem Schlachtfelde ein großes Blutbad an (224—226):

Sternuntur pedites passim miseranda juventus,
Quod nequeant revocare gradum, sonat ungula campo
In medio et totis miscentur funera castris.

Merkur führt den linken Springer in's Treffen und bedroht den König nebst dem Thurme auf dem rechten Flügel (235—238):

Constitit optataque diu statione potitus
Lethum intentabat pariter Regique Elephantique
Alae, qui dextro cornu turritus in auras
Attollens caput ingenti se mole tenebat.

Da Apollo den König schützen muß, so wird der Thurm geschlagen, was ein großer Verlust ist (239—247). Doch schließt Apollo den Springer ein und schlägt ihn mit seiner Königin (252. 253):

tandem altius acto
Virginis ense cadit, pulchrae solatia mortis.

Die weiße Schaar wird durch den Schmerz über diesen Verlust bis zur Wuth aufgestachelt (256—261):

Sicut ubi dextrum taurus certamine cornu
Amisit, dum se adverso fert pectore in hostem,
Saevior in pugnam ruit armos sanguine et alte
Colla animosa levans, gemitu omnis sylva remugit.
Talis erat facies caesi post fata Elephantis
Candentis turmae.

Merkur sinnt auf List und bedroht mit dem Laufer des rechten Flügels die weiße Königin. Apollo merkt die Gefahr nicht, Venus aber macht ihn durch einen heimlichen Wink aufmerksam (276—279):

vera improba cladem
Et tantas Erycina Venus miserata ruinas
Incauto juveni furtim tacito innuit ore,
Atque oculis (Phoebo nam forte adversa sedebat).

Apollo nimmt den bereits vorgezogenen Bauer zurück und entreißt seine [illegible]igin der Gefahr. Merkur will dies nicht gelten lassen; die Götter sind ge[illegible]ilter Ansicht. Apollo beruft sich darauf, daß vorher nichts darüber aus[illegible] worden sei, und will sich gefallen lassen, daß es von jetzt an als Besch[illegible]gelte, einen geschehenen Zug nicht wieder zurücknehmen zu dürfen (291—2[illegible]):

Quodsi, Maja sate, posthac
Id se[illegible]t omnino prohiberi, lege caveto:
Quique [illegible]ior fuerit digitis impulsus in hostem

Sive albus piceusve fuat, discrimine nullo,
Ille eat, et dubii subeat discrimina Martis.

Damit sind alle Götter einverstanden. Jupiter aber straft Venus durch einen finstern Blick. Nur mit Mühe hält Merkur an sich, daß er nicht das ganze Spiel zusammenwirft (299—301):

Sed puer ingemuit labefactus corda dolore
Ingenti. Vix se tenuit, quin ludicra castra
Injectisque acies manibus confunderet ambas.

Er läßt sich eine Unredlichkeit zu Schulden kommen, indem er zwei Züge auf einmal thut. Doch der vorsichtige Feind bemerkt es und deckt die Königin gegen den schwarzen Springer, der Thurm vom rechten Flügel kommt zu Hülfe; der weiße Springer, der den König und die Königin bedroht, wird ein Opfer seines Vorwitzes (325—334):

Haeserat in medio, Dominae regique minatus
Albus eques ratus impune et jam sorte superbus
Nequicquam spoliorum animam pascebat amore.
Non tulit hanc speciem juvenis pharetratus, et arcu
Contendit calamum seseque immittit in hostem,
Fata licet pedes intentet, moriturus in armis
Insigni pro laude, alvo media haesit arundo
Stridula, et ima chalybs descendit in ilia adactus,
Volvitur ille excussus humique et calcibus auras
Verberat: in ventos vita indignata recessit.

Allgemeines Kampfgewühl; die Entscheidung schwankt hin und her. Jetzt greift die weiße Königin ein (353—362):

At medias acies inter crudescit Amazon
Candida plena animis, multisque in millibus ardet.
Namque sagittiferum incursans rediensque Elephantem
Nigrantes sternit dextra, laevaque per alas
Fulminat atque manu spargens hastilia saevit.
Bellanti dant tela locum, retroque residunt
Hinc atque hinc inimicae acies: per tela per hostes
Illa ruit pulchram mortem, simul ultima tentat
Castra fugae fidens, animosque in bella viriles
Saeva gerit, penetrat cuneos, aperitque viam vi.

Da macht sich auch die schwarze Königin auf und richtet unter dem weißen Heere eine große Niederlage an. Von beiden Seiten fallen Viele (374—382):

Sternitur omne solum buxo, atque miserrima caedes
Exoritur, confusa inter sese agmina caedunt,
Implicitaeque ruunt albae nigraeque phalanges.
Sternuntur pedites et corpora quadrupedantum.
Nam versa inter se jactantes mutua tela
Foemineis ambae nituntur Amazones armis,
Usque adeo certae non cedere, donec in auras
Aut haec aut illa effundat cum sanguine multo
Saevam animam, sola linquentes proelia morte.

Beide Könige bringen inzwischen die gefangenen und erlegten Feinde in Sicherheit (385—387):

caventes
Ne capti semel aut obita jam morte jacentes
In vitam revocati iterum certamina inirent.

Der mit Merkur befreundete Mars kommt dem Freunde durch eine Unredlichkeit zu Hülfe, indem er einen Laufer und einen Bauer von den gefallenen Schwarzen nimmt und wieder in den Kampf bringt (388—396):

At lateri innixus Phoebeo Threïcius Mars
Junctus amicitia puero Arcadi, si quid amico
Fata sinant prodesse, animum per cuncta volutat,
Observatque omnes casus, tum corpora bina
Capta, pharetratum juvenem peditemque nigrantes
Caetibus e functis jam vita atque aethere cassis
Surripit et castris rursum clam immittit apertis.
Ergo iterum gemini captivi proelia inibant,
Miscebantque manus animosi atque arma ferebant.

Vulkan allein wird das gewahr und macht Apollo aufmerksam. Jupiter verweist dem Mars ernsthaft den gespielten Betrug und stellt den richtigen Gang des Spiels wieder her. Der erneuerte Kampf wird für die Königinnen verderblich; beide fallen. Die Kampfreihen sind gelichtet: Apollo hat nur noch drei Bauern, einen Laufer und einen Thurm; Merkur ebenso viele mit Ausnahme des Thurmes, wofür ihm aber noch der rechte Springer übrig ist. Zwar sinkt ihm alle Hoffnung, doch verläßt er die Schlacht nicht. Die Lage beider Heere ist kläglich (447. 448):

Heu facies miseranda ducum, raro agmine aperta
Castra patent late, viduatae et civibus aulae.

Beide Könige denken darauf, ein neues Eheband zu knüpfen (449—462):

Moerebant vacuis thalamis regnator uterque
Jam dudum exosi sine conjuge taedia lecti.
Primus amor maneat quamvis immotus utrique,
Sors tamen ad nova conjugia atque novos hymenaeos
Flectit iniqua; igitur primum rex agminis albi
Reginae comites olim fidasque ministras
Regali invitat thalamo, quae funera moestae
Post fera bellatricis herae tela irrita bello
Jactabant acies inter, cuneosque nigrantes
Oppetere amissae dominae pro caede paratae.
Sed prius explorare ausus sedet, atque viriles
Cunctarum spectare animos, ut digna cubili
Intret in hostiles sedes, atque ultima castra
Hortaturque jubetque supremam apprendere metam.

Dem weißen Könige gelingt es zuerst. Die neue Königin empfängt die Abzeichen ihrer Standeserhöhung (482—485):

Tum rector jubet afferri sellamque tiaramque,
Extinctae ornatus, nec non fulgentia sceptra,
Dignaturque toro meritam optatisque hymenaeis.
Gaudet cana cohors insultatque eminus atrae.

Dem Ziele bis auf einen einzigen Schritt genaht steht ein schwarzer Stein, wird aber vom feindlichen Thurme am weiteren Vorgehen gehindert. Die neue weiße Königin, ihrer Macht sich bewußt und stolz auf die erlangte

Ehre, stürzt wie ein Blitz durch das Lager der Schwarzen hin und setzt Alles in Schrecken. Diese zerstieben angstvoll und drängen sich alle dicht um ihren König (504—509):

Haud secus alta boves sparsae per pascua quondam
Ut sensere lupum venientem protinus omnes
Conveniunt trepidae, et fortem facto agmine taurum
Ductorem armenti implorant ipsique propinquant
Certatim inter se tradentes cornua rauco
Murmure, mugitu longe nemora alta resultant.

Die Lage des schwarzen Königs ist äußerst mißlich. Merkur aber benutzt Apollo's Unvorsichtigkeit, der den dem Lager zunächst stehenden Bauer wegschlagen will, und zieht seinen König aus der Gefahr, indem er seinen Springer der Königin entgegenstellt und den Thurm schlägt, der den Bauer am Vorrücken in das Königslager hindert. Nun ist auch eine schwarze Königin gewonnen. Der Kampf beginnt mit gleichen Kräften von Neuem. Merkur frohlockt bereits des Sieges gewiß. Apollo verweist ihm seinen Uebermuth (547—553):

Quem sic deprensa juvenis Latonius arte
Increpitat: nondum extremam dubio ultima bello
Imposuit fortuna manum, et jam voce superbis.
Proinde mihi insulta et tumidis reple omnia verbis
Creta tuum annuerit tibi cum victoria Martem.
Sed jam nulla mora est: tua nuncnunc irrita faxo
Dicta manu: haec fatus, reginam hortatur in hostes.

Es erhebt sich ein erbitterter Streit. Die weiße Königin geht auf den schwarzen König los, dem seine Königin zu Hülfe eilt. Merkur läßt den schwarzen Springer durch das Schlachtfeld jagen, welcher dem Könige und der Königin Schach bietet. Apollo wird betrübt und sieht seine letzte Hoffnung schwinden (582—585):

Ut vidit, tristi turbatus pectus Apollo
Ingemuit, largusque genis non defuit humor.
Et jamjam labi atque retro sublapsa referri
Spes omnis, fluxae vires, aversa Deûm mens.

Merkur erlegt die feindliche Königin (589. 590):

Protinus inclusam feriens sub tartara mittit
Reginam, et spoliis potitur non segnis opimis.

Apollo ergiebt sich zwar noch nicht, sondern setzt mit zwei Bauern, dem Reste seiner Truppen, den Kampf fort, verliert aber diese schwachen Stützen bald durch die schwarze Königin, so daß der weiße König allein übrig bleibt (605—608):

medio rex aequore inermis
Constitit amissis sociis, velut aethere in alto
Expulit ardentes flammas ubi lutea bigis
Luciferis aurora, tuus pulcherrimus ignis
Lucet adhuc, Venus, et coelo mox ultimus exit.

Der weiße König sucht es dahin zu bringen, daß er batt gesetzt werde (609—617):

Nulla salus illi superat, spes nulla salutis,
Non tamen excedit victus, sed claudere sese

Hostiles inter cuneos impune per enses
Actus avet, donec nusquam spatia ulla supersint
Effugiis, nam si nemo illi fata minetur,
Et superet sedes, quam impune capessere possit,
Nil tantorum operum impensis foret omnibus actum,
Sed labor effusus frustra viresque fuissent,
Nec titulos quisquam, aut victoris nomen haberet.

Doch der schwarze König rückt ihm nach, während die Königin die Linie besetzt und den feindlichen König zuletzt matt macht (633—635):

Tandem illum surgens virgo crudelis in ensem
Immolat, et finem imposuit sors aspera pugnae
Ingenti superûm plausu et clamore secundo.

Merkur freut sich seines Sieges; Jupiter aber ruft ihn zu sich (638—643):

Quem pater omnipotens ad se vocat et dat habere
Felicem virgam, qua puras evocet umbras
Pallenti Styge, ubi infectum scelus eluit ignis,
Quaeque Erebo damnet sontes, et carcere caeco,
Detque adimatque oculis somnos, et funere in ipso
Lumina lethaeo claudat perfusa sopore.

Das Epos schließt damit, daß das Schachspiel den Menschen mitgetheilt wird, und zwar zuerst den Anbauern Italiens, die es durch eine Nymphe empfingen, der es vom Gotte als Preis der ihr geraubten Keuschheit verliehen ward (651—656):

Tum bicolorem illi buxum dedit, atque pudoris
Amissi pretium vario ordine picturatam,
Argentique aurique gravem tabulam addidit, usumque
Edocuit, Nymphaeque etiam nunc servat honorem,
Et nomen ludus, celebrat quem maxima Roma,
Extremaeque hominum diversa ad littora gentes.

Ist dieses Epos auch kein klassisches Erzeugniß, so zeichnet es sich doch durch eine leichte und ansprechende Darstellung aus. Die Hexameter zeigen Gewandtheit und lassen oft durchscheinen, daß sie dem Vergil nachgebildet sind. Der Verfasser Marcus Hieronymus Vida wurde 1470 in Cremona geboren. Seine Aeltern Wilhelm Vida und Leona Oscasala gehörten zwar adeligen Familien an, lebten aber in beschränkten Verhältnissen. Sie ließen ihren Sohn erst zu Hause von Nikolaus Lucarus unterrichten, schickten ihn aber sodann nach Mantua, Padua und Bologna, wo Romulus Amusäus und Bernardinus Donatus seine Lehrer waren. Als der Papst Leo X. Vida's Gedicht de Schachia oder Scacchia gelesen hatte, rieth er ihm, Christi Leben und Tod als Vorwurf eines Epos zu nehmen. Vida gehorchte. Clemens VII. aber hatte an der Christeis so großes Gefallen, daß er den Dichter im Jahre 1532 zum Bischof von Alba ernannte. Als solcher wohnte er auch dem Tridentinischen Concile bei. Sein Tod erfolgte am 27. September 1566. An prosaischen Schriften haben wir von Vida 1) Dialogos de dignitate reipublicae; 2) Constitutiones synodales; 3) Orationes tres Cremonensium adversus Papienses und 4) de magistratu. Seine Gedichte aber sind: 1) Hymni de rebus divinis; 2) Christiados libri sex; 3) de arte poetica libri tres; 4) de bombyce libri duo; 5) Schachia liber unus; 6) Bucolica, eclogae tres und 7) Carmina diversi generis.

Seine Werke sind oft herausgegeben worden. Von der Christeis giebt es eine deutsche Uebersetzung von J. D. Müller.

Die von mir benutzte Ausgabe der Scacchia hat Lucas Wielius besorgt, der sich auf dem Titel Ligio-Silesius nennt. Der beigefügte lateinische Kommentar ist unbedeutend und fast werthlos, mit rhetorischen Amplifikationen überladen. Unter den vier Freunden, die in lateinischen Gedichten, welche am Ende angehängt sind, den Herausgeber begrüßen, befindet sich Sigismundus Rüdelius Gorlicensis-Lusatus. Dieser war ein Mediciner und in den Disputationes medic. select. (Basil. 1620 sqq.) 1—4. Dec. stehen einige Disputationen desselben; sonst wissen wir weiter nichts von Wiel und von Rüdel.

XIV.

Das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters.

Ein Vortrag von Heinrich Julius Kämmel, Director und Professor in Zittau.

Wie es überhaupt zu den schwierigsten Aufgaben für historische Forschung gehört, die Wechselwirkung großer Persönlichkeiten und der eigenthümlichen Verhältnisse, aus denen sie emporsteigen, um sie zu beherrschen, genauer aufzufassen, so muß es als eine ganz besonders schwere Sache erscheinen, die Frage zu beantworten, was in den Kulturzuständen der obersächsischen Länder gelegen habe, daß gerade in ihnen die Kraft des Reformators das rechte Fundament für ihre Thätigkeit gewinnen und eine den ganzen Erdtheil ergreifende Bewegung ihren Anfang nehmen konnte. Wir finden nicht, daß hier die kirchlichen Uebelstände greller als anderwärts hervorgetreten und die Bedürfnisse nach Abhülfe tiefer und lebendiger empfunden worden sind; wir sehen auch nicht, daß an der Elbe ebenso, wie etwa am Rheine, eine stärkere religiöse Erregung, unterhalten durch mystische Genossenschaften, die Gemüther in größere Spannung gesetzt; an den Bestrebungen für nationale Literatur, wodurch in andern Gegenden so viele reformatorische Ideen dem Volksleben zugeführt worden sind, haben die obersächsischen Länder fast gar keinen Antheil genommen [1]. Ueberdies war hier der Gegensatz zum Hussitenthume besonders stark gewesen und durch die Leiden, welche die czechischen Raubfahrten über die Gebiete im Norden des Erzgebirges gebracht hatten, in allem Volke ein tiefer Widerwille gegen gewaltsame Neuerungen erzeugt worden; die Universität Leipzig aber schien nach den Ereignissen, welche ihr den Ursprung gegeben hatten, ihre Aufgabe, ihren Ruhm in der treuen und energischen Bewahrung des Alten suchen zu müssen. Unter den zahlreichen Städten waren nur einzelne zu größerer Bedeutung gekommen und keine hatte gegenüber der landesherrlichen Gewalt oder der bischöflichen Auktorität zu freierer Entwickelung es bringen können, da in diesen unter harten Kämpfen für das Deutschthum eroberten Gebieten weltliche und geistliche Ansprüche, ob auch zuweilen in lebhaftem Widerstreit, frühzeitig zu sehr entschiedener Geltung gelangt waren und städtisches Leben zum Theil erst unter der Pflege der weltlichen und geistlichen Herren sich herangebildet hatte. Es könnte also scheinen, daß in diesen Landschaften der rechte Boden für eine große reformatorische Bewegung nicht vorhanden gewesen.

Obwohl indeß bei allen Fragen dieser Art nur selten eine ganz befriedigende Antwort zu gewinnen ist, weil die aufeinander wirkenden Kräfte zu mannigfach und die Verhältnisse, unter denen sie wirken, zu verwickelt sind, so drängt sich doch immer wieder das Bedürfniß auf, eine Erklärung zu versuchen, und auch dann, wenn wir das Walten einer Persönlichkeit vor uns haben, die aus unergründlichen Tiefen zu schöpfen und Kraft wie Muth zum Außerordentlichen in Impulsen, die nicht von dieser Welt sind, zu haben scheint, können wir es nicht unterlassen, bei großen Entwickelungen und folgenreichen Entscheidungen für die persönliche Kraft, die sie bestimmt, auch nach entsprechenden Dispositionen bei denen zu suchen, welche durch jene Kraft **zunächst** bewegt werden. Da wird nun in Bezug auf die sächsischen Länder bei der Frage, was sie dem Reformator entgegengebracht und warum in ihnen so großartige Bewegungen den Anfang genommen haben, doch manches gewichtige Moment zu beachten sein. Es ist ja unverkennbar, daß die politische Bedeutung dieser Länder seit Friedrich dem Streitbaren das ganze Leben des Volkes steigern und die Blicke an weitere Horizonte gewöhnen mußte. Fürsten, wie Albrecht der Beherzte und Friedrich der Weise, gewannen durch das, was sie thaten, jener im Felde, dieser im Rathe, Bedeutung für ganz Deutschland und lenkten damit auch die Aufmerksamkeit der Ihrigen auf die großen und allgemeinen Interessen. Dieser Bedeutung entsprach dann der steigende Wohlstand des Landes, zumal durch den ergiebigen Bergbau, der auch in ödere Bezirke reges Leben brachte und zu freierer Bewegung die Mittel gab[2]). Der Gegensatz zu den Hussiten, obgleich er zunächst zu festerer Bewahrung des Alten führte, mußte doch fortwährend Theilnahme rege erhalten für Erörterung kirchlicher Fragen, und wenn jener Gegensatz zum Theil eine gesteigerte Kirchlichkeit hervorrief, so mochte doch gerade dies auch wieder dazu dienen, daß tiefere Naturen allmählich am Alten irre wurden und nun um so empfänglicher für das Neue.

In der That wundersam sind diese kirchlichen Verhältnisse. Auf der einen Seite ein Katholizismus, der immer noch das ganze Leben des Volkes zu beherrschen scheint und auf der andern Seite wieder mannigfache Spuren eines Mißbehagens an diesem Katholizismus. Man sah auf den Stühlen der Bischöfe zuweilen noch tüchtige Männer[3]); aber die Domstifter waren doch in tiefem Verfall. Man gründete noch einzelne Klöster und konnte sich doch über die arge Entartung der Bettelorden und die Schädlichkeit der „Feldklöster" nicht länger täuschen[4]). Man sah in Freiberg einen stattlichen Dom vorzugsweise aus den Erträgen der von Innocenz VIII. zugelassenen Butterbriefe erbauen, und in Annaberg, der jungen Bergstadt, die Annenkirche mit den Bildnissen der zwölf Apostel aus gediegenem Silber, wie mit kostbaren Monstranzen, Kelchen und anderem Geräth ausstatten[5]); aber man ärgerte sich doch auch wieder über den Ablaß, der von Rom aus mit solcher Betriebsamkeit feilgeboten wurde. Man war sehr eifrig im Kultus der heiligen Anna und erhielt in Benno von Meißen zuletzt noch einen neuen Schutzpatron; aber man sang gelegentlich doch Spottlieder auf die Kleriker, die diesen und andern Heiligen dienten[6]). Man gefiel sich noch in seltsamen Festen und Mummereien[7]), man schloß sich zu Kalandbrüderschaften und andern frommen Vereinen für mancherlei Uebungen und Leistungen zusammen[8]), man unternahm Wallfahrten zu nahen und fernen Heilthümern[9]), und man hatte doch auch wieder das Gefühl, daß mit allen diesen Dingen

großer Unfug sich verbinde. Zu einem Bruche mit dem Alten, mit Allem, was den Vätern lieb gewesen, war Bedürfniß und Neigung im Volke noch nicht vorhanden; aber es verlor allmählich das Vertrauen zu den alten Instituten und kam zu dem Gefühle, daß Besserung nöthig sei. Man befand sich in wirren und beunruhigenden Zuständen; zwischen ererbter Pietät für das Alte und unklarem Verlangen nach Neuem, zwischen Vertrauen und Mißtrauen schwankten auch die kräftigeren Naturen hin und her. Eine Fülle aufstrebender Kräfte blieb unbenutzt und begehrte doch sich zu äußern; aber es fehlte die Leitung noch und ein entschieden in's Auge gefaßtes Ziel. Was mußte geschehen, wenn ein thatkräftiger Mann in einem solchen Geschlecht mit klaren durchschlagenden Worten die Führung übernahm, die Geister an sich riß und in der Richtung auf ein klares, erkennbares Ziel voranschritt!

Wie nun gerade in den sächsischen Ländern neben und zwischen dem Alten Neues sich emporzuarbeiten suchte, wie die Kirche durch Fahrlässigkeit gegenüber ihren höchsten Aufgaben sündigte und die von ihr versäumten Bedürfnisse sich Bahn machten, das kann vielleicht durch nichts so gut veranschaulicht werden, als durch eine Schilderung des Schulwesens der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters, welche am sichersten auch dies zeigen dürfte, wie weit die Bildungsverhältnisse dieser Länder dem Werke der Reformation förderlich entgegenkamen und dieses gerade hier ein sicheres Fundament gewinnen ließen. Die machtvolle Persönlichkeit Luther's wird dabei fort und fort als der entscheidende Faktor angesehen. Unsere Betrachtung wird aber sehr einfach so anzulegen sein, daß wir zuerst uns vergegenwärtigen, wie das kirchliche Schulwesen auch in den sächsischen Ländern darnieder lag, dann aber, wie der Humanismus auch hier die Geister ergriff. Vielleicht folgen mir auch diejenigen meiner Zuhörer, denen ich etwas wesentlich Neues nicht geben kann, auf dieses Gebiet nicht ungern.

Wenn man vom tiefen Verfalle des kirchlichen Schulwesens während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters redet, darf man, um gerecht und wahr zu sein, zweierlei nicht vernachlässigen. Zuerst nämlich ist nicht außer Acht zu lassen, daß neben fast unbegreiflichen Versäumnissen doch auch wieder mannigfache Ansätze zu Verbesserungen der aufmerksamen Forschung entgegentreten; dann aber, daß der im Allgemeinen tiefe Stand der Schulbildung jener Zeiten nicht nach einem willkürlich angelegten Maßstabe, sondern nach dem, was jene Zeiten verlangten und geben konnten, zu beurtheilen ist. Es mag wahr sein, was der Verfasser eines Ulmer Chronikon, Felix Faber, bemerkt hat, daß in seiner Jugend (in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts) unter tausend Geistlichen nicht einer gewesen, der eine Universität auch nur gesehen, und daß ein Magister oder Baccalaureus der Universität als ein Wunder angestaunt worden[10]); aber wir wissen doch auch wieder, daß der höhere Klerus in Deutschland gelehrte Studien noch immer zu seinen Obliegenheiten zählte und daß z. B. in Breslau während des funfzehnten Jahrhunderts es eine ganze Reihe von Kanonikern gab, die auf italienischem Boden in Rom, Bologna, Perugia und Padua ihre Studien gemacht hatten[11]). Mit der Ausartung der Domstifter verfielen weit umher auch die Domschulen; aber es fehlte nicht ganz an solchen, die noch ein regeres Leben bewahrten. Die Klöster der reicheren Orden waren großentheils „Spittel des Adels“ geworden, und schon um das Jahr 1350 hatte ein Benediktiner der reichen

Abtei Corvey klagen können: aus unsern Schülern ist alles Heil, aller Ruhm, aller Kredit und Wohlstand entwichen, und um nichts kümmert man sich jetzt in unsern Klöstern so wenig, als um die Schulen[12]); aber auch die Benediktiner führten hie und da in anspruchsloser Stille ihre Schulen fort, die Prämonstratenser und Cisterzienser blieben zum Theil gelehrten Bestrebungen noch zugewandt. In den Städten entwickelten namentlich die Franziskaner zu Zeiten eine lebhaftere Thätigkeit für Schulunterricht[13]). Und wir haben hier ja auch in Rechnung zu bringen, daß das letzte Jahrhundert vor der Reformation eine Universität nach der andern in deutschen Landen hat begründen sehen, Anstalten, die zuweilen eine ganz außerordentliche Regsamkeit der Geister hervorriefen. Wir haben dann ein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß in demselben Jahrhunderte die wackern Hieronymianer weit und breit im nördlichen Deutschland, und unter mannigfacher Begünstigung von Seiten der kirchlichen Obern, eine tiefgehende Reform des Unterrichtswesens einleiteten und den Uebergang zu einem wahren Volksschulwesen suchten. Es ist ferner eine bekannte Thatsache, daß die Humanisten mit ihrer eifrigen Empfehlung der klassischen Studien auch bei vielen Vertretern der Kirche Theilnahme fanden und der Kampf zwischen Humanismus und Scholastik nicht blos durch Schuld der Scholastiker ein so leidenschaftlicher wurde. Und nach Allem muß doch auch dies beachtet werden, daß die Kirche aus Zuständen, welche im langsamen Gange der Jahrhunderte sich gebildet hatten, selbst bei klarster Einsicht in das Nothwendige, nicht ohne außerordentliche Anstrengungen sich hätte herauswinden können, daß manche Mängel, welche man ihr zum Vorwurfe macht, besser der ganzen Zeit auf die Rechnung geschrieben werden, die an allen Uebeln und Gebrechen einer Uebergangszeit litt, daß endlich viel Gutes nur darum unterblieb, weil es von oben her an kräftigeren Impulsen und durchgreifender Kontrole fehlte.

Aber freilich bleibt auch so Grund zu schweren Anklagen genug. Die Kirche gebot über so reiche äußere Mittel und ließ sie doch zu einem sehr großen Theile für blos persönliche und oft sehr unkirchliche Zwecke benutzen; sie hatte in ihrem Dienste noch immer so viele Männer voll Frömmigkeit, Einsicht und Wohlwollen und wußte doch in das, was diese anregten und versuchten, keinen Zusammenhang, keine Klarheit und Entschiedenheit zu bringen; sie hatte den größten Einfluß auf das Leben und Streben der Universitäten und hielt an einer Scholastik fest, welche zwischen ihren Meistern und Pflegern einerseits und der Masse des Volkes andererseits eine unübersteigliche Scheidewand aufführte und während sie in wunderlichen Subtilitäten sich erging, keine Theilnahme hatte für die großen Interessen des Lebens, für die schreienden Bedürfnisse des Volks; sie sah in weiten Kreisen die Stadtgemeinden voll Verlangen nach besserem Unterrichte, als in den meisten Fällen Stifts- und Klosterschulen gaben, und suchte doch die Begründung besonderer Stadtschulen zu verhindern, die Entwickelung derselben niederzuhalten; sie rief durch große Versäumnisse und Verletzung heiliger Pflichten eine kühne Oppositionslust hervor und stemmte sich dann, statt sich zu wirksamer Abhülfe zu entschließen, allem Neuen mit zähem Trotze entgegen.

Und so war's nun doch auch in den sächsischen Ländern. Das Unterrichtswesen der Kirche am Ausgange des Mittelalters trägt auch hier im Ganzen den Charakter der Verkommenheit und Dürftigkeit. Es fehlt an gutem Willen nicht; aber selbst da, wo er sich regt, macht das, was er voll-

bringt, fast durchaus den Charakter des Unfertigen und Unfruchtbaren. Vergegenwärtigen wir uns diese Zustände in einzelnen Thatsachen.

Die Universität Leipzig hatte an den Landesfürsten wohlwollende Schirmherren und an den Bischöfen von Merseburg aufmerksame Konservatoren und Kanzler; aber die zwischen jenen und diesen herrschende Eifersucht hinderte doch manches Gute, und das ganze erste Jahrhundert dieser Universität ist arm an bedeutsameren Entwickelungen geblieben. Die Theologie war fort und fort auch hier eine in engerem Kreise sich drehende Scholastik, dem Leben abgewandt und allen Neuerungen feindlich[14]). Die Buchdruckerkunst, seit 1480 in Leipzig heimisch, schien rasch eine größere Bewegung in das geistige Leben bringen zu können, ließ aber bei den ersten Leistungen, die sie hier vollbrachte, noch in keiner Weise ahnen, zu welcher großartigen Entwickelung sie eben hier gelangen würde. Anders sah es da doch in Erfurt aus, dessen Universität für die westlichen Theile der sächsischen Länder als geistiger Mittelpunkt erscheinen konnte; ja man darf sagen, daß diese Universität zur Leipziger seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einen sehr bedeutsamen Gegensatz gebildet habe. Denn während diese, treu dem Geiste, welcher die Synode von Kostnitz beherrscht hatte, sehr bald mit den meisten andern Universitäten Deutschlands in den vollen Gehorsam gegen die hierarchischen Gewalten zurückgekehrt war, hielten die Erfurter, unter den Nachwirkungen der Synode von Basel, fortwährend eine antihierarchische Gesinnung fest; während man in Leipzig gegen alles Hussitische die tiefste Abneigung hegte, traten hier zu Zeiten wohl gar lebhafte Sympathien für das von Huß Gesprochene hervor; während in Leipzig die Scholastik in den strengsten Formen sich bewegte, kam sie in Erfurt nur zu beschränkter Geltung, und frühzeitig konnte es scheinen, daß hier der Geist vielmehr in Beschäftigung mit der Bibel als in scholastischen Turnierübungen Befriedigung suche. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erhob sich Erfurt zu außerordentlicher Blüthe; Schwaben und Livländer, Westphalen und Dänen trafen hier mit den Jünglingen von der Oberelbe und der Oder zusammen, und Luther hat sagen können, daß damals alle andern deutschen Universitäten nur wie „kleine Schützenschulen" gegen die thüringische sich ausgenommen. Daß aber Erfurt in jener Zeit einen mächtiger erregenden Einfluß ausgeübt habe, sieht man nicht, und die für Leipzig doch wohl bald fühlbare Konkurrenz forderte eher zu stillen Gegenwirkungen auf. Als mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zwischen beide eine dritte Universität für die sächsischen Länder trat, war auch dem hochsinnigen Stifter, Friedrich dem Weisen, noch völlig verborgen, welche Bedeutung dieses kleine Wittenberg nach wenigen Jahren schon für Sachsen, für Deutschland, für die Welt gewinnen würde. Daß während des fünfzehnten Jahrhunderts viele Sachsen, namentlich der höhern Stände, ausländische Universitäten besuchten, ist immerhin als ein Beweis dafür zu nehmen, daß die vaterländischen höheren Ansprüchen nicht genügten[15]).

Die sächsischen Domschulen jener Zeit, aus denen die Universitäten ihre tüchtigsten Zöglinge erhalten zu können schienen, waren zum Theil in tiefem Verfalle, obwohl es damals an einsichtsvollen und wohlgesinnten Bischöfen nicht fehlte. Wir wissen wenig über die Domschule in Naumburg[16]); aber nach dem Urtheile, welches Nikolaus Hausmann, der Reformator von Zwickau, über die dortigen Domherren gefällt hat, dürfen wir annehmen, daß die Anstalt verwahrlost war. Der gar nicht leidenschaftliche Mann sagt: „Die

Andern, als große Stift, wo reiche hochgeadelt Thume seynt, die verlassen sich auf Fürsten und Herrn, sind hochgeadelt, trösten sich uf iren Verwandten, Früntschaften, haben große Titel, studiren merers teils nichts, sint unwissend, halten nit gelart Leut, wie doch ir Canones de magistris selbst leren, denken nit, wie solch Stiftungen aufkommen sint, trösten sich großer Zins, der feisten vielfältigen Präbenden, lassen gehen was da gehet, sitzen still, sehen zu wo es naus will, lassen schreiben und predigen in Ewickeit, kleben am Babst von wegen irer Privilegien, wie ein Creatur am Schöpfer, thun allein was sie gelüstet, wuchern Land und Stadt aus, bringen unter sich die Dörfer der Aembte, schinden die armen Paurn, reiten auf die Jaget, halten schöne Hengst, essen und trinken in iren wol erbauten prächtigen Heusern scheinbarlich, der arme Zinsmann, Bürger und Paur verderbe oder sterbe. O ewiger Gott und Vater, laß Dichs im Himmel erbarmen!" [17]) — Es stand nicht besser in Merseburg, dessen Domherren auch durch strenge Maßregeln der Bischöfe nicht zu Erfüllung ihrer Pflichten gebracht werden konnten; und so mag denn auch die Domschule daselbst in völliger Zerrüttung sich befunden haben. Die Thatsache, daß in Merseburg früher als irgendwo sonst im nördlichen Deutschland eine Buchdruckerei errichtet worden ist, scheint durchaus nicht für ein regeres wissenschaftliches Leben in dieser Stadt gelten zu dürfen [18]). In besserem Gedeihen hatte die Domschule zu Meißen sich erhalten; der wackere Bischof Johann von Saalhausen erbaute ihr noch 1505 im Bischofshofe ein neues Haus, und eben damals leitete sie als Rektor M. Johann Pollichius aus Zeitz, der lebhafte Anerkennung bei dem großen Humanisten Hermann Buschius sich verdient hat [19]).

Den Domschulen zunächst standen die Schulen der Augustiner-Chorherren in Meißen und Leipzig. Jene (zu St. Afra) dürfte am Ende des Mittelalters zu den bessern ihrer Art gehört haben [20]); diese (die Thomasschule) gewann zu derselben Zeit ebenfalls höhere Bedeutung [21]).

Von den eigentlichen Klosterschulen ist im Grunde wenig zu sagen. Die Benediktiner in Pegau und in Bosau bei Zeitz, die Antonier-Herren in Lichtenburg, die Cisterzienser in Alt-Zelle und Grünhayn galten als Freunde wissenschaftlicher Studien [22]), und gewiß gab es am Ausgange des Mittelalters in Deutschland wenig Aebte, wie Martin von Lochau in Alt-Zelle, der mit den tüchtigsten Förderern der Wissenschaft in freundlichem Verkehr stand und selbst literarisch thätig war [23]). An Klosterbibliotheken fehlte es nicht, und die von Alt-Zelle war nach den Verhältnissen jener Zeit bedeutend [24]). Aber wir sind fast gar nicht davon unterrichtet, ob und in wie weit diese Klöster auch Schulen unterhalten haben. Soviel wissen wir jedoch, daß die Cisterzienser fortwährend für wissenschaftliche Bildung der Ordensglieder sorgten, und das Bernhardiner-Kollegium in Leipzig, von den zahlreichen Klöstern dieses Ordens in den sächsisch-thüringischen Ländern, wie in Hessen und Westphalen gemeinschaftlich begründet, wurde für die jungen Ordensbrüder ein Sammelplatz zu akademischen Studien, dem auch Herzog Georg die lebhafteste Theilnahme zuwandte [25]). Ungünstiges wird von den Benediktinern in Merseburg berichtet, deren Schule um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine so blühende gewesen war [26]). Die Franziskaner, die sich in den sächsischen Ländern sehr früh angesiedelt und zahlreiche Klöster gegründet hatten, haben am meisten wohl in dem reichen Zwickau, wo sie noch in den letzten Jahren vor der Reformation einen stattlichen Neubau ihres

Klosters ausführten, für Schulunterricht gethan, wie dort auch die ihnen sich anschließenden Regelschwestern für einigen Mädchenunterricht gesorgt haben mögen[27]). Im Ganzen war es wohl nur ein geringer Verlust, daß Klöster dieser Art auf Unterhaltung von Schulen wenig bedacht waren. Gelernt wurde ja doch nur wenig, die Zucht aber war finster und streng. Luther hat sie gezeichnet in folgenden Worten: „Also haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in das Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen noch hören, mit Niemand reden durften. Es ist aber der Jugend gefährlich, also allein zu sein, also gar von Leuten abgesondert zu sein. Darum soll man junge Leute lassen sehen und hören und allerlei erfahren; doch daß sie zu Zucht und Ehren angehalten werden. Es ist nichts ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange"[28]).

Gewiß war es auch in Sachsen den Stadtgemeinden nicht zu verargen, wenn sie für ihre Jugend aus ihren Mitteln besondere Schulen zu errichten suchten. Die Dresdener Kreuzschule wird zum ersten Male im Jahre 1452 erwähnt; nach längerem Zwischenraume begegnet uns als Rektor derselben Ludwig Götz von Werdau, der bei Albrecht dem Beherzten viel gegolten zu haben scheint, daher auch 1492 dessen Sohn Friedrich als Kapellan zu gelehrten Studien nach Siena begleitete und später dem Herzoge Georg als Geistlicher nahe trat[29]). Die Nikolaischule in Leipzig, für welche der Magistrat schon 1395 die päpstliche Genehmigung ausgewirkt hatte, brauchte gegenüber dem Widerstande der Chorherren bei St. Thomä 116 Jahre bis zu ihrer völligen Begründung[30]). Andere Städte freilich hatten es viel früher zu besonderen Schulen gebracht: so das silberreiche Freiberg bereits 1260[31]); Chemnitz am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; Lößnitz um dieselbe Zeit; Oschatz hatte wenigstens schon 1365 seine Schule[32]). Das wichtigere Altenburg gewann ziemlich früh mehrere Unterrichtsanstalten, von denen die Bartholomäusschule die bedeutendste war[33]); dagegen erhielt Torgau erst 1493 mit Erlaubniß Friedrichs des Weisen eine Knabenschule, die aber schon 1511 sehr besucht war[34]). — Die erste gesicherte Erwähnung der Zwickauer Stadtschule fällt zwar erst in das Jahr 1372; aber diese gedieh unter allen sächsischen Schulen dieser Art zur höchsten Blüthe und zählte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an 900 Schüler, die zum Theil aus weiter Ferne herbeigekommen waren[35]). Zu ihrem Besten bildete sich noch ganz am Schlusse dieser Zeit (1518) eine sogenannte Schulbrüderschaft. Ihre Hauptverrichtung bestand darin, daß sie für verstorbene Rektoren, Lehrer, Schüler und Wohlthäter der Anstalt Seelenmessen lesen und Gedächtnißreden halten ließ; ihr eigentlicher Zweck aber war, der Schule gutes Gedeihen zu sichern und ihre Einkünfte zu erhalten und zu mehren. Wie großen Anklang sie fand, geht daraus hervor, daß unter den Wohlthätern, für welche gebetet werden sollte, viele Edelleute der umliegenden Landschaft vorkommen[36]). Schulstipendien wurden gerade in dieser Zeit auch in Zwickau mehrere begründet. Eins derselben gewährte armen Schülern jeden Freitag Semmeln; denen, welche bei der Austheilung gegenwärtig sein und das Lied O florens rosa andächtig mitsingen würden, hatte die Bestätigungsurkunde des Bischofs von Naumburg 40 Tage Ablaß zugesichert. Von den für akademische Studien bestimmten Stiftungen wollte eins Diejenigen vor Andern berücksichtigt sehen, welche der Studien halber nach Welschland reisen würden[37]). — Die jungen Bergstädte Annaberg, Marienberg und Schneeberg errichteten schnell auch

Schulen, die nach kurzer Zeit Wohnstätten des Humanismus werden sollten. Die Schule zu Annaberg scheint übrigens schon vorher tüchtige Leiter gehabt zu haben und namentlich vom Rektor Andres Weidner (genannt Staffelstein), der sonst noch ganz in den Wegen der mittelalterlichen Frömmigkeit wandelte, gehoben worden zu sein. Schüler der Anstalt waren in dieser ersten Zeit Johann Pfeffinger, der späterhin erster Superintendent in Leipzig wurde, und Friedrich Myconius, in welchem Gotha seinen Reformator erhielt[38]). Viele kleinere Städte mögen ganz ohne Schulen gewesen sein; doch berechtigt freilich der Mangel an Nachrichten nicht überall, das Vorhandensein von Schulunterricht zu leugnen. Für die Kinder des Landvolks war wohl nirgends ernstlich gesorgt.

Uebrigens wird man nicht annehmen dürfen, daß die Städte, welche Schulen begründeten, zu Erhaltung und Förderung derselben größere Opfer gebracht haben. In manchen Städten mußte das Beste doch immer wieder die Kirche thun, und mit derselben hingen denn auch die Stadtschulen fortwährend innig zusammen. Die Stadträthe beriefen die Schulmeister oder Rektoren, und zwar immer nur auf kurze Zeit und mit dem Vorbehalte der Kündigung; aber das Nothwendige für sich selbst und die von ihnen anzustellenden Lehrer (Locati) hatten sie theils aus dem sehr mäßigen Schulgelde, theils aus dem, was die Kirche für Leistungen beim Gottesdienste gewährte, zu gewinnen[39]). Beim Gottesdienste nun waren Lehrer und Schüler dieser Anstalten vielfach als Sänger thätig, und die ersten Erwähnungen von Stadtschulen beziehen sich meist auf solche kirchliche Leistungen. Dafür wurden dann wohl auch wieder besondere Stiftungen gemacht, wie in Thum noch 1522 für ein Salve regina, welches der Rektor mit seinen Schülern täglich für das Heil eines Verstorbenen singen sollte[40]). So erscheinen also die Schulmeister als Kirchendiener, und da sie ja gewöhnlich jüngere Kleriker oder Mönche waren, trugen sie auch geistliches Gewand. Nicht selten geschah es dann, daß die Pfarrherren ihnen freien Tisch und gewisse Gelder zu gewähren hatten, was unter Umständen freilich auch wieder zu lebhaften Streitigkeiten führte[41]). Die Locati waren in den meisten Fällen auf Freitische bei wohlgesinnten Bürgersleuten angewiesen. Auffallen kann es nun gar nicht, daß die Schulmeister oder Rektoren sobald als möglich in die lohnendere Stellung von Meßpriestern zu kommen suchten[42]). — Die Anordnung des Unterrichts war wohl fast überall dem Rektor überlassen; im Grunde aber war nur sehr wenig anzuordnen, da man sich im Allgemeinen auf das Nothwendigste beschränkte und über den hergebrachten Mechanismus nicht hinauskam. Man sah vor Allem auf Einprägung der wichtigeren Glaubenssätze und Glaubensformulare und auf Uebung im Kirchengesange, woneben dann Lesen, Schreiben und Rechnen als elementare Unterrichtsgegenstände behandelt und das Lateinische als Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung nach den einzelnen Schulen zu verschiedener Höhe gebracht wurde. Betreibung des Griechischen war auch an den gehobensten Schulen der letzten Zeiten eine Ausnahme. In Dresden las man 1513, jedenfalls in der obersten Klasse, den Valerius Maximus und die Briefe Pauli[43]). Das wunderliche Doctrinale puerorum von Alexander de villa Dei, eine Grammatik in Versen, welche nach einer aus jener Zeit stammenden Klage auch selbst die Meister nimmermehr verstehen und auslernen konnten, scheint auch in den sächsischen Ländern mannichfach gebraucht worden zu sein und selbst bei dem Unterrichte der

Prinzen seine Stelle behauptet zu haben[44]). Die Zahl der Lehrer wie der Klassen war gering, und wenn in Zwickau vier Klassen, bursales, logici, grammatici, parvuli, unterschieden wurden, so war dies eine Abstufung, die man damals wohl nirgends in Sachsen nachbilden konnte[45]). Gerade die besseren Schulen hatten übrigens fort und fort sehr unerfreuliche Besucher an dem unsteten Geschlecht der Bacchanten, die durch ihr Betteln und Stehlen oft der ganzen Bevölkerung lästig und ärgerlich wurden. Den durch seine Selbstbiographie sehr bekannten Schweizer Platter finden wir als Bacchanten auch in Sachsen, zuerst in Naumburg, dann in Dresden, wo es ihm gar schlecht behagte[46]). Aber auf das Betteln und das damit zusammenhängende Singen vor den Thüren waren ja auch sonst die ärmeren Schüler angewiesen. Wie der kleine Martin Luther in Eisenach durch Singen seinen Unterhalt suchte, ist allbekannt. Gelernt wurde im Ganzen überall wenig. Denn abgesehen davon, daß man wenig zu bieten hatte, mußten auch der häufige Wechsel der Lehrer, die Unvollkommenheit und Seltenheit der Lehrmittel, die zahlreichen Unterbrechungen durch kirchliche Leistungen und äußere Noth sehr nachtheilig wirken. Nichts desto weniger wachten die kirchlichen Oberen sorgsam darüber, daß der Unterricht nicht über ein bestimmtes Maaß sich hinauswage, und geradezu gefährlich erschien es, in solchen Schulen die libros sacrae paginae (die Bibel) atque juristarum lesen und erklären zu lassen, quoniam plerumque — wie die Statuta Synodalia episcopatus Misnensis vom Jahre 1504 bemerken — ex talium lectionibus et declarationibus pericula non pauca insurgunt animarum sectaeque quam plurimae inde oriuntur.

Nach Allem wird nun die Behauptung als begründet erscheinen, daß wir es hier meistentheils mit dürftigen, kümmerlichen Zuständen, höchstens mit Ansätzen zu wahrer Neubildung zu thun haben. Bildungsbedürfnisse waren weit und breit vorhanden[47]); aber die Kirche verstand es nicht, denselben entgegen zu kommen, und gerieth so unmerklich in die Gefahr, die Leitung des geistigen Lebens zu verlieren. Und doch schickte bereits überall auch in den sächsischen Ländern der Humanismus sich an, diese Leitung zu übernehmen, — auch wenn es in heißem Kampfe mit den kirchlichen Gewalten, den noch immer furchtbaren, geschehen müßte.

Betrachten wir nun, wie der Humanismus zu dieser Leitung den Weg suchte. Es ist ja bekannt, wie derselbe damals überall die Geister erregte und in neue Bahnen fortriß. Es war ein wunderbares Drängen und Treiben bei den Humanisten dieser Zeit: eine hochfliegende Begeisterung für die großen Alten verbunden mit kecker Ostentation und unruhiger Oppositionslust gegenüber dem Bestehenden, die freudigste Siegeszuversicht gleich bei den ersten Erfolgen und nun eine rastlose, immer weiter greifende, immer muthiger vordringende Agitation, ein fast rührender Kultus der schönen Form im engsten Zusammenhange mit dem frischen Genusse des Lebens, eine ganz eigenthümliche Unstetigkeit der hervorragendsten Neuerer und doch wieder ein treues, herzliches Zusammenhalten der Geistesverwandten, das edelste Bemühen für des deutschen Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre bei fast ausschließlicher Pflege und Nachbildung der antiken Muster, ein unermüdliches Anpreisen schwankender Ideale, hinter denen neue prangende Welten zu liegen schienen, neben einer klar-verständigen Auffassung des unmittelbar Nothwendigen! Soviel Jugendlichkeit im Gegensatze zur Greisenhaftigkeit kirchlicher Ordnungen und Institute, wie mußte sie geeignet sein die Geister zu gewinnen und zu einem

Bruche mit dem Alten, das so schwerfällig, so verkommen, so düster und öde sich ausnahm, zu ermuthigen! Und der Humanismus war überall thätig und in den verschiedensten Formen. Er eroberte sich feste Positionen an den Universitäten, er drang in die Stifts- und Klosterschulen ein, er bemächtigte sich der Stadtschulen; die steife, starre Scholastik gab er als barbarisch in Schriften dem Gelächter Preis, die Dummheit, Trägheit und Gemeinheit der Bettelmönche geißelte er mit unbarmherzigen Epigrammen; gegen die verkehrten Schulbücher der alten Zeit erhob er einen schonungslosen Krieg; aber er empfahl seine Sache auch wieder in glänzenden Vorlesungen, durch Ausgaben der Klassiker, durch glückliche Nachahmung der großen Poeten und Redner; er suchte Beschützer und Förderer an den Fürsten und edlen Herren zu gewinnen, er wandte sich an die Patricier der reichen Städte, er drängte sich selbst an die Häupter der Kirche; die Jugend zu entzünden, zu fesseln war ein Leichtes. Und diese Bewegung war eine europäische. Großartig und glanzvoll in Italien hatte sie rasch über das Meer nach Spanien, über die Alpen nach Frankreich und Deutschland sich fortgesetzt, hatte sie auch die Niederlande und England, Böhmen, Ungarn und Polen erreicht. Wie die Päpste in Rom, die Könige in Neapel, die Dogen von Venedig, so waren auch die katholische Isabella in Castilien und Matthias Corvinus in seinem Palaste zu Ofen dem Humanismus zugewandt. Ihm zu huldigen wurde Ehrensache, für ihn zu arbeiten schien den sichersten Anspruch auf Ruhm zu geben. Auch waren ja die Vorzüge, die er geltend zu machen nicht müde wurde, ganz unverkennbare. Am allermeisten für die Schulen. Mit den Humanisten zog ein frischer, heiterer Geist in die Schulen ein; sie schafften lesbare Texte der besten Alten herbei, sorgten für verständige Grammatiken und arbeiteten Wörterbücher aus; sie brachten neben den Lateinern die Griechen zu Ehren und erschlossen damit für die Strebenden ein wunderbar anziehendes Gebiet; sie führten von der Regel rasch zur Uebung und zeigten die Anwendung des Gelernten auf das Leben; sie hatten vor Allem überall wieder das wirksamste Mittel zur Erregung und Bildung jugendlicher Geister: einen unauslöschlichen Enthusiasmus für die Sache, die sie trieben.

Was hatten nun gegen solche Thätigkeit die Vertreter des Alten aufzubieten? Der Humanismus, wie er auf deutschen Boden verpflanzt wurde, stand an sich nicht in einem feindlichen Verhältniß zur Kirche. Große Förderer desselben bezeigten ihr innige Ergebenheit und verherrlichten in ihren Dichtungen neben den Göttern und Helden der alten Welt, die ihnen doch nur Bild und Gleichniß waren, die Gottesmutter und die Heiligen des Himmels. Was sie angriffen, war das Geschmacklose in den Formen, das Scheinheilige und Unheilige in den Vertretern der Kirche. Erst als Unverstand und Trotz auch das Haltlose und Schlechte zu schützen und mit Plumpheit gegen eine Fülle von Geist den Kampf zu führen unternahm, wurden sie schroffer und heftiger, hörten sie auf zu schonen und auszugleichen. Es gab eine Zeit, wo die Kirche, wenn sie ein Bewußtsein ihrer Aufgaben und der sie bedrohenden Gefahren gehabt hätte, den Humanismus für sich in Dienst nehmen konnte; aber diese Zeit ging rasch vorüber.

In Sachsen nun hat der Humanismus rasch und energisch seine Wirksamkeit begonnen[48]). Unter den Landesherren hatte schon Kurfürst Ernst anerkannt, Lateinisch verstehen und lernen sei ja wohl der Harnische einer, der nicht sehr drücke und der viel gutes Berichts, Erinnerung und Erfahrung

gebe, der auch sonderlich große Herren und Fürsten ziere[49]). Albrecht der Beherzte, sein Bruder, hatte seinen Söhnen eine wissenschaftliche Bildung geben lassen, und der älteste derselben, Herzog Georg, war längere Zeit dem Humanismus freundlich zugewandt und hatte in jüngeren Jahren wegen seiner Vorliebe für das Latein wohl gelegentlich auch einen Scherz der Mutter Sidonie auszuhalten[50]). Wir wissen, daß er, wie sein Vetter Friedrich der Weise, mit dem gefeierten Erasmus in enger Verbindung stand. Gerade in dem verhängnißvollen Jahre 1517 hatte derselbe Gelegenheit, an die beiden eng befreundeten Fürsten über wichtige Bildungsfragen zu schreiben. Er spricht sich in einem Briefe über das Studium der Geschichte aus, für welches der Kurfürst besonders eingenommen war, und empfiehlt dieselbe als Führerin der Fürsten, indem er zugleich die scholastischen Disciplinen dazu in Gegensatz stellt, deren pedantisch-genaue Kunst von den Regenten nicht zu verlangen sei, da die, welche in diesen Disciplinen alt geworden, des gesunden Sinnes entbehrten, geschweige denn, daß sie geschickt sein sollten, die Zügel der Staaten zu führen. Drei Jahre später hat dann Erasmus wieder den schönen Wetteifer zu loben, den die fürstlichen Vettern in Förderung der Hochschulen gezeigt, und er drückt dabei lebhafte Hoffnungen aus, die er an die Wirksamkeit des Petrus Mosellanus und anderer Freunde des Humanismus in Sachsen knüpft. Ihre Gunst erwiesen die Fürsten dem an die Gaben der Großen sehr gewöhnten Erasmus durch Geschenke, wie denn Herzog Georg damals eine Silberstufe als Ausbeute des sächsischen Bergbaues dem großen Humanisten hat überreichen lassen[51]).

Unter denen, welche dem Humanismus in Sachsen Bahn gebrochen haben, ist der Zeit nach als der erste Paul Niavis (Schneevogel) zu bezeichnen, der vielleicht viel eingreifender gewirkt haben würde, wenn er stetiger von einem Punkte aus hätte wirken können[52]). An der Universität Leipzig suchten zuerst drei ruhelos umherziehende Bahnbrecher des Humanismus, Conrad Celtes, Hermann von dem Busche und Johann Rhagius Aesticampianus (aus Sommerfeld in der Niederlausitz) den klassischen Studien Freunde zu erwerben. Sie stießen aber bei den Verehrern des Alten, die sie keck herausforderten und übel plagten, auf harten Widerstand und wichen dann schnell wieder, um anderwärts lehrend aufzutreten. Aber ihr Wirken in Leipzig sollte nicht spurlos vergehen. Zwei Schüler des Buschius, Veit Werler und Georg Helt, vertraten nach dem Weggange des Meisters die von ihnen ergriffene Sache mit Geschick; Gregorius Cölius Aubanus und Johann Sturnus schlossen sich an; aus England kam der im Griechischen tüchtige Richard Crocus; wichtiger als alle wurden Caspar Börner, Rektor an der Augustinerschule bei St. Thomä, und Petrus Mosellanus, der auch bei Herzog Georg großes Vertrauen besaß[54]). Neben ihnen erscheinen noch als entschiedene Freunde derselben Sache der berühmte Mediciner Heinrich Stromer, meist nach seinem Geburtsorte Dr. Auerbach geheißen, derselbe, nach welchem eine allbekannte Oertlichkeit der Stadt noch jetzt genannt wird, und der Rechtsgelehrte Andreas Frank von Camenz, der mit dem großen Nürnberger Bilibald Pirkheimer in Verbindung stand und für Erasmus gegen dessen Verkleinerer in die Schranken trat[54]). Als indeß Herzog Georg durch den raschen und zum Theil gewaltsamen Gang der Reformation zu immer heftigerem Widerstreben gegen alle Neuerungen gebracht wurde, verlor auch der Humanismus in Leipzig für längere Zeit fast allen Boden, und nach dem frühzeitigen Tode des Mosella-

nus (1524) hielt fünfzehn Jahre allein Caspar Börner die gefährdete Sache aufrecht.

Günstiger entwickelten sich die Dinge anderwärts, vor Allem in dem regsamen Zwickau, das unter der Herrschaft der Ernestiner freier sich entwickeln durfte. Hier entstand durch den berühmten Georg Agricola im J. 1518 neben der schon blühenden Stadtschule eine Anstalt, wie sie damals in ganz Deutschland nirgends auch nur versucht wurde, eine griechische Schule, die eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit erregte und selbst Doctoren und Magistri unter ihren Schülern zählte[55]). Im J. 1521 führte die Anstalt den Plutus des Aristophanes in griechischer und lateinischer Sprache auf[56]). Als bereits 1522 Agricola von Zwickau weggezogen, wurde die griechische Schule mit der unter dem Rektor Leonhard Natter stehenden Stadtschule vereinigt, und dieser gab der so erweiterten Anstalt noch 1523 eine für jene Zeit höchst anerkennenswerthe Organisation, — die erste Schulordnung der sächsischen Länder[57]). Als im Februar 1518 Herzog Georg mit Gefolge Zwickau besuchte und ihm zu Ehren neben andern Schaustellungen und Lustbarkeiten auch eine Aufführung des Eunuchen von Terenz veranstaltet wurde, hatten dabei unstreitig die Zöglinge der Stadtschule die Rollen übernommen[58]). — In Freiberg, wo Georg's Bruder Heinrich (der Fromme) in patriarchalischer Weise seinen Hof hielt, hatte unter Begünstigung des Bürgermeisters Ulrich Ruhlenius der aus Leipzig verdrängte Rhack von Sommerfeld im J. 1514 die schon bestehende Schule nach den Grundsätzen des Humanismus eingerichtet und nach einander in Petrus Mosellanus (für das Griechische), Jakob Sobus und Richard Serulius tüchtige Genossen erhalten[59]). — Wir würden in der Zeit schon zu weit herabgehen, wenn wir die Wirksamkeit des trefflichen Westphalen Johann Rivius in Zwickau, Annaberg, Marienberg, Schneeberg und Freiberg spezieller verfolgen wollten; wir kämen damit schon bis zur Begründung der Fürstenschulen, womit für das sächsische Schulwesen eine ganz neue Periode der Entwicklung beginnt.

Während aber in Meissen der Humanismus doch nur unter Schwankungen vorwärts kam, hatte er an der thüringischen Universität Erfurt eine breite Operationsbasis gewonnen, und von dieser führte er nun mit Ungestüm die folgenreichsten Angriffe aus. Was dort sich entwickelte, hat sehr stark auch nach Osten herübergewirkt und ist für den Gang des von Luther in Wittenberg Begonnenen von entscheidender Bedeutung gewesen. Aber wie wäre ich nun im Stande, auch nur in flüchtigen Andeutungen zu erledigen, was in Erfurt im raschen Wechsel sich durchgeführt hat! Zuerst die friedlichen Bestrebungen der um Maternus gesammelten Poetenschule; dann die Einwirkungen des Gotha'schen Canonicus Conrad Mutianus Rufus, der ein so fröhliches, hoffnungsreiches Treiben hervorrief und die strebsamsten Jünglinge zu seiner stillen Wohnung wie zu einer Orakelstätte wallfahrten sah; hierauf die Zerrüttung, welche das tolle Jahr von Erfurt (1509) in die Zustände der Universität und ganz besonders auch in die Kreise der dortigen Humanisten brachte; weiterhin die hitzige Theilnahme der wieder gesammelten „Mutianer" an dem Kampfe der Freunde Reuchlin's gegen die Dunkelmänner von Köln; bald darauf die aus diesem Bunde hervorgegangenen Epistolae obscurorum virorum, deren Wirkung auf die schon tief erregte Nation so außerordentlich war. Und wenn ich es nun auch noch unternehmen wollte, zu beschreiben, welche Lust des Schaffens und Strebens, welche Innigkeit

freundschaftlicher Verbindungen, welcher Glanz der Ehren diesen Humanisten von Erfurt beschieden gewesen, wie der stattliche Eoban Hesse an ihre Spitze sich gestellt und Alles zu enthusiastischer Bewunderung des Erasmus mit fortgerissen, da böte doch wieder ein überreicher Stoff sich dar! Es wäre dann ja der höchsten Blüthe der Universität, ihres entschlossenen Eintritts in die Bewegung der Reformation und — ihres jähen Verfalles zu gedenken, den die Gegner der Reformation unmittelbar von dieser abzuleiten so geneigt sind.

Warum führte doch Luther seine Universität nicht auch in solchen Verfall hinein, sondern zum höchsten Ruhme empor? — In Wittenberg hatte der Humanismus von Anfang an eine Freistätte, wenn auch nicht gleich hervorragende Vertreter gehabt. Friedrich der Weise, der Gründer dieser Universität, stand wie mit Erasmus, so mit Reuchlin in enger Verbindung[60]). Er hatte die Rathschläge des großen Gelehrten bei Einrichtung seiner Universität benutzt, wie er später seine Mitwirkung bei dem Plane, eine sächsische Geschichte zu Stande zu bringen, in Anspruch nahm. Noch im J. 1513 widmete ihm Reuchlin seine Schrift Constantinus Magnus, und bald darauf gehörte der Kurfürst zu denen, welche für den durch die Dunkelmänner bedrängten Gelehrten bei Leo X., dem geschmackvollen Freunde des Humanismus, sich verwendeten. An des Kurfürsten Seite aber stand Spalatin, dessen Verhältniß zu den Humanisten viel wichtiger ist, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Georg Spalatin hatte ja frühzeitig mit Mutianus in Gotha und dem stillen Cisterzienser Heinrich Urbanus ein Triumvirat zu Förderung des Humanismus gebildet, das, wie bescheiden es war in seinem Auftreten, doch tief eingreifend gewirkt hat[61]). Er hatte dann mannichfachen Antheil an den geistigen Bewegungen in Erfurt, groß aber für einen weiten Kreis wurde sein Einfluß, als er das volle Vertrauen des Kurfürsten Friedrich gewonnen hatte, der dann auch in ein näheres Verhältniß zu Mutianus trat und für diesen, den durch den Gang der Ereignisse bitter Enttäuschten, zuletzt der einzige Helfer war. Neben Spalatin war damals auch Carlstadt ein begeisterter Verehrer Reuchlin's. Luther selbst, der mit klarster Entschiedenheit seine selbständige Bahn verfolgte, hatte in Erfurt als Student und Magister dem Kreise der Mutianer nahe gestanden, aber nicht völlig sich ihnen anschließen mögen. In Wittenberg zu freier Entfaltung edelster Kräfte gekommen, begleitete er mit Theilnahme die humanistischen Bewegungen, besonders die sturmvolle Reuchlinistenfehde; doch auch jetzt bewahrte er seine selbständige Haltung unverrückt und griff in jene Kämpfe nicht mit ein. Was ihn bewegte, das reichte tiefer hinab und führte höher hinauf als Alles, was die Humanisten beschäftigte. Sein Beruf war nicht, sich in den Dienst des Humanismus zu stellen; aber Aufgabe des Humanismus, ihm vorzuarbeiten und in den Dienst seiner Sache zu treten. Mit Melanchthon trat der Humanismus in diesen Dienst. Was er in solchem Dienste für Sachsen, für Deutschland geworden ist und geleistet hat, das ist hier nicht darzustellen. Er hat wie verbreitend, so unterstützend Großes vollbracht; aber die durchschlagenden Thaten, die weltbewegenden Resultate kamen nicht von ihm.

Anmerkungen.

1) Vgl. von Langenn Albrecht der Beherzte S. 408 f.

2) An die neugegründeten Bergstädte Schneeberg (1477), Annaberg (1497), Buchholz (1505), Marienberg (1521), Scheibenberg (1522) braucht hier nur erinnert zu werden. Vgl. von Langenn a. a. O. S. 426 ff.

3) S. über den gelehrten und mit Herzog Georg befreundeten Bischof Adolf von Merseburg Fraustadt, die Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg S. 32 ff.

4) S. über die Schädlichkeit der Feldklöster für die aufstrebenden Städte Preller in Niedners Zeitschrift 1852, 3, S. 344 f. 370.

5) Hering, Geschichte des sächsischen Hochlandes Band 1. S. 229. Für den Kirchhof in Annaberg wurde noch 1517 heilige Erde aus Rom herbeigeschafft. S. 187.

6) Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau Band 2. S. 171.

7) Gräfe in Illgens Zeitschrift 1839. 1. S. 59 ff.

8) Ueber den Kaland in Merseburg Fraustadt a. a. O. S. 24, über den in Zwickau Herzog I, 161 f. Ueber die Frohnleichnamsbrüderschaft in Zwickau ebend. I, 121 f. II. 174. Ueber die Brüderschaft der Jungfrau Maria, ihrer Eltern Anna und Joachim und Josephs (zum Besten der Annenkirche) in Annaberg Hering II, 26.

9) Ueber die Wallfahrten zum Marienbilde in Freiberg Gerber, die unerkannten Wohlthaten Gottes in Sachsen II, 277.

10) Goldast, Scriptt. rer. Suevic. p. 67.

11) Reiche, Geschichte des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau I, 8. Hie und da gab es auch Stiftungen für Bildung von Klerikern; vgl. über die Overg-Fundation für Herford (1430), Kuckel, Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford 15 f.

12) Paulini Syntagma rerum et antiqq. Germ. P. II. p. 47. et P. III. p. 408.

13) Vgl. über die Franziskaner in Straßburg Röhrich in Niedners Zeitschrift 1848. 587 f. 603 und Schmidt, Jean Sturm 18 f.; über die Franziskaner in Brünn d'Elvert, Geschichte der Studien Schul- und Erziehungsanstalten in Mähren S. XVII.

14) Ueber den Zustand der Universität Leipzig vor 1500 von Langenn, Albrecht der Beherzte 384 ff.

15) Petr. Albinus, Comm. de Misnia (Dresd. 1859) c. 25. vgl. von Langenn, Christoph von Carlowitz 21 f.

16) S. von Langenn, Albrecht der Beherzte 378 f.

17) Niedners Zeitschrift 1852. 369.

18) Fraustadt a. a. O. 20 f.

19) Müller, Geschichte der Fürsten- und Landschule zu Meißen 1, 2 f.

20) Müller a. a. O. S. 3 f.

21) Stallbaum, Geschichte der Thomasschule in Leipzig 7—19.

22) von Langenn a. a. O. 383 f. Vgl. über den als Historiker bekannten Mönch Paul Lange von Bosau Schöttgen und Kreyssig, Nachlese der Historie von Ober-Sachsen XI, 88 ff.

23) Beyer, das Cisterzienserstift und Kloster Alt-Zelle 81 f. Müller a. a. O. 130 f.

24) Beyer a. a. O. 109—130. Ueber die Bibliothek der Augustiner in Gotha vgl. Habich, im Programm von Gotha 1860.

25) Beyer a. a. O. 98 ff.

26) Fraustadt a. a. O. 5 und 20.

27) Herzog a. a. O. 154 f.

28) In der Auslegung des Predigers zu c. XI. v. 9.

29) Schöttgen, Notitia scholae Dresdensis ante tempp. reformationis Dr. 1742 und Paufler, de schola Dresdensi brevis narratio. Dr. 1813.

30) Stallbaum a. a. O. 15 f.

31) Müller, Freiberger Chronik II., 5, 19.

32) Hoffmann, Histor. Nachrichten von der Stadtschule zu Oschatz 8.

33) Ludovici, Schul-Historie IV., 152 f.

34) Koch, de scholae Torgaviensis institutione et formae (Viteb. 1815) 3—11.

35) Herzog a. a. O. 172 f.

36) Herzog a. a. O. I. 184. II. 187.

37) Herzog a. a. O. II. 144. 153. 164 f. 181.

38) Weidner war bereits der dritte Rektor (1510—16), Lommatzsch, Narratio de Fr. Myconio 55 ff. Ueber seinen Nachfolger Simon Behem (Behm) s. Hering, I., 196.

39) Vgl. Heppe, das Schulwesen des Mittelalters 33 f.

40) Hering II., 33 f. Solcher Stiftungen gab es auch sonst in den kleineren Städten; s. für Roßwein Beyer a. a. O. 107.

41) Knauth, das Gymnasium Augustum in Görlitz 7.

42) Beispiele für Zwickau bei Herzog II., 170. 181. 184.

43) Schöttgen a. a. O. 7. Die für Bildung des sittlichen Lebens brauchbaren Geschichten des Ersteren hatte ja schon nach der Mitte des 14. Jahrhunderts Heinrich von Müglin in's Deutsche übersetzt. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. I. 598.

44) von Langenn, Albrecht der Beherzte 470.

45) Herzog a. a. O. II. 174.

46) Die von Luther herausgegebene Ordnung eines gemeinen Kastens für Leisnig vom Jahre 1523 erklärt sich sehr bestimmt gegen die Bacchanten; ebenso Hausmann, der Reformator von Zwickau. Preller a. a. O. 336. 355 f.

47) Wo ein tüchtiger Mann wirkte, hob sich rasch auch in kleineren Städten die Frequenz der Schulen. In Oschatz wurde 1482 das Schulgebäude zu eng für die wachsende Schülermenge; man ließ daher einige Fuder Maien anfahren, um vor der Schule eine Laube zu flechten, „damit bei günstiger Witterung die Schüler nicht zu gedrange sitzen möchten." Hoffmann a. a. O. 11.

48) S. im Allgem. Mencken, de Graecarum et Latinarum literarum in Misnia instauratoribus in Dissertt. acad. decas (Lips. 1750) 230—283.

49) von Langenn, Albrecht der Beherzte 12.

50) von Langenn, Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie 31.

51) von Langenn, Christoph von Carlowitz 18 f.

52) Ueber ihn besonders Richter in drei Zittauer Schulprogrammen 1760 f. und die reichhaltigen Ergänzungen hiezu in: Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächs. Geschichte (Chemnitz 1767) I. 31—96.

53) von Langenn, Christoph v. Carlowitz 12 f.

54) Ueber beide Müller a. a. O. I., 130 f. und besonders Hofmann's Reformations-Historie der Stadt und Universität Leipzig 6. 400 f. 440 ff.

55) Am ausführlichsten Richter, Chronica der Stadt Chemnitz 343—371. Vgl. Herzog a. a. O. I. 173. II. 186. 189. 228. 859. Ueber den gelehrten Bürgermeister Erasmus Stella (Stüler), auf dessen Anregung jene griechische Schule entstand, s. auch Schöttgen und Kreißig Nachlese III. 500 ff.

56) Herzog II., 195.

57) Herzog I., 174. Ueber Natter vgl. II., 191. 199. 219.

58) Herzog II., 185. Solche Aufführungen hatte man damals selbst in kleineren Städten. Vgl. Hoffmann, Stadtschule zu Oschatz 10.

59) Noch am 1. Januar 1514 schrieb Rhagius von Kottbus aus an Mutianus Rufus: Suscepi provinciam non tantum duram, ut ille, qui juvenes dissolutos regere debebat, sed etiam difficilem, dum gentem meam rudem ac praeferocem cum ad eruditionis formam effigiare, tum ad animi mansuetudinem revocare laboro. Tentabo tamen Dei benignitate adjutus utrumque; literas enim docebo ad omneque virtutis officium, quoad fieri poterit, instituam. Oppidum mibi delectum est in media infer. Lusatia, Marchioni Brandenburgensi subjectum, frumento, pisce carneque abundans, et quod mihi imprimis placet, coeli temperie saluberrimum. Huc advolant juvenes et adolescentes ad fructum ingeniorum suorum decerpendum. Scholam autem latinam et christianam, nisi tu dissentias, vocatum iri decrevi, ut ora latrantium canum obstruere valeam. Salutabant te aliquot juvenes e Colonia ad me properantes. Eis committere literas tuas poteris. Camerarius Libellns alter epistolas complectens Eobani et aliorum quorundam doctiss. viror. (Lips 1557) F 8 b.

60) Schon 1491 hatte er in Nürnberg die Dichterkrönung des mit ihm dahin gekommenen Conrad Celtes durch den Kaiser veranlaßt. Göttling, Vita Jo. Stigelii 21 f.

61) Kampschulte, die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation I., 80 ff.

62) Kampschulte II., 230 ff. Das Buch ist unentbehrlich für Alle, die eine lebendige Anschauung der geistigen Bewegungen jener Zeit gewinnen wollen.

XV.

Das Duell.

Eine wissenschaftliche Kritik von Dr. Wilhelm Böhmer, Konsistorialrath und Professor der Theologie in Breslau.

Das Ehrenmitglied und der Sekretär der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, welcher die treffliche Zeitschrift der Gesellschaft mit großem Geschick redigirt, Pastor Hirche, hat mir die Mittheilung gemacht, ein das Duell betreffender Aufsatz meiner Feder würde sehr willkommen sein. Durch diese freundliche und zugleich ehrenvolle Mittheilung des würdigen Mannes werde ich veranlaßt, einen derartigen Aufsatz für die Zeitschrift einzusenden. Daß der Aufsatz die Form einer wissenschaftlichen Kritik hat, wird gewiß sattsam begreiflich aus den nicht blos verschiedenen, sondern auch häufig verfehlten Vorstellungen, welche in Ansehung des Duells in gar manchen Lebenskreisen der unmittelbaren Gegenwart gehegt werden. Der Zielpunkt, welcher von der Kritik angestrebt werden wird, ist die Wahrheit.

Unter dem Duell versteht man hergebrachter Weise nur einen solchen Zweikampf, welcher mit leiblichen, d. h. stofflichen Waffen, z. B. mit dem Degen, vollzogen wird. Dieses Verständniß zeigt indeß von namhafter Einseitigkeit. Das Duell kann auch ein Zweikampf sein, der mit geistigen Waffen, z. B. mit einer tüchtigen Dialektik, vollbracht wird, d. h. das Duell kann eine wissenschaftliche Disputation sein. Beide Arten von Duellen aber müssen um so schärfer auseinander gehalten werden, als die Urtheile, welche über beide von dem Standpunkte der gesunden Vernunft aus gefällt werden, sich als ziemlich von einander verschieden gestalten dürften.

Anlangend dasjenige Duell, welches sich als wissenschaftliche Disputation bestimmt, so wird dasselbe häufig unbedingt verworfen; aber aus Gründen, die eben nicht stichhaltig sind. Man sagt z. B., ein solches Duell sei bereits etwas Veraltetes. Wie falsch jedoch diese Behauptung sei, erhellt schon daraus, daß, wenn auf der Breslauer Hochschule Studirende die Würde eines Licentiaten der Theologie oder eines Doktors, gleichviel ob der Jurisprudenz, ob der Medicin, ob der Philosophie zu erhalten wünschen, sie nicht blos eine Fakultätsprüfung zu bestehen, sondern auch über eine von ihnen geschriebene Abhandlung öffentlich zu disputiren haben. Dazu kommt, daß nicht selten Privatdocenten einer Fakultät, welche zu außerordentlichen Professoren, oder außerordentliche Professoren, die zu ordentlichen ernannt werden, über eine von ihnen abgefaßte Schrift öffentlich disputiren, um als außerordentliche oder als ordentliche Professoren in Wirklichkeit zu gelten. Noch mehr! Dr. Reinkens hatte im Namen der katholisch-theologischen Fakultät

zu Breslau eine in vieler Hinsicht schätzbare Festschrift unter dem Titel erscheinen lassen: „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina". Die Festschrift wurde besonders katholischerseits scharf angegriffen, und eine schriftliche Erwiderung des Dr. Reinkens brachte die Gegner nicht zum Schweigen. In Folge dessen wurde in öffentlichen Blättern Schlesiens die Frage aufgeworfen: „Warum geht Dr. Reinkens nicht so zu Werke, wie Dr. Böhmer, welcher, wenn seine theologischen Schriften angegriffen sind, die Gegner zu einer wissenschaftlichen Disputation über die Streitpunkte freundlich einladet? Eine solche Einladung zeugt eben nicht von Feigheit, sie ist eines Professors würdig, und schafft häufig, wie die Erfahrung lehrt, vor den Gegnern Ruhe."

Doch gesetzt, es wäre das Duell, welches mit geistiger Waffe vollbracht wird, wirklich etwas Veraltetes, so dürfte die Erneuerung dieses Duells sehr wünschenswerth sein. Denn durch dieselbe kann, wenn es auf die rechte Weise vollzogen wird, die Erkenntniß der Wahrheit gefördert werden bei solchen Personen, von welchen die Wahrheit noch nicht erkannt ist. Von der Richtigkeit dieses Satzes müssen Christus, Paulus, Origenes und Luther überzeugt gewesen sein. Sonst würde Christus nicht mit Pharisäern und Sadducäern, Paulus nicht mit Hellenisten, Origenes nicht mit Häretikern seiner Zeit, Luther nicht mit Eck von Ingolstadt über Lehrstücke des Christenthums, welches sich als Wahrheit auf dem religiösen Gebiete ausprägt, disputirt haben. Wohl kennt die christliche Kirchengeschichte Disputationen, durch welche die Erkenntniß der Wahrheit bei denjenigen, welchen die Wahrheit ein Jenseits war, durchaus nicht vermittelt ist. Aber solche Disputationen sind nicht auf die rechte Weise, d. h. nicht mit jener Leidenschaftslosigkeit, Mäßigung und Liebe zu dem Nebenmenschen abgehalten worden, mit welcher sie, damit sie ihren preiswürdigen Zweck erreichen, abgehalten werden sollen. Welchem Kenner der Kirchengeschichte ist die rabies theologorum, über welche insonderheit der Lehrer Germaniens, Philipp Melanthon*), Klage geführt hat, unbekannt?

Wenden wir uns jetzt zu demjenigen Duelle, welches sich als einen Zweikampf, der mit leiblichen Waffen vollbracht wird, erweist. Der Zweck desselben ist der, daß die äußere Ehre des einen an dem Kampfe Betheiligten, nachdem sie durch eine Miene, oder ein Werk, oder eine That des andern an dem Kampfe Betheiligten verletzt ist, wiederhergestellt werde. Ein je höheres Gut die Ehre in den Augen vieler Persönlichkeiten ist, die zu den wohlorganisirten Staaten der Neuzeit gehören, desto weniger befremdet es, daß sie den Zweikampf als das Mittel, diese Ehre, wenn sie verletzt ist, wiederherzustellen mit einer Masse von Gründen empfehlen. Prüfen wir bei der Beschränktheit des unserer Kritik zugemessenen Raumes wenigstens die hauptsächlichen Gründe hier sine ira et studio! Die Vertheidiger des Zweikampfes sagen einmal: Die verletzte Ehre eines Menschen, welcher gewissen Ständen, z. B. dem Militärstande angehöre, könne nicht anders, als durch den Zweikampf eine Wiederherstellung erfahren. Allein diese Bemerkung stempelt sich als einen bloßen Machtspruch, der für das ebenso freie als vernünftige Den-

*) Die hergebrachte Schreibweise Melanchthon ist verfehlt. Der Mitarbeiter Luther's am Reformationswerke zu Wittenberg, von welchem die Rede ist, hat sich handschriftlich als Philippus Melanthon bezeichnet.

ken nicht ein Quentchen von Gewicht hat. In wohlorganisirten Staaten ist die Obrigkeit auch zu dem Ende gesetzt, daß sie nach der von persönlicher Leidenschaft freien und vernünftigen Richtschnur des Strafgesetzes denjenigen, der die Ehre eines Anderen freventlich verletzt hat, bestrafe und hiemit dem Andern einen gerechten Ersatz für die Verletzung verschaffe. In solchen Staaten vermag es auch die Obrigkeit, dem Andern eine Wiederherstellung der Ehre, welche verletzt ist, zu vermitteln. Wenn derjenige, dessen Ehre die Verletzung erfahren hat, es verschmäht, sich an die Obrigkeit mit der Bitte zu wenden, daß sie ihm die Ehre, welche verletzt ist, wiederherstelle, wenn er den Beleidiger zu einem Zweikampfe herausfordert, und sich bemüht, durch eine Verwundung des Beleidigers, die möglicher Weise mit dem Tode desselben endet, seine Ehre wiederherzustellen: so ist dieses Verfahren eine mit Verachtung der Obrigkeit verknüpfte Selbstrache. Eine solche Selbstrache verträgt sich aber gerade nicht mit jener Liebe zu dem Nebenmenschen, welche einen wesentlichen Bestandtheil der von der Neuzeit hochgefeierten Humanität bildet, und welche darin sich zu Tage legt, daß sie, so viel als möglich, das Unheil von dem Nebenmenschen fern zu halten und das Heil desselben zu fördern sich bemüht. Wo die Liebe zu dem Nebenmenschen das beseelende Lebensprinzip, da ist die Selbstrache, welche in dem Zweikampfe sich ausprägt, schlechthin unmöglich.

Ferner sagen diejenigen, welche für den Zweikampf in die Schranken treten: Wenn Jemand, dessen Ehre verletzt sei, denjenigen, der die Verletzung vollzogen habe, nicht zum Zweikampfe herausfordere oder herausfordern lasse, folglich den Zweikampf von der Hand weise, so sei dieses Verhalten nach dem Urtheile gewisser Stände im Staate nothwendig eine unmännliche Feigheit. Inzwischen erweist sich dieses Urtheil dem tieferen Denker als ein Vorurtheil, welches keine Beachtung verdient. Auch der mit persönlicher Tapferkeit ausgestattete Mensch kann, sobald seine Ehre eine Beeinträchtigung erfahren hat, Ersatz für die Beeinträchtigung bei der Obrigkeit nachsuchen, d. h. den Zweikampf, den gewisse Stände als einziges Mittel des Ersatzes willkürlich stempeln, entschieden von der Hand weisen, und zwar aus dem höchst vernünftigen Grunde, weil in dem Zweikampfe, welcher sich selbst als eine Verletzung des Prinzips der Menschenliebe, folglich als ein unsittliches Handeln bestimmt, der rechte, d. h. der sittliche Ersatz für die Beeinträchtigung der Ehre Jemandes nicht enthalten sein kann, also auch nicht enthalten ist. Wohl ist es möglich, daß Mancher, dessen äußere Ehre eine Verletzung erfahren hat, aus Feigheit auf den Zweikampf, als auf ein Handeln, durch welches die Wiederherstellung der verletzten Ehre angeblich allein vermittelt wird, sich nicht einläßt. Giebt es doch bloß Ein höchstes Wesen, welches persönliche Allwissenheit ist und die Herzen und Nieren aller Menschen zu prüfen vermag! Allein aus jener Möglichkeit darf nicht der Schluß gezogen werden, daß sämmtliche Staatskörper, die, nachdem ihre Ehre beeinträchtigt ist, den Zweikampf von der Hand weisen und bei der Obrigkeit den Ersatz für die beeinträchtigte Ehre nachsuchen, durch weibische Feigheit zu solchem Verfahren veranlaßt werden. Ein derartiger Schluß steht mit der gesunden Logik in hellem Widerspruche und erweist sich als eine Ungerechtigkeit gegen die mit männlicher Tapferkeit ausgestatteten Staatskörper, die, wenn sie schwer beleidigt sind, auf die angegebene Weise zu Werke gehen.

Endlich bemerken die Vertheidiger des Zweikampfes, daß derjenige, der

nicht infolge erlittener Beleidigung, d. h. Ehrenkränkung, sich vermittelst des Zweikampfes Rache zu verschaffen suche, von Seiten des Standes, dem er angehöre, allerlei Unbill, z. B. Verachtung, Verspottung erfahre. Und diese Bemerkung ist an sich richtig. Allein sie ist keineswegs für denjenigen, dessen Ehre gekränkt ist, ein vollgenügender Grund, sich mit seinem Beleidiger in einen Zweikampf einzulassen und durch denselben sich selbst zu rächen, d. h. mit andern Worten, etwas Widergesetzliches zu vollziehen. Wie denn die Ueberzeugung, daß der Zweikampf als Selbstrache etwas Widergesetzliches sei, die Voraussetzung bildet bei den Strafen, die staatlicher Seits über Duellanten verhängt sind*). Jeder Beleidigte, der noch Respekt hat vor dem Gesetze des tugendhaften Lebens, welches den Zweikampf verbietet, wird durch die Gewißheit, daß ihn wegen seines Nichteingehens auf den Zweikampf gar manche Unbill von Seiten seiner Standesgenossen treffen werde, sich nicht bewegen lassen, auf den Zweikampf mit seinem Beleidiger einzugehen, d. h. das Gesetz thatsächlich zu überschreiten. Ueberdieß weiß er ja möglicher Weise, daß, wenn ihn infolge des Nichteingehens auf solchen Kampf Unbill von Seiten geistig beschränkter Standesgenossen treffen sollte, es ihm an Ersatz für die Unbill nicht fehlen werde. Der Ersatz ist zunächst ein innerlicher. Er besteht als solcher in dem tröstlichen Bewußtsein des Beleidigten, daß er das Gesetz, sofern es den Zweikampf untersagt, keineswegs überschritten, mithin seine sittliche Menschenwürde nicht verletzt habe. Der Ersatz stempelt sich aber auch als einen äußerlichen, welcher darin gesucht werden muß, daß dem Beleidigten der Beifall aller wahrhaft vernünftigen Persönlichkeiten, die nicht zu jenen Standesgenossen des Beleidigten gehören, und welche in dem Zweikampfe lediglich eine schlechte Wiederauffrischung des rohen, blutigen Gladiatorenspieles vergangener Jahrhunderte mit Recht erblicken, zu Theil wird.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn die obige Kritik ein Beitrag wäre zur wahren Aufklärung darüber, wie unstatthaft es sei, denjenigen Zweikampf, der mit den Waffen des Geistes vollzogen wird, zu verwerfen; für denjenigen dagegen, bei welchem tödtliche Waffen stofflicher Art in Anwendung gebracht werden, in die Schranken zu treten. Freilich bricht eine gewisse theologische Fraktion der Gegenwart über jede Aufklärung den Stab. Aber dieses Verfahren beurkundet gerade nicht, daß die Fraktion besonnen sei und schlechthin gerecht. Wohl muß die falsche Aufklärung, welche von dem aus der Einheit mit der Vernunft willkürlich gewichenen Verstande ihren Ausgangspunkt nimmt, getadelt werden. Diese Aufklärung setzt an die Stelle des süßen Lichtes der Wahrheit das Dunkel des Irrthums. Allein die wahre Aufklärung, deren Ursächlichkeit die gesunde, in Verbindung mit dem Verstande sich bewegende Vernunft ist, beansprucht mit vollem Rechte Lob. Denn es ist das Eigenthümliche der wahren Aufklärung, das Dunkel des Irrthums zu verscheuchen und das Licht der Wahrheit zu verbreiten**).

*) Vgl. die von dem Breslauer Oberlehrer Ludw. Müller zu Breslau 1858 herausgegebene Schrift: „Das Duell im Lichte christlich-germanischer Bildung, eine Schmach des neunzehnten Jahrhunderts.“ Der erste Abschnitt der Schrift S. 8 ff. betrifft die Geschichte des Duells und seine Strafgesetzgebung. Das Schätzenswerthe der Müller'schen Leistung ist nicht sowohl die kritische, als die gelehrte Seite. Sie ist mit Belägen aus Schriften älterer und neuerer Gegner des Zweikampfes, zu welchen insbesondere der originelle Denker Schopenhauer gehört, vgl. S. 38, ausgestattet.

**) Vgl. Böhmer's System des christl. Lebens, Abtheil. 3.

XVI.

Vortrag

in der

Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften

bei der Lessing-Feier am 22. Januar 1862

von Viëtor, Rektor der höheren Töchterschule in Görlitz.

Hochgeehrte Versammlung!

Gegenüber der Aufgabe, am 133. Geburtstage Gotthold Ephraim Lessing's eine Rede zur Erinnerung an diesen Geisteshelden vor Ihnen zu halten, befinde ich mich so zu sagen in derselben Lage, wie der zum Hofdichter gestempelte Faust bei Lenau: Griff die Saiten hin und her, was ein Lied das Beste wär', nirgends doch die grobe Hand seines Schmeichelverslein fand. Fühle ich mich schon viel zu schwach, um Lessing auf seinem Geistesfluge zu folgen, ihm in die verschiedensten Gebiete seines mannigfaltigen und tiefen Wissens nachzugehen, so fehlt mir auch die Fähigkeit, das etwa richtig Erkannte und Gefühlte in die zweckmäßigste, klarste und ansprechendste Form zu gießen, wie noch vielmehr die Hoffnung, Ihnen etwas Neues, von Ihnen nicht längst und besser Gekanntes vorzuführen. Der gute Wille wird also statt der That gelten müssen, wenn ich meiner Aufgabe nachzukommen versuche und eine Seite des reichen Wesens unsers Gotthold Ephraim Lessing vorführe. Eine Seite nur, denn wie würde es mir möglich sein, in beschränkter Zeit ein Bild des Gelehrten, des Dichters, des Philosophen, des großen und tiefen Kritikers und des vollendetsten Prosaisten, dessen unsre Nation sich rühmen kann, Ihnen zu entwerfen. Andre haben ihn bei gleichen Gelegenheiten nach seiner kritischen Thätigkeit, Andre nach seiner social-politischen Wirksamkeit, besonders für die Erzielung einer vernünftigen Toleranz der Juden, geschildert: ich will mir erlauben, in dem gefeierten Lessing, dem Lieblinge und Stolze der deutschen Nation, den festen Charakter zu zeigen. Schon Herder wollte Lessing keine andre Grabschrift gesetzt wissen, als diese wenigen Worte: „Er war ein Mann". Die Wahrheit dieser Worte will ich beweisen.

Es bildet ein Talent sich in der Stille
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Wechselvoll und unstet genug ist das Leben unsers großen Dichters gewesen; äußerlich schon ist er in die vielseitigsten Beziehungen zur Welt gestellt und innerlich muß die Einwirkung dieser wechselnden Lagen, der stets

neuen Personen, denen er sich anschließt oder entgegentritt, einen bestimmenden Einfluß auf seinen Geist ausgeübt haben. Aber auch die ganze Zeit, der Geist des Zeitalters, in das ihn die Vorsehung gestellt hat, tritt mit Ansprüchen und Forderungen an ihn heran und es fragt sich, ob er gewillt ist, dem Herrschenden sich zu beugen oder ihm zu widerstreben, es zu widerlegen und das Bessere, Richtige zur Geltung zu bringen. Früh schon fängt für ihn die selbständige Stellung in der Welt an, früh schon muß es sich zeigen, ob er eigene Kraft zum Handeln hat oder sich nur durch die zufälligen Ereignisse und Begebenheiten bestimmen lassen will.

Das elterliche Haus, das die tiefsten, bestimmendsten Eindrücke auf jedes bildungsfähige Gemüth macht, hat ihm das Bild eines ringenden, ernster Pflichterfüllung sich aufopfernd hingebenden Vaters als Ideal des Mannes gezeigt. Herzliche wahrhafte Frömmigkeit, Vertrauen auf die helfende Gnade Gottes, thätige aufopfernde Menschenliebe, wahrhaft christlicher Geist der Toleranz, Zufriedenheit in engen Verhältnissen, selbstverleugnende Liebe und Aufopferung in der Erziehung und Erhaltung einer großen Familie, das sind die Züge, aus denen sich das geistige Porträt des Vaters zusammensetzt. Verwöhnt und verzogen ist unser Lessing in solchen Händen nicht; mag auch die geistig bescheidene Mutter mit ihrer pietistischen Aengstlichkeit und Beschränktheit nicht besonders bestimmend auf die geistige Entwickelung des ältesten Sohnes eingewirkt haben, um so fester und imponirender erschien ihm der Vater. Der gelehrte Prediger, der aufgeklärte, energische Mann ist selbst der erste Lehrer des Sohnes und wenn wir die Straffheit und Herbigkeit damaliger Erziehung in dem bürgerlichen Stande, die feste Auctorität der Eltern über die Kinder mit in Rechnung nehmen, so können wir gewiß sein, daß früh schon in Ephraim's Geist Konsequenz, Festigkeit, Ausdauer gepflanzt sind. Das Beispiel des Vaters lehrte Pflichttreue, der strebsame Sinn des Kindes drängte zum Wissen und konnte kaum Nahrung genug für diesen Wissensdurst finden. So kommt der zehnjährige Knabe auf die berühmte Afra nach Meißen. Das Wesen solcher geschlossener Lehranstalten ist uns bekannt; es herrscht ein reger Fleiß, ein nimmer rastender Lerneifer in diesen abgeschlossenen Anstalten, in denen kein Familienleben zerstreuend und störend in die strenge Geistesarbeit eingreift, wo die Erholung selbst nur in neuen, privaten Studien besteht. Es ist ein Vorzug der Afra gewesen, ihre Zöglinge nicht blos zur mechanischen Gedächtnißthätigkeit anzuhalten, sondern ihre Selbstthätigkeit zu wecken und den Lehrstunden ein mehr akademisches Gepräge zu geben, indem sie nicht alles Material gaben, sondern anwiesen, wie man zu demselben gelangen und wo man Geistesnahrung suchen müsse. Da studirte Lessing eifrigst die alten Klassiker und legte den Grund zu jenen sichern, philologischen Kenntnissen, die uns später durch ihre Vielseitigkeit, Tiefe und Accuratesse überraschen. Hier erfreuen ihn neben Homer schon Plautus und Terenz, die Mathematik ist das Tummelfeld seines Scharfsinns, hier bildet sich jene strenge logische Denkweise aus, die unerreicht in Klarheit und Prägnanz stets Jeden an seine Schriften fesselt. Was aber für jene Zeiten besonders selten ist auf jenen gelehrten Schulen, er lernte hier durch die Unterstützung eines verehrten Lehrers auch die neuern Sprachen in einem Umfange kennen, der ihm später die Möglichkeit gab, in französischer, englischer, spanischer und italienischer Literatur eben so bewandert zu sein, als in der deutschen. Aber was uns vor Allem hier interessirt sind nicht diese kernigen, gründlichen und vielseitigen

Studien, sondern das ist die Entwickelung seines Charakters. Man muß den Pennalismus solcher Institute, wie die Afra, aus eigener Erfahrung kennen, man muß hinzuaddiren, was mehr als 100jährige Kultur und Verfeinerung von diesem Pennalismus schon Rohes und Gewaltsames abgeschliffen hat, um sich den Druck vorzustellen, den der zehnjährige, dem Vaterhause zuerst entrissene Knabe dort auszustehen hatte. Schwache Naturen erliegen, werden eingeschüchtert, servil, rächen sich für die ertragene Unbill und Sklaverei durch despotische Willkür an den Jüngeren, wenn sie selbst zu den Oberen avancirt sind. Starke Geister aber finden in diesen Schranken der Sitte und der festen Ordnung zum ersten Male eine Gelegenheit, ihre sittliche Kraft zu erproben und in der freien Unterordnung unter das Gesetz die Freiheit ihres Willens zu stärken und auf die größeren Kämpfe des Lebens vorzubereiten. Zu diesen Naturen gehörte Lessing; seine Gewissenhaftigkeit war mit Geradheit und Offenheit gepaart, nicht bloße Legalität, sondern entschiedene Loyalität zeichnete ihn aus; er erkannte die Nothwendigkeit des auferlegten Zwanges und fügte sich willig, indem er die Freiheit des Geistes, sich mit Schätzen des Wissens zu bereichern, als die ihm hier zuständige erkannte. Und doch wie verschieden von vielen seiner Schulgenossen wird er den Werth der Gelehrsamkeit aufgefaßt haben. Denken wir an geistig bedeutende Männer jenes Jahrhunderts und rufen wir uns ihren Gelehrtendünkel in's Gedächtniß, wie begreiflich muß es uns da werden, daß gewiß die meisten Zeitgenossen Lessing's in Meißen auf das gelehrte Wissen als solches den höchsten Werth legten, in ihm einen Selbstzweck sahen. Nicht so Lessing. Er kennt zwar die Welt noch gar nicht, er kennt nur die stille Welt der Gelehrsamkeit, aber schon auf der Schule ist es ihm klar, daß das Wissen, die Gelehrsamkeit nur ein Mittel sein soll, sich in der Welt nützlich zu machen und das einzelne Individuum zur wahren Menschenkenntniß und Humanität zu führen. In diesem Sinne schreibt er sein erstes dramatisches Werk.

Der Mensch ist nicht für sich allein da, sondern um in der Welt und für sie zu wirken, das ist die Anschauung, mit der er die Universität bezieht. Er muß also auch die Welt kennen lernen, er muß mit Menschen umgehen, mit verschiedenen Menschen, um ihr Wesen, ihre Neigungen, ihre guten und schlechten Eigenschaften zu erforschen, um zu erfahren, was denn eigentlich die Essenz des Menschen, welches die Aufgaben des Lebens sind; das ist die weitere Konsequenz jenes Grundsatzes und wir sehen sie Lessing sofort in einer Weise ziehen, die seine Eltern erschreckt und ängstigt. Er will äußerlich sich allen andern Menschen ebenbürtig zeigen, macht gewissermaßen heimliche Opposition gegen die Standesvorurtheile, die nur dem Adel die rechte Kunst sich frei und fein zu bewegen beilegen möchten; er lernt alle jene gymnastischen Künste, die den Leib in unsere Gewalt bringen, die in dem schönen, gemessenen und kräftigen Körper der schönen Seele einen entsprechenden Wohnsitz bereiten. Dann sucht er den Umgang mit Menschen, die das Leben und die Welt kennen, die, unbeengt durch die strengen Gesetze und Schranken der so zopfartig gegliederten und abgeschlossenen Gesellschaft, ein freies, geniales Leben führen und ohne Vorurtheil die Welt anschauen und erfassen. Er sucht nicht die Gelehrten, ihre Trockenheit widert ihn an; im bewegten Leben der Schauspieler erweitert sich sein Blick für die Wirklichkeit, im engsten Umgange mit Mylius wendet er sich der Philosophie zu, kein einzelnes Fachstudium genügt ihm, die schönen Wissenschaften ziehen ihn an und produktiv wendet er sich dem

Spiegel des Menschenlebens, der Schaubühne, zu und schreibt dramatische Kleinigkeiten. In diesem bunten Treiben verliert er sich selbst nicht, Niemand hat ihm sinnliche Genußsucht nachgesagt, so freigebig die Welt ist mit dem Hervorheben der Schwächen; er will nicht genießen in diesem Welttreiben, er will studiren und zwar das höchste Objekt, den Menschen selbst. Dabei schafft ihm eiserner Fleiß die Mittel zu solchem Leben und scheinbar desultorische, unzusammenhängende Studien werden doch für ihn eine reiche Schatzgrube, aus der er später so verschwenderisch Andern mittheilen, durch die er Tausende anregen kann. Schon hier ist der Jüngling der feste, selbstbewußte Mann, dem nicht Form und Schein genügt, der vor Allem das Wesen erforschen will. Der Geist der alten Griechen und Römer lebt in ihm, an Sokrates muß er sich geschult haben, denn sein ganzes Denken und Schreiben ähnelt dem des großen Weisen des Alterthums. Auch er will forschen, die Wahrheit suchen; nur das, was vor seinem scharfen, eindringenden Verstande bestehen kann, gilt ihm als Wahrheit. Nach echt antikem und humanistischem Grundsatze gilt ihm Selbsterkenntniß als erste Lebensaufgabe, dann mit ihr verbunden und aus ihr resultirend thätiges Handeln und Schaffen. Zum Thun und nicht zum Vernünfteln ist ihm der Mensch geschaffen, die praktische Vernunft muß seinen Willen unter das Gebot der Pflicht beugen; das vernünftige Handeln im Leben ist ihm Tugend und Liebe zu Gott das höchste Gebot. Dabei glaubt er sich nie im unbeschränkten Besitze der Wahrheit, er ist der ringende Mensch, der nie ruhen darf, sondern immer weiter geführt wird und immer neue Wahrheiten findet. Das Suchen der Wahrheit ist ihm, wie er selbst sagt, die Aufgabe des Menschenlebens. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitze der Mensch ist oder zu sein glaubt, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Dieses stete Ringen und Suchen, dieser unermüdliche Forschergeist gepaart mit einem Alles durchdringenden Geierblicke, das sind die Charakterzüge, mit denen uns der junge Magister in Leipzig, Berlin, Wittenberg sich darstellt. Und dabei will ich eines Zuges nicht vergessen, der neben so viel Klarheit und verständigem Denken die Wärme des Gefühls, die reine Flamme des Herzens zeigt. Auf die Nachricht von dem schweren Erkranken der Mutter eilt er mitten im Winter nach Kamenz und kommt dort halberfroren an. Pietät also und Mitgefühl manifestiren sich auch nach dieser Seite, aber freilich auch die feste Einsicht, daß er den Wünschen der Eltern nicht so weit nachgeben darf, daß er seine klare Lebensaufgabe aufopfern müsse, um ihren Wünschen für eine bestimmte Lebensthätigkeit zu genügen.

In dem Suchen der Wahrheit, dem thätigen Schaffen für sich und die Menschen erkannte Lessing die Lebensaufgabe des Menschen; wie konnte er aber hoffen dieser Aufgabe zu genügen, wenn er von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Geisteskraft eben so überzeugt war, wie die orthodoxen Theologen, die durch den Sündenfall eine solche Depravation der menschlichen Natur eingetreten glaubten, daß es dem gewöhnlichen Geiste nicht mehr ge-

geben sei, die transcendenten Wahrheiten sich zu erschließen? Es ist bezeichnend für Lessing's Charakter, daß er frühzeitig von dieser schon im Elternhause gewonnenen Vorstellung sich losrang und durch das Studium des Spinoza in seinen gegentheiligen Annahmen so befestigt wurde, daß sie nun für alle Zeit ihm unerschütterlich feststanden; auch spätere Studien in Wolfenbüttel, namentlich der Fragmente des Reimarus führten immer auf dieselben Schlußfolgerungen; es ist bekannt, wie er sie lange und siegreich gegen Göze verfocht. Mit Spinoza nahm er an, daß Selbsterkenntniß zur Selbstvervollkommnung führt: vernunftgemäßes Leben ist die wahre Tugend, Gott lieben die sittliche Freiheit und das höchste Gut. Unsre Lebensaufgabe ist, zu thun und zu denken; man muß also den Blick in sich und nach Außen zugleich kehren; denn es giebt nichts über uns, das nicht zugleich für uns ist, und eine Einheit besteht zwischen Natur und Geist. So erkennen wir im Besonderen das Allgemeine, das ihm nicht entgegengesetzt, sondern gleichartig ist, so erfassen wir in den Gliedern doch das Ganze. Alle Dinge existiren in Gott, nicht außer ihm; sein Vorstellen, Wollen und Schaffen ist nur Eins, und eben so untrennbar sind bei dem Menschen Gedanke und That, Erkennen und Wollen, Wissen und Handeln. Gott ist uns also durch die Welt erkennbar, der Mensch bedarf nicht der Offenbarung, um zur wahren Religion zu gelangen, alle geoffenbarten Religionen sind nicht die Religion, sondern enthalten neben speciellen und beschränkten Auffassungen auch mit die Religion; Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal sind nicht Gegensätze, sondern fallen identisch zusammen.

Ist es also dem Menschen durch seine Vernunft verliehen, sich, die Welt und Gott recht zu erkennen, kann er durch logisches Denken wenn auch nicht die volle Wahrheit doch Wahrheit auffinden, so muß er auch diese Kraft, das Wahre zu erschließen, auf alle Sphären und Gebiete des Lebens anwenden; er darf nirgends das Bestehende, weil es besteht, als wahr annehmen, sondern muß Alles prüfen, um die Wahrheit desselben zu erkennen und festzustellen. So tritt nun Lessing ohne alle Vorurtheile an die Prüfung der plastischen Kunst, der Literaturen, der Religion und der Politik und seine Werke Laokoon, die antiquarischen Briefe, die Briefe die neueste Literatur betreffend, die Dramaturgie, die Streitschriften mit Göze, die Gespräche über Freimaurerei und die Abhandlung über die Erziehung des Menschengeschlechts sind die Früchte dieses Ringens und Strebens nach der Wahrheit und der Feststellung des Vernunftgemäßen auf diesen Gebieten des Geisteslebens. Auf seinen Forschungen im Gebiete der Kunst und der schönen Literatur ruht die Arbeit der Mit- und Nachwelt; anders freilich und ablehnend mußte sich das Urtheil der Nachwelt über seine Ansichten über die Religion gestalten. Sollen wir etwas beklagen, so ist es nur das, daß die vielseitige Beschäftigung mit den verschiedensten Fächern des Wissens dem fleißigen Manne nicht die Zeit gewährte, in allen Zweigen seine scharfen und schöpferischen Ideen bis zum Ende durchzuführen, und ihn zwang, in Aphorismen da oft abzubrechen, wo wir gern seiner Deduktion bis zum Ziele folgten. Und um endlich die Probe gewissermaßen zu machen von den theoretischen Wahrheiten, die er gefunden, namentlich in der Kritik der schönen Literatur, schuf er jene Fabeln, Epigramme und Dramen, die den gefundenen Grundsätzen gemäß gearbeitet der Welt die Wahrheit derselben zur Anschauung bringen sollten.

Wie in dem angegebenen Falle die Theorie mit der Praxis Hand in

Hand geht, so gestaltet sich nun auch das ganze äußere Leben Lessing's diesen Grundsätzen gemäß. Er ist eine durch und durch unabhängige Natur, seiner selbst gewiß, nur dem Glauben schenkend was er selbst als Wahrheit erkannt hat, nichts duldend, weil es besteht, sondern nur wenn es der Wahrheit gemäß besteht. Er fängt so zu sagen die ganze Geistesarbeit noch einmal an, um sicher zu sein, daß das, was er behauptet, denkt, vertheidigt, auch vor der Wahrheit bestehen kann. Eine solche unabhängige Geistesnatur, die sich so ganz auf sich stellt, kann sich in das gewöhnliche Berufsleben nicht hineinwagen, weil sie da nicht überall umgestaltend und nur der eigenen Einsicht folgend verfahren darf, weil dort eine zwingende Gewalt auf sie ausgeübt wird, der sie sich nicht entziehen darf, so lange sie in dieser Sphäre wirkend auftreten will. Wir finden daher Lessing auch stets in dieser unabhängigen, nur sich selbst bestimmenden Stellung. Wohl geht er einmal auf fünf Jahre in eine amtliche Stellung in Breslau ein, sie ist ihm aber nur Mittel zum Zwecke und wenn wir überhaupt Grund haben zu beklagen, über so manche Lebensverhältnisse des großen Mannes schlecht und dürftig unterrichtet zu sein, so gewiß in Bezug auf die Periode, die er in Breslau bei dem Gouverneur Tauentzien verlebte. Seine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung übernommener Verpflichtungen, selbst wenn sie ihm innerlich nicht zusagen, hat er auch hier im Amte gezeigt; nicht minder glänzt hier seine strenge Rechtschaffenheit, da er nie die ihm zuerst bekannten Geldreduktionen gebraucht, um sich einen vielleicht unrechtmäßigen, mindestens zweideutigen pekuniären Vortheil zu verschaffen. Daß ihm dieses bewegte Leben in Mitte des Kriegs, in einer wohl unterworfenen, aber noch nicht mit dem preußischen Staate verschmolzenen Provinz reiche Lebenserfahrung eingetragen, bezeugt seine Minna von Barnhelm; wie er die reichern Quellen der Einnahme nur benutzte, um seinen Heißhunger nach Wissen durch den Ankauf einer kostbaren Bibliothek zu stillen, ist uns gleicherweise überliefert. Ja, er ist ein so souveräner, stets seiner selbst gewisser Geist, daß er tändelnd mit einer Leidenschaft spielen kann, die so manchen kräftigen Willen unterjocht und gebrochen hat. Seine Stellung in Wolfenbüttel endlich läßt ihn auch äußerlich so unabhängig, wie er es in einer Beamtung nur wünschen kann; er lebt in den Büchern, er folgt seiner Neigung in der Benutzung der reichen Schätze dasiger Bibliothek, er studirt und veröffentlicht ganz nach freier Selbstbestimmung und die Episode häuslichen Glücks ist eine so kurze, so schmerzhafte, daß sie ihn seinen Studien nicht entzieht und ihm doch Gelegenheit giebt, die Kraft seiner Prinzipien, die Standhaftigkeit, das Vertrauen in die Nothwendigkeit aller Schicksale an sich zu erproben. Unabhängigkeit ist der nothwendige Grundstein, auf dem sich das Gebäude einer solchen herrschenden Verstandeskraft aufbauen muß, und diese geistige und äußere Unabhängigkeit hat ihm nie gefehlt. Von jener charakterlosen Schwäche und Nachgiebigkeit, von jener unbeholfenen Schüchternheit, in der Welt sich zu bewegen, die sonst dem deutschen Gelehrten anklebt, von jener Servilität und Liebedienerei, von dem Buhlen um Gunst der Großen und Mächtigen, das einen so scharfen Schatten auf die deutschen Gelehrten jener Zeit wirft, finden wir bei Lessing nicht die leiseste Andeutung. Seines Geistesadels ist er sich bewußt, ihn allein schätzt er in andern Menschen; äußerer Glanz, hohe Stellung, mächtiges Protektorat imponiren ihm nirgends, wenn sie nicht mit geistiger Tüchtigkeit, mit sittlichem Handeln verbunden sind. Es ist eine Natur, die sich völlig gleich und ebenbürtig weiß

jedem Menschen und nur da sich beugt, wo sie geistige Superiorität anerkennt. Gelegentliche Bemerkungen in den Literaturbriefen zeigen, wie hoch er, der Sachse, doch Friedrich den Großen als Feldherrn und genialen Fürsten stellt; aber sein Blick fällt zugleich auf die Härte seines aufgeklärten Despotismus, darauf daß das Volk aller ständischen Freiheiten beraubt ist, und der große Friedrich bleibt so weit hinter dem Ideale zurück, das er sich von einem großen Fürsten gemacht hat. Es ist nicht sein Bestreben gewesen, in Preußen ein Amt zu erhalten, nur seine Freunde sind für ihn im Jahre 1766 thätig; ihn selbst schmerzt es gar nicht, daß ein Franzose ihm vorgezogen wird. „Wer gesund ist und arbeiten will, hat nichts zu fürchten: Krankheiten aber und dergleichen Umstände zu befürchten, die außer Stand setzen könnten, zu arbeiten, zeigt ein schwaches Vertrauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres und habe Freunde."

Auf diese Freunde will ich Ihren Blick jetzt lenken. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Blüthezeit der Freundschaft. Klopstock'sche Gefühlsschwärmerei hat einen neuen Kultus der Freundschaft geschaffen; seine Altäre sind in der Schweiz so gut errichtet, als in Halberstadt und Hamburg; die schönen, weichen Seelen fließen in einander, nur mit Thränen genießen sie des Glücks der inneren Uebereinstimmung und Seelenverwandtschaft und es gehört zum Wesen dieser Schwärmerei die Selbstquälerei mit dem Gedanken, wie verödet das Leben sein müsse, wenn alle diese Freunde nun geraubt sind und der einzig Ueberlebende zu ihren Ruhestätten wandern muß. Ich erinnere natürlich an die berühmte Klopstock'sche Ode an Ebert, die wohl den Höhepunkt dieser Zerflossenheit darstellt. Von solchem Freundschaftskult dürfen wir allerdings bei einem so nüchternen, ruhigen Geiste wie Lessing, nichts zu finden hoffen. Und doch wie weit mächtiger und tiefer erfaßt uns eine Freundschaft, wie die zu Mylius, zu Moses Mendelssohn; auf welch andrer Basis ruht sie; nicht auf der gegenseitigen Vergötterung, sondern auf der gegenseitigen Anerkennung und Förderung. Wohl hat Lessing einen größeren Kreis von Freunden und Bekannten, sein Briefwechsel giebt Zeugniß davon, aber nur ein kleiner Kreis steht seinem Herzen ganz nahe und hier herrscht Tüchtigkeit der Gesinnung, eifriges Streben nach Wahrheit, Thatkraft und wahres Menschenthum; alle Oberflächlichkeit, aller Schein ist hier verbannt, wahrhaft edle Naturen haben sich gefunden und halten sich für alle Zeit fest, sich gegenseitig bestimmend, tragend, fördernd in den gleichartigen Bestrebungen zur Herstellung wahrer Humanität. Dieselbe Innigkeit und treue Pflichterfüllung charakterisirt die kurze Periode seines häuslichen Glücks mit seiner so spät gewonnenen Gattin, wie auch die aufopferungsvolle Fürsorge für seine Geschwister, denen er über seine pekuniären Mittel hinausgehende Unterstützungen gewährte. Ueberhaupt bewahrheitete er in allen Beziehungen seine Menschenliebe durch die That. Wie Lessing treuester, innigster Freundschaft fähig ist, so aber auch offenen, dauernden, nie zu beschwichtigenden Hasses. Hoffärtiger Dünkel, rechthaberische Oberflächlichkeit, hochmüthiges Halbwissen, Charlatanerie, Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit sind die Feinde, die er in einem Lange, Klotz, Voltaire, Goeze bekämpft und durch Dialektik und Ironie vernichtet. Es ist ein kampfreiches Leben, eine Reihe herkulischer Arbeiten gegen alles Hohle, Nichtige, Halbwahre; und diese Kämpfe sind nicht muthwillige, nicht absichtlich im Uebermuthe der Ueberlegenheit herbeigeführte Streitigkeiten, sondern Abwehr und

Vertheidigung, Rechtfertigung des Denkers selbst, oder der Wahrheit. Gerade in diesen literarischen Kämpfen zeigt sich eine neue Seite des Lessing'schen Charakters, sein echt deutscher Sinn.

In einer Zeit, wo alle edleren Kräfte sich wieder dem Ziele zuwenden, der deutschen Nation die Einheit, welche ihr Sprache, Wissenschaft, Kultur, Religion geben, auch in der Einheit der politischen Machtstellung zur Darstellung zu bringen, die Zerrissenheit und den Partikularismus zu heilen, den Patriotismus für die ganze große Nation zu entzünden: in solcher Zeit ist es wohl natürlich, daß wir uns fragen, wie stand denn Lessing zu seiner Nation, welche politische Ansichten hatte er durch Studien und durch die Betrachtung der wirklichen Lage der Staaten und Völker gewonnen.

Scheinbar besaß Lessing's Zeit das, was unsere Zeitgenossen herzustellen wünschen und streben, eine einheitliche Leitung der deutschen Staaten; noch führte ein Habsburger den stolzen Titel eines deutschen Kaisers, nominell waren die Fürsten der zahlreichen deutschen Staaten und Staatchen noch Lehnsträger dieses Kaisers. Aber in der Wirklichkeit fehlte auch damals schon eine feste Zusammenfassung des vielgegliederten Ganzen, ein Geltendmachen der deutschen Interessen im Rathe der Mächtigen, welche ängstlich das Gleichgewicht Europa's bewachten. Wie oft schon war das, was dem deutschen Volke hätte Nutzen bringen, was seine Ehre und sein Ansehen hätte bewahren können, dem Familieninteresse des habsburgischen Hauses aufgeopfert. Jede Theilnahme des Volkes an der Berathung und Feststellung seiner Gesetze und politischen Ordnungen war in sämmtlichen Staaten beseitigt; nur Büreaukratie oder veraltetes Ständewesen bestimmte die Schicksale der Millionen, die überhaupt nur für eine bornirte, urtheilslose Masse galten, nur dazu da, um für den Vortheil und das Vergnügen der Fürsten zu arbeiten, die als eine ererbte Sache betrachtet wurde, über die durch Verträge nach Belieben der Kabinette verfügt wurde. Gemeingeist war natürlich erstickt, die miserabelsten materiellen Interessen allein beschäftigten den Geist der Bürger und jenes oft verspottete Spießbürgerthum mit dem Zopfe, mit aller Engherzigkeit zahlloser Vorurtheile, stand in vollster Blüthe. Selbst die ernste Sittlichkeit des Volkes war zum Theil untergraben durch die französische Leichtfertigkeit und Frivolität, die an allen Höfen und Höfchen, in allen höheren Schichten der Gesellschaft herrschte. Deutsche Sprache und Lebensweise war von französischer Weltsprache, Literatur und Sittenlosigkeit aus den höheren Regionen vertrieben, und immer tiefer fraß sich jene Nachahmungssucht des Ausländischen, das vergebens schon von den Dichtern der schlesischen Schulen und von Klopstock bekämpft war. Ein Hauptfeind dieser Fremdländerei in Sprache und Sitte und Denkungsweise ist Lessing. Wie er in seinem eigenen Wesen deutsche Tüchtigkeit, Gründlichkeit, Ehrbarkeit und Geradheit darstellt, wie er stolz ist auf seine edle Nationalität, so verlangt er namentlich von denen, die durch Geisteswerke bildend und veredelnd auf ihre Zeitgenossen einwirken wollen, wahrhaft nationale Sinnes- und Handlungsweise und reine deutsche Darstellung. Darum tadelt er offen Gottsched, der uns mit französischen seichten Dramen überschüttet, darum Wieland, der in Sprache und Gedanken anfing den seraphischen und deutschen Flug mit dem fremden Leichtsinn zu vertauschen. Darum ruft er klagend aus, daß die deutsche Literatur fast nur die Versuche junger Leute aufweisen könne, da man das Vorurtheil hege, daß ältere Männer nur ernste Berufsarbeiten

treiben dürften. Deshalb vermißt er in dieser Literatur Kraft und Mark, tüchtige Gedanken, da die Jugend die Welt noch nicht kenne und daher eigene Erfahrungen nicht darstellen könne. Darum ruft er bitter an einer andern Stelle aus: „Wenn unsere besten Köpfe, um ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen, wenn — doch ich breche ab, damit Sie nicht eine Satire über unsere Nation und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen." Und am Schlusse der Dramaturgie tönt laut seine Klage: „Welch gutherziger Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir noch keine Nation sind; ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos vom sittlichen Charakter; fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen." Trotz dieser Klage, trotz dieses Unmuths verzweifelt er nicht an der Nation, wendet er sich nicht von ihr ab; sein ganzes Streben und Wirken ist deutsch und für die Deutschen, seine Prosa ist das markigste, kürzeste, gedankenreichste und reinste Deutsch, das wir besitzen, und noch heute in vielen Stücken unerreicht, gewiß nie übertroffen.

So fest und eng er sich also hier an seine Nation anschließt, so eifrig und unablässig er für ihre geistige Förderung, für ihre Befreiung vom Irrthum und Vorurtheil, vom falschen Geschmack und falscher Willensrichtung kämpft und arbeitet, er vergißt dabei nicht, daß jede, auch die größte Nation, nur ein Glied ist in der Kette der Völker des Erdballs, daß sie alle nur e i n e Nation von Brüdern sein sollten und daß die göttliche Regierung und Erziehung alle Menschen umfaßt. Obwohl er ein echter Deutscher ist in Gedanken, Worten und Werken, ist er doch auch gleich Herder ein echter Universalist. Wie er sich bemüht in seinen 100 Paragraphen über die Erziehung des Menschengeschlechtes den Weg nachzuweisen, den die göttliche Vorsehung eingeschlagen, um alle Völker von naivem Glauben zu einer vernunftgemäßen Religiosität zu führen, so entwirft er in seinem Gespräche über Freimauerei in freilich aphoristischer Weise seine Ideen über die soziale Erziehung des Menschengeschlechts in den Staaten und deutet seine politische Ansichten an. Die Staaten sind um der Menschen willen da, nicht die Menschen um der Staaten willen. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen kann. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats; jede andere, bei der auch noch so wenige einzelne Glieder leiden müssen, ist nur Bemäntelung der Tyrannei. Die Staatsverfassungen sind Mittel menschlicher Erfindung, haben also das Wesen aller menschlichen Mittel, sie sind nicht unfehlbar. Auch aus der besten Staatsverfassung müssen Zustände entspringen, die der Glückseligkeit einzelner Menschen nachtheilig sind. Jeder Staat, er sei gut oder schlecht, muß verschiedene Stände haben; unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. Gesetze können diese Ungleichheiten und übele Folgen nicht beseitigen, denn die Gesetze gelten immer nur in den Grenzen eines Staates und ein alle umfassender universaler Staat ist unmöglich, da Klima, Bedürfnisse, Gewohnheiten, Sitten, Religionen Verschiedenheiten als nothwendig setzen. Diese Uebel zu beseitigen kann nur, wie Lessing sagt, ein opus supererogatum sein und

die Weisesten und Besten eines jeden Staates müssen sich verbinden und sich freiwillig diesem opus supererogatum unterziehen; sie müssen über die Vorurtheile der Völkerschaften hinweg sein, und genau wissen, wo Patriotismus aufhört eine Tugend zu sein. Das sind die Freimaurer, die es sich zum Geschäfte gemacht haben, jene Trennungen, durch die die Menschen einander fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen; die wahrhaft menschliche Empfindung in den Herzen veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, und so den mit den Staatsverfassungen gegebenen nothwendigen Uebeln entgegenarbeiten.

Möge es mir geglückt sein, so in einigen Zügen den festen, geschlossenen, mannhaften Charakter des unvergeßlichen Lessing gezeichnet zu haben. Was er gewollt und erstrebt hat, hat Früchte getragen; wenn in deutschen Herzen jetzt wieder wahrhaft deutsche Männlichkeit glüht und sich in Thaten manifestirt, wenn die Vorurtheile für das Ausländische mehr und mehr geschwunden sind, wenn unsere höheren Stände sich wieder als Deutsche fühlen und an der Fortbildung deutschen Geisteslebens regen Antheil nehmen, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutsch redenden Stämme wieder lebendiger ist und zum ernsten Zusammenschluß der deutschen Nation hinringt: so haben wir in diesen Erscheinungen die Erfolge und Nachwirkungen der Arbeiten und Bestrebungen eines Lessing mit anzuerkennen und zu verehren. Darum gebührt es sich auch, daß die Neuzeit wieder Lessing's Werke studirt, seinen Namen im Herzen trägt und auch äußerlich durch Denkmale bezeugt, daß sie Lessing als den Gründer deutscher Nationalität neben und mit den andern großen Männern verehre, die gleiche Ziele sich gesetzt hatten. Darum ist es nur eine gar zu spät abgetragene Schuld der Dankbarkeit, wenn endlich in der Stadt, die sich gern die Metropole deutscher Intelligenz nennen hört, neben den ehernen und marmornen Monumenten großer Kriegshelden nun sich auch die dauernden Bilder eines Lessing, Göthe und Schiller erheben sollen. Freilich für den Ruhm des großen Landsmannes bedarf es solches äußern Zeichens nicht, aber für uns bedürfen wir solches Dokuments unserer Gesinnung und Verehrung. Das herrlichste und unvergänglichste Denkmal hat sich der rüstige Kämpfer für Wahrheit selbst gesetzt und mindestens mit gleichem Rechte wie jener Dichter des augusteischen Zeitalters könnte er von sich rühmen:

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius.

XVII.

Ein alter Atlas in der Rathsbibliothek zu Löbau.

Mitgetheilt von Rodo Kretschmer, Director der Bürgerschule in Löbau.

In der Rathsbibliothek zu Löbau befindet sich ein alter Atlas vom Jahre 1501. Derselbe gehörte zu Ende des vorigen Jahrhunderts einem Leinweber Namens Gottlieb Mai daselbst und wurde um 1784 der genannten Bibliothek von dem Eigenthümer geschenkt. Gestochen hat denselben Johann Schnitzer von Armßheim (Arnheim), gedruckt Georg Glockenton zu Nürnberg. Ein eigentliches Titelblatt ist wenigstens jetzt nicht mehr vorhanden. -

Der Atlas enthält folgende Karten: 1) Eine Weltkarte. 2) Insulae Britannicae. 3) Hispania tota. 4) Gallia cum insulis adjacentibus. 5) Germania cum insulis adjacentibus. 6) Rhaetia, Vindelici, Noricum, duae Pannoniae, Illyris cum adj. ins. 7) Italia et Cyrnus cum ceteris adj. ins. 8) Sardinia et Sicilia. 9) Sarmatia Europaea et chersonesus Taurica. 10) Jazyges Metanastae, Dacia utraque, Mysia, Thracia et chersonesus. 11) Macedonia, Epirus, Achaja, Peloponnesus, Creta, Euboea cum ins. adj. 12) Italia moderna. 13) Francia moderna. 14) Prussia, Livonia, Norwegia, Gothia moderna. 15) Hispania moderna. 16) Terra sancta moderna. 17) Ambae Mauretaniae, Tingonica et Caesariensis. 18) Africa et insulae, quae circa ipsam sunt. 19) Cyrenaica et Aegyptus cum adj. ins. 20) Interior Libya, Aethiopia, quae sub Aegypto est, et quae est interius cum ins. adj. 21) Asia minor. 22) Sarmatia Asiatica. 23) Colchis, Iberia, Albania, major Armenia. 24) Cyprus, Syria, Judaea, Arabia petraea et deserta, Mesopotamia, Babylonia. 25) Assyria, Susiana, Media, Persis, Hyrcania, Parthia, Carmania deserta. 26) Arabia felix et Carmania cum adj. ins. 27) Margiana, Bactriana, Sogdiana, Sacae, Scythia intra Imaum montem. 28) Scythia citra Imaum et Serica. 29) Aria, Paropamisadae, Drangiana, Arachosia et Gedrosia. 30) India intra Gangem cum adj. ins. 31) India extra Gangem et Sina. 32) Taprobane. 33) Eine Reisekarte von Deutschland.

Die Länder (nicht blos die Ränder derselben) sind farbig, Flüsse und Seen blau, Gebirge braun gemalt. Die noch ganz frisch erhaltenen Farben sind zum Theil ziemlich dick aufgetragen.

Ueber die einzelnen Karten möchten folgende Bemerkungen nicht ohne Interesse sein.

1. Die Weltkarte reicht nördlich bis zum 63. Breitengrade, über welchen jedoch eine große europäische Halbinsel (Pilapelant) noch weit hinausragt; auch sind mehre Inseln im Eismeere angegeben; im Süden reicht die Karte nur bis zum 25. Grade südlicher Breite. Die Nordhälfte ist in sieben Klimate abgetheilt. Von West nach Ost werden 180 Längengrade gezählt; der erste Meridian geht durch eine der „kateridischen" Inseln westlich vom europäischen Festlande in der Breite der Seine-Mündung, was unserer Zählung von Ferro aus nahe kommt. Man darf wohl vermuthen, daß unter den kateridischen Inseln die Kassiteriden des Herodot gemeint sind. Asien ist viel zu weit nach Osten gedehnt; denn der 180. Meridian, der doch durch das stille Meer gehen sollte, geht seiner ganzen Länge nach durch das asiatische Festland.

Afrika und Asien sind durch ein fabelhaftes Südland, „secundum Ptolemaeum", verbunden, wodurch das indische Meer zu einem Binnensee gemacht worden ist*). Die Insel Ceylon (wenn man unter „Taprobane" dieselbe verstehen soll) erscheint übermäßig groß, so daß sie sich ungefähr zehn Grade in die Länge und Breite dehnt.

Die Nomenklatur ist lateinisch; ein erklärender Text ist nicht vorhanden.

2. Jeder der folgenden Karten, mit Ausnahme der letzten, ist auf der Rückseite ein kurz erklärender Text beigedruckt. Dem ersten dieser Texte geht folgende Ueberschrift voran:

Expositio omnium summarum quibus continentur in Europa tabulae decem provintiae XXXIIII.

Hierauf folgt, bei der Karte von Großbritannien, folgende Erklärung, welcher die den späteren Karten beigegebenen in der Form durchaus ähnlich sind**):

Prima Europae tabula insulas britannicas continet cum ceteris insulis quae circa ipsas sunt. Paralelus per medium ipsarum inscriptus: proportionem habet ad meridianum: quam undecim fere ad viginti. Terminatur autem tabula ab omni parte oceano. Ab oriente germanico. Ab austro britannico et eo qui vergonius appellatur. Ab occasu occidentali. A septentrione hyperboreo et eo qui due (?) callidonius dicitur.

Thyle ergo maximam diem habet horarum equinoctialium 20 et distat ab alexandria versus occasum horis equinoctialibus 2.

Iberniae insulae civitates insignes. Ibernis maximam diem habet horarum 18 et distat ab alexandria versus occasum horis $3\frac{1}{4}$.

Rheba maximam habet diem horarum $18\frac{1}{2}$ et distat ab alexandria versus occasum horis $3\frac{1}{5}$.

Albionis insulae civitates insignes. Londinum maximam diem habet horarum 17 et distat ab alexandria versus occasum horis $2\frac{2}{3}$.

---

*) Abraham Ortelius, dessen Atlas 1570 erschien, hat auch noch das fabelhafte Südland, das sich dort sogar als „Feuerland" südlich von der Magelhaensstraße zeigt; doch hängen Asien und Afrika nicht mehr mit demselben zusammen.

**) Nur zu Neu-Italien sind einleitende Worte anderer Art gegeben. Dieselben enthalten nämlich ein rhetorisch ausgeschmücktes Lob des Landes hinsichtlich seiner alten Berühmtheit, seines herrlichen Klima's, der Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Provinzen und seiner „olim propter romanorum monarchiam et nunc propter apostolicam sedem" andauernden Weltherrschaft. — Uebrigens haben alle diese Einleitungen gemalte Initialen.

Caturactonium maximam diem habet horarum 18 et distat ab alexandria versus occasum horis $2^2/_3$.

Peteron seu alatus exercitus maximam diem habet horarum $18^1/_3$ et distat ab alexandria versus occasum horis 2.

Occes seu vectes insula maximam diem habet horarum $16^2/_3$ et distat ab alexandria versus occasum horarum $2^2/_3$.

Man sieht, daß die (östliche oder westliche) Länge von Alexandrien aus berechnet wird; denn z. B. die Worte „Londinum distat ab Alexandria versus occasum horis $2^2/_3$“ wollen offenbar sagen, daß die Sonne zu London um $2^2/_3$ Stunden später als zu Alexandrien den Meridian durchschneide, was einer Längendifferenz von 40 Graden entspricht; die wirkliche Längendifferenz beider Städte beträgt freilich nur ungefähr 30 Grade.

Schottland ist auf dieser Karte arg verzeichnet; der nördliche Theil des Landes, vom Frith of forth, dem Meerbusen von Edinburg aus, liegt weithin nach Osten gedehnt.

3. Es mögen nunmehr noch einige Bemerkungen über die nachfolgenden Karten Platz finden.

Auf Karte No. 9. Sarmatia (Rußland) ist der Rigaische Meerbusen mit der Dünamündung angedeutet; der finnische Meerbusen fehlt. Große Gebirge, die riphäischen und hyperboräischen, sind angegeben; die Flüsse sind schwer zu deuten und führen meist fremdklingende Namen. Das Asow'sche Meer (palus Maeotidis) ist von ungeheurer Größe und erstreckt sich vom 49. bis zum 55. Grade der Breite, vom 63. bis zum 69. Grade der Länge.

Auf den riphäischen Bergen sind Alexandri arae, zwischen dem Don und Dnieper sind Caesaris arae angegeben.

Scandinavien ist bis zur Unkenntlichkeit in die Breite gedehnt. Im Norden desselben liegt, durch einen großen von Westen her eindringenden Meerbusen davon getrennt, Engronelant und Pilappelant.

Die sogenannte Karte von „Neu-Palästina“ zeigt das Land mit der Meeresküste nach unten gekehrt und enthält sonderbarer Weise gar keine neueren Namen. Das Land ist noch nach den zwölf Stämmen eingetheilt. Viele Andeutungen auf Thatsachen der biblischen Geschichte finden sich vor; der Wohnsitz des ersten Menschenpaares ist südwestlich von Jerusalem, westlich vom todten Meere gesetzt.

Auf der Karte des nordöstlichen Afrika sind neun benannte Nilmündungen angegeben; Aegypten strotzt von unzähligen, schwer zu entziffernden Ortsnamen.

Auf der Generalkarte von Afrika, welche bis zum 16. Grade südlicher Breite geht, ist etwa unter dem 13. Grade derselben Breite das Mondgebirge angegeben, welches die Quellen des Nils entsendet. Die letzteren bilden zwischen dem 5. und 10. Grade südlicher Breite drei große Seen, deren Abflüsse sich wenig nördlich vom Aequator zum Nilstrome vereinigen. Merkwürdigerweise wird ferner am Aequator der Erdtheil im Westen breiter. Dieser Irrthum ist im höchsten Grade auffällig, wenn man bedenkt, daß das Vorgebirge der guten Hoffnung schon 1486, also fünfzehn Jahre vor dem Erscheinen des Atlasses, entdeckt worden war.

Auf der „Sarmatia Asiatica“ benannten Karte, welche das Land zwischen dem Asow'schen und Kaspischen Meere im Süden, den riphäischen und hyperboräischen Bergen im Westen und Norden enthält und östlich eine von

der Mündung der Wolga (Rha) nach Norden gezogene Linie zur Grenze hat, finden sich auf den riphäischen Bergen Alexandri arae, zwischen diesen Bergen und dem Don arae Caesaris, nördlich vom Kaukasus columnae Alexandri angegeben.

Auf der Karte von Syrien und Mesopotamien sind an die Vereinigung des Euphrat und Tigris „Herculis arae" gesetzt.

Die Karte von Scythia citra Imaum enthält zugleich die regio Serica, welcher drei Städte Issidon, Drosica und Ottorocora zugehören.

Vorderindien ist kaum zu erkennen; es tritt viel zu wenig als Halbinsel hervor.

Die fabelhafte Insel Taprobane liegt westlich von der Südspitze Vorderindiens und ist als ein großes Land, welches vom Aequator durchschnitten wird, angedeutet. Man könnte da eher an Madagaskar als an Ceylon denken.

Bei Hinterindien finden sich „Maniolae insulae" mit Magnetbergen und „Satirorum insulae" mit geschwänzten Menschen.

Der Insel Taprobane ist eine besondere Karte gewidmet. Angegeben sind die Städte: Talacoris, Agabida und die „Metropolis" Maugrammum, ingleichen vier kleine Flüsse, von denen zwei als Ganges und Phasis benannt sind. Der südliche Theil der Insel wird als Aufenthalt der Elephanten bezeichnet; ringsherum liegen eine Menge kleinerer Inseln. Die Gestalt ist so ziemlich die des heutigen Ceylon.

4. Höchst merkwürdig ist die angehängte Reisekarte von Deutschland. Der Norden ist oben, der Süden unten. Die Breitenmessung ist (auf dem linken Rande der Karte) ziemlich richtig gezählt: die Nordspitze von Jütland unter 58°, Triest unter 45°.

Auf dem rechten Rande findet sich eine Zählung anderer Art: das Land ist da in sechs Klimate eingetheilt, das fünfte, sechste, siebente, achte, neunte und zehnte.

Die Gegenden des fünften Klima's sind diejenigen, deren größte Tageslänge 15¼ Stunden nicht erreicht; jedes folgende Klima begreift so viel Land, als zwischen zwei Parallelkreisen liegt, welche in der Länge des längsten Tages um eine halbe Stunde verschieden sind.

Auf dem Südrande der Karte, also oben, liest man folgende Schrift:

Das sein dy lantstrassen durch das Romisch reych von einem Kunigreych zw dem andern dy an Teutsche land stossen von meilen zw meilen mit puncten verzaichnet.

Auf dem Nordrande der Karte, also unten, befindet sich in der Mitte die Abbildung eines Kompasses; links davon liest man:

Dyse Carta begreift bey viij^c vnd xx stet vnd hellt inn nach der brait ij^c vnd x meil Nach der hoch ij^c vnd lxx meil Vnd lenden daran newn kunigreich Wer nun wissen wolt wye weit von einer Stat zw der andern sey Der zel dy punct zwischen den selben zwaien stetn szo wirt er dan erkennen dy meil als vil man ir zellt Szo aber kain punct zwischen den furgenomen stetn verzaichnet wer den Nym ainen zirckl vnnd miss mit im ab dy weit der stet dy selbig czircklweit setz hie auf dyse punct der ytzlicher thut ein gemeine teutsche meil der yde hellt zehntausend schrit.

Die Sache ist die. Auf der Karte sind zwischen den damals bekann=

teren Städten Reihen von Punkten gesetzt, deren Anzahl der Meilenzahl entspricht. Wo aber diese Punkte fehlen, da kann man auf einer über den ganzen Nordrand der Karte hinlaufenden Reihe von Punkten mittels des aufgesetzten Cirkels die Entfernung je zweier Orte finden. Diese Reihe von Punkten ist von zehn zu zehn wiederum durch einen Strich getheilt, und werden von der Linken zur Rechten auf diese Weise 210 Meilen gezählt; Längengrade dagegen sind nicht angegeben.

Zur rechten Seite des Kompaßbildes liest man Folgendes:

Dy gelegenheit der stet einer gegn der andern vermerk also Setz einen compast auf den gemalten ader an dy seitten des briefs vnd ruck den brief biss dy zunglen der compast auf einander sayn den szo dy carta vnverruckt beleibt szo ligt ein ytzliche stat wy sy gelegen ist. Den setz den compast auf die punct zwair furgenomen stet mit der seittn vnd merk wy dy zung stee also stet sy auch wen man zwischn yn wandert.

Getruckt von Georg glogk-
endon zu Nurnbergk 1501.

Was nun das übrige Aussehen der Karte betrifft, so ist Deutschland selbst im Allgemeinen farblos gelassen, die umgrenzenden Meere dagegen sind grün gemalt. Böhmen hat eine gelbe Farbe erhalten, die dasselbe umgebenden Waldgebirge erscheinen grün. Farbig sind auch die angrenzenden Länder und Gebiete, wie z. B. Italien, Frankreich, die Niederlande. Die Schweiz ist farblos gelassen, also zu Deutschland gerechnet.

Von Gebirgen sind angegeben: die Alpen (wo der Brenner und der St. Bernhard genannt sind), die Vogesen, die Ardennen, die Gebirge um Böhmen, die Karpathen und Höhenzüge in Preußen; überall jedoch ohne Namen.

Was die Flüsse und die an denselben liegenden Städte betrifft, so sind angegeben:

Am Rhein: Constanz, Rheinfelden, Basel, Freiburg, Schlettstadt, Straßburg, Hagenau, Landau, Speyer, Worms, Mainz, Coblenz, Andernach, Bonn, Cöln, Nusse (Neuß) und Wesel.

An der Elbe, welche vom Mährischen Gebirge, etwa bei Leutomischl, wie auf unsern Karten die Teinitz, herkommt: Neuenburg (Nimburg), Leitmeritz, Pirna, Dresen, Meissen, Torga, Zerbst, Aken, Meidburg (Magdeburg), Stendal, Werben, Benzenberg (Boitzenburg), Lebenburg (Lauenburg), Hamburg.

An der Oder: Kosel, Oppel, Briga, Presla, Krossen, Frankfurt, Lebus, Fridwald (Freienwalde), Gartz, Stettin.

Groß-Glogau liegt an der (schlesischen) Neisse.

An der Werra ist Eisenach, an der Fulda sind Fulda, Hersfeld, Rothenburg, Melsungen, Kassel,

an der Weser sind Münden, Hörter, Nienburg, Werden, Delmenhorst und Bremen angegeben.

An der Donau liegen: Pfuldorf (Pfullendorf), Ehingen, Ulm, Albig (Albeck), Ingolstadt, Neustadt, Regensburg, Straubingen, Osterhofen, Filshofen (Vilshofen), Passau, Peuerbach (Baierbach), Linz, Jps, Krems, Wien, Presburg, Gran, Ofen.

An der (schlesischen) Neisse liegen: Troppau, Neiße, Schweidnitz, Liegnitz, Glogau.

An der Spree liegen: Bautzen, Kottewitz (Kottbus), Lucka, Berlin, Sund (Stralsund). Bei Stralsund mündet die Spree in die Ostsee.

5. Interessant mußte es für den Verfasser dieses Aufsatzes sein, zu ermitteln, ob und welche Spuren einer Kenntniß des fünften Erdtheils den Verfertigern des Atlasses etwa beigewohnt hätten. Unwahrscheinlich schien es in jedem Falle, daß im Jahre 1501, also neun Jahre nach der Entdeckung Amerika's, in Nürnberg, dem Wohnorte Behaim's, von den Fahrten des Columbus und seinen Entdeckungen gar nichts sollte bekannt gewesen sein. Und wenn man auch zugeben mußte, daß selbständige Forschungen bei diesem Atlas, der (mit Ausnahme etwa der Reisekarte von Deutschland) ganz nach den alten Traditionen gearbeitet worden ist, im Uebrigen nicht bemerkt werden konnten, so durfte doch die Mühe des Suchens nicht gespart werden. Wenn man bedenkt, daß in demselben Nürnberg von M. Behaim 1484 ein Atlas herausgegeben worden war, welcher ein Land Chatai im Westen von Afrika zeigte, und daß man überdies schon seit einem halben Jahrhunderte gewohnt war, von neuen Entdeckungen zu hören, so schien es doch ganz unerklärlich, daß der Name des berühmten Genuesers in Nürnberg um 1500 noch nicht vernommen worden sein sollte. Zwar viel Hoffnung war nicht da: denn schon 1486 (also 15 Jahre vor dem Erscheinen des Atlasses) hatte Bartholomäus Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt; und dennoch hatten die Verfertiger des Atlasses nicht so viel Kunde davon, daß sie im Mindesten von der alten Tradition, welche, im völligen Gegensatze gegen die Wirklichkeit, Afrika in der Gegend des Aequators nach Westen hin breiter werden ließ, abgewichen wären.

Endlich schien an zwei Stellen der Name des Columbus gelesen werden zu können.

Auf der 30. Karte nämlich, der Karte von Vorderindien, fanden sich an der Westküste, etwa in der Gegend des Kap Comorin, bei einem Meerbusen die Worte:

Sinus Colchicus, in quo Colimbises super utribus navigavit.

Aehnlich finden sich auf der 26. Karte, der Karte von Arabien, die Worte:

Sinus sachalites, in quo Colimbisis super utribus navigavit.

In der Nähe waren „Zenobii insulae" angegeben.

Den sinus sachalites sucht man bekanntlich an der Südostseite des glücklichen Arabiens, da wo jetzt Sadjar liegt.

Die Vermuthung lag nahe, daß unter dem Colimbises oder Colimbisis Columbus gemeint sein möchte. Denn jener Name kommt weder in der alten Geschichte vor, noch ist unter den Seefahrern des Mittelalters ein ähnlicher Name zu finden.

Daß asiatische Meerbusen es sind, bei denen der Name vorkommt, darf Niemand Wunder nehmen; der große Entdecker war ja selbst der Meinung, er sei um die Erde herum von Osten her nach Asien gekommen, und ist bis an seinen Tod in diesem Irrthume geblieben.

Aber freilich: wo findet sich eine Spur, daß Columbus „auf Schläuchen" geschifft sei?

Der Ausdruck kommt schon im Curtius Lib. 7. c. 8.:

„Super utres (Alexander) jubet nare levius armatos“

und c. 9. vor:

„At illos, quos utres stramento repleti vehebant, objectae rates tuebantur“,

wo Alexander's des Großen Uebergang über den Tanais erzählt wird. Es fehlte damals an Holz zu Flößen und Fähren; mit Stroh ausgestopfte Schläuche waren da ein vortreffliches Mittel für die Schwimmenden, als das Heer über den Fluß setzte.

Aber wer hat jemals etwas Aehnliches von Columbus gehört oder gelesen? Ist Columbus also an den genannten beiden Stellen wirklich unter dem Colimbises zu verstehen, so muß man annehmen, daß zu jener Zeit (1501) nur unbestimmte Fabeln und Gerüchte über des Columbus Seefahrten zur Kunde der Herausgeber des Atlasses mögen gekommen sein.

6. Was nun die Personen der Herausgeber des Atlasses betrifft, so findet sich über der Weltkarte folgende Schrift:

Insculptum est per Johannem Schnitzer de Armssheim.

Armßheim ist gleichbedeutend mit Arnheim. Von dorther war Johann Schnitzer, ein auch sonst bekannter Formenstecher zu Nürnberg.

Als Drucker hat sich auf der letzten Karte, wie schon gesagt ist, Georg Glockenton (Glogkendon) genannt. Es ist Georg Glockenton der Vater, der um das Jahr 1514 gestorben sein mag. In der Encyklopädie von Ersch und Gruber wird angeführt, daß zwei von ihm gestochene Blätter: „die heilige Jungfrau mit vier heiligen Weibern“ und eine Himmelfahrt Christi noch vorhanden sind.

Die Blätter des Atlasses sind 17 Zoll sächsischen Maßes hoch und 12 Zoll breit; da die Karten auf den vollen Bogen gedruckt sind, so ist für jede derselben zu der Höhe von 17 Zoll ein Raum von einer Elle Breite gegeben. Dieses Format ist ursprünglich noch etwas größer gewesen; die Ränder sind nämlich bei einem neuerdings nöthig gewordenen Einbinden des Atlasses beschnitten worden. Es füllen jedoch die wenigsten Karten den Raum ganz aus.

XVIII.

Noch ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Lübben.

Vom Justizrath Neumann in Lübben.

Vor Kurzem ist das seit länger als 30 Jahren vermißte älteste Siegel der Stadt Lübben wieder aufgefunden worden und ich füge hier einen Abdruck desselben bei.



Schon die Form des Schildes ergiebt, daß dieses Siegel sehr alt ist und vielleicht über das 14. Jahrhundert noch zurückgeht; noch mehr aber die Masse, aus der es besteht, die nicht Messing, sondern eine Mischung ist, die in frühester Zeit vielfach vorkam und große Aehnlichkeit mit derjenigen hat, aus welcher die alten, vielfach in hiesigen Gegenden gefundenen Waffen, namentlich diejenigen, die kleinen Streithämmern ähnlich sind, gefertigt waren. Das Siegel hat aber außerdem auch in so fern eine seltsame Form, als der Stiel oder die Handhabe nicht in die Höhe steht, sondern parallel mit dem kleinen Schilde selbst läuft, so daß dasselbe einer kleinen Maurerkelle ähnlich sieht, mit dem Unterschiede nur, daß der Stiel von der Mitte des Schildes ausgeht. Beim ersten Anblick ergiebt sich sofort, daß es lediglich dazu bestimmt war, in eine weiche Wachskugel gedrückt zu werden.

Was nun das darauf befindliche Wappen, den Adler, betrifft, so hat derselbe allerdings sehr viel Aehnlichkeit mit dem alten brandenburgischen Adler, und bekanntlich wird auch von Vielen angenommen, daß Markgraf Albrecht der Bär der Stadt dieses Wappen verliehen habe. Indessen ist es doch sehr zweifelhaft, ob den Städten in jener frühen Zeit schon Wappen von den Markgrafen verliehen wurden; Markgraf Albrecht von Ballenstädt

besaß die Niederlausitz aber von 1124 bis 1131 und sein Besitz war nicht unbestritten, vielmehr wurden von Heinrich von Groitsch, dem Sohne Wyprechts, in dessen Besitze wir sie auch seit 1131 finden, daran Ansprüche gemacht. Der Adler stimmt aber auch ganz mit der Form des Reichsadlers in den früheşten Jahrhunderten überein, wie er z. B. auf Münzen der freien Stadt Frankfurt und auf den Mittheilungen des germanischen Museums zu Nürnberg erscheint. Der zweiköpfige Reichsadler kommt bekanntlich erst seit der Regierung des Kaisers Wenzel vor. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der von dem Burggrafen von Lubin auf dem Schilde geführte Reichsadler auf die Stadt übergegangen ist.

Das hohe Alter der Stadt Lübben wird nach dem Inhalte des Nienburger Geschichtsfragments wohl kaum noch in Zweifel gezogen werden. In demselben wird sie wie Kottbus als urbs, feste Stadt, erwähnt, und war als solche schon vor den Einfällen der Polen, durch welche diese Gegend in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts verwüstet wurde, vorhanden. Auf dem noch vorhandenen alten Burglehnberge, der sich aus der Wendenzeit herschreibt, und mit welchem die Lehngüter in dem dabei gelegenen jetzigen Dorfe Steinkirchen in unmittelbarer Verbindung standen, befand sich der Sitz der Gauverwaltung. Im 12. Jahrhunderte werden die Burggrafen, Castellani, von Lübben ausdrücklich erwähnt, und es wurde hier also das Gericht unter Königsbann von ihnen gehalten. Mit dieser Gerichtshegung stand der kaiserliche Schild mit dem Reichswappen aber in nächster Beziehung, und wo man ein wirkliches Gericht, ächtes Ding, bei Königsbann hielt, wurde an dem Baume, unter welchem, oder in der Halle, wo es gehegt zu werden pflegte, ein kaiserlicher Schild aufgehängt. Es spricht daher ein ziemlicher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieses Wappen auf die Stadt überging und derselben verblieb, als sie an die Grafen von Brene, die burggräfliche Linie von Wettin, und pfandweise an das Kloster Dobrilugk gelangte, von dem sie Herzog Rudolph von Sachsen endlich zurückerhielt.

Als man unter der Mark im neueren Sinne den Distrikt verstand, der den den deutschen Ländern gegenüberstehenden feindlichen Nachbarn abgenommen und nach der Eroberung mit deutschen Befestigungen und Besatzungen gesichert, auch so viel als möglich immer weiter in das feindliche Gebiet vorgeschoben wurde, um zugleich das Christenthum daselbst zu verbreiten, waren es vorzugsweise diese festen Punkte und Sitze der deutschen Militairgewalt und Rechtsverwaltung, wo auch die ersten christlichen Kirchen gegründet wurden. In Lübben findet sich nun auch schon sehr früh ein vollständig geordnetes Kirchenwesen.

In der in das Neue Laus. Magazin Bd. 33. S. 115. aufgenommenen geschichtlichen Darstellung des Kirchenwesens in Lübben wurde bereits erwähnt, daß die hiesige Hauptkirche, ebenso wie es auch in Luckau der Fall ist, ursprünglich eine Marienkirche gewesen zu sein scheine und erst später den heiligen Nikolas zu ihrem Schutzpatrone angenommen habe. Die im 31. Bande S. 102. des Neuen Laus. Magazins enthaltene, aus dem Original des Stiftsarchivs zu Meißen mitgetheilte Urkunde von 1326 setzt dies indessen eigentlich schon außer Zweifel. In derselben heißt es: Hermann von Lubin, immerwährender Vikar der Meißner Kirche, habe die Marienkirche zu Lubin, die früher seine Kirche gewesen, mit zwei Talenten Freiberger Pfennigen dotirt. Dieser Hermann von Lubin war, ehe er zum Vikar des Bis-

thums erwählt worden war, einer der Domherren in Meißen und vorher Pfarrer in Lübben. Denn es heißt in einer andern im Kopialbuche des Stifts enthaltenen und von Beyer, Geschichte von Altzelle S. 587., im Auszuge mitgetheilten Urkunde vom 26. März 1328: Hermann, immerwährender Vikar der Meißner Kirche, vormals Pfarrer in Lubin, habe mit einer aus dem Gute Wussen erkauften Hebung dem Kloster Altzelle ein Geschenk gemacht. Nun kommen aber die Pfarrer von Lubin nach demselben Kopialbuche noch bei weitem früher schon unter den Meißnischen Domherren vor, so Heinrich von Lubin 1248 und Albert von Lubin bereits 1206 bis 1215. Hiernach war also die Pfarrstelle in Lübben schon so früh eine Pfründe für einen Meißnischen Domherrn, das Kirchenwesen mithin schon mit dem Beginne des 13. Jahrhunderts nicht nur ein vollständig geordnetes, sondern auch ein sehr umfangreiches; denn außer diesem Pfarrer müssen noch andere Geistliche für kirchliche Funktionen in Lübben selbst vorhanden gewesen sein. Es finden sich auch sehr früh schon zwei Diakonen erwähnt, jedoch erst nach der Bestellung des Offizials. Als daher 1361 Markgraf Ludwig der Römer die Propstei zu Lübben dem Lausitzischen Archidiakonate im Meißnischen Bisthum abtrat, war dies wohl nur noch das landesherrliche Präsentationsrecht an derselben. Wahrscheinlich stand diese uralte Verbindung des Pfarrers zu Lübben in einer gewissen Beziehung zu dem Lausitzischen Archidiakonate; indessen war der oben erwähnte Hermann von Lubin nicht der Archidiakonus, seine Schenkung an die Kirche wurde vielmehr von dem Archidiakonus bestätigt, der aber nicht genannt ist.

XIX.

Miscellen.

1.

Schreiben des Bürgermeisters Paul Liebe in Budissin an Friedrich Cremitz in Breslau.

(Mitgetheilt vom Archivar Dr. Wattenbach in Breslau.)

Edler, WohlEhrenVester, GroßAchtbahrer und Hochbenambter
Insonders großgünstiger, Hochgeehrter Herr Schwager
und Werther Freundt.

Daß derselbe mich seines liebwillkommenen Schreibens würdigen wollen, deßen thue mich zum dinstfreundlichsten bedanken: Gestalten ich nun auß demselben mit mehrerm erfreulich vernommen, wie daß sich der Herr Schwager benebens seiner Hertzliebsten annoch gutter Leibes gesundheit auch ziemlichen wohlergehens zu rühmen habe. Wobey der Allgüttige Gott dieselben viel lange Zeit mildväterlich schützen und erhalten wolle. Was mich und die sämbtlichen lieben meinen betrifft, sind wir (dem Höchsten sey Dank) auch noch bey gutter gesundheit und leidlichem Zustande. Solchem nach berichte, daß des Herrn Schwagers übersendetes Contrafait durch Gregor Mättigen Lohgerbern mir gebührend eingehändiget und solches dem Verlangen nach, nebenst dinstlichem gruß E. E. E. Hochw. Rathe von mir eingereichet worden. Gleich wie Ihnen nun besagtes präsent sehr angenehm geweßen, also haben Sie mir den Herrn Schwager hinwiderumb dinstlich zu grüßen und denselben aller beharrlichen gutten Freundschafft, insonderheit daß die dem Vaterlande rühmlichst zugeeignete Stifftung ieder Zeit gantz vnverruckt vnd in guttem Flor solle erhalten werden, zuversichern aufgetragen, Vnd ist solch künstlich gemahltes stück eben dahin lociret, wo des seel. Herrn H. Gregorii Mättiges gemelde stehet: dießer hat die Stadt Budissin mehr dann mit 20000 Thalern Capital beschencket und beziehret, davon jährlich die Zinßen an allerhand dürfftige Persohnen außgetheilet und verwendet werden. Gott wolle solche Hochrühmbliche Stifftungen erhalten, bieß an den lieben jüngsten Tag, auch mehr gutherzige leutte zu dergleichen mildigkeit erweichen, vnd solches alles mit zeitlichen und himlischen Segen reichlich ersetzen.

Nechst dießem habe noch immer gehoffet meinen hochgeehrten Herrn Schwager einsten bey Vnß zu Budissin zu sehen; nachdem aber durch Gottes sonderbahres Verhängniß sich hin vnd wieder gefährliche seichen blicken laßen, also das die straßen vnsicher und fast alle Correspondenzen gehemmet sein, also beginne hieran zu zweifeln, vnd weilen eß von Vnß nicht zu endern, müßen wir alles in des lieben Gottes gnädigen willen gestellet sein laßen,

der wird zu Seiner Zeit Vnß wiederumb mit seinen gnaden augen anblicken vnd auß aller gefahr der Pest und andern Vbels erretten. Womit ich also schließe und meinen hochwehrten Herrn Schwager sambt dessen Eheliebsten (so ich ehrenfreundl. zu grüßen bitte) Göttlicher gnaden Obschirm, mich aber seiner fernern wohlneigung überlaße und Verharre

Meines großgünstigen und hochgeehrten
Herrn Schwagers

Sig. Budissin den
29. Augusti A. 1680.

Dienstbeflißener
Paul Liebe m. p.

Außen: Dem Edlen, WohlEhrenVesten, Groß-Achtbahren und Hochbenambten Herrn Friedrich Cremitzen Vornehmen Bürger und Handelsman auch Wohlbestellten Lieutenant in der Schlesischen Haubt Stadt Breßlau 2c. Meinem insonders großgünstigen und hochgeehrten Herrn Schwager und Vornehmen Freunde 2c.

Ao. 1680.
Adi 5 September auß Budißin von Herrn Burgermeister Lieben empfangen.

2.

Zwei Schreiben M. Samuel Jauch betreffend.

(Mitgetheilt vom Archivar Dr. Wattenbach in Breslau.)

Ueber M. Samuel Jauch vgl. Otto's Lexik. Oberlaus. Schriftsteller II. S. 226 ff. und Schulze, Supplemente zu Otto S. 190, wo literarische Nachweisungen über ihn zu finden sind. Derselbe wurde 1526 am 26. Juni in Freistadt geboren, besuchte die Schule in Grimma und die Universitäten zu Frankfurt a. d. O. und zu Wittenberg, ward 1550 Magister, 1552 Hofprediger in Brieg, 1558 auf Melanchthon's Empfehlung in Lauban und 1561 in Görlitz Pastor Primarius. Hier weihte er 1565 das neue Gymnasium ein. Im Jahre 1566 ward er Superintendent in Freiberg, 1579 Official und General-Superintendent der Niederlausitz in Lübben, wo er am 24. Mai 1585 starb. Er kam in den Verdacht des Philippismus und hatte deshalb manche Anfechtungen zu erdulden. In der Görlitzer Kirchenbibliothek befindet sich sein Autographum in einer Wittenberger Ausgabe der Bibel.

a.

Kundschafft Magistro Samueli Jauchio gegeben.

Von gottis gnaden Wir Georg Herzog in Schlesien zur Lignitz vndt Briegg 2c. Entpietten allen vnd yden wes hohen wirden vndt standes die sein, so himit diesem vnserem briefe ersucht werden, vnsere freundliche dienst, vnd was wir mehr Liebs vnd guttes vermogen, freundschafft gonst grus gnad vnd alles guttes, Wie sich das noch eines yden stande erheischet vnd geburett, Vnd geben E. L. freundlicher, euch anderen gutter gonstiger vnd genediger

meinungk zuerkennen Das gegenwertiger briefszeiger, der Wirdige Wolgelerte Ern Magister Samuell Jauch eine Zeitlang vnser Superattendent in geistlichen sachen, vnd pfarher vnserer stiftskirchen alhie zum Brieg gewesen, in welchem seinem Dienst er sich treulich woll vnd Cristlich, als eynem fromen sehlsorger vnd diener des gottlichen Worts mit heilsamer Lehr des Euangelii vnd Erbarem Cristlichen wandell vnd leben, vorhalten solt, Demnoch er sich dann wiederump auf eyne Academ; zubegeben vnd seine angefangene studia zue mehrem vnd grosserem nutz vnd fromen der Cristlichen kirchen zu Continuiren willens, vnd derohalben von vns eynen vnderthenigen abschiedtt genomen, Auch mitt vnserem genedigen vorwissen vnd willen von vns abgeschieden, Hatt er vns vmp diese gnedige kundschafft seines vorhaltens vnderthenigist gebetten, Die wir Jme der pilligkeit noch nitt weigern mogen, Ist derowegen an E. L. vnsere freundliche biett, euch anderen in freundschaft vnser gonstlich ansinnen vnd genediges begeren, E. L. vnd yhr wollen obengenantem Magistro Samueli vmp vnser g. furschriefft vnd seines wolnorhaltens willen gnedigen gonstigen vnd gutten willen erzeigen, Vndt dieser vnserer wollmeinenden kundschafft genißlich empfinden lassen, Das wollen vmp E. L. wir freundlich vordinen, Euch andern in f. vorgleichen, in g. vnd allem gutten bedencken. Geben zum Briegg vnter vnserem hieraufgedruckten f. Secret vorfertiget, Dinstags noch Reminiscere Anno ꝛc. Jm LVten.

(Briegisch Vortrag vndtt Abschiedtt Register 1554—1557. fol. 21.)

b.

Durchlauchtiger hochgeborner Furst gnediger HEr, E. F. G. sindt meine gehorsame vnd schuldige dienste, sampt wunschung eines gluckseligen neuen ihares, vnd meinem andechtigen gepetth alletzeit beuorn. Durchlauchtiger hochgeborner Furst gnediger HEr, nach dem E. F. G. mir einen gnedigen abscheidt vergunnen, habe ich mich diese tzeit, vnd fast vier ihar vber czu Wittembergk auffgehalten, vnd meine liebe hern präceptores vnd Veter vleissig gehöret, vnd sie in meinen studijs teglich gebraucht vndt geradtfraget, datzu der durchlauchtigste hochgeborne Furste Hertzog Augustus Churfurst tzu Sachsen ꝛc. mich mitt iherlichem gnadengeldt mildenreich bedacht vnd versehen, das ich nicht anders bey mir gedacht vnd beschlossen alda in der Vniuersitet beym leben etzlicher Hern sunderlich Philippi Melanthonis tzu verharren, Aber diser meiner einfaltiger ratthschlag ist offtermals angefochten vnd fast verhindert wurden, das mich M. gnedigster her, der Churfurst tzu Sachsen yn S. Churf. G. kirchen yn Meisner lande hatt abfordern lassen, idoch durch meiner Hern tzu Wittemberg furbitthe friest meine studia tzu continuiren erlanget, Letzlich aber durch vielfaltiges anhalten der armen, verdorben, vnd verbrandten stadt Lauban, ist mein Gnedigster HEr der Churfurst tzu Sachsen aus ratth der her professoren tzu Wittemberg bewegt, Das mich S. Churf. G. in dise lande vnd stadt auff eine tzeit lang verlyhen damitt yr kirch vnd schulen so durch den brandt gefallen nehest göttlicher hülffe möchten widerumb auffgerichtet werden, DEm nach ich meinem lieben Gott so mich alhero beruffen gehorchet, meinem gnedigsten H. dem Churfursten vntertheniglich gehorsamet, vnd treuen ratth der Hern preceptorn gefolget, die sich neben mir vber diese Stadt yres erliednen schadens erbarmet, das ich keines wegens diese Vocation mit gutten gewissen habe abschlahen können, sunderlich diweil ich mich meiner Vaterlandt

zu dienen schuldig befinde. Dieweil ich dan Gnediger Furst vnd HEr, E. F. G. etwas neher kommen, habe ich aus Christlichen gemutth vnd hertz, vnd vntertenigen gehorsam nicht können vnterlassen, E. F. G. mitt meinem geringen, einfaltigen, vnd vnterthenigen schreiben zu besuchen, damit E. F. G. meine vntertenige danckbarkeit fur die vielfaltigen vnd erczeigten gnaden vnd wolthaten in gnaden erkenneten, dafur E. F. G. ich armer diener göttliches worts in vnterthenigkeit von hertzen danke, Vnd bitthe E. F. G. wollen mein gnediger Furst vnd HEr sein vnd verbleiben, Vnd da ich E. F. G. kirchen vnd schulen kan mitt tuchtigen personen helffen versorgen vnd bestellen, wil ich mich in vnterthenigen gehorsam alletzeit befinden lassen. Es ist aber Gnediger Furst vnd HEr dise meine einige vnd vnterthenige bitthe an E. F. G. gnaden gelangende, E. F. G. wolle mich mitt einem wenig schweinen wilpreth, so ich czu ehren benötiget, in gnaden bedencken, Diser E. F. G. wolthaten wil ich nimmer mehr vergessen, Wie ich dan E. F. G. vielfaltige ertzeigte gnade vnd guttigkeit bey M. gnedigsten Hern dem Churfurst zu Sachsen, vnd meinen Hern praeceptorn zu Wittemberg gerhumet habe, zweiffel auch nicht, der liebe Gott werde diselben E. F. G. reichlich widerumb vergelten, Hiemit thue ich E. F. G. dem ewigen guttigen Gott in seinen Veterlichen schutz vnd schirm befelende, vnd bitte den Vater vnseres hern Jesu Christi das dieses Jares anfang E. F. G. vnd E. F. G. hertzliebsten gemhal M. g. Frau, iunge hern vnd Freulin, vnd E. F. G. landen, vnd vnterthanen gluckselig erscheine, wolle E. F. G. auch gutte gesundheit, langes leben, friedliche regement gnediglich verleihen Amen.

Dat. Lauban den 30 Decembris Anno 1559.

E. F. G.

gehorsamer vnd
dienstwilliger

Samuel Jauchius.

DEm Durchlauchtigen Hochgebornen
Fursten vnd HErn, HErn Georgen
Hertzogen in Schlesien zur Lignitz
Brigk ꝛc. meinem gnedigen Fursten
Vnd HErn.

Magister Samuel Jauchius bit. f. g. vmb ein
Wenig schweinen Wilpret.
pr. Dinstags noch des
Neuen Jarstagk 1559.

3.

Schreiben des Rathes der Stadt Kamenz an den Herzog Georg von Liegnitz und Brieg.

(Mitgetheilt vom Archivar Dr. Wattenbach in Breslau.)

Durchlauchtiger Hochgeborner Furst, Gnediger Herre. Ewer Fürstlichen Gnaden seindt vnser gehorsamb willige dienste vndertheniges vleisses zuuorn.

Gnediger Fürst vnnd Herr, E. F. G. an Vns verfertigt gnediges schreiben, darinnen E. F. Gn. zu derselben geliebten Eltisten Sohnes, des Hochgebornen Fürsten vnnd Herren, Herrn Joachim Friedrichs, Hertzogen Inn Schlesien, zur Lignitz vnnd Brieg ꝛc. mitt der auch Hochgebornen Fürstin, Frewlein Anna Maria, gebornen Fürstin zu Anhalt, Gräfin zu Ascanien, Frewlein zu Czerbst vnnd Bernburgk ꝛc. Fürstlichem beylager vnnd Hochzeitlichen Ehrnfreuden, Vns Armen Inn gnaden thun einladen, haben wir mitt gepürlicher Reuerentz gehorsamblich empfangen, vnnd hören verlesen.

Wüntschen darauff E. F. G., Hochgedachtem E. F. G. geliebtem Sohne, so wol Ihrer F. G. vertrawten, zu sollichem Christlichen werck vnnd fürhaben, von Gott dem Allmechtigen, dem stiffter des Ehelichen Standes, Inn vndertheniger demutt, glück, heil vnnd segen, Das sollich Fürstlich beylager, zu Ehren des Göttlichen Namens, vnnd Ihren F. G. beiden zu Zeitlicher vnnd Ewiger wolfart gereichen müge, Mitt vndertheniger demüttiger danckbarkeit, das E. F. G. vns Armen darzu Inn gnaden einzuladen entschlossen.

Wolten auch, Gott dem Allmechtigen zu Lobe, dem heiligen Ehestande zu Ehren, E. F. G. vnnd derselben geliebtem Sohne, so wol Ihrer F. G. vertrawten, zu gnedigem gefallen, sollichem wol angefangenem Christlichem werck, mitt vnserer Abgesandten Kegenwartt, gehorsamblich gerne beywohnen. Alldieweil wir aber daran, wegen allerlei Chafften, sonderlicher aber, vnsers grossen Armuts vnnd vnuermügens halben, Inn welches wir, durch Jüngst ergangenen erschrecklichen Brunstschaden, darinnen die gantze Stadt Jemmerlichen verprunnen vnnd zu Aschen worden, kommen vnd geraten, gehindert, Als gelanget an E. F. G. hiermitt vnser vnderthenige demüttige bitt, E. F. G. geruhen vns Armen Leut Inn gnaden entschüldigt zu halten, vnnd vnser gnediger Fürst vnnd Herr zu sein vnnd bleiben. Das wollen vmb E. F. G. (neben vnderthenigen erpietten, vns mit den andern dieses Marggraffthumbs Stedten ferner darümben zuuernehmen, Vnnd worinnen E. F. G., so wol dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Joachim Ernsten Fürsten zu Anhalt, Graffen zu Ascanien, herrn zu Czerbst vnnd Bernburgk ꝛc. Vnserm auch gnedigen Fürsten vnnd Herren, zusampt Ihrer F. G. Zugethanen, Inn derselben bein Vns glücklichen durchzuge, Inn vnderthenigkeit mit Vnserm Armutt, zu willfaren vnnd dienen vermügen vnnd wissen, das wir Inn demselben Vns in demutt vnderthenig vnnd gehorsamblich erzeigen wollen) wir vngesparten vnsers Armen vermügens vnderthenig vnnd demüttig zuuordienen Jeder Zeit gevliessen sein. Dat. am heiligen Oster Tage Anno Im 77.

E. F. G.

vnderthenige vnnd
demüttige
Bürgermeister vnnd Rath
der Stadt Camentz.

DEm Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten
vnnd Herren, Herrn Georgen, Hertzogen Inn
Schlesien, Zur Lignitz vnnd Brieg ꝛc.
Vnserm Gnedigen Herren.

4.

Neun Briefe des Caspar Dornavius, ehemaligen Rektors des Gymnasiums in Görlitz.

(Mitgetheilt vom Sekretär Hirche.)

Die Briefe a. bis f., deren Originale der erzherzogliche Kameral-Direktor Matthias Kasperlik in Teschen, in dessen Besitze sie waren, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften geschenkt hat, sind an den Reichshofrath Johann Matthäus Wacker von Wackenfels auf Jungfrauendorf gerichtet. Der mit g bezeichnete Brief an Michael Piccartus ist, obwohl bereits veröffentlicht, hier noch einmal abgedruckt worden. Die Originale von h und i befinden sich auf der Milich'schen Bibliothek in Görlitz, und zwar ist h an den Rektor M. Elias Cüchler, und i an den Bürgermeister Jacobi gerichtet.

a.

Caspar Dornavius empfiehlt den Professor Janus Gruterus in Heidelberg.

Illustris et Magnifice domine, Patrone officiosissime colende.
Janus Gruterus, amicus meus singularis, cujus
— se pectore multa vetustas
Condidit, et major collectis viribus exit,
literis me nuper compellavit suis. Stringit is acerbum animi morsum; quòd conjux sua repentino casu mortalitatem expleverit. Ejus vicem doleo: *κοινὰ γὰρ ἄχη τῶν φίλων*, ait quispiam discoque adeò rursus, quod ex scito Lyrici,

Quid quisque vitet, nunquam homini satis
Cautum est in horas.

Cum verò optimus Gruterus putaverit me Pragae agere, atque ideo per me voluerit apud MAG^am^ T^am^ expedita: ut partes meas deponam, mitto ejus-ipsius literas. Addidi et Musica quaedam *γαμήλια*, nobis ab amicis Moravis dicata: et, si quid judicare possum, non sine Venerum et Gratiarum genio scripta. MAG^am^ T^am^ rogo demissè: patiatur sibi me meaque studia alterius esse commendata. Sic Deus Opt. Max. MAG^am^ T^am^, et quae illam spectant, manibus suis auxiliaribus tueatur, regat, provehat. GorlicJ XXI. FebruarI. an. CIϽ. IϽ. CIIX.

MAG^ae^ T^ae^
Observantiss^us^
Caspar Dornavius. D.

Illustri et Mag^co^ viro
domino Joanni Matthaeo Wackero
à Wackenfelsa
Equiti aurato
Sac^ae^ Caes^ae^ Majes^ti^ à Consilijs
Imperialibus aulicis
domino ac Patrono meo officiosiss^e^
colendo.
PRAGÆ.

Janus Gruterus, Doctor juris, Professor und Bibliothekar in Heidelberg. Geb. 3. Dec. 1560 zu Antwerpen, gest. 20. Sept. 1627, begraben 3. Okt. 1627 in Heidelberg.

(Allgem. histor. Lexik. Leipzig, Fritsch 1722, II. Bd. p. 502.)

b.

Illustris et Magnifice domine Patrone officiosissime colende.

Fleischmannus noster commissum apud me suum, et officium, abs T[a] MAG[a] ipsi injunctum, deposuit, quâ par erat, fide et industriâ. Ego verò quâ fronte huic non cedam petitioni? Petitioni verò? Imò, Magnifice domine, graviori opus esset momento, ad quod observantiam in MAG[am] T[am] mea[m] exerceret. Deus vobis elargiatur pacem; et pacem honestam. Quod si verò aliud quidpiam, praeter spem et votum accideret: parati sumus, non ego saltem, sed alij boni viri, loco nostro MAG[ae] T[ae] cedere. Heraclitus legatis aliquot regijs, cum alloqui eum vellent, et verò casam ejus furnariam ingredi vererentur: Ingredimini, inquit; quoniam ne huic quidem loco dij desunt immortales. Ego et mei amiculi in his tenuisculis teculis MAG[ae] T[ae] simile quidpiam offerimus. De Grutero nihil dico aliud. Aut Wackerus ipsi Patronus sit, aut habebit iratas Musas et Gratias aeviternùm. Vah optimus ille vir, et Catholicae religioni non insidians, quam scribit ferè desperabundus! Legat epistolam tuam quaeso MAG[a] T[a], si placet, et cum turbae istae disparuerint, porrigat ipsi benignam manum. MAG[ae] T[ae] ego pro his et alijs beneficijs defero quidquid in me est officij et demissionis.

GorlicI. XII. MaI. an. CIↃ. IↃ CIIX.

MAG[ae] T[ae]

Devotus omni officio
Casp. Dornavius. D.

Illustri et Magnifico
Viro
dño Joanni Matthæo à Wakenfels
Sac[ae] Caes[ae] Majestati
Consiliario Imperiali
Patrono meo officiosiss[e] col[do]
PRAGÆ.

c.

Caspar Dornavius an Johann Matthäus Wacker von Wackenfels auf Jungfrauendorf. (Erfolglose Bewerbung um die Stelle eines kaiserlichen Historiographen.)

(Mitgetheilt im Teschener Gymnasialprogramm für 1860, jedoch nicht ganz korrekt und auch nicht vollständig.)

Iniquus fortè in tuam videbor auctoritatem: qui à tanto temporis intervallo, nullo te compellavi internuntio, nullâ epistolâ. Sed persuadébam mihi; nescio, an opinionis aliquo errore, ut quondam erat piaculum, vacuis accedere manibus ad Deorum pulvinaria; sic turpe esse, dicam etiam impium: sterilibus literis, et inani verborum profluentiâ ijs

obstrepere: quorum aures, oculi, manus, mentes pro Caesaris et Imperij salute laborare solent. Itaque tacito potiùs, et interiore animi cultu, magnificentiam nominis tui venerari, et tuum in me amorem celebrare volui. Nunc verò quod frontem commasculo meam; et in tui alloquium non irrepo, sed irrumpo: dabis veniam, ut spero petoque, impudentiae meae: quam tua illa gratiosa humanitas mihi certè animavit. Audio enim, eò usque te favere et ornamentis meis et incrementis: ut inter aulae Caesareae familiares me scribi; et res gestas Maximi Imperatoris, me praecone Historico, in sempiternam orbis terrae memoriam spargi velis. Equidem adfectum tuum agnosco; et depraedico benignitatem. Sed quaeso te vehementer: itáne ego instructus tibi videor ab ingenio, judicio expolitus: ut splendorem hunc sustinere, ac, ut ille ait, per negociorum celsitudines discnrrere possim? Falleris, falleris: non sum ego ita aut mei ipsius inscius, aut caecâ φιλαυτίᾳ infatuatus: ut hoc mihi tribuam.

Novi equidem, quâ parte meus me calceus urat. Atque si omninò res me deficeret nulla, quae ad Historici partes requiritur; quae Divi Rodolphi Majestati inservire debet: quàm difficile est, ne dicam periculi plenum; res sui seculi evulgare, inprimis Magnatum! Fieri enim nequit; ut pedem inde referas illaesum. Etenim, ni fallor, sic se res habet: veritatem si sectaris, ἀρχὴν τῆς φρονήσεως καὶ σοφίας; paratum tibi est odium apud multos, hoc praesertim aevo lubrico et impudenti: veritatem si negligis; perinde se habet Historia, ac si animanti oculos eruas. Veruntamen ubi rem altiùs ad me refero: tuam hanc voluntatem non puto esse incuriâ aliquâ praetereundam. Statuo enim, sine dubitationum ambagibus: Dei monita esse Magnorum Virorum monita: et, quid de me fiat, jamdiu in tabulis divinae providentiae, designatum mihi ac praefinitum esse. Addam et hoc, quod sine fumo dicam, sine fuco: non morari me illos, qui solem orientem libentius adorant, quàm occidentem: sed pro Invictissimo Rodolpho paratum esse, impendere quidquid in me est spiritus: modo tibi videar diligenti meâ, et laboriosâ in posterum industriâ consequi id posse, quod mihi deesse adhuc fateor. Illud enim foret unicè necessarium: segregare animum ab alijs negocijs curisque; et, quod in priscorum sacrificijs proclamabatur, hoc agere. Quâ de caussâ, resignato hoc, quod jam gero, munere satis lucroso, in hac urbe vacare possem accuratiùs necessariae meditationi: quàm si aulae pomposo strepitu, et praxi medicâ ad lucellum uberius distrahi me paterer. Atque hoc foret meae quoque Junonis votum: cui ego, quo resistam modo, non invenio. Quoniam verò familiarius agere coepi; nescio an tibi videretur iniquum; si, quod mihi decerneretur salarium, illud ad dies vitae meae extendi peterem. Sed de hac re, et toto negocio, tuam expeto et exspecto sententiam: quin imò

Judicio totus stabo cadamque tuo.

De reliquis ad Fleischmannum scripsi paulò fusius: quem ut benignè pro me loquentem audias, perofficiosè rogo. Et hoc quidem tempore, cum non liceat alijs modis, pro honorifico tuo de me sensu, gratias ago maximas, habeo immortales: relaturus quoque, si per vireculas meas emergere tantùm, et dignum re, dignum nomine praestare quidquam potero. Quod superest; patrocinio tuo me totum, quâ par est,

reverentiâ: te verò Dei opt. max. manibus tutelaribus devotè commendo.

Vale et bellissimè vive Deo et Rodolpho. Gorlici XIV. Septemb. an. CIↃ. IↃC. XI.

Ill^ris T^ae Magnif^iae
Observantiss^us
Caspar Dornavius. D.

Illustri Viro
Dn. Joänni Matthaeo à Wackenfels
Sac^ae Caes^ae Majes^ti à consilijs
sanctioribus
Domino ac Patrono meo gratioso
et officios^me col^de
PRAGÆ.

d.

An Johann Matthäus Wacker von Wackenfels auf Jungfrauendorf.

(Mitgetheilt im Programme des Teschener Gymnasiums für 1860.)

Illustris et Magnifice Domine, Patrone officios^me col^de.

Judicium tuum, et ex eo profecta consilia, non ego hominum voces, sed oracula semper credidi. Proinde cum intellexi; conatum meum in Historiâ Austriacâ non displicere amoenissimo tuo ingenio; teque judicare, posse hac veste ad pulvinaria Matthiae produci Rodulphum meum Habsburgicum: nefas esse duxi, â tuâ mente meam segregare: En itaque opusculum nostrum; sed Minervâ opus est facili ac benignâ: quae Telemachum, prae pudore cunctantem, vix non subterfugientem, in Nestoris alloquium proferat. Te, Patronorum optime maxime, invoco; te gratiosum appello pararium: digneris per summam tuam in me benignitatem, hunc laborem meum commendare tùm ipsi Caesari, tùm ijs, qui *ὦτα βασιλέως καὶ οφθαλμοί* esse solent. Nam quemadmodum

ἀγνοεῖ ἀράχνη παῖδας ὡς παιδεύεται:

sic ego, quomodo hic meus ingenij partus Caesari committatur, juxta cum ignarissimis nescio: nisi tu manum auxiliarem porrigas. Aliud quoque habeo abs tuâ petere magnificentiâ: quod me coram agere olim pudor subrusticus vetabat meus: nunc verò epistolâ perficiendum duxi; quòd minus eam erubescere dicunt. Cogitasti quondam, designare me Historicum Rodulphi, *ὃς ἐν ἁγίοις:* quod consilium invidia temporis evertit. Quòd si, te judice et aestimatore, virium mearum, haec Sparta jam nunc mihi qualicunque salario committeretur: non is forem, qui vel Caesaris imperio refragari vellem, vel tuam aspernari auctoritatem. Hoc verò in eadem provinciâ cuperem beneficij auctarium; in hoc nostro Gorlicio ut mihi liceret, totum me abdere libellis meis scribendique laboribus. Neque enim actuosa et tumultuaria aula, cum sedentariâ scribillantis vitâ commercium habere potest: quod tu rectissime, si quis mortalium, nosti. Accepi — si parva licet componere magnis: Lazio idem contigisse, Sambuco, alijs: de Lipsio, Philippi Magni Hispaniae Re-

gis, Historiographo certum est; nunquam eum in Hispaniam pedem tetulisse. Ac de meâ fide industriaque ne quid dubites: faxo, cum Bono Deo; quidquid in me fuerit animi, spiritus, succi, sanguinis; id omne ad Caesaris majestatem et totius gentis Austriacae ornamentum referatur aeviternum.

Age itaque Patronorum summe, prime, unice; age quaeso, educ brachijs tuis hederam istam, humi serpentem; quae per te vivat, vigeat, floreat. Dicam sine fuco et fallacijs, more majorum: te mihi eum esse, ac porrò futurum; quem in oculis geram, in osculis quoque, non his corporis, sed purioris animi: proque nomine tuo nihil non aggrediar et sustineam: *εἰ δύναμαι τελέσαι γε, και εἰ τετελεσμένον ἐςαι.* Sic te Deus provehat meritiss^mo^ dignitatis magmento: faxitque, ut crudam hanc tuam et floridam senectam propages diutissime. GorlicI XIII. Febr. a. CIↃ. IↃ CXIII.

Ill^ris^ T^ae^ Mag^ae^

Obsequentiss^us^

Caspar Dornavius. D.

Illustri et Magnif^co^ Viro
Dn. Joanni Matthaeo à Wackenfelsâ etc.
Sac^ae^ Caes^ae^ Majes^ti^ Consiliario
sanctiori, meritiss^o^
Domino ac Patrono meo officios^me^
col^do^.
VIENNÆ.

e.

Illustris Domine, Patrone officios^me^ col^de^.

Sapientissimo tuo consilio usus sum: cum ex mei quoque complicatis animi notionibus statuerem: nemini mortalium de suâ quidquam existimatione decedere; si Romani Imperatori officia sua deferat. Quod autem in hoc cursu sufflaminor ab eo, cujus ego non aspernor auctoritatem: sanè non molestè fero: quod idem mihi cum alijs commune esse sciam. Ac ego quidem homo non sim; de tuâ in me benevolentiâ si quidquam dubitem. Novi enim; quo numero apud te sim: et quàm favorabilem mihi conciliaris Glöselium atque Barvitium; id exploratissimum habeo. Itaque fortunam potiùs novercantem mihi, cum indignitate meâ conjunctam, proclive est agnoscere: sed et vetus illud revocare ad animum

Δυσπαρακολουθητόν τι πρᾶγμ' ἐστὶ τύχη.

Ac me luctari contra eam morosus videar; cessabo equidem: et posthac nemini, petitione meâ importunâ, molestus fuero. Tibi verò Patronorum Patrone, quas possum ac debeo, ago gratias immortales, majores etiam habeo, pro incredibili tuo in me favore, curâ, gratiâ. Caeterum et sanctissimè tibi voveo: nihil me praetermissurum; quod ad amplissimi tui nomini cultum, ad humilimi clientis servitium pertinere videatur. Audiat Fas, audiat Fides! nec enim ego

fronte politus,
Astutum vapido servo sub pectore vulpem.

Illustri quoque Barvitio tantundem defero: et me adeò mancipem gloriae vestrae destino. Ac nuper quidem accidit; ut familiarissimus quidam meus, credo et tibi non planè ignotus, hunc mihi libellum commiserit, tuo nomini et Barviti inscriptum, typis nostris evulgandum. Ego verò, quanquam amicis deesse nolo; malui tamen priùs edecumatissimo tuo judicio, hoc quidquid est opusculi subijcere; quàm in vestram sive voluntatem sive dignitatem peccare tantillum. Quocirca submissè abs te peto; digneris me certiorem facere: quid de hac argumenti insolentiâ censeas, porroque statui velis. Tuo me nutui planè attemperabo. Caeterum hic idem encomiastes, mirum est, quantum roget; ne, si fortè agnoscatur, persona sibi detrahatur: cujus ego caussas ipsum domi suae habere existimo, non certè de nihilo. Quid verò de Caesaribus Austriacis ego porrò statuam? pergámne? at improbari audio à quodam vestri ordinis; nec miror, tenuitatis meae mihi conscius. Stabo tamen judicio tuo potiùs, quàm aliorum: quibus non perinde esse cum Gratijs commercium scio, atque tibi et sapientissimo Barvitio. Deus te florentem faxit vigentemque diutissimè. GorlicI. XV. JulI. an. CIↃ. IↃ CXIII.

Ill^ris^ T^ae^ Mag^ae^
Observant^trans^
Caspar Dornavius.

Illustri Domino
Dn. Joanni Matthaeo à Wakenfelsa etc.
Sac^ae^ Caes^ae^ Majes^ti^ à consilijs
sanctioribus
Domino ac Patrono meo submissè
colendo.

Glöselius ist der Bischof Melchior Khlesl, nachher Kardinal und Geheimraths-Direktor bei Kaiser Matthias.
Vid. Hauer's Kardinal Khlesl.

f.

Dr. Casp. Dornavius sendet dem Reichshofrath Wacker das Manuscript „de corporis humani et politici harmonia" zur Einsicht.

S. P. D. Illustris Domine, Patrone officiosiss^e^ colende.

Liceat mihi, quod toties facio, abuti rursus humanitate tuâ et clementiâ; et ἄνευ παθῶν καὶ προοιμίων liceat. Cùm superiori hyeme plusculum ocio abundarem: coepi memoriâ recolere disputationem de corporis humani et politici harmoniâ; Athenis Rauracis à me olim habitam. Quam eo tempore cùm, tumultuaria operâ, proposuissem crudiùs: recoxi pridem, ut sic dicam; et membris paulò pleniùs conformavi. Priusquam verò tenellus iste embryo lucem videat, tracteturque plurium manibus: confugiendum mihi putavi ad oraculum sapientiae tuae; quam ego in hoc scriptionis genere ita primam aestimo: ut ab ea numerari nulla possit secunda. Peto itaque et contendo abs Te summis precibus:

ut obsecutus naturae tuae generosae, et benevolentiae in me planè talis; hoc, quidquid est, opellae nostrae cognosoere digneris atque perlegere: sed et censorio stylo confodere, quaecunque judicium tuum sustinere non videntur. Neque enim mihi hanc felicitatem sumo: quasi ego in hoc insolenti argumento omnes rerum apices aut oculatissimè perspicere, aut attingere rectissimè potuerim. Nec sum adeò teneriter mei amans; ut admittere aliorum censuras nequeam; tuas praesertim: quas ex amoenissimo fonte promanare novi. Coepi etiam stringere calamum in osores obtrectatoresque Invidiae: quam ego solemni panegyrico laudabo; adaequabo Virtuti ac Fortunae; depellam quoque ictus vulgi et tela adversantium. Nimirum licitum esse arbitror, inter haec literaria Ἡδύσματα, quandoque ineptire. Utar tamen hîc quoque tuo consilio; quod et diligentiùs postea implorabo: jam nunc benedictionis divinae tibi precatus incrementa, et felicitatis dignitatisque. Vale, et, si mereor, Illustri Barvitio*) me submissè commenda. GorlicI. IIX. MaI. an. CIↃ. IↃ CXIV.

Ill^ris^ Mag^ae^ Vestrae
Observantiss^us^
Caspar Dornavius.

Illustri Viro
Dno Joanni Matthaeo à Wakenfelsa
Sac^ae^ Caes^ae^ Majes^ti^ à consilijs
sanctioribus
Domino ac Patrono meo officios^me^
colendo.

g.

C. Dornavius Mich. Piccarto.

(Epistolae quaedam ineditae ex bibliotheca Kraffliana, in Schelhorn, Amoenitates literariae. Tom. IV. p. 524 sqq. Francof. et Lips. 1730. 8)

Vir Cl. Herbam tibi porrigo, non certe affectu abs Te superatus, sed tempore. Diu enim est, ex quo votum concepi ad Te scribere: quod existimarem, non colloqui inter se, ab indole amantium esse quam alienissimum. Quod vero principium litterarii inter nos colloquii Tute facere voluisti: facis ut me suppudeat morosae meae tarditatis atque incivilis plusculum: quiprior Te compellare litteris debui. Hanc vero ipsam procrastinationem compensabit amor meus observantiae plenus; quo Te colo venerorque meritissimo tuo. Sic enim velim inducas animum tuum, quamprimum Pericula tua vidi, et orationem tuam de Lusibus Naturae et observationes Historico-Politicas: genium me tuum exosculatum esse. Gratulatum vero Reipublicae litterariae, qui sic inutilia, sic amoena promis, lectorem delectando pariterque monendo. Imprimis vero placet tua industria et judicium illud exornatum tuum: quo per omnem Historiae campum, et cujuscunque aetatis Auctores decurrendum Tibi putasti, nec

*) Barvitius war Reichshofrath am kaiserlichen Hofe zu Prag und vertrauter Freund des Reichshofrathes Wacker von Wackenfels.

negligendo veteres, nec posthabendo medios, recentiores non fastidiendo. Nam mihi quidem superstitiosus ille rigor videtur eorum et a tyrannide parum abesse, qui putant, meliorem mentem non nisi prisci seculi vel exemplis vel praeceptis conformandam esse. Obtineat sane regnum vetustas: sed in laudis suae societatem alios etiam admittat: quibus Natura, etiam nobis longe benigna Mater, non noverca, aliquid auri in pectora animosque infudit. Mihi certe dignissima cedro videtur illa Marci vox: Non bona omnia ex hominibus prorsus exterminata sunt: sed sunt adhuc apud nos antiquae virtutis reliquiae. Macte itaque, Vir praestantissime, nae prudentia tua, fide, labore, et quo ista omnia geruntur, Judicio! Tibi enim hoc potius tribuo, non modio, neque trimodio, sed ipso horreo; Tibi, inquam, tribuo: mihi vero de illa laude, qua me afficiendum putas, nihil decerpo. Novi, qua parte meus me calceus urat, et quam minime instructus sim iis praesidiis, quae delicato isto seculo in litteris requirantur: etiam illud novi. Unum illud agnosco et ago, prodesse juventuti, et pro viriculis meis de ea bene mereri. Tibi enim, mi Piccarte, pro libello abs Te mihi donato gratias ago maximas, majores etiam habeo. Ἀντίδωρον hoc tempore non habeo, nisi illud admittas, quale Glauci cum Diomede fuit. Tu ex praefatione, quid porro moliar, agnosces, et ex syllabo isto, quem mitto. Hoc in opere, si quid me juvare potes (potes autem plurimum) perofficiose rogo, ut ne mihi desis auxilio consiliove, in primis suggerendo ea, quae eruere apud nostrates atque vicinos nequeo. Desidero enim Comam Dionis Prusaei et ejusdem Psittacum utroque sermone; dehinc Synesii Calvitium Graece, quod Latine habeo. Deest Encomium Muscae Leonis Baptist. Alberti: Hugbaldi Monachi Calvitium; Bedae Cuculus. Johannis Cornari laus podagrae, et ejusdem Encomium Antonii Galathei. Magnum mihi accedet beneficium his juvari, sed et Authores bona fide restituam, nisi malis castigata descripta mittere, pro quo labore Amanuensi tuo honorarium promitto. Patebit Tibi subinde occasio commodissima, per Salmuthum Theologum litteras mittendi Pragam ad filium suum Bibliopolam, mihi non sine aliquo nomine addictum. Vide, quam imperiosus sim, in primo hoc ingressu! sed scio, quocum mihi negotium sit, ut proinde non arbitrer, culpam mihi deprecandam esse, quin potius pari fide, pari industria, me ad omne illud obstringam; quod ex me jucundum aut utile proficisci in Te queat. Salutem quaeso meam vicaria voce impertias cl. Collegae tuo, Virdungo: quem toties a me litteris provocatum mirari satis nequeo, quod a sexennio nulla me epistola dignatus fuit. Ego nihilominus, si forte irascatur mihi immerenti, amo Virum, colamque dum vivam. Ausimne Tibi, cl. Piccarte, etiam praeterea aliquid oneris imponere? Non renuis: videor mihi in fronte tua legere hujus lubentiae indicia. Peto ergo, ut officia et salutem ex me offeras ampl. Dmo. Remo, cujus olim litteras non unas Basileae, quas ad Grynaeum scripserat, legi: ab eo vero tempore cl. Viri Doctrinam virtutemque admiratus semper fui. Deum veneror, ut eum sospitet, faxitque, ut, quidquid calcaverit, id rosa fiat. Idem tibi contingat, anime mi. Tu cum tuis omnibus vale bellissime et salve. Goerlici 11. Dec. A. 1614.

h.

(Das Original befindet sich auf der Milich'schen Bibliothek in Görlitz.)

Clar^{me} mi Dn. Cüchlere, amice
plur^{m} honor^{de}.

Quod vicarias mihi dudum praestitisti operas, in corrigendis mendis typographicis dissertationis meae: quòdque Comam JunI mihi non gravatus accommodare: utróque nomine, redhostire promptus, Tibi gratias ago maximas: librum quoque remitto. Insuper rogo, ne displiceat Tibi, curare, ut Hausdorferus noster Manlium recipiat suum: cui vel hoc nomine, salutem praefatus, quidquid ab amico exigat, defero. De ejus bibliotheca quid factum hactenus? Non quaero curiosâ quadam petulantiâ: libenter sum caecus surdusque domi alienae. Recordor enim; quondam ipsi deliberatum fuisse, vendere eam; praesertim, si fieri queat, conjunctim corpus universum. Contuli de hac re cum Illustri Patrono meo; qui pro efflorescentis gymnasj et commodo et ornamento coëmere totum, non malè est animatus. Quod si ergo Hausdorferus cupiat, perinde atque olim, bonae fidei emptorem: conficiat sanè novum syllabum; confectum, singulis libris annotato justo pretio, mihi transmittat. Nolim autem multos autores, et alicujus aestimij inde eruat, quos sibi reservet: ne vilipendium appareat bibliothecae. Quò enim corpus, si epar, lien, pulmones, cerebrum, cor absint? Verum ego imprudens, qui ingenijs vestris diffidam. Epigrammatium, quod abs Te, loco meo, petijt Ludovicus noster, spero jam nunc abs Te confectum esse. Vale et salve à

Tui studios^{mo}

C. Dornavio.

Ex arce Carlatensi. IV. FebruarI
an. CIↃ. IↃCXVII.

Clar^{mo} Viro
Dn. M. Eliae Cüchlero
schol. Gorlicens. Rectori
spectat^{mo}
Domino et amico meo plur^{mum}
honor^{do}
Gorlicij.

i.

(Das Original befindet sich auf der Milich'schen Bibliothek in Görlitz.)

Edler, Ehrenvester vnnd Hochweiser, grosgünstiger hochgeehrter Herr Gevatter, Demselben sind meine willigste Dienste, nebenst trewer wüntschung alles beharlichen wolstands ieder zeit bevorn, Vnnd langet ann den Herren Gevattern mein freundlichs bitten, Er geruhe sich so willig zuerweisen, vnnd die verordnung znehmen, hiermitt die nunmehr fällige halbjährige Jahreszinsen abermahl versammlich zukommen mögen: Es geschehe solches entweder über Breslaw durch die Herren Reichlischen, oder mitt H. Eraßmus Seiffenfelde Handelsmann allhier, welcher sich im rückzuge von Leipzig bey meinem Herren Schwiegervatter angeben wird. Stehet zu E. E. Raths belieben, welche ge-

legenheit sie acceptiren wollen, Sonst verbleib Ich im übrigen, nechst empfelung zu göttlicher obacht

Meines grosgünst. Herrn
Gevatters

Brig den 4 Octobr.
an. 1624.

Dienstwillig:
Casp. Dornavius.

Dem Edlen Ehrenuesten vnd Hochweisen Herrn Bartholomeo Jacobi auf Leschwitz. Woluorordneten Bürgermeister bey der Stad Görlitz. Meinem grosgünstigen Hochgeehrten Herrn Gevattern.
Görlitz.

5.

Die wendischen Zeitschriften.

Von M. Hornig, Dombikar in Bautzen.

Nachdem in dem wendischen Zeitungswesen eine vierzigjährige Ruhe eingetreten war (1809—12 erschien nämlich monatlich „Der wendische Erzähler und Courier" von Döcke), brachte es J. P. Jordan im Jahre 1842 zum neuen Leben durch seine „Jutnička"*) d. i. der Morgenstern, welche er im ersten Halbjahre wöchentlich in einem halben Bogen herausgab und im zweiten Halbjahre mit dem zweiten Monatshefte wieder eingehen ließ. Indeß begründete zu derselben Zeit P. Seiler in Lohsa die „Tydźenska nowina" (d. i. wöchentliche Neuigkeit), die sich der alten protestantischen Schreibweise bediente und schon darum mehr Verbreitung fand. Als im Jahre 1848 das Privilegium der „Budissiner Nachrichten" erlosch und nun auch andere Zeitungen in Bautzen politische Nachrichten bringen durften, übersiedelte J. E. Schmaler von Leipzig nach Bautzen und übernahm die Redaction und den Verlag der Seiler'schen Zeitung, die er zu einem Bogen vergrößerte, nun „Tydźenske nowiny" (d. i. wöchentliche Zeitung) und vom Jahre 1853 an „Serbske nowiny" (d. i. wendische Zeitung) benannte. Doch diese eine Zeitschrift genügte nicht. Schon im Jahre 1844 begründete P. Seiler die kirchliche evangelische Monatsschrift „Misionske powjesće" (d. i. Missionsnachrichten) und führte dieselbe bis zum Jahre 1848 fort, wo ihr nach kurzem Stillstand vom Jahr 1849—52 die „Zernička" (d. i. Morgenstern) von P. Imisch in Oßling folgte. Ja in dem bewegten Jahre 1848 wurde sogar ein zweites politisches Wochenblatt „Nowinkaŕ" (d. i. der Neuigkeitskrämer) herausgegeben, wie auch ein drittes „Jutnička" vom Jahre 1849—51 in der katholischen Orthographie.

Nachdem ich der Begründer und Erneuerer der wendischen Journalistik, wie auch der eingegangenen Zeitschriften gedacht, wende ich mich zu den noch jetzt erscheinenden, um sie etwas näher zu beschreiben.

1. Serbske nowiny. Wöchentlich in einem großen Bogen in 4. Im Durchschnitte Auflage 1200 Exemplare. Redigirt von J. E. Schmaler, Buchhändler in Bautzen, gedruckt bei Donnerhak (früher Hiecke) daselbst. Diese Zeitung bringt politische Neuigkeiten und Uebersichten und eine recht voll-

*) Ich werde mich im Magazin stets der neuen gemeinsamen wendischen Orthographie bedienen, um alle Confusion zu vermeiden. In derselben ist unter Anderem c = dem deutschen z, č = tsch, ć = tj, s = ss, š = sch.

ständige Rubrik „Ze Serbow“ (Aus dem Wendenlande); außerdem Miscellen, Belehrendes und Unterhaltendes für das Volk. Auch für Witz und Sarkasmus wird durch „Hans Depla a Mots Tunka“ (zwei fingirte Namen) gesorgt. Durchschnittlich werden drei Seiten auf Annoncen verwendet. Was das Aeußere betrifft, hat der Redacteur dafür gesorgt, daß durch seine verbreitetste wendische Zeitung auch die neue vereinigte Orthographie in's Volk dringe, die er hie und da anwendet und welcher er sich immer mehr nähert.

2. Łužičan d. i. der Lausitzer, Zeitschrift für Belehrung und Unterhaltung. Seit Juli 1860 monatlich ein Bogen in 8. Redigirt vom Einsender, herausgegeben von J. E. Schmaler, und gedruckt bei E. M. Monse. Auflage 300. Dieses Blatt erschien als sehr erwünscht, da die von demselben Redacteur im Jahre 1858 und 1859 besorgte belletristische „Beilage zu den Serbske nowiny“ eingegangen war, um dergleichen literarische Arbeiten aufzunehmen und nebenbei mit der neuen Orthographie für das gesammte Wendenthum zu wirken. Der Lausitzer bietet Gedichte (auch in der niederlausitzischen Mundart) von Seiler, Dutschmann, Fiedler und vielen Anderen, historische Aufsätze und Miscellen von Jentsch, Wehle, dem Redacteur u. A., naturhistorische Artikel von Rostok, Mutschink, Fiedler u. A. Ein besonderes Augenmerk wird auch der Sammlung noch nicht gedruckter Volkslieder und Volksmärchen gewidmet. In jeder Nummer ist auch eine Rubrik „Aus Bautzen und der Lausitz“ und eine kurze „Slavische Revue“, in vielen auch „Čibka a Mudroń“ (humoristische Dialoge) und ein „Sprachreiniger und Verbesserer“ vom Redacteur.

3. Misionski posoł d. i. der Missionsbote, redigirt von P. Richter in Kotitz und gedruckt bei J. Kullmann in Hoyerswerda. Seit 1854 monatlich ein Bogen in 8. Auflage 900. Derselbe bringt Missionsberichte, Predigten, fromme Lieder u. s. f., und registrirt auch die Beiträge für die Missionen. Als eifrigster Mitarbeiter wird P. Kanig aus Klix genannt.

4. Časopis towaŕstwa Maćicy Serbskeje d. i. Zeitschrift des Vereins Maćica Serbska. Redigirt von J. Buk, Director des katholischen Progymnasiums in Dresden, und gedruckt bei E. M. Monse. Seit 1848 bis jetzt 24 Hefte von 3—5 Bogen. Auflage 300. Sie hat besonders den Zweck, die Sprache nach allen Richtungen auszubilden und wissenschaftliche Aufsätze zu bringen. Eine nähere Bezeichnung der wichtigeren Arbeiten siehe im nächstfolgenden Artikel.

5. Bramborski serbski casnik (Preußische Wendische Zeitung), das einzige Blatt in der niederlausitzer Mundart, wurde im Jahre 1848 vom P. Nowka gegründet und von da an ununterbrochen bei G. W. Tornow in Kottbus gedruckt. Seit 1852 ist P. Pank in Dissen bei Kottbus Redacteur. Diese Zeitung erscheint wöchentlich in einem kleinen halben Bogen und hat etwa 200 Abnehmer; sie bringt fast nur politische Nachrichten und religiöse Artikel.

Aus Vorstehenden ist ersichtlich, daß für die wendischen Leser in sehr verschiedener Beziehung gesorgt wird. Das Einzige, was man vermißt, ist ein katholisches kirchliches Blatt für das Volk; doch wird ein solches vorbereitet und beginnt, so Gott will, im Anfange des nächsten Jahres zu erscheinen. Uebrigens ist es der innigste Wunsch jedes aufgeklärten Wenden, daß alle genannten Zeitschriften sich nicht nur erhalten, sondern auch immermehr vervollkommnen mögen, um zur geistigen Bildung des Volks nach Möglichkeit beizutragen.

6.

Entstehung und bisherige Thätigkeit der Maćica Serbska.

Von M. Hornig, Domvikar in Bautzen.

Das Magazin hat außer der Pflege der Wissenschaften jedenfalls die Pflicht, Berichte über die geistige Thätigkeit der ganzen Lausitz zu liefern. Es wird darum schon Mancher in demselben eine wenngleich gedrängte Darstellung der neuesten literarischen Bestrebungen der lausitzer Wenden, über deren Aussterben vor Jahren so viel geschrieben worden, recht sehr vermißt haben. Obwohl nun in den letzten zwanzig Jahren auch Einzelne große Verdienste um den Fortschritt der wendischen Sprache und Literatur sich erwarben, so übertrifft sie darin doch der Verein „Maćica Serbska" in Bautzen, über welchen ich mich eben weiter verbreiten will.

Der Geist der Zeit, der das Lebensfähige oft lange Jahre siechen und doch nicht untergehen läßt, hat auch dem todtgesagten Wendenthum neues Leben und frische Kraft verliehen. Die Ueberzeugung, daß wahre Bildung des Volkes auf natürlichstem und kürzestem Wege nur in der Muttersprache befördert werden könne, wie auch das Recht auf Leben und Entwickelung, das die bessere Neuzeit nun jedem Volke zugestehen mußte, hatten zunächst die wendischen Jünglinge außerhalb ihrer Heimath für die gerechte Sache ihres Volkes auf's Neue gewonnen. Einige Glieder der lausitzer Predigergesellschaft zu Leipzig, insbesondere der unermüdliche Seiler (jetzt Pastor zu Lohsa) und der verstorbene Krüger (gewes. Pastor zu Purschwitz) fingen im Jahr 1829 an für das Wendenthum zu wirken und begannen eine geschriebene Zeitung, deren bessere Produkte sich im Wendenlande durch Abschriften weiter verbreiteten. Zu diesen Vorkämpfern der besseren Zeit gesellte sich der hochachtbare Dr. Klien, der auf dem sächsischen Landtage 1833—34 den § 28. des sächsischen Schulgesetzes durchsetzte, welcher den Gebrauch der wendischen Sprache in Volksschulen erlaubte und später noch klarer und günstiger gefaßt wurde. Von da an wächst die Zahl jener Männer und Jünglinge, die gleichsam unsern Verein vorbereiteten. Es sind das einzelne Mitglieder des von Schmaler im Jahre 1837 begründeten „Vereins für Sprache und Geschichte der Lausitz" zu Breslau, wo die Professoren Čelakowský und Purkyně segensreich wirkten, und die „societas slavica" der Gymnasiasten in Bautzen, wie auch J. P. Jordan, früher Zögling des wendischen Seminars zu Prag, in welchem sich die wendischen Zöglinge unter der Leitung des Bibliothekars Hanka in ihrer Muttersprache ausbildeten.

Nachdem die Zahl der wendischen Patrioten sich in allen Klassen der Gebildeten beträchtlich vermehrt hatte, verfaßte Schmaler im J. 1845 die Statuten eines literarischen Vereins für die gesammten Wenden ohne Unterschied der Konfession nach dem Vorbilde der serbischen Maćica zu Pesth und der böhmischen zu Prag. Der darauf gebildete provisorische Vereinsausschuß übergab die erwähnten Statuten später dem Stadtrath Dr. Klien mit der Bitte, sie zu prüfen und nach Befinden zu verändern. Dr. Klien unterzog sich nicht nur dieser Arbeit bereitwilligst, sondern verfaßte auch noch eine Eingabe an die Kreisdirektion zu Budissin, welche erstere außer ihm noch sieben evangelische und sieben katholische Wenden unterschrieben. Die Kreisdirektion gab in einer unterm 6. März 1847 erlassenen hohen Verordnung den erwähnten Unterzeichnern unter Anerkennung der Löblichkeit der zu verfolgen-

den Zwecke zu erkennen, daß ihrem ebenso wohlgemeinten als unbedenklichen Vorhaben ihrerseits etwas nicht entgegenstehe und daß auch den königl. Ministerien des Innern, sowie des Kultus und öffentlichen Unterrichts, denen davon Anzeige geschehen, kein Bedenken dagegen beigegangen sei. Bald darauf erlaubte die königl. preußische Regierung zu Liegnitz auch ihren Unterthanen den Beitritt zur Mačica Serbska. Den 7. April 1847 trat der Verein mit der ersten Hauptversammlung, bei der sich 61 Glieder einschreiben ließen, in's Leben, und der neugewählte Ausschuß (Vorstand Dr. Klien) verbreitete nun eine vom 12. d. M. datirte gedruckte Einladung „den Freunden der serbischen Sprache und Literatur“ in wendischer und deutscher Sprache. Darin waren die vorzüglichsten Paragraphen der Statuten kurz enthalten, welche vollständig also lauten:

Statuten des Vereins für wendische Volksbildung.

§ 1. Der aus gebildeten, der wendischen Sprache kundigen Männern zusammengetretene Verein bezweckt, in eben dem Maße, wie ähnliche Vereine mit großem Nutzen für deutsche Volksbildung bestehen, durch Herausgabe guter populärer und wissenschaftlicher Schriften, an welchen es bisher nur zu sehr fehlte, sowie einer Zeitschrift, wobei zugleich auf Reinigung und Ausbildung der Sprache Bedacht genommen wird, auch für die wendische Volksbildung nach Kräften zu sorgen.

§ 2. Die Zeitschrift, deren Herausgabe der Verein beabsichtigt, soll vierteljährlich *) erscheinen, zwar zunächst der Literatur, Wissenschaft und Sprachforschung gewidmet sein, zugleich aber auch Mittheilungen über die noch von Serben bewohnten Theile der Lausitz und über die Wirksamkeit des Vereins bieten und zu belehrender und verständigender Besprechung über einzelne Gegenstände benutzt werden.

§ 3. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes werden von den Vereinsmitgliedern durch verhältnißmäßige jährliche Geldbeiträge zusammengebracht, aus welchen ein Fond unter Benennung serbische Mutterkasse gebildet werden soll.

§ 4. Um möglichste Gleichheit der Rechte und Verbindlichkeiten der Vereinsmitglieder zu erzielen, aber auch den Unbemittelten den Zutritt möglichst zu erleichtern, werden vorläufig zwei Klassen derselben angenommen, nämlich:

a) Klasse 1., welche jährlich 1 Thlr. 10 Ngr. beitragen und dafür die von dem Verein beabsichtigte Zeitschrift und die herauszugebenden Schriften,

b) Klasse 2., welche jährlich 25 Ngr. beitragen, dagegen aber nur die herauszugebenden Schriften unentgeltlich erhalten.

Diese Jahresbeiträge, deren Verminderung, sowie der Hinzutritt einer dritten Klasse nach Befinden der Zukunft vorbehalten bleibt, sind entweder in der jedesmaligen Hauptversammlung, oder in den nächsten 14 Tagen pränumerando an den Vereinskassirer pünktlich abzuführen.

Uebrigens werden sonstige freiwillige Unterstützungen und Gaben an Geld oder Büchern nur dankbar angenommen und erstere von dem Kassirer zur Kasse berechnet, letztere aber von dem Bibliothekar der Vereinsbibliothek einverleibt werden.

---

*) Nach einer späteren Bestimmung werden jährlich bis auf Weiteres nur 2 Hefte ausgegeben.

§ 5. Wegen Eintritts von Bibliotheken auswärtiger Gesellschaften oder geeigneter auswärtiger Individuen in die Rechte und Verbindlichkeiten der Vereins-Mitglieder bleiben weitere Bestimmungen vorbehalten, jedoch ist der Vereinsausschuß ermächtigt, denselben den Beitritt gegen analoge Leistungen bis auf Genehmigung der Hauptversammlung zu eröffnen. *)

§ 6. Wer in die Zahl der Vereins-Mitglieder eintritt, erhält von demselben nach bestimmtem Schema einen Aufnahmeschein, der ihn zugleich zur Beziehung der von dem Vereine ausgehenden Schriften aus dem Vereins-Verlage in Budissin legitimirt.

Ueber die Klassen der Vereins-Mitglieder wird eine Hauptrolle gehalten, in welche die Mitglieder nach der Reihenfolge des Eintritts eingetragen, Abgehende aber in eine besondere Kolumne abgeschrieben werden.

§ 7. Von den eingehenden Beiträgen sollen vor der Hand nur zwei Dritttheile der Jahreseinnahme für die Zwecke des Vereines verwendet werden, wogegen ein Dritttheil als Vereinsfond zinsbar anzulegen ist. Auf gleiche Weise soll, insofern die Geber nicht besondere Bestimmungen treffen, mit etwaigen Geschenken und sonstigen baaren außerordentlichen Zugängen, welche dem Vereine zufließen, verfahren werden.

§ 8. Jährlich veranstaltet der Verein eine Hauptversammlung zu Budissin je an der nächsten Mittwoch nach Ostern und sämmtliche Mitglieder des Vereins sind befugt, an derselben mit Sitz und Stimme Antheil zu nehmen. Tag und Ort der Hauptversammlung werden innerhalb der ihr vorhergehenden vier Wochen zu zwei Malen durch geeignete öffentliche Blätter bekannt gemacht. In dieser, durch den Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter geleiteten Hauptversammlung, entscheidet als Regel die einfache (relative) Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder und bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag. Die Abstimmungen erfolgen regelmäßig mündlich und nur bei den Wahlen der Vereinsbeamten und Ausschußmitglieder durch Stimmzettel. Nur zu letztern bleibt es Vereins-Mitgliedern, welche am persönlichen Erscheinen unabwendbar behindert sind, nachgelassen, ihre Stimmzettel am Tage der Hauptversammlung versiegelt an den Ausschuß gelangen zu lassen und sind diese dann gleich denen von den Anwesenden abgegebenen Stimmzetteln zu berücksichtigen.

Ueber die Verhandlungen der Hauptversammlung und ihre Beschlüsse werden von den Anwesenden zu unterzeichnende Protokolle zu den Akten genommen.

§ 9. Regelmäßige Gegenstände des Vortrags in den Hauptversammlungen sind:

a) Berichterstattung über die Verhältnisse und die Wirksamkeit des Vereins im abgewichenen Jahr;
b) Feststellung eines Etats über Einnahme und Ausgabe, Rechnungslegung und Mittheilungen über die Verwaltung des Vereinsfonds;
c) die Wahl der Vereinsbeamten und Ausschußmitglieder und bezüglich deren Stellvertreter;
d) Mittheilung von Gegenständen, welche einen Gesammtbeschluß erheischen.

---

*) Die Ausländer können nach späterer Bestimmung auch auf 5 Jahre d. i. 6 Thlr. 20 Ngr. oder 10 Fl. C. M. auf einmal zahlen. — Wer so 30 Thlr. gezahlt hat, bleibt Mitglied für seine Lebenszeit.

Spätere Bestimmung. Auch werden Berichte über die einzelnen Sektionen des Vereins ertheilt.

§ 10. Der Vorstand und Ausschuß des Vereins besteht aus folgenden Personen:

A) aus fünf Beamten und zwar: 1) einem Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, 2) einem Sekretär und dessen Stellvertreter, 3) einem Kassirer, 4) einem Bibliothekar und 5) einem Redakteur der Zeitschrift, sowie

B) aus vier Ausschußmitgliedern und deren Stellvertretern.

Der Vereinsausschuß wird durch sämmtliche Beamte und Ausschußmitglieder oder bezüglich deren Stellvertreter gebildet.

§ 11. Die vorstehend genannten Beamten bilden den Vorstand des Vereins. Sie sind berechtigt und verpflichtet, den Verein gerichtlich und außergerichtlich und sonst in jeder Beziehung selbst oder durch Bevollmächtigte zu vertreten, Gelder in Empfang zu nehmen, darüber zu quittiren und sie demnächst dem Kassirer zuzustellen, alle laufenden Geschäfte, Korrespondenzen und sonstige Verhandlungen zu besorgen, die Kasse und Bibliothek selbst oder durch von ihnen aus den Vereins-Mitgliedern zu bestellende Revisoren untersuchen zu lassen, auch unter Zuziehung der Ausschußmitglieder den Etat zu entwerfen und die gelegten Jahresrechnungen zu prüfen, etwaige Anstände gegen letztere zu beseitigen und Beides der Hauptversammlung zur Genehmigung und bezüglich Justifikationserklärung vorzulegen.

§ 12. Die besonderen Pflichten der einzelnen Beamten bestehen in folgendem:

a) Der Vorsitzende oder dessen Stellvertreter übt alle Befugnisse und Pflichten aus, welche sich in der Regel an den Vorsitz knüpfen. Er hat insbesondere alle eingehende Sachen und Zuschriften anzunehmen, solche sofort zu präsentiren und sie entweder selbst oder durch zu bestimmende Mitglieder des Vorstandes zum Vortrage zu bringen, die Debatte darüber zu leiten und dahin zu wirken, daß die Abstimmung in Ordnung und sonst statutengemäß erfolge. Er hat die Expedition und Absendung der Schriften aller Art zu überwachen, Versammlungen der Vereinsbeamten und der Ausschußmitglieder, so oft als nöthig, zusammen zu berufen, in sofern es nicht angemessener erscheint, dergleichen Versammlungen an bestimmten Fristen festzusetzen. Ihm steht auch das Befugniß zu, Vorstands-, Ausschuß- oder Vereins-Mitglieder zur Ausrichtung einzelner Geschäfte, ingleichen Revisionen der Kasse und Bibliothek, was jährlich zweimal zu geschehen hat, zu bestellen, hierzu auch den Sekretär zu deputiren, damit über den Befund ein Protokoll zu den zu haltenden Revisionsakten gebracht werde.

b) Dem Sekretär liegt die Eintragung der Sachen in die Registrande nach bestimmtem Schema, die Haltung, Ordnung und Aufbewahrung der Akten, die Führung der Protokolle bei den Hauptversammlungen und Sitzungen des Vorstandes und Ausschusses, ingleichen die Fertigung der Schriften, insoweit einzelne nicht vom Vorsitzenden sich vorbehalten werden und die Sorge für deren Reinschrift, Kollationirung und Abgang ob.

c) Der Kassirer verwaltet und verwahrt die Kasse des Vereins, Dokumente und sonstige Effekten desselben, führt über Einnahme und

Ausgabe, welche letztere, insofern sie nicht feststehende Positionen betrifft, nur gegen vom Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter zu signirende Beläge zu bewirken ist, ein genaues Manual und legt auf dessen Grund die Jahresrechnung längstens im Monat Januar zu vorläufiger Prüfung an den Ausschuß.

d) Der Bibliothekar, dem die nächste Aufsicht über die Vereinsbibliothek obliegt, besorgt auf vorgängige Genehmigung des Vorstandes den Ankauf, die Einstellung und Bezeichnung der Bücher, über welche er einen Katalog anzulegen und fortzuführen hat, verleiht gegen eigenhändige Bekenntnisse der Empfänger Bücher auf die Dauer von vier Wochen an Vereins-Mitglieder aus derselben und unterwirft sie spätestens vier Wochen vor der Hauptversammlung einer Revision durch die vom Vorstande zu bezeichnenden Revisoren.

e) Der Redakteur der Zeitschrift besorgt dieselbe unter Beirath zweier hierzu zu bestimmenden Ausschußmitglieder, und ist bei wichtigeren Artikeln vor deren Abdruck die Zustimmung des Vorsitzenden einzuholen.

§ 13. Der Ausschuß ist berechtigt und verpflichtet: 1) im Namen des Vereins und den Geldkräften desselben angemessen, welche und wieviel Bücher jährlich herausgegeben, ob und welch Honorar in einzelnen Fällen den Schriftstellern bewilligt werden solle und vorläufig den Preis derselben ꝛc. zu bestimmen, auch wird er sich angelegen sein lassen, eine Vereinsbibliothek zu begründen und selbige angemessen zu vermehren; 2) wichtigere Gegenstände, besonders solche, worüber in der Hauptversammlung Entschließung zu fassen ist, ingleichen etwaige in Zukunft zweckmäßig erscheinende Abänderungen oder Erweiterungen der Statuten gutachtlich vorzubereiten, auch bleibt es ihm 3) unbenommen, diejenigen, welche in den Ausschuß zu wählen sein dürften, dem Vereine, unvorgreiflich seiner Wahlfreiheit, vorzuschlagen.

Der Ausschuß versammelt sich auf Einladung des Vorsitzenden, so oft es die Geschäfte nöthig machen, in Budissin und regelmäßig zweimal des Jahres. Sind einzelne Ausschußmitglieder behindert zu erscheinen, so haben sie dies dem Vorsitzenden zeitig anzuzeigen, damit ihre Stellvertreter einberufen werden können.

§ 14. Zur Fassung eines gültigen Beschlusses des Vorstandes sind mindestens vier Mitglieder desselben einschließlich des Vorsitzenden oder dessen Stellvertreters und des Sekretärs, sowie des Ausschusses, außer jenen drei Ausschußmitgliedern oder deren Stellvertretern erforderlich und entscheidet auch hier die relative Stimmenmehrheit und bezüglich bei Stimmengleichheit die Decisivstimme des orsitzenden oder dessen Stellvertreters.

§ 15. Der Vorstand sowohl als der Ausschuß bleiben dem Verein rücksichtlich ihrer Handlungen verantwortlich. Die Mitglieder desselben verwalten ihre Ehrenämter unentgeltlich und nur die nöthigen Verläge werden auf Anweisung des Vorsitzenden oder dessen Stellvertreters aus der Kasse übertragen.

§ 16. Die Beamten, Ausschußmitglieder und deren Stellvertreter werden regelmäßig auf einen Zeitraum von drei Jahren gewählt, nach deren Ablaufe in der nächsten Hauptversammlung eine neue Wahl veranstaltet wird. Die Wahl kann in der Regel nicht abgelehnt werden. Sollte dies in einzelnen Fällen aus besonders erheblichen Gründen, welche solchenfalls sofort anzuführen sind, dennoch geschehen, so hat die Hauptversammlung hierüber ebenfalls zu

entscheiden. Hierbei sind die Austretenden wieder wählbar, doch steht es diesen frei, die wieder auf sie gefallene Wahl für die nächsten drei Jahre abzulehnen.

§ 17. Kommen zwischen den jährlichen Hauptversammlungen einzelne Stellen im Vorstande oder Ausschusse zur Erledigung, so haben zunächst die Stellvertreter einzutreten. Bei Stellen aber, für welche keine Stellvertreter gewählt werden, ist der Ausschuß berechtigt, für die laufenden Geschäfte Stellvertreter bis dahin zu bestellen, wo die nächste Hauptversammlung die erledigten Stellen wieder besetzt. Die also Eintretenden sind auf die Zeit ihrer Vorgänger als gewählt zu betrachten.

§ 18. Alle drei Jahre wird bei Gelegenheit der Beamtenwahl ein Bericht über die Wirksamkeit des Vereins, seine Verwaltung und Kassenverhältnisse entweder besonders oder in der Zeitschrift veröffentlicht, in welcher auch nach Befinden kurze Mittheilungen in der Zwischenzeit vorbehalten bleiben.

Diese Statuten sind bis jetzt gehalten worden mit der einzigen Ausnahme, daß das im §. 7. bestimmte Dritttheil der Beiträge nicht immer als Vereinsfond angelegt wird; denn die zwei Dritttheile, etwa 80 Mitglieder zahlen pünktlich, reichten bis jetzt nie aus. Es wäre daher eine größere Anzahl von neuen Mitgliedern oder eine jährliche Unterstützung aus der Staats- oder Provinzialkasse sehr zu wünschen. Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die hohen Stände der sächsischen Lausitz im Jahre 1855 zum Drucke des wendischen Lexikons 300 Thlr. bewilligt haben, wie auch das hohe sächs. Ministerium zu demselben Zwecke 200 Thlr. Eine Bitte des verstorbenen ersten Vorstandes der Maćica, Dr. Klien's, um eine Beihülfe von Seiten der Görlitzer Gesellschaft der Wissenschaften blieb erfolglos. Die Hauptquelle der dem Vereine nöthigen Mittel ist sonach der Verkauf der Verlagsartikel, welcher alljährlich ein recht erfreuliches Resultat liefert. Mehr als die Hälfte der Vereinsschriften ist schon längst nicht mehr zu haben.

Was hat nun die Maćica bis jetzt gewirkt?

I. Gute populäre Schriften hat sie ihren Statuten gemäß in größerer Anzahl geliefert, die wir nun aufzählen wollen. Sie sind theils in der alten lutherischen, theils in der alten katholischen Orthographie gedruckt.

1. Jesus we domje pobožnych, d. i. Jesus im Hause der Frommen. Vier Predigten aus dem Nachlasse P. A. Lubensky's, als nützliche Hochzeitsgabe u. s. f., herausgegeben von P. Jakob. Budissin 1847. Obwohl die erste Auflage 500 betrug, mußte vor einigen Jahren (1858) doch eine zweite gleich große besorgt werden.

2. Jutrowne jejka, d. i. Die Ostereier, von Chr. Schmid, übersetzt von Kaplan Kutschank. 1848. Auflage 325.

3. Michał, d. i. Michael, oder: Was der Mensch säet, wird er auch ernten. Erzählung von K. Kulman, Lehrer in Uhyst an der Spree. 1848. Auflage 500.

4. Serbske Horne Łužicy, d. i. Die wendische Oberlausitz, oder: Statistik u. s. f., nebst einem kurzen geschichtlichen Abriß über die Wenden von P. Jakob und Kaplan Kutschank. 1848. Auflage 500. Dieses wichtige Buch, zum Theil in der lutherischen und zum Theil in der katholischen Or-

thographie, ist auch vergriffen und wird jedenfalls bald in verbesserter Gestalt erscheinen.

5. Serbaj, d. i. Die beiden Wenden, oder: Was Du schüttest, wirst Du mahlen. Erzählung von Dr. Pful. 1848. Auflage 525.

6. Ribowčenjo, eine Erklärung der verschiedenen Verfassungen und dergl. für wendische Zeitungsleser von Mutschink, Lehrer in Demitz. 1849. Auflage 525.

7. Dobroty, dźiwy a sudy Bože nad israelskimi dźěćimi, d. i. Wohlthaten, Wunder und Gerichte Gottes im Volke Israel. Geschichte, Topographie des Judenlandes &c., von K. A. Jentsch. 1849. Auflage 525.

8. Jan, d. i. Johann, oder: Bete und arbeite. Erzählung von K. Kulman. 1849.

9. Knjez Mudry, d. i. Herr Kluge, oder: Ein Kranz von Erzählungen, von M. Buk, Domschuldirektor. 1849. Auflage 300.

10. Kak je Bohusław z Dubowina etc. Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Erzählung von Chr. Schmid, übersetzt von J. Buk. 1849. Auflage 400.

11. Hród na Landskrónje, d. i. Die Burg auf der Landskrone bei Görlitz. Erzählung, bearbeitet von Mutschink. 1850. Auflage 500.

12. Zelenska, d. i. Grönland und seine Bewohner, von Jentsch. 2 Theile. 1850 und 1853. Auflage 400.

13. Wěrny křesćijan etc. Der wahre Christ unter der Ruthe Gottes. Predigt von P. Jakob. 1850. Auflage 525.

14. Wuměnkař, d. i. Der Auszügler. Erzählung, bearbeitet von Dr. Pful. 1851. Auflage 600.

15. Sadowa knižka, d. i. Obstbüchlein, herausgegeben vom ökonomischen Verein zu Klix. 1851. Auflage 700.

16. Wotroha krala Jana, d. i. Der Sporn des Königs Johann von Böhmen. Aus dem Böhmischen übers. von M. Zisch. 1851. Auflage 325.

17. Boža krasnosć we stwórbje, d. i. Gottes Herrlichkeit in der Schöpfung, von Mutschink. 2 Theile. 1851 u. 1854. Auflage 600 u. 500.

18. Nadpad pola Bukec, d. i. Der Ueberfall bei Hochkirch, von Wehle. 1852. Auflage 600.

19. Kak młodźenc etc., d. i. Wie wird der Jüngling auf dem reinen Wege wandeln, von P. Jakob. 1852. Auflage 225.

20. Khrystof Kolumbus, oder: Die Entdeckung von Amerika, von Dr. Sommer. 1853. Auflage 450.

21. Bibliske stawizny, d. i. Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes. Nach Dr. Joh. Heinr. Kurtz, übersetzt von Lehrer Bartko und Lehrer Becker. 1853. Auflage 3000. Dieses Buch wurde durch die Königl. Kreisdirektion zu Budissin den wendischen Schulen empfohlen.

22. Předźenak, d. i. Der Garnsammler. Kalender für die Wenden auf die Jahre 1855 bis 1862, von P. Räde. Auflage meist 3000. Der Inhalt ist gut gewählt für das wendische Volk, die Ausstattung wird immer besser. Der letzte Jahrgang ist mit einigen Holzschnitten geschmückt.

23. Njedźela, d. i. Der Sonntag von Schwerin, übersetzt von einem Ungenannten. 1855. Auflage 400.

24. Serbske basnje, d. i. 50 wendische Fabeln, von P. Seiler. Separatabdruck aus dem Časopis. 1855. Auflage 625.

25. Wosobny dar za křesćijanow, d. i. Ein besonderes Geschenk für die Christen, von Canon. M. Buk 1856. Auflage 300.

26. Spěwy za serbske šule, d. i. Gesänge für wendische Schulen. Gesammelt von Kantor Becker. 1856 und 1860. Auflage 3000. Mit diesen zwei Heften wurde einem großen Bedürfnisse abgeholfen. Dieselben sind in vielen Schulen.

27. Křižne wójny, d. i. die Kreuzzüge von einem Ungenannten. 1857. Auflage 450.

28. Jakub, d. i.: Jakob, oder: Gottes Wort ꝛc., von K. Kulman. 1860. Auflage 500.

29. Genovefa, nach Chr. Schmid, übers. von M. Hornig. 1861. Auflage 500. Diese Uebersetzung ist in der vereinigten Orthographie mit wendisch-deutschen Lettern gedruckt. Hoffentlich werden von da an auch in Betreff der Schreibweise nicht mehr Bücher blos für Protestanten oder blos für Katholiken erscheinen.

Außerdem müssen wir, ehe wir die mehr wissenschaftlichen Arbeiten der Maćica aufzählen, erwähnen, daß sie auch „Sechs Lieder von Katzer", wendisch und mit deutscher Uebersetzung herausgab in 1000 Exemplaren im J. 1860.

II. Nach den Statuten soll die Maćica auch wissenschaftliche Schriften herausgeben. Der Kreis, der dieselben in wendischer Sprache pflegt, ist allerdings ein kleiner. Doch ist durch den Fleiß Einzelner schon Vieles geschehen, so daß an terminis technicis in der so bildsamen wendischen Sprache nicht mehr ein so großer Mangel ist wie ehedem. Die philologische (gegründet 1854) und naturhistorische (gegründet 1857) Sektion des Vereins hat sich schon manches Verdienst erworben. Unter die streng-wissenschaftlichen Schriften der Maćica gehören, wenn wir von den Arbeiten im Časopis absehen, bis jetzt nur:

1. Serbski słownik, d. i. Wendisches Wörterbuch. Unter Mitwirkung von P. Seiler, Pfarrer in Lohsa, und M. Hornig, Domvicar in Bautzen, verfaßt von Dr. Pful. 1857—61. Auflage 1000. Bisher 40 Bogen oder 4 Hefte, (letztes Wort sławnosć), das 5. wird den Anfang des Buchstaben „W" enthalten. Es ist dies das erste annähernd vollständige wendische Wörterbuch, das zugleich den Anforderungen der Neuzeit entspricht. Bei vielen bisher nirgend gedruckten Wörtern mußte erst die Schreibweise bestimmt, bei andern die bisherige verbessert werden. Die nächste Abstammung ist fast bei jedem Worte angegeben, häufig sind auch die Wurzeln beigefügt. Die entsprechenden deutschen Bedeutungen sind sehr genau. — Nach dem Schluß dieses Werkes wird der Verein jedenfalls zur Herausgabe des gleichfalls sehr nothwendigen deutschwendischen Wörterbuches schreiten.

2. Hornjołužiska serbska ryčnica, d. i. Oberlausitzer wendische Grammatik auf vergleichendem Standpunkte. Von Dr. Pful. Vorläufig ist die Einleitung und der erste Theil (die Lautlehre) im Časopis und auch im Separatabdruck erschienen. Die Einleitung zerfällt in die Abtheilungen: Sprache, Sprachlehre, wendische Sprache, wendische Sprachlehre. Die Lautlehre selbst enthält vieles Neue von dem sehr fleißigen Forscher.

III. Die Zeitschrift (Časopis) des Vereins ist unter den beiden bisherigen Redakteuren, zuerst Hr. Schmaler und später Hr. J. Buk, ihrem Programme treu geblieben, sie hat viel zur Reinigung und Ausbildung der Sprache beigetragen. Bis jetzt sind 24 Hefte erschienen; mehrere Arbeiten wurden außerdem im Separatabdruck herausgegeben. Sie enthält:

1. Poetische Beiträge. Die meisten sind von P. Seiler, der in der lyrischen Poesie und in der Fabeldichtung ausgezeichnet ist. Außerdem finden wir Gedichte von Dr. Pful, J. Buk, Wehle, wie auch einige aus dem Munde des Volkes aufgezeichnete.

2. Die sprachwissenschaftlichen Aufsätze sind auch zahlreich und zwar von Dr. Pful, Schmaler, J. Buk und Hornig. Ein Beitrag über die mythologische Bedeutung des Wortes „dešć“ (der Regen) ist von dem russ. Professor P. A. Lawrowski aus Charkow.

3. Historische und archäologische Aufsätze und Miscellen lieferten P. Jentsch, Hornig, Schmaler und Aktuar Wehle, Lehrer Fiedler.

4. Naturwissenschaftliches bietet insbesondere der geschätzte Botaniker Lehrer Rostok, wie auch Fiedler.

5. Nekrologe und Verschiedenes, wie auch Berichte über den Verein bilden den Schluß der interessanten bisherigen Jahrgänge des Časopis.

Doch wäre es unrecht, wollte ich nur die literarischen Produkte als das einzige Verdienst der Maćica ansehen. Sie hat Anspruch auf die Dankbarkeit der wendischen Nation für immer, da sie auch fleißig sammelt und das Gesammelte ordnet und bewahrt. Bis jetzt hat schon die Bibliothek einen namhaften Werth, da sich fast Alles wendisch Gedruckte darin vorfindet, wie auch überhaupt vieles Slavische. Die archäologische Sammlung zählt auch schon manches Sehenswerthe. Der Konservator der Sammlung registrirt die Beiträge auch in der wendischen Zeitung, wodurch das Volk aufmerksam gemacht wird, ja nichts Alterthümliches zu zerstören, wie das ehedem so oft geschah. Dresden und Görlitz liegen dem Volke etwas fern, um dorthin aufgefundene Alterthümer abzuliefern; darum ist es im Interesse der Vaterlandskunde gut, daß die Maćica in Bautzen eine archäologische Sammlung anlegte. Die naturhistorische Sammlung ist kaum begonnen.

Das Gesagte genügt, um die Leser des Magazins zu überzeugen, daß die Thätigkeit der Maćica lobenswerth ist, wie auch, daß der genannte wendische Verein in Vielem dasselbe Ziel verfolgt wie die ehrwürdige und weithin rühmlich bekannte Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, und daß er dieselbe in gewisser Beziehung, in Betreff des Wendischen der Lausitz, nach Kräften ergänze.

So möge denn der wendische Bruderverein fernerhin sich segensreich entwickeln und wirken, die Oberlausitzische Gesellschaft aber den beabsichtigten jährlichen Berichten bereitwillig ihr Magazin öffnen!*)

*) Diesem Wunsche wird sehr gern entsprochen werden, wie denn unsre Gesellschaft niemals versäumt hat, der wendischen Bevölkerung beider Lausitzen ihre Theilnahme zu beweisen, wenn sie auch den Klien'schen Antrag auf eine Unterstützung mit baarem Gelde hat ablehnen müssen. Hirche.

7.

Geschichte des Schleinitzer Ländchens.

Von Prof. Dr. Hermann Knothe in Dresden.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstand in dem nordöstlichen Theile Böhmens durch Vereinigung mehrerer Herrschaften, zu denen auch noch unmittelbar anstoßende Besitzungen im Meißner Lande und in der Oberlausitz kamen, ein zusammenhängender Grundbesitz, der viele Quadratmeilen umfaßte und wohl mit Recht als ein kleines Ländchen bezeichnet werden konnte, — das Schleinitzer Ländchen.

Der Begründer dieses Grundbesitzes war Heinrich von Schleinitz, der Sohn Hugolds von Schleinitz[1]) auf Kriebstein, welcher letztere von 1464—1487 an dem Hofe Kurfürst Ernsts und Herzog Albrechts von Sachsen das Amt eines Obermarschalls bekleidete und 1490 starb.

Auch Heinrich war frühzeitig in die Dienste Herzog Albrechts getreten, hatte (1472—86) die Voigtei über das Amt Hohnstein erhalten[2]), später (1476) den Herzog auf seiner Reise nach Jerusalem begleitet, infolge dessen er Ritter des Heiligen Grabes wurde, und war darauf (mindestens seit 1490)[3]) Rath, seit 1497[4]) aber Obermarschall am Hofe zu Dresden geworden, in welcher einflußreichen Stellung er auch nach Albrechts Tode (1500) unter dessen Sohne, Herzog Georg dem Bärtigen, verblieb.

Von Herzog Albrecht wurden ihm, und zwar sicher schon vor 1490[5]), die von Albrecht und dessen Bruder Kurfürst Ernst 1471 (den 3. December)[6]) erkauften böhmischen Herrschaften Tollenstein und Schluckenau überlassen und hierdurch der Grund zu seinen ausgedehnten Besitzungen gelegt.

Das alte Bergschloß Tollenstein[7]) gehörte bis Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der mächtigen Familie Berka von der Duba, seit dieser Zeit dem verwandten Geschlecht derer von Wartemberg, deren Besitzungen

---

[1]) Mehrere Schriftsteller (Senff, Kirchengeschichte des Amtes Stolpen, p. 65., und ihm nach Götzinger, Geschichte des Amtes Hohnstein p. 41. und Andere) geben an, Heinrich v. Schleinitz sei der Sohn Georg's v. Schleinitz aus der Linie Seerhausen und zwar aus dem Hause Magenitz, und ein Bruder des Bischoffs Johann VII. von Meißen. Nach einem Artikel über „die Geschlechtsverwandten Johann's v. Schleinitz, Bischoffs von Meißen", in Analecta Saxonica, Dresden 1765 p. 294., ist der Bischoff ein Sohn Georg's v. Schleinitz auf Magenitz, Heinrich aber ein Sohn Hugold's v. Schleinitz auf Kriebstein. Da dieser Aufsatz ausdrücklich die Senff'schen Angaben berichtigen will und sich auf Lehnsbriefe beruft, und auch die „Familientafeln" der Familie v. Schleinitz mit ihm übereinstimmen, so folgen wir unbedenklich diesen berichtigten Angaben.

[2]) v. Langenn, Albrecht der Beherzte, p. 564.

[3]) Kreyßig, Beiträge zur Geschichte der chursächs. Lande III. 1. ff. Daselbst sagt v. Schleinitz er diene dem Herzog Georg „jetzt (1510) in's zwanzigste Jahr."

[4]) v. Langenn, Albrecht p. 558.

[5]) 1490 Mittwoch nach Lätare fand zwischen dem Rathe zu Pirna und Heinrich v. Schleinitz ein Vergleich statt, demzufolge die Unterthanen des letzteren auf den Herrschaften Schluckenau und Tollenstein böhmisches Getreide in Schandau ausschiffen und durch das Amt Hohnstein nach Schluckenau führen dürfen. Götzinger, Hohnstein, Beilagen p. 21. Palme, Gesch. von Warnsdorf 1852 p. 14. setzt die Erwerbung der Herrschaften fälschlich in das Jahr 1494.

[6]) v. Langenn, Albrecht, p. 289.

[7]) Früher Tolenstein (Script. rer. lusat. I. 7. v. Jahre 1337). Noch 1444 Tholenstein. Auch Dohlenstein (arx monedularum). Sommer, Böhmen, Leitmeritzer Kreis, p. 285. Die Ruinen des Tollenstein, beschrieben von Brantl im Laus. Mag. 1837 p. 107.

von Tetschen und Leipa bis zum Rollberg und Dewin sich erstreckten. Wie vom Tollenstein aus schon die Herren von Berka zahlreiche Raubeinfälle in das Zittauer Gebiet unternommen und dadurch 1337 die Erstürmung der Burg durch die Städter veranlaßt hatten [1]), so waren auch die Herren von Wartemberg während der Hussitenkriege, als der hussitischen Partei zugethan, in wiederholte Fehden mit den treu katholischen Städten und zumal mit Zittau verwickelt. Schon 1425 hatte Johann v. Wartemberg auf Tollenstein, der Sohn Peters v. Wartemberg auf Dewin, seine Leute einen Ritt in's Zittauer Gebiet thun und die Dörfer ausplündern lassen und hatte den Zittauer Hauptmann Nicolaus von Ponikau gefangen genommen und ihn auf dem Tollenstein eine Zeit lang festgehalten. [2]) Als aber sein Sohn Ralsko v. Wartemberg auf Tollenstein von den Zittauern wegen eines gegen sie verübten Verrathes 1433 gefangen und geviertheilt worden war, da trat sein Vetter Siegmund v. Wartemberg, dem auch Kamnitz und Dewin gehörten, und nach dessen Tode (1439) seine Söhne Heinrich, Herr auf Tetschen und Leipa, und Johann auf Blankenstein, als Rächer auf, und es entspann sich jene sogenannte Wartemberg'sche Fehde, die mit geringer Unterbrechung bis 1440 dauerte. [3]) — Noch einmal [4]) entbrannten mit dem Wiederaufleben der hussitischen Streitigkeiten auch die blutigen Kämpfe zwischen den Besitzern des Tollenstein und den oberlausitzischen Städten, zumal dem nächstgelegenen Zittau. Mit andern hussitischen Herren plünderte 1467 „Christoph Rombergk von Tolnstein" [5]), (entweder selbst ein Wartemberger oder Hauptmann derselben auf dem Tollenstein) Dörfer im Zittauer Weichbild, erlitt aber auf dem Heimzuge am breiten Berge durch einen Hinterhalt der Zittauer eine blutige Niederlage. [6]) Vielleicht wäre es 1469 den Sechsstädten, welche mit einem ziemlich starken Heerhaufen Herrn Jan v. Wartemberg auf seinem Tollenstein belagerten, gelungen, die den Städten so gefährliche Burg zu nehmen und zu brechen, wenn nicht während dieser Zeit ein hussitisches Heer gegen Zittau gezogen wäre, worauf die Zittauer schnell nach ihrer gefährdeten Stadt eilten. Vielleicht trugen diese jüngsten Vorfälle dazu bei, daß Christoph v. Wartemberg, wie oben erwähnt, 1471 die Herrschaft Tollenstein an die sächsischen Fürsten verkaufte. Zu derselben gehörte die Stadt Rumburg (sonst Ronberg) [7]), nach welcher jetzt die Herrschaft benannt wird, und außer mehreren anderen, später aufzuzählenden Dörfern, das Dorf Warnsdorf, wo sich ebenfalls ein herrschaftliches Schloß [8]) befand. Von diesem Dorfe hatten schon frühzeitig die v. Knobloch (Knobel, Knebel) und nach dem kinderlosen Tode Tile Knebels, als des letzten dieser

---

[1]) Script. rer. lus. I. 7. Carpzov, Anal. V. 210.

[2]) Provinzialblätter 1782 p. 450.

[3]) Pescheck, Gesch. von Zittau II. 528.

[4]) Brantl im Laus. Mag. 1837 p. 129. behauptet, um 1450 sei der Tollenstein von Johann dem Jüngeren v. Wartemberg bestürmt und erobert worden, allein ohne Belege und ohne innere Wahrscheinlichkeit.

[5]) Script. rer. lus. I. 89.

[6]) Pescheck, Zittau II. 535.

[7]) Einen traurigen Versuch, den Namen von einem Rennen („Rinnen"), das Heinrich Berka im 12. Jahrhundert an der Mandau gegeben haben soll, siehe bei Palme, Warnsdorf, p. 12.

[8]) Ebendas. p. 17.

Familie[1]) (1545), die v. Leimar einen Theil[2]) von den Besitzern des Tollenstein zu Lehn; die v. Leimar brachten auch noch andere Dorftheile an sich.

Als mit Tollenstein vereinigt, war aber zugleich auch das jetzt zur Herrschaft Kamnitz gehörige Gut Schönbach mit dem Kirchort Schön'linde an Heinrich von Schleinitz gekommen. Auch dies war eine ehmals Berka'sche Besitzung.[3]) Das alte Schloß Schönbach, (ursprünglich Schönbuch)[4]) lag freilich in Trümmern, seit es 1339 die Bürger von Zittau wegen von dort aus verübter Räubereien zerstört hatten.

Zu der Herrschaft Schluckenau gehörte damals die erst später getrennte Herrschaft Hainspach[5]), gleichfalls ein erst Berka'sches, dann Wartemberg'sches Besitzthum.

So besaß jetzt Heinrich v. Schleinitz in dem eigentlichen Böhmen einen zusammenhängenden Grundbesitz von etwa 5 Quadratmeilen Umfang.[6])

Diesen vergrößerte er noch durch mehrfache Ankäufe in der Oberlausitz. Unbekannt wann, erwarb er nämlich die Scheibemühle in Nieder-Herwigsdorf, welche er 1515 (die Belehnung erfolgte 1516) wieder an die Cölestiner auf dem Oybin verkaufte, denen schon bei der Stiftung ihres Klosters 1369 von Kaiser Karl IV. Mittel-Herwigsdorf überlassen worden war[7]), und die nach und nach die meisten übrigen Theile des Dorfes, namentlich 1495 die Scheibe oder Nieder-Herwigsdorf von Nicolaus v. Gersdorf auf Groß-Hennersdorf an sich gebracht hatten.[8])

Desgleichen besaß er auch Oderwitz, das er (vor 1490) von Johann v. Donyn auf Grafenstein erkauft (Laus. Mag. 1856 p. 109), und wovon er einen Theil an den ebengenannten Nicolaus v. Gersdorf, einen andern an die Gebrüder v. Mauschwitz als Afterlehn überlassen hatte. Mit der Scheibemühle zugleich nämlich verkaufte er 1515 (zusammen um 300 ungarische Gulden)[9]) Theile von Ober- und Nieder-Oderwitz an die Cölestiner, wobei sich jedoch Nicolaus v. Gersdorf „alle gerechtigkeit, so er in und am Dorfe und forwerk von Ihme (Heinrich v. Schleinitz) zu Lehn traget, ihm und seinen erben, mit

---

[1]) 1428 Johannes Knobloch, armiger zu Warnsdorf. Balbin, Misc. Dec. I. V. 303. — 1522 wird der Richter von Warnsdorf mit seinem „Erbherrn Georg v. Knobloch" erwähnt. Richter, Gesch. von Großschönau 1837 p. 111. — Tile Knebel besaß auch Großschönau und seit 1529 Hainewalde. Auf letzterem Gute wohnte er. Bei seinem Tode fielen die beiden letztgenannten Güter an den Landesherrn, von dem sie 1546 Dr. Ulrich v. Nostitz auf Ruppersdorf zu Lehn erhielt. Oberl. Nachlese 1770 p 184. u. 233.

[2]) Nämlich einen Maierhof, den sogenannten Knobelshof, 7 Bauern und eine Mühle. Palme, p. 20.

[3]) Mussik, der Markt Schönlinde, Prag 1820 p. 59. ff.

[4]) Script. rer. lus. I. 7. „Schonenbuch." Pescheck, Zittau I. 673. „castrum Schonbuch." Die Ruinen beschrieben von Brantl im Laus. Mag. 1837 p. 109. Die Parochie Schönlinde wurde erst zur Zeit der Gegenreformation von Rumburg getrennt und mit der Herrschaft Kamnitz vereinigt.

[5]) Auch das benachbarte Sohland an der Spree soll damals den Schleinitz gehört haben. Kirchen-Gallerie, p. 216.

[6]) Sommer, Böhmen, Leitmeritzer Kreis (p. 262., 250., 276.) giebt die Größe der jetzigen Herrschaften Hainspach auf $1\frac{4}{5}$ □M., Schluckenau auf $1\frac{3}{4}$ □M., Rumburg auf $1\frac{1}{3}$ □M. an. Das Gut Schönbach darf auf $\frac{1}{2}$ □M. berechnet werden.

[7]) Laus. Mag. 1825 p. 321. Pescheck, Gesch. der Cölestiner des Oybins 1840 p. 41.

[8]) Carpzov, Ehrentempel II. 114. — Nach dem Eingehen des Klosters gelangten diese Antheile von Oderwitz sammt den übrigen Klostergütern 1574 an die Stadt Zittau. Carpzov, Anal. I. 167.

[9]) Das Oberlaus. Urkunden-Verzeichniß III. 106. nennt, wohl irrthümlich, 3000 fl.

solchen Lehngütern gewärtig zu seyn", vorbehält.[1]) Schon im folgenden Jahre 1516 verkauften auch die Gebrüder v. Mauschwitz „etliche Bauern in Nieder- und Ober-Oderwitz nebst der Gerechtigkeit bei beiden Kirchlehnen" um 400 ungarische Gulden an die Stadt Zittau[2]), dennoch behielt Nicolaus v. Gersdorf noch einen Antheil von Ober-Oderwitz und somit auch Heinrich v. Schleinitz das Oberlehnsrecht darüber. Denn als 1518 der Rath zu Zittau, als Inhaber der Obergerichtsbarkeit im Zittauer Weichbild, einige Bauern in diesem Dorfe gestraft hatte, beschwerte sich Nicolaus v. Gersdorf, „ihr Erb- und Lehnsherr" deshalb, da er „allda zu Oderwitz über seine Leute die Gerichte wie ein ander erbar Mann hätte", und hielt auf seinem Vorwerk ein offen Ehedingen, worauf er von dem Rathe vorgeladen und der Streit erst durch die Väter vom Oybin verglichen wurde.[3]) Und auch die Herren v. Mauschwitz hatten noch einen Antheil am Dorfe. Denn 1532 entstand zwischen Hans v. Mauschwitz[4]) und seinen Lehnsherrn, den Gebrüdern v. Schleinitz, einerseits und dem Rathe zu Zittau und den Cölestinern auf dem Oybin andererseits ein Streit wegen einer Schaftrift in Oderwitz, auf welche die Schleinitze ein Recht zu haben vorgaben, ein Streit, der erst durch den Landvogt mittels eines Rezesses geschlichtet werden konnte.[5]) Während nicht zu ermitteln ist, wann und wie diese einzelnen Schleinitz'schen Antheile an dem Dorfe veräußert worden sind, so hat grade Nieder-Oderwitz unter allen Lausitzer Besitzungen am längsten der Familie v. Schleinitz angehört.

Ebenso erwarb jedenfalls schon Heinrich v. Schleinitz die beiden Dörfer Eibau und Seifhennersdorf, die seit 1405, wo die Brüder Benedikt und Wenzel v. Yben (Eibau) mit „Heinrichsdorf in Seiffen" belehnt wurden[6]), zusammengehört zu haben scheinen. 1520 bald nach Heinrichs v. Schleinitz Tode wird sein Sohn Georg als Besitzer von Seifhennersdorf[7]) und 1530 auch als Herr von Eibau[8]) erwähnt.

Nicht minder wurde entweder von Heinrich v. Schleinitz selbst oder doch von seinen Söhnen das Gut Ebersbach nebst dem seit der Zerstörung durch die Hussiten (1429) gänzlich wüste liegenden, zum Theil wieder mit Wald überwachsenen und zu dem Vorwerk Ebersbach geschlagenen Grund und Boden von Gersdorf und nebst dem angrenzenden Nieder-Leutersdorf[9]) erworben, wenn auch erst 1544 die Schleinitze als Besitzer erwähnt werden.[10]) Diese

---

[1]) Laus. Mag. 1825 p. 336. Ueber die Einzelheiten des Verkaufs vgl. Pescheck, Zittau I. 241. Anmerk.

[2]) Pescheck, ebendas. p. 240.

[3]) Carpzov, Anal. II. 260.

[4]) Derselbe besaß schon 1497 auch Hainewalde und Gersdorf. Carpzov, Anal. II. 259.

[5]) Pescheck, Zittau II. 242.

[6]) Pelzel, Wenzel II. 510. Vielleicht hatten dieselben Seifhennersdorf von Wenzel v. Donyn erkauft, der 1492 „die Nieder-Gerichten in den Seyffen zu Heinrichsdurff gelegen bey Romberg" zu Lehn erhielt. Carpzov, Ehrentempel, II. 31. Von 1405—1530 finden sich keine Besitzer von Seifhennersdorf erwähnt. Auf Eibau wird Benedikt von Ybau, der auch Rupperdorf besaß, bis 1428 öfter genannt; dann fehlen ebenfalls bis 1530 die Besitzer. Dornick, Jahrbüchlein von Eybau, Zittau 1843.

[7]) Richter, einige Nachrichten von Seifhennersdorf. Zittau 1801 p. 10.

[8]) Sing. lus., Leipzig 1740 II. 558. Pescheck, Zittau II. 20.

[9]) Gühler, Gesch. der Kirche zu Oberleutersdorf p. 34.

[10]) Im Ebersbacher Schöppenbuche. Paul, Chronik von Ebersbach, Zittau 1826 p. 44. Auch Ebersbach war übrigens (1433) durch die Hussiten verwüstet worden und zählte 1486 erst wieder 7 Häuser. Ebendas. p. 41., 37. Anmerk.

Güter hatten zuvor Christoph v. Gersdorf auf Baruth gehört, und waren nach dessen Tode (1509) sammt dem übrigen Erbe erst für seine Söhne vormundschaftlich verwaltet,[1]) dann aber getheilt und so wahrscheinlich an die Schleinitze verkauft worden.

So besaß denn Heinrich v. Schleinitz auch in der Oberlausitz einen zusammenhängenden und an seine böhmischen Besitzungen anstoßenden Gütercomplex, der wenigstens auf 2 Quadratmeilen berechnet werden darf, und welcher 1551 mit zwei Ritterpferden belegt wurde.[2]) Infolge dessen wurde der Besitzer dieser Güter auch (wie die von Seidenberg, Königsbrück, Muskau, Hoyerswerda) zu dem Oberlausitzer Herrenstande gezählt.[3])

Inzwischen aber hatte Heinrich v. Schleinitz bereits ums Jahr 1500 im Meißner Lande das große, von Hinterhermsdorf bis Schandau an der Elbe reichende, 5 Städte und 49 Dorfschaften umfassende Amt Hohnstein, welches unmittelbar an die Herrschaft Schluckenau stößt, erhalten. Als vertrauter Rath des Herzog Albrecht von Sachsen und gewandter Hofmann war er nämlich, wie zu anderen wichtigen Sendungen oft gebraucht, so auch 1496 zu Herzog Casimir von Polen geschickt worden, wo er für Herzog Georg (den Bärtigen) von Sachsen um Casimir's Tochter Barbara anhalten sollte. Die Werbung hatte glücklichen Erfolg und zum Dank dafür verlieh Georg, sobald er nach des Vaters Tode (1500) zur Regierung des Meißner Landes gelangt war, seinem Obermarschall das Amt Hohnstein.[4]) — Diese Pflege Hohnstein hatte seit Jahrhunderten ebenfalls der Familie Berka v. der Duba und zwar aus dem Hause Leipa gehört. Sie war ursprünglich ein Lehn der Krone Böhmen gewesen, bis nach mancherlei Irrungen 1459 im Vergleich zu Eger bestimmt worden war, daß sie zwar sächsisches Eigenthum sein, aber als böhmisches Afterlehn gelten solle.[5]) Der letzte Besitzer aus der Familie Berka war Heinrich Berka von der Daube (Duba), der zwar noch (1489) „Herr in Hohnstein" genannt wird[6]), aber nicht mehr wirklicher Besitzer gewesen sein kann, da schon 1470 Hohnstein als kurfürstlich sächsisches Amt bezeichnet, und von kurfürstlichen Voigten verwaltet wurde. War doch, wie schon erwähnt, Heinrich v. Schleinitz selbst 1472—86 Voigt von Hohnstein gewesen. — Schon zu jener Zeit wäre Hohnstein beinahe an die Familie v. Schleinitz, und zwar an Heinrichs Vater Hugold, gekommen. Derselbe hatte die Herrschaft nämlich erblich an sich zu bringen gesucht[7]), war aber

---

[1]) Lauf. Mag. 1780 p. 149.

[2]) v. Redern, Lusatia super. diplomatica, Hirschberg 1724 p. 134.

[3]) Weinart, Rechte und Gewohnheiten III. p. 47.

[4]) Senff, Kirchengeschichte von Stolpen p. 67. Weiße, histor. Beschreibung von Hohnstein p. 21. (Peccenstein, Theatrum saxonic. 1608 I. 66. (verworren!) Schiffner, Supplem. zu Schumann's Zeitungslexikon von Sachsen XVI. 992. v. Langenn, Albrecht, p. 146. setzen daher sämmtlich die Erwerbung von Hohnstein nicht vor das Jahr 1500. Frind, Protestantisirung und Rekatholisirung des böhm. Niederlandes, Leitmeritz 1856 4. p. 7. giebt 1494 an.

[5]) Götzinger, Gesch. des Amts Hohnstein 1786 p. 32.

[6]) Ebendas. p. 38. — Aehnlich nannte sich z. B. Wolf Ladislaus v. Schleinitz noch 1660 „auf Schluckenau und Tollenstein," obgleich diese Herrschaften längst von seiner Familie veräußert worden waren.

[7]) v. Langenn, Albrecht p. 550. „Gebrechen zwischen Herz. Albrechten zu Sachsen und Hugolden v. Schleinitz, so dem Herzoge zu nahe geredet haben soll. 1489. Item Zcum Ersten hat mir [Albrecht] Hugold von Schleinitz einen vnfruntlichen bruder [Kurfürst Ernst] gemacht, der mir vorhin all sein tage fruntlich gewest, vnd hat mich mit vnwahrheit yn yn

eben wegen dieses seines Eigennutzes bei Herzog Albrecht in Ungnade gefallen (1489). Der Sohn sollte sie aus freier Gunst des Landesherrn erhalten.

Rechnet man das Amt Hohnstein [1]) zu 6½ Quadratmeile, so besaß jetzt Heinrich v. Schleinitz ein wenn auch in drei Ländern gelegenes, doch wohl zusammenhängendes Territorium von 13½ Quadratmeile Flächeninhalt, groß genug, um die Benennung des „Schleinitzer Ländchens“ zu rechtfertigen.

Hierzu erhielt er 1513 nach Hans v. Miltitz Tode von König Wladislaus von Böhmen auch noch die Herrschaft Pulsnitz. [2])

So viele Güter er auch sein eigen nennen durfte, so scheint er sich doch auf keinem derselben längere Zeit aufgehalten zu haben. Sein Amt als Obermarschall, vielleicht aber auch das Bedürfniß seines beweglichen Geistes fesselte ihn an den Hof oder führte ihn wiederholt auf Reisen in Diensten seines Fürsten. Von einer solchen Reise, welche er im Winter 1509—10 für Herzog Georg von Sachsen, der auch Erbstatthalter von Friesland war, nach diesem Lande unternommen hatte, eben zurückgekehrt, ward er plötzlich in einen verdrießlichen Streit mit Herzog Heinrich von Sachsen (dem Frommen), dem Bruder Georgs verwickelt, einen Streit, der von beiden Seiten großentheils mittels offener Sendschreiben, gedruckter Patente und Rechtfertigungsschriften geführt wurde. [3])

Herzog Heinrich hatte nämlich Schleinitz öffentlich beschuldigt, derselbe habe drei hessischen Abgeordneten, welche in diplomatischer Sendung nach Dresden gekommen waren, erklärt, um Herzog Heinrich hätten sie sich nicht zu bemühen, derselbe habe sich der Anwartschaft auf einen etwaigen Anfall des hessischen Landes an das sächsische Fürstenhaus, um den es sich handelte, „verziehen“ (begeben). Vergeblich versicherte Schleinitz, dies nicht gesagt, sondern vor den hessischen Ständen vielmehr wiederholt erklärt zu haben, daß bei einem Anfalle Hessens an Sachsen Herzog Heinrich ebenfalls Ansprüche habe. Der Herzog überhäufte ihn aufs neue mit Schmähungen, nannte ihn einen hoffährtigen, leichtfertigen, verlogenen Mann und forderte ihn auf, sich nach Freiberg zu stellen, um dort vor den Räthen des Herzog Heinrich Recht zu suchen und zu nehmen. Allein Schleinitz traute, und vielleicht mit gutem Grunde, dem Herzoge nicht, zumal da die Zusicherung des sicheren Geleites in zweideutiger Form gegeben wurde, und schickte endlich auf den angesetzten Termin nur seinen Rechtsanwalt nach Freiberg. Jedoch derselbe bekam ebenfalls nur Schmähungen zu hören, und wurde endlich sogar wegen einer kleinen Schuld von den Dienern des Herzogs festgesetzt. Da

---

getragen von seines eigen nutz wegen; dann do ich ym nicht vorhengen wult, das ym Rochsperg nach seinem willen vorschriben solt werden, vnnd den Honstein, ein ordtschlos meines landis Erblich zcu sich brengen solt“ — „So redte ich mit yn.“ Vgl. p. 147.

[1]) Schiffner, Supplem. zu Schumann XVI. 989.

[2]) Bestätigung der Privilegien der Stadt Pulsnitz in der Sammlung oberlaus. Urkunden. Mstr. auf der Rathsbibliothek zu Zittau XI. 490. vgl. Urkunden-Verzeichniß III. 97. Daß Schleinitz die Herrschaft geerbt, wie Oberlaus. Kirchengallerie p. 256. behauptet wird, geht aus dieser Urkunde nicht mit Nothwendigkeit hervor: „So als das Gut Pulssnitz — aus des allirdurchleuchtigsten — Wladislaus zu Hungern, Beheym — Belehnung nach Hansens von Milticz seligen todtlichen abgangs erblich an mich gefallen.“

[3]) Kreysig, Beiträge zur Gesch. der chursächs. Lande III. 1. ff. „Herzog Heinrichs zu Sachsen mit Herz. Georgs Obermarschall Heinrich v. Schleinitz Anno 1510 gewechselte Streitschriften.“ — Senff, Historie von Zweyen Befehdungen. Budissin 1717 p. 55.

ließ denn Schleinitz eine weitläufige Rechtfertigungsschrift (4½ Bogen Folio) drucken, worin er den ganzen Verlauf darlegt, hinsichtlich seines Rufes auf seine zwanzigjährigen, treuen Dienste verweist und sich bereit erklärt, seine Aussagen zu erweisen vor seinem Lehnsherrn, dem König von Böhmen, oder vor Herzog Georg von Sachsen oder vor dessen Bruder Friedrich, dem Erzbischof von Magdeburg. — Hiermit enden die Akten über den Streit. Ihnen zufolge erscheint Herzog Heinrich als der ungestüme, leidenschaftliche Ankläger, Heinrich v. Schleinitz als der maßvolle, rücksichtsvolle, und wie es scheint, unschuldige Verklagte.

Schleinitz erlebte nur noch den ersten Anfang der reformatorischen Bewegung durch Luther. Er würde wahrscheinlich die Abneigung seines Herrn, des Herzogs Georg, gegen dieselbe getheilt haben. Einer von Luther's erbittertsten Gegnern, Hieronymus Emser, erfreute sich seiner besonderen Gunst und lebte (1515) eine Zeit lang auf Hohnstein.[1]) Heinrich starb erblindet (daher auch „der blinde Schleinitz" benannt) am 14. Januar 1518 in Meißen, wo er sich bei seinem Sohne, der daselbst Domprobst war, aufhielt, und ward im Kloster Altenzelle begraben.[2])

Er hatte außer zwei Töchtern, Elisabeth, die 1506 als Nonne in Freiberg eingekleidet wurde, und Anna, verheirathet mit Georg Freiherrn v. Tautenburg, sieben Söhne,[3]) Hugold, der bereits 1512 gestorben war, Jahn, der 1520 kinderlos starb, Ernst, Domprobst zu Meißen, Wolf,[4]) Christoph, Hans, Georg.

Was umsichtig der Vater an Besitzungen zusammengebracht, zerrann schnell unter den Händen der Söhne und Enkel.

Nach kurzem gemeinschaftlichem Besitze der väterlichen Güter verkauften die fünf noch lebenden Brüder v. Schleinitz zuerst 1523 die Herrschaft Pulsnitz an die Brüder Balthasar, Hans, Kaspar und Eustachius v. Schlieben[5]) und sodann 1524 die Pflege Hohnstein an Ernst von Schönburg zu Glauchau und Waldenburg[6]), dessen Söhne sie bekanntlich 1543 an Herzog Moritz von Sachsen gegen Penig und Wechselburg vertauschten. Als nun um 1525 auch Wolf und Hans kinderlos gestorben waren[7]) (auch Christoph wird seit 1526 nicht mehr genannt), so erscheinen von da an Ernst und Georg als alleinige Besitzer der väterlichen Besitzungen in Böhmen und der Oberlausitz.

Ernst v. Schleinitz hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, in Bologna studirt und sich in jener Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften eine achtungswerthe gelehrte Bildung erworben. Der oben genannte Hieronymus Emser rühmt dieselbe in der Dedikationsschrift zu einer neuen Auflage des Enchiridion militis christiani (Leipzig 1515) von Erasmus, die er

[1]) Götzinger, Hohnstein p. 42.

[2]) Ebendas. p. 43.

[3]) Theils nach Analecta Saxonica 1765 298., theils nach gütigen Mittheilungen aus Familienpapieren.

[4]) Nach den Anal. Sax. l. c. soll dies jener sogenannte „schöne Schleinitz" gewesen sein, der fälschlich mit dem Bruder des Bischoff Johann VII. von Meißen verwechselt wird. Die Literatur über den „schönen Schleinitz" bei Ursinus, Gesch. der Domkirche zu Meißen 1782 p. 108 ff.

[5]) Die Urkunde in der Sammlung oberlaus. Urkunden Mscr. XII. 135. vgl. Urk.-Verzeichn. III. 125.

[6]) Götzinger, Hohnstein p. 44.

[7]) Oberl. Kirchengallerie 256. u. Anal. Sax. l. c.

Ernst v. Schleinitz widmete.[1]) Infolge dieser Gelehrsamkeit und wohl auch infolge des Einflusses seines Vaters hatte er rasch hohe geistliche Würden erlangt, war 1504 bereits Kanonikus zu Prag[2]), ward 1511 Domprobst daselbst, 1514 auch Domprobst zu Meißen und um 1539 sogar Verweser des Erzbisthums Prag.[3]) Er starb den 6. Februar 1548 und liegt in der Kirche zu Schluckenau begraben.[4]) Nur vorübergehend hielt er sich auf seinen Gütern auf, während sein Bruder Georg auf dem Tollenstein wohnte. Die Güter jedoch gehörten Beiden gemeinsam, bis nach Ernsts Tode Georg alleiniger Besitzer ward. In den Urkunden werden daher bald beide Brüder, bald der eine oder der andere als Herren auf Tollenstein und Schluckenau bezeichnet.

Zunächst hatten die beiden Brüder mit den neuen Besitzern des Amtes Hohnstein mehrfachen Streit. So lange Schluckenau und Tollenstein mit Hohnstein ein und dieselben Besitzer gehabt hatten, war auch der Verkehr zwischen den Bewohnern dieser Herrschaften ein äußerst reger und durch nichts gehemmter gewesen. Seit 1524 waren auf Hohnstein'schem, wie auf Schluckenauer Gebiet Zollschranken errichtet worden. Der Hauptmann von Hohnstein hatte Schleinitzische Unterthanen, die mit Waaren auf das jenseitige Gebiet gekommen waren, pfänden lassen; dafür hatten die Schleinitze ihren Unterthanen den Besuch des Jahrmarkts zu Neustadt bei Stolpen verboten, dem Pfarrer von Sebnitz den von eingepfarrten Dorfschaften aus der Schluckenauer Herrschaft fälligen Decem vorenthalten, und wieder Ernst v. Schönburg rückständige Zinsen, welche Hohnsteiner Unterthanen an die Schleinitze, als ihre frühere Herrschaft, noch abzuführen hatten, inhibirt. Aber es hatten auch die Schleinitzischen Förster im Forste die Grenzen zwischen beiden Herrschaften willkürlich geändert, und dagegen hatte Ernst v. Schönburg die aus dem Innern Böhmens kommenden und nach den Herrschaften Schluckenau und Tollenstein gehenden, zu Schandau ausgeschifften Frachtgüter, wie Getreide, Wein, Fische, nicht mehr zollfrei durch das Hohnsteiner Gebiet gehen lassen. Hieraus entstanden langjährige Irrungen zwischen den beiden Nachbarn, die durch verschiedene Vergleiche (1526. 1534)[5]) endlich dahin beigelegt wurden, daß die beiderseitigen Unterthanen für das, was sie tragen, an den Zollschranken zollfrei, und nur für das, was sie fahren oder treiben, zollpflichtig sein, und daß alles Frachtgut, das für die Schleinitze aus Böhmen nach Böhmen über Schandau durch das Hohnstein'sche Gebiet gehe, nach dem Vertrage von 1490 zollfrei bleiben solle, eine Bestimmung, die auch 1552 gegen eine Beschwerde des Rathes zu Pirna von Kurfürst Moritz von Sachsen aufrecht erhalten wurde.[6]) Daher datirt auch das bis auf die neueste Zeit bestehende Recht des Besitzers der Herrschaft Schluckenau, die Malzgerste aus Böhmen zu Wasser bis Schandau und von da auf der Achse bis Hainspach abgabenfrei beziehen zu dürfen. Dieser

---

[1]) Götzinger, p. 43.

[2]) Palme, Warnsdorf p. 85. Er weihte als solcher das Kirchlein zu Warnsdorf.

[3]) Pescheck, Zittau II. 908.

[4]) Mussik, Schönlinde p. 158. Auf seinem Grabsteine befindet sich folgende Inschrift: A. D. 1548 Octavo jdus Febr. obiit Reverendiss. Pater ac Generosus Dominus Ernestus a Schleinitz SS. Pragensis et Misnensis Ecclesiarum Praepositus et Pragensis Archiepiscopatus olim Administrator et Dominus in Tollenstein et Schlukenau.

[5]) Götzinger, Hohnstein, Beilagen p. 41., 45., 48.

[6]) Ebendas., Beilagen p. 69.

Stapelplatz für Produkte zu Schandau scheint für die Schleinitze von großer Wichtigkeit gewesen zu sein; 1544 hatte Georg v. Schleinitz daselbst sogar ein Grundstück erkauft, um darauf ein Schütthaus zu erbauen, für welches er, so lange er und seine Erben es besitzen würden, von Herzog Moritz von Sachsen Freiheit von allen Zinsen und Jagddiensten erlangte.[1])

Auf seinen Gütern sehen wir Georg v. Schleinitz als umsichtigen, auf seine Gerechtsame eifrig bedachten, im Ganzen aber gegen seine Unterthanen wohlwollenden Edelmann schalten. Allenthalben ließ er Vorwerke, Schütthäuser und Mühlen anlegen[2]), so z. B. 1520 eine steinerne Mühle zu Seifhennersdorf.[3]) In Eibau erlaubte er 1530 seinem Richter, gegen das Privilegium der Stadt Zittau, fremdes, d. h. anderes als Zittauer Bier zu schänken, weshalb der Rath „mit gewappneter Hand" bei dem Richter einfiel und das Bier ausließ. Die deshalb erhobenen Beschwerden der Herren v. Schleinitz blieben erfolglos; sie mußten das Recht Zittau's anerkennen. — Ebenso hatte er 1530 einen Mann aus Warnsdorf, Namens Lorenz, der im Kretscham zu Seifhennersdorf einen Anderen erschlagen, nach seinen böhmischen Besitzungen zur Bestrafung abführen lassen. Da aber die Obergerichte im Zittauer Weichbild dem Rathe zu Zittau zustanden, hatte dieser sofort deshalb beim Landvoigt in Bautzen Klage geführt und Richter und Schöppen zu Seifhennersdorf in die Acht gethan. Den vielfachen Bemühungen des Landvoigts gelang es endlich, einen Vergleich zwischen den beiden streitenden Parteien zu Stande zu bringen (1531), demzufolge die Herren v. Schleinitz den Mörder wieder nach Seifhennersdorf stellen und dort vor den Abgeordneten von Land und Städten den Zittauern übergeben mußten, die denselben nun nach Zittau abführten, aber infolge des Vergleichs wieder los und die Gerichte zu Seifhennersdorf wieder aus der Acht ließen.[4]) — Einen ähnlichen Streit hatte Georg v. Schleinitz mit den königlichen Gerichten zu Löbau, an die er 1548 ebenfalls einen seiner Unterthanen verabfolgen lassen mußte.[5])

Gegen seine Unterthanen scheint er mild gewesen zu sein. So wurden 1527 und wieder 1555 die Privilegien des alten Gerichts zu Schönlinde bestätigt[6]), 1534 der Stadt Rumburg das Privilegium des Bier-, Wein- und Salzschanks, mehrere Jahrmärkte und ein wöchentlicher Getreidemarkt verliehen[7]), 1552 die Bürger von Schluckenau von allen Frohndiensten befreit und mit dem Bierbraurecht beschenkt.[8]) Schon längst wurde auf seinen Gütern, besonders in der Nähe seines Schlosses Tollenstein, Bergbau betrieben. 32 Knappen gruben am Abhang der „kahlen Haide" auf Bleiglanz, Kupfer und Silber.[9]) Da beschloß er 1554 zu Förderung des Betriebs ein Bergstädtchen anzulegen. Er ordnete den auf 500 Häuser berechneten Bau desselben so an, daß zwischen je 3 Häusern allemal eine Gasse laufen solle

[1]) Ebendas. p. 68.
[2]) Palme, Warnsdorf p. 15.
[3]) Richter, Seifhennersdorf p. 10.
[4]) Der deshalb aufgesetzte Rezeß in Singularia Ius. II. 555. ff.
[5]) Urk.-Verzeichn. III. 171.
[6]) Mussik, Schönlinde p. 60.
[7]) Eckarth's Tagebuch 1773 p. 22.
[8]) Mussik, ebendas. p. 157.
[9]) Mussik p. 174. giebt an, der Centner Erz habe 4—14 Pfd. Kupfer und 2—3 Loth Silber enthalten. — Auch Hennersdorf in Seiffen soll seinen Namen dem Bergbau verdanken. Balbin, Misc. Dec. I. p. 48., 38.

und nannte es nach seinem Vornamen Georgenthal. Auf einem Fensterstücke des Tollenstein fand man die Inschrift:

„Georg heiß ich und schau ins Thal;
Das Stadtl soll heißen Sft. Georgenthal." Anno 1554." [1])

Ebenso gründete er auf seiner Herrschaft Schluckenau das Städtchen Georgswalde, und kaufte 1554 zu derselben das anstoßende Dorf Wehrsdorf von Hans v. Schlieben auf Pulsnitz. [2])

Nur der auch auf seinen Gütern [3]) sich mehr und mehr ausbreitenden reformatorischen Bewegung gegenüber zeigte er sich feindlich, ja hart. Als der Pfarrer zu Spitzkunnersdorf auch in seiner Filialkirche zu Leutersdorf, dessen Niederdorf den Schleinitzen gehörte, das Evangelium verkündete, so ließ er (1546) ihn greifen und 4 Wochen lang in Rumburg gefangen halten. Und da er doch dem Geiste der Zeit nicht gebieten konnte, so hieß er wenigstens seine Unterthanen zu Leutersdorf fortan den Decem nicht mehr nach Spitzkunnersdorf, sondern nach Eibau entrichten. [4]) Ebenso wies er, als 1539 Sebnitz protestantisch wurde, einige bis dahin nach Sebnitz eingepfarrte Ortschaften der Herrschaft Schluckenau an die katholischen Seelsorger zu Schönau und Lobendau. [5])

In seinem Alter verlegte er seine Wohnung von dem rauhen, zugigen Tollenstein nach dem behaglicheren Schlosse zu Rumburg. Dort starb er den 27. September 1565. [6]) — Als Hauptmann oder General-Bevollmächtigten hatte er, wie es scheint, schon 1530 Anton v. Uechtritz, der bis dahin Großschönau besessen, angenommen. [7]) Derselbe wohnte zu Hainspach und scheint Anfangs nur in der Herrschaft Schluckenau seinen Herrn vertreten zu haben. Später wird er auch in Seifhennersdorf [8]) und Ebersbach bei gerichtlichen Verhandlungen oft genannt. Er bekleidete die Stelle eines Hauptmanns auch noch bei den zwei nächsten Besitzern dieser Güter.

Georg v. Schleinitz hinterließ sieben Söhne, deren Altersfolge nicht zu bestimmen ist, indem hierüber auch die Familiennachrichten weder vollständig noch sicher sind, Friedrich, Joachim, Heinrich, Ernst, Hans, Christoph, Hugold [9]) und eine Tochter Dorothea, verheirathet mit Jakob

---

[1]) Palme, Warnsdorf p. 14. — Sommer, Böhmen, Leitmeritzer Kreis p. 285. setzt den Bau in das Jahr 1552. Das Rumburger städtische „Gedenkbuch" giebt 1548 an. Carpzov, Ehrent. I. 232. nennt 1553. — 1587 erhielt der Ort von Kaiser Rudolph Stadtgerechtigkeit und Wappen.

[2]) Oberl. Kirchengallerie p. 198.

[3]) 1535 war bereits ganz Warnsdorf, zu gleicher Zeit Rumburg, 1551 auch Schönlinde protestantisch geworden; seit 1552 waren fast an allen Kirchen seiner Herrschaften protestantische Prediger angestellt.

[4]) Oberl. Kirchengallerie p. 6. Gühler, Kirche von Oberleutersdorf p. 1. ff.

[5]) Frind, Protestantisirung p. 8.

[6]) Palme, p. 14.

[7]) Richter, Großschönau p. 110.

[8]) „Ao 1560 am Montage nach Petri und Pauli ist auf Befehl des Wohlgeb. Herrn Georg v. Schleinitz auf Tollenstein und Schluckenau durch Antonium v. Uechtritz, zu Schluckenau und Rumburg Hauptmann, zwischen Herrn Johann Gebler, der Zeit Pfarrherr in Niederhennersdorf an einem, und George Müllern, seinem Wiedemuthsmanne am andern Theil, der Wiedemuthdienste halber ein Vertrag gemacht worden." Einige Nachrichten von Seifhennersdorf. Mskr.

[9]) 1580 d. d. Budissin schreibt der Landvoigt Hans v. Schleinitz an den Rath zu Görlitz und sucht bei ihm an, zur Vermählung seines Bruders Hugolds selig, Tochter auf den Montag Trium regum ihm Wildprett zuzuschicken. Kloß, Gesch. der Oberl. Landvoigtei. Mskr. Görl. Bd. III.

v. Haugwitz. Wenn nicht schon früher (1552, wie die Familiennachrichten besagen), so fand nun nach dem Tode des Vaters eine Theilung der Güter statt. Wie diese beschaffen gewesen, ist trotz aller Mühe nicht ganz genau zu ermitteln, einmal weil hinsichtlich der Güter Schluckenau und Hainspach keinerlei archivalische Nachrichten zu erlangen waren, sodann, weil fast alle Brüder in ihre Titel auch die Namen der Stammgüter Tollenstein und Schluckenau aufnahmen, wenn auch die betreffenden Herrschaften nicht auf ihren Erbantheil gefallen waren. Jedenfalls scheint jetzt Hainspach als eine besondere Herrschaft von Schluckenau abgetrennt worden zu sein.

Heinrich v. Schleinitz erhielt die Herrschaft Tollenstein (von nun an Tollenstein und Rumburg genannt), zu welcher die beiden Städte Rumburg und Georgenthal und die Dörfer Warnsdorf, Niederehrenberg Oberhennersdorf, (Nieder-) Leutersdorf, Ober- und Niedergrund, Schneckendorf, Tollendorf, Schönlinde, Neudorf, Schönborn und Schönbüchel [1]), sämmtlich in Böhmen gelegen, gehörten, und außerdem in der Oberlausitz die Dörfer Seifhennersdorf und Eibau. — Er war entweder selbst Protestant oder doch dem Protestantismus nicht abgeneigt. So schenkte er einer Inschrift über dem Kirchhofsthor zu Seifhennersdorf zufolge, „1566 den 26. Juni durch Antonius v. Uechtritz, Hauptmann, Michael Beyern (dem Pastor) zu Erbauung des Thores 10 Schock Geldes, Gott zu Ehren, ihme zum Gedächtniß." [2]) — Sicher aber steckte er tief in Schulden. Daß er seinem Bruder Friedrich das Dorf Warnsdorf „verkaufte", es von allen Leistungen an die Herrschaft Tollenstein befreite und somit zu einem selbständigen Dominium erhob, mag vielleicht zum Theil brüderlicher Liebe zuzuschreiben gewesen sein. Aber schon 1570 beliefen sich seine Schulden so hoch, daß es zweifelhaft war, ob 64,000 Schock Meißnisch zur Befriedigung der Gläubiger ausreichen würden. Daher verkaufte er 1570 den 20. September die Herrschaft Tollenstein nebst den eben genannten Ortschaften in Böhmen sowohl, als der Oberlausitz (nur Warnsdorf ausgenommen), um 74,000 Schock Meißnisch, das Schock zu 70 Kreuzer, an Herrn Christoph v. Schleinitz auf Graubsick. Hiervon sollte der Käufer nur 10,000 Schock an den Verkäufer auszahlen, dafür aber die Befriedigung aller Gläubiger, soweit die von der Kaufsumme übrigen 64,000 Schock reichen würden, übernehmen, „damit hierdurch Herr Heinrich v. Schleinitz vor seinen Gläubigern Frieden haben möge und von ihnen ferner nicht beschwert werde." [3]) Das Schloß Tollenstein hatte sich Heinrich hierbei vorbehalten, vielleicht, um da zu wohnen; doch scheint es ebenfalls bald an Christoph v. Schleinitz gekommen zu sein.

Ernst v. Schleinitz erscheint als Besitzer der Herrschaft Schluckenau und der Oberlausitzischen Güter Oderwitz und Ebersbach, zu welchem letzteren das ehemalige Gersdorf, noch immer Wüste-Gersdorf genannt, gehörte, während der zu Gersdorf gehörige Wald bei der Theilung zu der Herrschaft Rumburg geschlagen wurde. So ist es gekommen, daß der später auf der Stelle dieses Waldes erbaute Theil von Gersdorf, nämlich Neugersdorf, noch jetzt zwar zum Königreich Sachsen gehört, aber Eigenthum des jedesmaligen Besitzers von Rumburg ist, während der andere Theil von

---

[1]) Diese Specifikation befindet sich in der Verkaufsurkunde von 1570 bei Palme p. 234.
[2]) Einige Nachr. von Seyffhennersdorf p. 25.
[3]) Palme, p. 233. ff.

Gersdorf, Altgersdorf, unter Zittauer Herrschaft steht.[1]) Für diese Lausitzer Güter hatte er nach einem Musterregister aus jener Zeit ein Ritterpferd, der Besitzer von Rumburg für die seinigen ebenfalls eins zu stellen. Als Besitzer von Ebersbach wird Ernst v. Schleinitz von 1569—1583 in den dasigen Schöppenbüchern[2]) ununterbrochen genannt. Wichtigere Gerichtsverhandlungen wurden in Schluckenau erledigt. Zwischen 1583—1586 scheint Ernst gestorben zu sein. Von 1586—90 erscheint in denselben Schöppenbüchern als Herrschaft „Frau Ludmille v. Schleinitz geb. v. Lobkowitz auf Tollenstein, Schluckenau und Neuschloß", jedenfalls die Wittwe Ernsts. Zwischen 1590—95 muß sie Ebersbach verkauft haben. Denn von 1595—97 besaß dasselbe Frau Elise v. Schleinitz geb. Gräfin v. Schlick, die Gemahlin Friedrichs v. Schleinitz auf Warnsdorf. Nieder-Oderwitz hingegen blieb noch bei Schluckenau. In den dasigen Schöppenbüchern wird noch 1603 Frau Ludmille v. Schleinitz, 1607 auch ein Adam v. Schleinitz „auf Schluckenau und Oderwitz", 1608 und 1609 aber Freiherr Ladislaus Popel v. Lobkowitz, der Aeltere, als Herrschaft erwähnt. Vielleicht war Adam v. Schleinitz ein Sohn Ernsts, und nach seinem unbeerbten Tode verwaltete die Güter ein Onkel von ihm. Unter den Lausitzer Gütern ist Oderwitz am längsten im Besitz der Familie v. Schleinitz geblieben.[3]) Wenn Schluckenau an Albrecht v. Schleinitz, den Sohn des sogleich zu erwähnenden Hans v. Schleinitz, gekommen, ist nicht zu ermitteln gewesen. Jedenfalls verkaufte dieser Albrecht v. Schleinitz die Herrschaft 1618 an Otto v. Starschedel. Doch schon 1620 wurde dieselbe infolge der böhmischen Unruhen konfiscirt und 1623 an Graf Wolfgang v. Mansfeld um 122,500 Fl. verkauft. Die Kinder Albrechts, (Joh. Georg, Wolfgang Ladislaus, Erbherr auf Krissa, Max Rudolph, der bekannte erste Bischof von Leitmeritz und Isabella Franziska) schrieben sich übrigens noch 1660 „auf Tollenstein und Schluckenau."[4])

Hans v. Schleinitz scheint bei Lebzeiten seines Vaters dessen Güter mitverwaltet zu haben. Wenn er 1544 und 1556 in den Ebersbacher Schöppenbüchern „unser gnädiger Herr" genannt wird, so war er wohl nur im Auftrage des Vaters als der junge Herr, nicht aber als der eigentliche Besitzer bei den gerichtlichen Handlungen zugegen. Welche Güter er bei der Erbtheilung erhalten habe, ist nicht zu ermitteln. Er scheint eine Zeitlang Hainspach besessen zu haben; wenigstens kaufte er 1568 zwei Bauernteiche zu Hilgersdorf für die Herrschaft an. Später war sein Bruder Christoph Besitzer derselben. Er selbst schreibt sich noch 1572 „auf Tollenstein", auch „auf Hainspach." Jedenfalls aber besaß er Nischeborn (1572), Libochau (1580, auch Libochowa genannt), Tholitz (1590) und Neschwitz.[5]) Auch das von seinem Vater 1554 erkaufte Dorf Wehrsdorf gehörte ihm aus der väterlichen Erbschaft. Er verkaufte es 1572 an Georg v. Berbisdorf

[1]) Kirchengallerie p. 169.

[2]) Paul, Ebersbach p. 45—47., Anhang I.

[3]) Die Schluckenauer Herrschaft hatte in Oderwitz einen Verwalter (z. B. 1608 Balthasar Maltitz). Gleichzeitig aber wohnten die Herren v. Kreischaw in Oderwitz als Schleinitzische Vasallen. So um 1583 ein Alexander v. Kreischaw, 1608 Hans v. Kreischaw, der auch Erbherr genannt wird, während doch, als Alexander v. Kreischaw einen Garten verkaufte, der damalige Besitzer von Schluckenau, Ernst v. Schleinitz, als Oberlehnsherr, seinen Consens dazu zu ertheilen hatte. (Nach den Schöppenbüchern).

[4]) Neibersdorfer Kirchenbuch. — Carpzov, Ehrent. II. 79.

[5]) Carpzov, Ehrent. I. 53.

auf Neu-Tollspach.[1]) Schon früher war er kaiserlicher Rath; 1572 wurde er Landvoigt der Oberlausitz und wohnte von da an in Budissin. Ueber seine Wirksamkeit als solcher geben die vielen von ihm ausgestellten Urkunden Zeugniß.[2]) Er hatte viele Gegner unter den Oberlausitzer Ständen.[3]) Dieselben hatten ihn auch bei Hofe verklagt und besonders sein übermäßiges Schuldenwesen gerügt, worein viele Städte mitverwickelt waren. Bei seiner Abdankung am 6. Juli 1594 klagte er mit weinenden Augen über die Angebereien bei Hofe. Er starb bereits den 1. Januar 1595. — Daß sein Sohn Albrecht[4]) wieder in den Besitz der Herrschaft Schluckenau gekommen sei, ist bereits erwähnt worden.

Der oben genannte Friedrich v. Schleinitz, der bereits vor 1570 Warnsdorf als besonderes Dominium von seinem Bruder Heinrich erworben hatte, steckte ebenso tief in Schulden, wie dieser. Schon 1572 überließ er sein Gut seinem Schwager Jakob v. Haugwitz auf Neunkirchen um 24,000 Thlr., die er demselben schuldete. Ob er mit seiner Frau trotzdem im dasigen Schlosse wohnen blieb, ist nicht ganz klar, indem auch Jakob v. Haugwitz in Warnsdorf lebte, wenigstens 1593 hier starb.[5]) Jedenfalls wurden von Friedrich v. Schleinitz auch nach der Erwerbung von Ebersbach durch seine Frau (1595) die betreffenden Käufe zc. in Warnsdorf ausgefertigt. Allein auch im Besitze von Ebersbach blieb er nur kurze Zeit. Den 28. Februar 1597 verkaufte er und der Vormund seiner Frau Elise geb. Gräfin v. Schlick, Herr Ehrenfried v. Mingwitz, Freiherr zu Mingwitzburg, kaiserlicher Appellationsrath, Ebersbach, Oberfriedersdorf, „nebst dem Walde, der Giersdorf genannt", um 15,000 Thlr. an den Rath zu Zittau.[6]) — Möglich ist es, daß erst Friedrich v. Schleinitz einen neuen Anbau auf dem Maierhofe von Ebersbach zu einer besonderen Gemeinde erklärte, und daß so der jetzt Zittauer Antheil Oberfriedersdorf auf Ebersbacher Grund und Boden entstand; aber der Name Friedersdorf rührt nicht erst von Friedrich v. Schleinitz, sondern kommt viel früher vor.[7]) Von dem ehemaligen Dorfe Gersdorf war damals weder der nun an Zittau gekommene, noch der der Rumburger Herrschaft gehörige Antheil des Grund und Bodens (siehe oben p. 411) noch irgend mit Häusern bebaut. Erst 1657 fingen Exulanten aus den benachbarten böhmischen Orten an, sich auf dem Rum-

---

[1]) Kirchengallerie p. 198.

[2]) Großer, Merkwürdigkeiten III. 16. Urkunden-Verzeichniß III. 214. ff. Urk.-Samml. XIV. Kloß, Gesch. der oberl. Landvoigte. Mskr. Käuffer, IV. 54.

[3]) Mehrere Beschwerden der Stände des Görlitzer Kreises gegen ihn bei Weinart, Rechte und Gewohnheiten I. 102. ff.

[4]) Nach Görlitzer Annalen war Hans zuerst verheirathet mit einer Freiin v. Biberstein und vermählte sich den 18. Februar 1590 zu Collin wieder mit der „Edlen Frau Hasin geb. v. Lißkowitz, Schwester des Christoph v. Lißkowitz", zu welcher Vermählung auch der Rath zu Görlitz eingeladen wurde. Als einen Nachkommen nennen dieselben Nachrichten (Kloß, a. a. O.) Rudolph, der 1595 mit der oberlaus. Reiterei nach Ungarn zog; außerdem hatte er noch drei Söhne, Ladislaus, der sich „Freiherr v. Schleinitz und Honstein" nannte (Sinapius, Schles. Kuriositäten II. 969.) und Albrecht „auf Schluckenau", Kammerherrn Kaiser Rudolphs II. und David, der 1592 vor Erlau fiel. Balbin nennt noch eine Tochter Anna, verm. mit Zacharias von Neuhaus (Slawata?).

[5]) Palme, p. 18.

[6]) Pescheck, Zittau I. 253. Die Urkunde in der Urk.-Samml. XVI.

[7]) So glaubt Palme p. 18. Anmerk. — 1576 wird aber schon ein Richter von Oberfriedersdorf erwähnt. Paul, Ebersbach, Anhang I. Vielleicht bestand das Dorf schon 1272. Köhler, codex dipl. Lus. sup. Anhang p. 79.

burger Antheile des ehemaligen Gersdorf anzusiedeln. Hier brauchten sie, als auf sächsischem Grund und Boden, keine Beeinträchtigung wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen mehr zu fürchten, und blieben doch Unterthanen ihrer bisherigen Herrschaft. So entstand Neugersdorf. 1662 wies auch der Rath zu Zittau auf seinem Antheil für Exulanten Baustellen an, und so entstand Altgersdorf.[1])

Von dem fünften Bruder Joachim v. Schleinitz ist etwas weiteres nicht bekannt, als daß er 1584 den großen Teich bei Seifhennersdorf verkauft haben soll.[2])

Der sechste Bruder Christoph v. Schleinitz (senior) erhielt bei der Theilung Hainspach als besondere Herrschaft. Mit seinem Bruder Ernst auf Schluckenau machte er seine Rechte auf das oben (p. 409) erwähnte, von ihrem Vater angelegte Schütthaus in Schandau geltend. Er wird noch 1574 als „Freiherr v. Hainspach und römischer Majestät Hofrath" genannt und soll den 5. März 1601 gestorben sein. Derselbe hatte zwei Söhne Christoph und Hans Haubold.[3])

Dieser Christoph v. Schleinitz (junior) ist jener bereits obenerwähnte Käufer der Herrschaft Tollenstein (1570) und besaß damals auch das Gut Graubsick. — Ueber seinen Charakter melden Chroniken und Kirchenbücher sehr viel Gutes. Sein Wahlspruch war: Deum et virtutem sequar. So stand er nebst der Jahrzahl 1576 an der Sakristeithür zu Seifhennersdorf angeschrieben. Von seiner Menschenfreundlichkeit zeugt folgende Anekdote. Als er einst im Dorfe Seifhennersdorf auf- und abritt, gewahrte er im Oberdorfe etliche Kinder vor der Hausthür, welche „sehr ärmliches liebes Brot" aßen. Er erkundigte sich deshalb bei den Aeltern und erfuhr, daß dieselben wegen der kalten, nassen, hochliegenden Felder kein besseres Getreide erbauen könnten. Sofort setzte er die von dem Bauer an die Herrschaft zu leistenden Dienste auf die Hälfte herab und machte das bisher zu einer Hufe gerechnete Gut zu einer halben Hufe.[4]) — Tief religiös, wie er war, bezeigte er sich besonders gegen die Geistlichkeit mild. So schenkte er dem Pastor Kaspar Seidenschwanz in Seifhennersdorf (1579) den sogenannten Pfarrlehnbusch und verbesserte die Wiedemuth.[5]) Ebenso überließ er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hans Haubold (der überhaupt Mitbesitzer der Herrschaft gewesen zu sein scheint) dem Pfarrer in Grund zu dessen schlechter Wiedemuth einen Theil herrschaftlichen Waldes, den sogenannten Kirchenwald.[6]) Nach alledem scheint er selbst Protestant gewesen zu sein. — Auch sonst bewies er sich freundlich gegen seine Unterthanen. So ertheilte er ebenfalls mit seinem Bruder gemeinschaftlich, 1572, der Stadt Rumburg ein Privilegium[7]), und legte am Fuße des Schlosses Tollenstein das Dorf gleiches Namens an, indem er den dort befindlichen Maierhof in einzelne Gärten zertheilte und diese

---

[1]) Kirchengallerie p. 169. Vgl. Fritsche, Ortsgesch. der Parochie Gersdorf 1857. (Höchst verworren!)

[2]) Einige Nachrichten von Seyffhennersdorf. Mstr. p. 14.

[3]) Er unterzeichnete sich Haunß Haupold. Richter, Seifhennersdorf p. 6.

[4]) Einige Nachrichten von Seyffhennersdorf, Mstr. p. 14. Richter, Seifhennersdorf p. 6.

[5]) Richter, ebendas. p. 5. 26. Kirchengallerie, p. 178. Laus. Monatsschrift 1806. II. 58.

[6]) Palme, p. 215. Anmerk.

[7]) Eckarth's Tagebuch 1773 p. 22.

Bergleuten zur Ansiedlung überließ.[1]) — Allein auch er konnte seine Güter nicht halten, und so begann er eins nach dem andern zu veräußern. Zuerst (und zwar noch vor 1576) verkaufte er Eibau an Joachim v. Milde, Bürgermeister von Zittau[2]), und 1576 an denselben auch Nieder-Leutersdorf, welches von da an ganz von dem bisherigen Kirchenverbande mit Spitzkunnersdorf losgerissen und zum Filial von Eibau gemacht wurde[3]), 1584 (den 25. Juni) endlich auch seine letzte in der Oberlausitz gelegene Besitzung Seifhennersdorf um 16,000 Thlr. Kaufpreis (und 100 ungarische Gulden Verehrung) an den Rath zu Zittau.[4]) Die Freude der Dorfbewohner darüber, daß sie nun unter die milde, wohlgeordnete Herrschaft der Stadt Zittau gekommen seien, war der Sage nach so groß, daß die von den Rumburger Hofefeldern eben heimkehrenden Bauern, auf die Kunde vom Abschluß des Kaufes vor lauter Freude mit ihren Pflügen so schnell nach Hause fuhren, daß sie die Räder davon verloren, sich aber nicht erst die Mühe gaben, sie wieder zu suchen. In Rumburg aber klagte man, daß dies Gut von der Herrschaft abgetrennt worden sei, und soll dem Vermittler des Kaufes ein halbes Jahr darauf auf der oberen Steinbrücke zu Rumburg den Kopf abgeschlagen haben.[5]) Auch die Herrschaft Rumburg selbst konnte Christoph v. Schleinitz nicht halten. 1586 verkaufte er mit Zustimmung seines Bruders Hans Haubold dieselbe (jedoch ohne Warnsdorf, das damals noch Jakob v. Haugwitz gehörte, und erst 1641 wieder mit Rumburg vereinigt worden sein soll) für 60,325 Schock 47 Gr. an den kaiserlichen Vicekanzler Dr. Georg Mehl v. Strehlitz[6]), der seit 1562 die Herrschaft Grafenstein besaß und diese nun 1586 an Ferdinand Hoffmann, Freiherrn v. Grünenpühl verkaufte. Bis dahin war die Herrschaft Rumburg Lehn der Krone Böhmen gewesen. Dem kaiserlichen Vicekanzler gelang es, seine Besitzung aus der Hoflehn in die Landtafel übertragen zu lassen und sie somit zum Allodialbesitz zu machen.[7]) Zugleich verlieh der Kaiser Rudolph II. der Stadt Rumburg das Stadtwappen, das sie noch jetzt führt, und dem Städtchen Sanct Georgenthal, wie schon erwähnt, Stadtgerechtigkeit und Wappen.

Aus dem bei der Uebergabe des Schlosses Tollenstein aufgenommenen Inventar merkt man es wohl, daß die alte Burg nicht mehr bewohnt war. Zwar gab es noch Stuben mit „auf beiden Seiten getäfelten Wänden," mit grün vergitterten Schränken und verschlossenen Winkelhäuschen;

---

[1]) Palme p. 15. Anh.

[2]) Das Nähere ist nicht bekannt. Joachim v. Milde starb 1584. Seine Söhne waren kinderlos, daher fiel das Gut an den Fiskus. Von ihm erwarb den einen Theil (1587) August v. Kohlo, den andern Hans v. Tzschirnhaus. 1602 kaufte der Rath zu Zittau beide Antheile um 4500 Thlr. und 6300 Thlr. Somit waren alle ehemals Schleinitz'schen Besitzungen in der Oberlausitz, mit Ausnahme von Neugersdorf, Nieder-Oderwitz, Nieder-Leutersdorf und Wehrsdorf, endlich an die Stadt Zittau gekommen.

[3]) Gühler, Kirche von Ober-Leutersdorf p. 2. Dornick, Jahrbüchlein von Eybau p. 4. — Nach Joachim v. Milde's Tode erbte Nieder-Leutersdorf dessen Tochter Elisabeth, verh. mit Georg v. Wicke, die es an Hans Leonhard Lübel, Frh. v. Grünberg, den Besitzer der Herrschaft Rumburg, verkaufte. Seitdem ist es mit dieser Herrschaft vereinigt geblieben.

[4]) Urkunde bei Richter, Seifhennersdorf p. 6. Das Dorf heißt darin „Niederhennersdorf sammt dem Seiffen." Oberhennersdorf gehört zu Böhmen und blieb bei der Herrschaft Rumburg. Der Kauf ist mitunterzeichnet von Hans Haubold v. Schleinitz.

[5]) Palme, p. 15. A.

[6]) Ebendaselbst.

[7]) Mussik, Schönlinde p. 163.

aber es werden auch viel „böse Fenster,“ Thüren ohne Schloß, „alte, schlechte Tischel“ erwähnt. Ein „Wächter“ scheint bereits der einzige Bewohner der alten Veste gewesen zu sein. Wohl aber befanden sich darauf noch 5 Stück Geschütz (fast jedes zu 4 Centner) nebst der dazu gehörigen Munition.[1])

Dr. Georg Mehl v. Strehlitz zog nach Rumburg und starb bald darauf.[2]) Sein Sohn Balthasar Mehl v. Strehlitz erbte die Herrschaft. Derselbe soll Schulden halber in den weißen Thurm zu Prag gekommen und dort gestorben sein.[3]) Die Herrschaft kam 1602 an Radislaus Kinsky v. Chinec und Tettau, kaiserlichen Rath, Herrn zu Teplitz rc., der später Mitglied des protestantischen Direktoriums ward. Nachdem seinen Nachkommen ihre Güter 1620 konfiszirt worden waren, kaufte Rumburg Hans Leonhard Lübel, Freiherr v. Grünberg, welcher 1641 auch Warnsdorf dazu erwarb.

Christoph v. Schleinitz scheint sich nach dem Verkaufe von Rumburg nach Hainspach, welches sein Bruder Hans Haubold besaß, zurückgezogen zu haben, übrigens auch Mitbesitzer desselben gewesen zu sein. Beide Brüder nannten sich nun (nachweislich von 1584—97) „Herren von Tollenstein, Rumburg und Hainspach,“ und beide verkauften 1602 die Herrschaft Hainspach an den eben genannten Radislaus Kinsky. Hainspach theilte das Schicksal Rumburgs, ward 1620 auch konfiszirt und dann von Wolfgang Grafen v. Mansfeld erworben, der auch Schluckenau an sich brachte.[4])

So war das ehemalige „Schleinitzer Ländchen“ zerstückelt und die einst so reiche, mächtige Familie v. Schleinitz seit 1618 aus der Gegend verschwunden.

---

[1]) Palme, 15. Auf S. 236. wird, wohl nur irrthümlich, als Verkaufsjahr 1584 angegeben.

[2]) Pescheck, Zittau I. 278. giebt 1590 als Todesjahr an.

[3]) Städtisches „Gedenkbuch“ zu Rumburg.

[4]) Nach freundlichen Mittheilungen aus einem Mskr. des Pfarrer Hocke über Hainspach.

Hugold von Schleinitz
auf Kriebstein rc. † 1490.

Heinrich
auf Tollenstein und Schluckenau, Hohnstein, Pulsnitz, Herwigsdorf, Oberwitz, Eibau, Seifhennersdorf, Ebersbach, Gersdorf, Niederleutersdorf. — Obermarschall zu Dresden. † 1518.

- **Hugold** † 1512.
- **Jahn** † 1520.
- **Ernst** Domprobst zu Prag und Meißen; † 1548.
- **Wolf** (der schöne Schleinitz?) † 1525.
- **Christoph** bis 1526?
- **Hans** bis 1526.
- **Georg** auf Tollenstein, Schluckenau und den oberlausitz. Gütern, auch Wehrsdorf. † 1565.
  - **Heinrich** auf Tollenstein, Seifhennersdf., Eibau, Niederleutersdorf, vkft. 1570.
  - **Ernst** auf Schluckenau, Oberwitz, Ebersbach, Gersdorf, † um 1583. Vrh. mit Ludmilla von Lobkowitz, die um 1595 Ebersbach vkft.
    - **Adam** auf Schluckenau und Oberwitz, genannt 1607.
  - **Hans** auf Hainspach, Nischeborn, Libochau, Tholitz, Neschwitz, Wehrsdorf. Landvogt der Oberlausitz (1572—94) † 1595.
    - **Rudolph.**
    - **Ladislaus.**
    - **Albrecht** a. Schluckenau, kaiserl. Kammerherr, vkft. 1618 Schluckenau.
    - **David.**
    - **Anna** verh. Zacharias v. Neuhaus.
  - **Friedrich** auf Warnsdorf (1570—72). Verh. mit Elise Gräfin Schlick, die 1595—97 Ebersbach, Gersdorf, Ober-Friedersdorf besaß.
  - **Joachim** 1584 genannt.
  - **Christoph** auf Hainspach, kais. Hofrath, † 1601.
    - **Christoph** auf Graubsick, seit 1570 auf Tollenstein; verkauft Eibau, Nieder-Leutersdorf, Seifhennersdorf, 1586 Tollenstein (Rumburg).
    - **Hans Haubold** auf Hainspach, verkauft 1602.
  - **Hugold** † vor 1580.
    - **Tochter** 1580 vermählt.
  - **Dorothea** verh. mit Jakob v. Haugwitz, 1572—93 auf Warnsdorf.
- **Elisabeth** Nonne 1506.
- **Anna** vrh. Georg Frh. v. Trautenburg.

8.

Geschichte des Seminars zu Zittau.

Zusammengestellt von G. Korschelt.

Blicken wir von dem Kulturzustande der Gegenwart in jene Zeiten zurück, wo nur unter den Gelehrten Bildung zu finden war, so sehen wir, daß bei dem Mangel guter Schulen unter dem Volke allenthalben Unwissenheit, Aberglaube und Rohheit herrschten. Obschon zwar das Licht, welches Luther's Reformation verbreitete, auch befruchtend auf die Volksbildung einwirkte, so erstreckten sich doch diese Folgen, ebenso wie später das verdienstliche Streben des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha, einen bessern Schulunterricht in's Leben zu rufen, nur auf einzelne Landestheile. Noch lange herrschten in benachbarten Gegenden die früheren beklagenswerthen Zustände. Erst im vorigen Jahrhunderte wurde der wohlthätige Einfluß, den Unterricht und Erziehung auf die untern Schichten des Volkes äußerten, allgemeiner gewürdigt. Namentlich hatte man dies wohl zunächst den rastlosen Bemühungen eines August Hermann Francke zu verdanken. Das von ihm gestiftete Halle'sche Waisenhaus und die Zöglinge, welche aus dieser Anstalt nach verschiedenen Gegenden Deutschlands berufen wurden, trugen viel zur Aufklärung und Bildung des Volkes bei.

Was nun insbesondere das Schulwesen der Oberlausitz betrifft, so stand dasselbe ebenfalls bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf der niedrigsten Stufe. Und wie konnte es anders sein? Was für ein düsteres Bild gewährt nicht ein Lehrer jener Zeit? Er nahm in der Regel selbst nur eine sehr niedrige Stufe der Bildung ein. Wie konnte ein Handwerker, ein ehemaliger Soldat oder herrschaftlicher Diener Kenntnisse, die ihm selbst fehlten, Andern mittheilen? Nur in wenigen Fällen entsprach ein solcher Mann den Anforderungen, welche man an einen Erzieher der Jugend zu stellen berechtigt ist. Gewiß selten führte Lehrtalent und Kinderliebe auf diese Bahn! Dabei war der Schulbesuch unregelmäßig, willkürlich und größtentheils auf das Winterhalbjahr beschränkt. Das Auswendiglernen des Katechismus, nothdürftiger Unterricht im Lesen und nur ausnahmsweise im Schreiben und Rechnen, war Alles, was man verlangte.

Erst seit 1770 begann eine Periode von Verbesserungen, als die für jene Zeit vortreffliche oberlausitzische Schulordnung in's Leben gerufen wurde. In Folge derselben geschahen von Seiten der Behörden und Kommunen die ersten kräftigen Schritte, um dem Schulwesen unserer Lausitz ein frisches, reges Leben einzuhauchen und die Mißbräuche einer alten Zeit zu verdrängen. Als ein Haupterforderniß erkannte man eine bessere Vorbildung und eine bessere pekuniäre Stellung der Lehrer. Vielfach geschahen schon damals Vorschläge zur Bildung von Lehrerseminarien. In Zittau wünschte man bereits 1770 ein Schullehrerseminar errichten zu können, um für die Stadt und für die vielen Schulstellen auf den zum Stadtgebiete gehörenden Dörfern geschickte, tüchtige Lehrer zu haben. Namentlich nahm sich der Diakonus M. Renger, ein denkender und thätiger Pädagog, der Sache an. Leider konnte seinen zweckmäßigen Vorschlägen, aus Mangel an Fonds, keine Folge gegeben werden. — Ebenso wenig wie in Zittau führten damals die vieljährigen Verhandlungen der Landstände, ein Seminar für die Landmitleidenheit zu stiften, zu einem Ziele, ungeachtet für diesen Zweck eine Summe von mehr als 9000

Thalern — ursprünglich Gelder, die man für Salzburger Emigranten gesammelt, aber aus mehrfachen Gründen nicht abgeliefert hatte — vorhanden war. Im Jahre 1798, am Bartholomäustage, wuchs dieses Kapital durch freiwillige Unterzeichnung so, daß dasselbe zwei Jahre später die Summe von 10,300 Thalern erreichte. Aber immer noch standen der Ausführung zu große Hindernisse entgegen. — Erwähnung verdienen ferner auch die gleichzeitigen Bemühungen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, das Schulwesen der Lausitz zu heben und ein Lehrerseminar zu gründen. Bereits im Jahre 1780 setzte der Präsident derselben, Reichsgraf von Callenberg, einen Preis von 10 Dukaten aus auf die beste Beantwortung der Frage: Worin bestehen die hauptsächlichsten Mängel der Erziehung des Landvolkes in der Oberlausitz und wie können dieselben gehoben, wie kann die Erziehung reformirt werden? Es gingen zwölf Schriften ein. Die des Stadtrichters Sohr in Görlitz, welche den Preis erhielt, legte vorzüglich Betonung darauf, daß ein Schullehrerseminarium in der Provinz errichtet werden müsse. Zur Förderung dieses patriotischen Wunsches schenkte Sohr den Betrag des erhaltenen Preises. Der Präsident steuerte eine gleiche Summe. Doch der sofortigen Ausführung der Idee traten zu viele Schwierigkeiten entgegen. Die Gesellschaft verwaltete einstweilen den kleinen Fonds. In den Jahren 1791 und 1792 nahm die Gesellschaft den Gegenstand, Verbesserung des Schulunterrichts, wieder in die Hand und setzte eine Deputation nieder, welche denselben berathen sollte. Das Gutachten derselben fiel dahin aus, daß die Bemühungen hinsichtlich der Gründung eines Seminars wahrscheinlich immer noch nicht zu dem gewünschten Ziele führen würden. Doch die Idee wurde nicht aufgegeben. 1795, in der am 6. Mai abgehaltenen Versammlung der Gesellschaft, machte der Pastor Müller aus Jänkendorf, der Mitglied jener erwähnten Deputation war, den Vorschlag, eine Subskription zu Errichtung eines Schullehrerseminars für die Oberlausitz zu eröffnen. Er versprach in dem Falle, daß das Unternehmen zu Stande käme, sofort 25 Thaler zu zahlen und außerdem jährlich einen Beitrag von 10 Thalern zur Unterhaltung der Anstalt. Vier Andere zeichneten zusammen 150 Thaler und versprachen, fünf Jahre lang jährlich 20 Thaler zu zahlen. Leider scheiterten aber alle Bemühungen jener für Volkswohl begeisterten Männer.

Erst der Stadt Zittau war es vorbehalten, diese für die Oberlausitz längst ausgesprochenen Wünsche zu realisiren und aus eigenen Mitteln, besonders aber aus den Einkünften der eingezogenen Mittagspredigerstelle, eine Anstalt zur Bildung junger Männer zu geschickten Lehrern in's Leben zu rufen. Die Errichtung derselben ging Hand in Hand mit der Organisation des Schulwesens in Zittau überhaupt. Nach einer mehrjährigen Uebergangsperiode gelang es endlich der unermüdeten Thätigkeit der niedergesetzten Organisationsdeputation, die allgemeine Stadtschule den 7. Januar 1811 und das Seminar am 13. Oktober desselben Jahres zu eröffnen. Hohe Verdienste um diese Hebung des Zittauer Schulwesens hatten sich namentlich der rastlos für das Schulwesen der Lausitz wirkende Oberamtskanzler und nachherige Regierungsrath Hermann erworben. Außer ihm war man besonders dem Bürgermeister Dr. Haupt und dem Syndikus Bergmann zu hohem Danke verpflichtet. Auch die Landesregierung, die Wichtigkeit einer Anstalt zur Bildung von Lehrern für Erziehung und Unterricht in's Auge fassend, hatte

bereits in einem am 19. Juni 1810 über die Reform des Zittauer Schulwesens ergangenen Reskripte die Einrichtung eines Schullehrerseminariums angeordnet. Die Aufsicht über die neubegründete Anstalt hatte die Schulkommission zu führen; die unmittelbare Leitung aber wurde einem Mitgliede des geistlichen Ministeriums und dem Stadtschuldirektor, als Vorstehern, gemeinschaftlich anvertraut. Der Unterricht wurde in Lokalitäten des Stadtschulgebäudes in einem dreifach auf einander folgenden Lehrgange theils von den beiden Vorstehern, theils von einigen Lehrern der allgemeinen Stadtschule ertheilt. Die Lehrer der Anstalt waren außer M. Petri und Direktor Krug in den ersten drei Jahren die Oberlehrer M. Peschek, M. Hergang, M. Sintenis, M. Hering, der Musikdirektor und Organist Unger und der Zeichnenlehrer Müller. — Die hohen Verdienste, welche sich der damalige Katechet M. Petri um das Seminar erwarb, das vorzüglich sein Werk ist, und an welchem derselbe auch als Pastor Primarius noch unermüdet bis 1832, in welchem Jahre er als Kirchen- und Schulrath nach Bautzen berufen wurde, als geistlicher Vorsteher und Religionslehrer arbeitete, sind allgemein bekannt und sichern ihm noch jetzt ein dankbares Andenken.

Speziellere Erwähnung verdient auch Krug, der erste Direktor des Seminars. Berühmt als Erfinder einer neuen Lesemethode und als scharfsinniger Forscher der Elemente der Sprache, fand der vom Schicksale hart geprüfte Schulmann leider nicht immer die verdiente Anerkennung. Er war geboren den 10. Mai 1771 zu Naunhof bei Großenhain, wo sein Vater Prediger war, und besuchte von 1787 bis 1791 das Gymnasium zu Bautzen, studirte dann in Leipzig Theologie und in seinen Mußestunden Naturkunde, Anatomie und Physiologie. Am Ende des Jahres 1795 nahm er die Stelle eines Hauslehrers bei dem als Gelehrten und Physiker berühmten Herrn von Gersdorf zu Meffersdorf an. Schon hier entstand sein „Erstes Lehr- und Lesebuch." Mit Gedike, der zum Direktor der neuen Bürgerschule berufen war, ging Krug 1803 als erster Lehrer dieser Anstalt nach Leipzig. Nach einer pädagogischen Reise in das südliche Deutschland und in die Schweiz, unter andern zu Pestalozzi und Fellenberg, folgte er 1809 einem Rufe nach Zittau, um daselbst die neu zu begründende Stadtschule, sowie das Seminar einzurichten. Beide Anstalten zeigten bald ein erfreuliches Gedeihen und von Jahr zu Jahr gereiftere Früchte. Mit großen Hoffnungen folgte er im März 1819 einem vielversprechenden Rufe nach Dresden, um eine zum Andenken der Regierungsjubelfeier des Königs vom Stadtrathe unter dem Namen Friedrich-Augustschule gestiftete höhere Bürgerschule für Knaben einzurichten und zu leiten. Die Anstalt ruhte aber in pekuniärer Beziehung auf unsicherem Grunde. Sie sollte bereits 1826 wieder aufgehoben werden. Da Krug mehr an dem Fortbestehen der Schule und einer bessern Schuleinrichtung in Dresden gelegen war, als an seiner eigenen Existenz, so übernahm er dieselbe bei einem jährlichen Zuschusse Seitens der Stadt auf eigene Rechnung. Er konnte aber, leider mit Aufopferung seines Vermögens und Anhäufung einer bedeutenden Schuldenlast, das Bestehen der Anstalt nur 4¼ Jahr bis Michaelis 1831, in die äußerste Noth versetzt, fristen. Mit einer Pension trat er zurück. Er starb im April 1843. — Sein Wirken in Zittau war ein gesegnetes; er hatte mit viel Einsicht, Eifer, Erfahrung und seltener Beharrlichkeit für das Volksschulwesen Zittau's und das Seminar gewirkt. Oft soll er später sein Bedauern, von Zittau fortgegangen zu sein, unter andern

auch gegen den Superintendenten und Konsistorialrath Dr. Leo in Waldenburg, der es erst in diesen Tagen in einem Briefe, den er nach Zittau schrieb, erwähnte, ausgesprochen haben.

Von den 7 Zöglingen, mit denen das Seminar, wie schon erwähnt, am 13. Oktober 1811 eröffnet wurde, lebt gegenwärtig nur noch einer, der Rektor Leubner in Seidenberg. Schmidt, der Erste, welcher inskribirt wurde, hatte schon in seinem Geburtsorte — Grenzdorf bei Messersdorf — die Bekanntschaft Krug's gemacht und war von diesem für das Schulfach gewonnen worden. Nach Vollendung des damals dreijährigen Seminarkursus wurde er als Hülfslehrer an der Bürgerschule angestellt. Weit über ein Menschenalter hinaus arbeitete er in Krug's Geiste mit Lust und Liebe zur Kinderwelt — zuletzt als ständiger Elementarlehrer — an Zittau's Schule. Er starb den 3. December 1857. Der Direktor Brösing sagt im Schulprogramme 1858 von ihm: Es werden zwei Menschenalter vergehen, ehe man in Zittau aufhören wird, des alten Elementarlehrers in Liebe zu gedenken. Flammiger starb 1835 als Lehrer in Hainewalde; Böttger aus Zittau, der ebenfalls nach Vollendung seines Seminarkursus an der Zittauer Bürgerschule als Hülfslehrer angestellt wurde, starb den 9. Mai dieses Jahres im 69. Jahre als Rektor in Hirschfelde. Pachaly starb als Kantor in Schmiedeberg; Hoffmann Ende 1858 als Lehrer in Eckartsberg; Rößler 1820 als Lehrer zu Lichtenberg.

Bis 1817, in welchem Jahre die Stände der Oberlausitz das Seminar zu Bautzen gründeten, wurden 4 Seminaristen mit einem dreijährigen Stipendium, sowie mit Bezahlung der Unterrichtskosten, von den Ständen der Oberlausitz unterstützt. Die oberamtliche Bekanntmachung vom 3. Juni 1817 enthält folgende, das Zittauer Seminar betreffende Stelle: „Da in der Sechsstadt Zittau eine ähnliche Schullehrerseminarienanstalt für den Bedarf der in dem dasigen gesammten Stadtgebiete anzutreffenden Landschulstellen begründet worden ist, deren auch die Herren Landstände seit den letzten drei Jahren zu Bildung brauchbarer Subjekte für die Landmitleidenheit mit gutem Nutzen einstweilen sich bedient haben, so wird dieser gemeinnützigen Anstalt an ihrer bisherigen Selbstständigkeit hierdurch kein Eintrag gethan. So lange daher dieselbe Fortgang nimmt, bleibt einem jeden Oberlausitzer, seine Bildung daselbst zu erlangen, unbenommen." Bereits im Programme des Jahres 1817 konnte Direktor Krug sich folgendermaßen über die von ihm geleiteten Anstalten aussprechen: „Auch in diesem Jahre hat unsere allgemeine Stadtschule und das damit verbundene Landschullehrerseminarium, unter Gottes segensvollem Beistande, durch väterliche Mithülfe unserer Obrigkeit, und bei ausdauerndem Fleiße treuer Lehrer sich immer mehr und mehr aus seinem Keime entwickelt, und als ein vor 6 Jahren dem Boden entsprossenes Reis, sich so weit ausgebildet, daß beide nicht nur in ihren Wurzeln befestigt stehen, sondern auch die übrigen, ihnen zur vollendeten Bildung nöthigen Theile sichtbar werden lassen." — Noch vor Krug's Abgange trat am Seminar ein Lehrerwechsel ein, indem nach M. Schwabe's im November 1818 erfolgtem Tode und der gleichzeitigen Beförderung M. Herzog's zum Direktor nach Löbau die Oberlehrer M. Lachmann und Hausdorf an ihre Stelle traten.

Krug's Amtsnachfolger war Karl Wilhelm Burdach. Er wurde zu Triebel in der Niederlausitz, wo sein Vater Apotheker und Bürgermeister war, den 10. Mai 1781 geboren und genoß zuerst den Unterricht in der

Schule seiner Vaterstadt, bis im Jahre 1788 sein Oheim, der Rektor Jurke in Christianstadt, nachmals Superintendent und Konsistorialassessor in Sorau, seine weitere Bildung und Erziehung übernahm. Von 1795 an besuchte er das Gymnasium zu Sorau und studirte von 1801 an in Leipzig. Im Jahre 1804 ward er als Lehrer an der Rathsfreischule zu Leipzig unter Direktor Plato angestellt, und 1809 nach Sorau als Oberlehrer der vereinigten Bürger- und Waisenhausschule berufen. Im Jahre 1819, den 16. April, trat er das Amt eines Direktors der allgemeinen Stadtschule und des Seminars in Zittau an. Die hiesigen Schulanstalten gewannen unter Burdach's umsichtiger Leitung immer mehr an Umfang. Er brachte eine Fortbildungsanstalt für konfirmirte Töchter, die Knaben- und Mädchenselekten, Johannis 1825 die Seminarschule, welche theils zum Unterricht armer Kinder, theils zur Uebung der Seminaristen und Schulamtskandidaten im Unterrichten diente, die Real- und Präparandenklasse und die Einrichtungen des neuen Knabenschulhauses zu Stande. Am 25. Juli 1836 wurde die königliche Gewerbeschule eröffnet, deren Leitung man ihm ebenfalls anvertraute. Auch um den hiesigen Gewerbeverein, dessen Dirigent er war, hat er sich große Verdienste erworben. Er starb 1842, den 1. November. — Seine unermüdete Thätigkeit, seine Freundlichkeit und Milde, seine Dienstfertigkeit und Theilnahme, seine Gabe auszugleichen und Frieden zu stiften ist gewiß Allen, die ihn kannten und seine Schüler waren, noch im Gedächtniß. Wo er für einen Seminaristen etwas bewirken oder ihn in irgend einer Weise unterstützen konnte, that er es mit Freuden. An heiliger Stätte wurde am Begräbnißtage in tiefergreifender Rede sein Bild in folgenden Worten treffend gezeichnet: „Schauet das Ende des Vollendeten an! Es ist das Ende eines Vielen theuren und von Vielen geliebten — das Ende eines wichtigen und segensvollen — das Ende eines bewegten und mühereichen — das Ende eines von Gott an seinem Schlusse noch mit Gnade gekrönten Lebens."

Nach dem am 6. Oktober 1820 erfolgten Tode Unger's trat Rösler als Organist und Musikdirektor an seine Stelle. Außer den Prüfungen im Orgelspiel legten unter seiner Leitung die Seminaristen auch öffentlich Proben in Aufführung von Symphonien und anderen Musikstücken ab. So fand z. B. 1824 den 21. Juni, Abends, die erste größere musikalische Aufführung im Saale zur goldenen Sonne statt. Einen neuen Lehrer erhielt das Seminar 1825 in der Person des damaligen Oberlehrer — jetzt Vicedirektor — Krumbmüller. Er übernahm zunächst den Unterricht in der Geometrie und nach M. Lachmann's Abgange auch den im Rechnen. Er, der schon bei Begründung des Seminars als Lehrer an der Stadtschule thätig war, wirkte an der Anstalt bis zu deren Auflösung. Im Laufe dieses Jahres hatte das Lehrerkollegium der Stadtschule die Freude, sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern. Möge Gott dem rüstigen Greise noch einen recht heitern Lebensabend schenken!

Da die Erfahrung lehrte, daß die meisten Seminaristen wegen Mangel an Gelegenheit zu gehöriger Vorbildung in den Jahren von ihrer Entlassung aus der Volksschule bis zur Aufnahme in's Seminar, mit solchen Lücken ihrer Bildung eintraten, daß das Seminar für sie die Stelle einer Vorbereitungsanstalt vertreten mußte, so mußte der Wunsch sich immer lebhafter geltend machen, diesem Uebelstande abzuhelfen. Denn dem Bedürfnisse der Mehrzahl der Zöglinge angemessen, mußte der Seminarunterricht, besonders was Reli-

gions- und Bibelkenntniß, richtiges Denken, Grammatik und Stil und Realien betraf, mit den Elementen der Bildung beginnen, deren zeitraubende und doch unumgänglich nothwendige Mittheilung und Einübung die Seminarlehrer weit später, als es die auf 3 Jahre berechnete Bildungszeit und der Zweck der Anstalt erlaubte, zur Anweisung in der Erziehungs- und Unterrichtskunde und in den Methoden des Unterrichts, sowie zu den praktischen Uebungen kommen ließ. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hatten die Vorsteher des Seminars schon früher bei der Schulkommission die Einrichtung einer Präparandenklasse für das Seminar vorgeschlagen. Die Schulkommission schenkte dem vorgelegten Plane zwar ihren Beifall, konnte aber der Ausführung desselben, da der Etat der Seminarkasse (die Einnahme derselben bestand aus den Zinsen eines unbedeutenden Kapitalfonds, aus Zuschüssen einiger Stiftungskassen und der Kämmereikasse und aus Beiträgen, die aus den Schulkassen der Zittau'schen Dorfschaften und zwar oft nur spärlich und unregelmäßig geleistet wurden) den dadurch verursachten Aufwand nicht zu übertragen vermochte, ihre Zustimmung nicht ertheilen. Sie gestattete es jedoch den Vorstehern des Seminars — Archidiakonus M. Petri und Direktor Burdach — eine solche Präparandenanstalt als ein Privatunternehmen von Ostern 1828 an auf eigene Rechnung einzurichten. Dies geschah und zwar mit einer Aufnahme von 13 Zöglingen. Bereits aber Johannis 1829 konnte diese Präparandenklasse mit der neuerrichteten Realklasse zweckmäßig verbunden werden. In einigen Unterrichtszweigen nahmen die Zöglinge am Seminarunterrichte als Auskultanten Theil. Der Unterrichtskursus war auf 2 Jahre berechnet. War die Errichtung eines Proseminars schon ein wesentlicher Fortschritt, so war es von nicht geringerer Bedeutung, daß gleichzeitig — 1829 — der dreijährige Seminarkursus in einen vierjährigen, der zwei auf einander folgende Lehrgänge umfaßte, verwandelt wurde.

Ostern 1832 schied aus seinem bisherigen Wirkungskreise der zum Kirchen- und Schulrath berufene Pastor Primarius M. Gottfried Erdmann Petri. Unser Seminar verlor viel an ihm. Er half es begründen. Ja, man kann sagen, die Anstalt war vorzüglich sein Werk. Seine hohen Verdienste um dieselbe, der er auch später seine Liebe bewahrte, sichern ihm gewiß bei allen Denen, die in den 21 Jahren seiner gesegneten Wirksamkeit seine Zöglinge waren, noch heute ein dankbares Andenken. Als geistlicher Vorsteher, Religionslehrer und Lehrer der Katechetik folgte ihm der damalige Diakonus M. Christian Adolph Peschek, der am Seminar schon in den ersten Jahren nach seiner Begründung und dann von 1829 an als Lehrer der Geschichte gewirkt hatte. Ohne auf seinen Lebensgang spezieller eingehen zu wollen, da vorauszusetzen ist, daß derselbe allgemeiner bekannt sein dürfte, sei hier nur seines Eifers für das Gedeihen der Anstalt, seines anregenden Unterrichts, seiner Treue und der Liebe, mit welcher er seinen ihm ganz ergebenen Seminaristen immer entgegenkam, gedacht. Wie freute er sich nicht stets, wenn er einem seiner früheren Zöglinge nach Jahren wieder begegnete? Seine Vorliebe für die Schule zeigte sich noch in seinen letzten Lebensjahren, wenn er als Schulinspektor die Zittauer Stadtschule besuchte. Gewöhnlich griff er selbstthätig in den Unterricht ein. Er wirkte am Seminar bis 1845.

Ein Vermächtniß von 1000 Thalern empfing die Anstalt 1834 von dem Oberamtsregierungsrath Hermann, der, wie schon früher erwähnt, als königlicher Bevollmächtigter, die Begründung der Zittauer allgemeinen Stadt-

schule und des damit verbundenen Seminars kräftig fördern half. — Zur Fortbildung bereits angestellter Landschullehrer begründete um dieselbe Zeit Kirchenrath Petri Schullehrerkonferenzen und eine pädagogische Lesebibliothek in Zittau. Bereits 93 Zöglinge waren jetzt in's Seminar aufgenommen worden und 66 Seminaristen in Schulämter übergangen — 28 in den 10 Jahren von 1814 bis 1824 und 38 von 1824 bis 1834, welche mit Erfolg für die Bildung und Veredlung der heranreifenden Jugend wirkten. Und fragt man, mit welchem Kostenaufwande dies möglich geworden ist, so ergiebt sich, daß damals die jährliche Gesammtausgabe zum Besten dieser Anstalt die Summe von 300 Thalern noch nicht erreichte. Sie bedurfte daher weder aus Staatskassen etwas, noch wurde aus städtischen Kommunalkassen ein außerordentlicher Beitrag verabreicht. Da in dieser Zeit der Unterricht bereits in zwei Lehrgänge gesondert war, von denen jeder einen Zeitraum von zwei Jahren umfaßte, so war auch der ganze Cötus in zwei Klassen abgetheilt, die in mehreren Stunden der Woche getrennten Unterricht erhielten und nur in denjenigen Lektionen verbunden waren, wo es für den Bildungszustand der Zöglinge zulässig und förderlich erschien. Das Seminar beschäftigte daher jeden Zögling in wöchentlich 28 bis 30 Unterrichtsstunden, außer welchen er durch Präparations- und Repetitionsaufgaben, durch Ausarbeitung schriftlicher Katechisationen und anderer Aufsätze, sowie durch praktische Uebungen in der Lehrmethode hinlängliche Beschäftigung fand. Diese letzteren Uebungen fanden in der 1825 errichteten Seminarschule statt. Der Unterricht wurde hier größtentheils von Schulamtskandidaten, welche ihren Seminarkursus vollendet, aber noch nicht in auswärtigen Schulämtern Anstellung erhalten hatten, oder von Zöglingen des Seminars, welche dem höhern Lehrkursus angehörten, ertheilt. — Als 1836 die Gewerbschule in's Leben gerufen wurde, verband man das Proseminar mit derselben. Mit Ausnahme des mathematischen Zeichnens nahmen die Proseminaristen an allen Stunden — 36 — Theil.

Mehrfach trat jetzt wieder Lehrerwechsel ein. Im Jahre 1832 wurde dem Schreiblehrer Garbe der Schreibunterricht übertragen und nach dem am 2. Oktober 1833 erfolgten Tode des Organist und Musikdirektor Rösler trat sein Amtsnachfolger Sturm seine Amtsthätigkeit mit dem Beginn des Jahres 1834 an. In demselben Jahre übernahm Oberlehrer Leschke den sprachlichen Unterricht. Als er aber schon im nächsten Jahre zum Pfarrer nach Waltersdorf gewählt wurde, folgte ihm Oberlehrer Heinemeyer. Leider starb der Treffliche und von Allen Geliebte bereits am 14. April 1837. Nach ihm übernahm Oberlehrer Hermann den Sprachunterricht, sowohl in deutscher, als auch in lateinischer Sprache. 1835 erbot sich der Gymnasialdirektor Lindemann zum Unterricht in der Obstbaukunde, verbunden mit praktischen Uebungen (Unterricht in Baum- und Bienenzucht hatte man schon 1810 als wünschenswerthe Gegenstände des Unterrichts in Vorschlag gebracht). Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Ebenso übernahm 1836 der Pastor Primarius Dr. Klemm aus Liebe zur Anstalt die Erklärung deutscher Klassiker. Seine geistvollen Winke brachten seine Schüler mehr oder weniger zum Verständniß so mancher der herrlichen Dichtungen des deutschen Volkes. Oft hat gewiß Mancher noch nach Jahren beim Lesen einer Schiller'schen Ballade oder einer Klopstock'schen Ode dankbar jenes Unterrichts gedacht. Gleichzeitig übernahm auch der Oberlehrer Seidemann den Unterricht in Geschichte, Geographie und Naturkunde. Bei seinem fesselnden Vortrage und

bei dem Interesse, welches er seinen Schülern für jene Unterrichtsgegenstände einzuflößen wußte, hat er wohl kaum je Ursache gehabt, sich über Unaufmerksamkeit oder Theilnahmlosigkeit zu beklagen.

Während bisher die abgehenden Seminaristen eine Prüfung auf hiesigem Rathhause zu bestehen gehabt hatten, wurde vom 16. bis 19. Mai 1837 auf Verordnung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, zufolge des Gesetzes über das Elementarvolksschulwesen vom 6. Juni 1835, zum erstenmale die Maturitäts- und Kandidatenprüfung der zum Ende ihres vierjährigen Kursus gelangten Seminaristen in der durch das Gesetz bestimmten Weise abgehalten. Es geschah vor der verordneten Prüfungskommission unter Leitung und Anordnung des Kirchen- und Schulraths Dr. Petri, im Verein mit den beiden Vorstehern und unter Zuziehung der übrigen Lehrer der Anstalt. Sämmtliche Geprüfte wurden nach der in eine schriftliche, praktische und mündliche zerfallenden Prüfung, welche letztere im Schulsale zu Zittau öffentlich gehalten wurde, für tüchtig befunden. — Später, nach einer Verordnung der Kreisdirektion vom 16. Januar 1852 war die Schulamtskandidatenprüfung in Bautzen zu bestehen.

Nach Burdach's am 1. November 1842 erfolgtem Tode wurde zum Amtsnachfolger des Verewigten der bisherige dritte Hauptlehrer am Schullehrerseminar zu Budissin Karl Heinrich Brösing vom hiesigen Stadtrathe den 24. Januar 1843 gewählt. Er ist geboren den 16. December 1804 zu Hermsdorf bei Ruhland und besuchte von 1819 bis 1824 das Gymnasium in Bautzen, studirte dann Theologie in Leipzig bis Ostern 1828 und wurde 1829 in Dresden examinirt. Hierauf trat er die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Grafen zur Lippe in Baruth an. Vom März 1835 an unterrichtete er die Kinder des Pastor M. Bär in Weigsdorf. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Lehrer an die Bürgerschule zu Bautzen, welche Stellung er bereits im folgenden Jahre mit der eines Lehrers am Seminar vertauschte. — Unter Direktor Brösing's Leitung wurden die Seminaristen an scharfes Denken gewöhnt, und sein kleinstes Verdienst war es nicht, daß er bei aller Energie doch nicht den geringsten geistigen Druck auf seine Zöglinge ausübte, sondern die Charaktere derselben sich selbstständig entwickeln ließ. Geistiger Druck bildet Heuchler. — Neben ihm wirkte, von 1845 bis zur Auflösung des Seminars, als geistlicher Vorsteher und Religionslehrer, mit gleicher Treue die Interessen des Seminars und seiner Zöglinge vertretend, der Diakonus Eschke. Er wußte sich die Liebe seiner Schüler zu erwerben. — 1846 trat zu den Unterrichtsgegenständen am Seminar und Proseminar noch Unterricht im Turnen.

Nach dem Anfang 1850 erfolgten Tode des Stadtrath Kühn, der seit 1832 der Schulkommission präsidirt hatte, übernahm der Stadtrath Püschel das Präsidium des Kollegiums. Er hat seitdem einen nicht unbedeutenden Theil seiner durch seine sonstigen Obliegenheiten so sehr in Anspruch genommenen Kraft und Zeit der Fürsorge für die allgemeine Stadtschule und bis 1857 auch des Seminars gewidmet. — Lehrerwechsel traten noch ein nach dem 1850 den 16. März erfolgten Tode des Zeichnenlehrers Müller und 1854 nach dem Tode des Organist und Musikdirektor Sturm. An des Ersten Stelle trat der gegenwärtig am Gymnasium und an der Realschule wirkende Zeichnenlehrer Schulz und an des letztern Stelle als Organist und Musikdirektor

Albrecht. In der Zwischenzeit hatte 1854 Musikdirektor Schletter den musikalischen Unterricht am Seminar geleitet.

Michaelis 1857 wurde die Anstalt, für welche sich in Zittau und deren Umgebung stets eine rege Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, ungeachtet der eifrigen Bemühungen des Stadtraths und der Vorsteher des Seminars, welche dieselbe der Stadt gern noch länger erhalten hätten, auf Verordnung des Ministeriums des Kultus aufgehoben, da sie eine der neuen Seminarordnung entsprechende Einrichtung nicht erhalten konnte. Die noch vorhandenen 3 Zöglinge des I. Kursus und 7 Zöglinge des II. Kursus siedelten, zugleich mit den Schülern der nun gleichfalls geschlossenen Präparandenanstalt, den 26. September 1857 nach Bautzen über, wo sie dem Cötus des dortigen Provinzialseminars einverleibt wurden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in den 46 Jahren seines Bestehens 190 Zöglinge in das Seminar aufgenommen wurden. Von ihnen verließen 29 die Anstalt noch vor Vollendung ihres Seminarkursus (incl. der nach Bautzen Abgegangenen). Blos 4 Zöglinge starben während ihres Seminarlebens. Von den 157, welche den Seminarkursus wirklich absolvirten, starben 36. Mit Einschluß der Wenigen, welche, nachdem sie schon in Schulämtern thätig gewesen waren, noch eine andere Berufsart erwählten, würde also die Zahl der auf dem Zittauer Seminar gebildeten Lehrer, welche sich noch in amtlicher Thätigkeit befinden, 120 betragen.*)

*) In dem Schulprogramme über die allgemeine Stadtschule vom Jahre 1858 finden sich die Namen der sämmtlichen auf dem Seminar zu Zittau gebildeten Lehrer verzeichnet.

XX.

Nekrologe.

1.

Wilhelm Heinrich Sohr,

Königlicher Ober-Regierungsrath a. D., Ritter ꝛc. in Breslau,

ist am 22. November 1785 in Görlitz, also als Sachse, geboren, wo seine Familie in hohen Ehren stand. Das Ansehen und der Wohlstand derselben scheinen von seinem Großvater mütterlicher Seits, Dr. Samuel Gottlieb Frölich, herzustammen. Dieser, der Sohn eines Görlitzer Kaufmanns, geboren 1721, war auf dem dortigen Gymnasium unter Baumeister gebildet und von diesem mit glänzenden Zeugnissen entlassen worden, hatte in Leipzig die Rechte studirt (1742—1746) und ebenda, nachdem er bereits anderthalb Jahre in seiner Heimath als Advokat prakticirt hatte, auf den besonderen Wunsch seines Vaters, den juristischen Doktorgrad erworben, (Juni 1748), durch Vertheidigung einer Dissertation de poena jurare nolentium. Später trat er in den Rath seiner Vaterstadt ein, die ihre eigenthümliche mittelalterliche Verfassung sich unversehrt bewahrt hatte; — erst in den dreißiger Jahren hat sie der preußischen Städteordnung Platz gemacht. Wir finden ihn im Jahre 1771 als Scabinus und Stadthauptmann, und im Jahre 1773 wurde er Stadtrichter. Durch den Ankauf des in der Nähe von Görlitz gelegenen Gutes Posottendorf und Leschwitz*) erwarb er einen ansehnlichen Grundbesitz, der dann durch seine einzige Tochter Friederike Gottliebe, die Gattin von Samuel August Sohr, auf die Familie Sohr überging. Und nicht nur in diesem Verhältnisse, sondern auch in seinen städtischen Aemtern wurde Samuel August Sohr der Nachfolger seines Schwiegervaters. Seit 1780 gehörte er dem Rathe an, 1790 wurde er Stadtrichter und hat dann seit 1800 durch eine lange Reihe von Jahren bis tief in die preußische Zeit hinein als Bürgermeister an der Spitze seiner Vaterstadt gestanden. Seine Ehe mit Friederike Frölich war reich mit Kindern gesegnet, von denen neun herangewachsen sind. Unser Sohr nahm unter ihnen die vierte Stelle ein und entwickelte sich so inmitten älterer und jüngerer Brüder und Schwestern unter den glücklichsten äußeren und inneren Bedingungen des Gedeihens. Bis zum 13. Lebensjahre gehörte seine Erziehung und sein Unterricht lediglich dem Hause an. Es war ein edler, freier, ächt patriarchalischer Geist, der in dem Sohr'schen Familienkreise herrschte, dessen allverehrtes Haupt bis zu seinem im höchsten Lebensalter erfolgten Tode (er

*) Im Oktober 1768 sub hasta für 18,000 Thlr. verkauft.

starb am 3. Dezember 1801 als 80jähriger Greis) der Großvater Frölich bildete. Seine, wie der Mutter Geburtstage pflegten die Kinder durch kleine dramatische Scenen zu feiern, deren Gegenstand die Unterhaltung über irgend eine in ihren Gesichtskreis fallende Frage des sittlichen oder Naturlebens war, z. B. die Höflichkeit, das Gewitter. Unsern Wilhelm finden wir in diesen Darstellungen schon als 5jährigen Knaben mitwirkend. Unter seinen Geschwistern stand ihm in der Kindheit sein nächst älterer Bruder, Karl Friedrich, am nächsten, der sich dann als Kaufmann in Görlitz etablirte und der erste war, der nach einer kurzen glücklichen Ehe mit Fräulein Auguste Quandt am 5. Januar 1815 durch den Tod dem schönen Familienkreise entrissen wurde. Wilhelm, der damals längst die Heimath verlassen hatte, schrieb bei dieser traurigen Gelegenheit an den Vater: „Es thut mir wohl, in die Zeiten unserer Kinderwelt zurückzugehen, als wir Krieg und Frieden mit einander schlossen, er die Preußen und ich die Schweden kommandirte, als er mich zu einer Weihnachtszeit mit dem Bruder Doktor mit einem vollständigen Regimente beschenkte und es zu meiner unsäglichen Freude aufziehen ließ, als wir zu einer ähnlichen Zeit Trommeln erhalten hatten und gemeinschaftlich den Zapfenstreich schlugen, als wir in dem alten Gemäuer auf Entdeckungsreisen, wie wir es in kindischer Lust nannten, auszogen, als wir in den Gärten uns herumtummelten, die lüsternen Augen öfters nach verbotenen Früchten warfen und Genuß und Strafe theilten, als wir den schmalen Weg in den Zwinger des Nachbars fanden und uns mit dessen Kindern zu den hart verpönten gymnastischen Uebungen, wo freilich kein Gutsmuths und Salzmann zugegen war, vereinigten.“ Aber an diese heitere Kinderlust schlossen sich bald auch ernstere Beschäftigungen. Die damals eben erschienenen Kinderschriften von Weiße, Basedow und Campe boten dem sich entfaltenden Geiste die erste Nahrung und er hat den ersteren, der während seines akademischen Aufenthaltes in Leipzig im Jahre 1804 starb, in dankbarer Erinnerung an die lehrreiche Knabenlektüre zur letzten Ruhestätte begleitet. Daß der lernbegierige Knabe aber auch sonst durch eine ausgebreitete Lektüre, schon ehe er die gelehrte Schule besuchte, sich einen reichen Schatz von Wissen angeeignet hatte, davon geben einige noch vorhandene Bücher Zeugniß, in die er, was ihm in seiner Lektüre besonders gefiel, zu seinem und der Seinigen Gebrauch, höchst mühsam und sauber zusammen getragen hat. Naturgeschichtliche Skizzen, durch farbige Abbildungen erläutert, wechseln mit belehrenden und erheiternden Erzählungen aller Art, zum Theil auch solchen, von denen es uns allerdings überraschen muß, daß sie durch die Feder eines 12jährigen Knaben gegangen sind. Im Ganzen sind es in Form und Anordnung Nachbildungen der Kinderzeitschriften, die er kannte, die ersten kindischen Erzeugnisse jener Lust am literarischen Produciren, die ihm bis in sein Alter treu geblieben ist. Ostern 1798 im 13. Lebensjahre wurde der Knabe dann in das Gymnasium zu Görlitz aufgenommen und hat ihm fünf Jahre lang, bis Ostern 1803 angehört, von denen er 4 in Prima zugebracht hat. In einer kurzen Lebensskizze, die Sohr im April 1811, also als 26jähriger Jüngling bei Gelegenheit seiner Aufnahme in den Freimaurer-Orden zu Dresden entworfen hat, schildert er selbst diese seine Schulzeit und den Zustand der Schule mit folgenden Worten: „Blühend, sehr blühend war diese öffentliche Schulanstalt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen, wo bei größerem Trieb zum Studiren, weniger kostbaren Mitteln ihn zu befriedigen und vielen Hinder-

nissen für den Privatfleiß, die erlesenen Schulkenntnisse eines Baumeister, mehr noch sein Ruf eines Schöpfers neuer, jetzt zwar kaum gekannter philosophischer Systeme, ferne Schüler anlockte. War zwar jetzt nur noch die Erinnerung des alten Glanzes übrig, so suchte die Anstalt, deren Bürger ich wurde, mit ihren Schwestern wenigstens gleichen Schritt zu halten. Neumann, ein tief gelehrter Mann, stand damals an ihrem Direktorio; doch verhinderten Mangel an Mittheilungsgabe und pedantische Denkart, daß er vortheilhaft wirkte. Dankbar sei indessen sein Andenken in mir, dem es bisweilen gelang, einen Blick in das verschlossene Innere des düstern Lehrers thun und aus seinen sonst unzugänglichen Kenntnissen manche Belehrung schöpfen zu dürfen. Heilig aber, unnennbar heilig bleibe mir stets die Erinnerung an Dich, verewigter Schwarze, der Du, als treuer Freund des Vaters, den Sohn brauchbar durch Lehre und Beispiel zu bilden suchtest. O vergieb, Verklärter, wenn kindischer Leichtsinn und jugendliche Unbesonnenheit Deine seltenenen Bemühungen je verkannt, den Unterricht Dir minder angenehm, als die Erkenntniß reiferer Jahre es wünscht, gemacht haben sollte, und vernimm in Deinem ewigen Glücke den schwachen Dank, den der treue Schüler Dir immer weihen wird." Daß der so warm verehrte Lehrer auch seinerseits dem eifrigen Schüler mit eingehender Theilnahme zugethan war, dafür spricht die am 27. April 1802, jedenfalls auf seinen Vorschlag, von Seiten des Rathes ihm zuerkannte Gersdorf'sche Prämie und vor allem das von Christian August Schwarze als Rektor (als solcher war er erst am 3. Januar 1803 feierlich eingeführt worden) ihm ausgestellte Abgangszeugniß vom 14. April 1803, welches, nach guter alter Sitte frei von dem jetzt in solchen Dingen beliebten Schematismus, den 17jährigen Jüngling mit den individuellsten Zügen charakterisirt und ihm die väterlichsten Wünsche und Warnungen mit in das Leben giebt. Es rühmt an dem „juvenis nobis carissimus" neben seinem rechtschaffenen und liebenswürdigen Charakter (morum probitas et suavitas) ingenii felicitatem atque alacritatem, glückliche Begabung und Lebhaftigkeit des Geistes, Eigenschaften, vermöge deren er sich von seinen älteren Mitschülern nicht habe übertreffen lassen, und welche die sicherste Hoffnung erweckten, er werde die Laufbahn, auf der mehrere der Seinigen ihm vorangeschritten, mit dem besten Erfolge betreten.

Und so bezog denn Sohr wohl vorbereitet und von der herzlichen Liebe seines treuen Lehrers und der Seinigen begleitet, die Universität Leipzig, um dem Beispiele seines Großvaters, seines Vaters und eines älteren Bruders folgend, sich für die juristische Laufbahn vorzubereiten. Der Letztere, der als Aeltester die Namen des Vaters, Samuel **August**, trug, befand sich noch den größten Theil des ersten Jahres über mit ihm zusammen in Leipzig, wo er nach Vollendung seiner Studien damit beschäftigt war zu promoviren und wo er Wilhelms Eintritt in die Welt mit brüderlicher Treue leitete. Dieser hat sein akademisches Triennium in herkömmlicher Weise in Leipzig ununterbrochen absolvirt und man könnte nicht sagen, daß diese Zeit für ihn, wie für so viele Jünglinge, hinsichtlich der Entwickelung seines Charakters oder Geistes besonders Epoche machend gewesen wäre, daß ihn dieser oder jener Lehrer besonders gefesselt, eine Idee besonders ergriffen oder auch das Universitätsleben selbst seine so selten versagende Anziehungskraft auf ihn in besonderem Maße ausgeübt hätte. Vielmehr bezeugt er in der oben angeführten Aufzeichnung von 1811 ausdrücklich das Gegentheil. „Die akademische

Freiheit war für mich minder reizend als für manchen, der mit mir zugleich diese frohe Periode unserer Jugendjahre zu leben anfing. Das Vaterhaus war mir kein drückender Kerker gewesen, und auch dem Gymnasio, das mich vorbereitet hatte, waren fesselnde Einschränkungen fremd. So anziehend daher Andern das bequemere, ungebundenere Leben erschien, so wenig vermochte es auf mich nachtheilig zu wirken und auch die Neuheit der Verhältnisse, die mich vielleicht im Anfange zerstreuend angesprochen hatten, verloren mit der Gewohnheit ihr Verführendes. Ueberdem hatte Leipzig selbst mich nie sonderlich angezogen, ich trennte mich darum zu Ostern des denkwürdigen 1806ten Jahres gern von dem Sitze der Musen, ungern aber von den Freunden" u. s. w. Uebrigens geht aus tagebuchartigen Notizen, die sich aus dem ersten und dem letzten Jahre dieses Leipziger Aufenthalts erhalten haben, deutlich hervor, daß wir uns Sohr's Leben in jenen Jahren darum keineswegs als ein zurückgezogenes, einförmiges, philisterhaftes zu denken haben. In seiner ganzen Art lag es nicht, die goldenen Jahre der Jugend ungenützt vorüber gehen zu lassen, und seine freigebigen Eltern ließen es an ausreichenden Mitteln für einen mannigfachen Lebensgenuß nicht fehlen. Theater und Kunst zogen ihn umsomehr an, als er selbst ein leichtes poetisches Talent und eine glückliche Begabung für Musik in sich früh entwickelt hatte. Die letztere wußte er besonders durch sein Flötenspiel auch gesellig zu verwerthen, und da er mit einer zart empfindenden Seele eine auf angeborner Leichtigkeit und früher Gewöhnung beruhende Gewandtheit in dem Gebrauch der verschiedensten Umgangsformen verband, so konnte es ihm an freundschaftlichen und geselligen Beziehungen aller Art auch in Leipzig nicht lange fehlen und auch von mancher mehr oder minder tief gehenden Herzensangelegenheit haben sich Andeutungen erhalten. Bei weitem am meisten aber füllte ihn der Verkehr mit seinen Universitätsfreunden aus und er hat mit einzelnen unter ihnen Verbindungen geknüpft, die sich für das Leben bewährt haben. Mit den übrigen in Leipzig studirenden Lausitzern trat er zu einer förmlich konstituirten Landsmannschaft zusammen, und es scheint, daß er bald der belebende Mittelpunkt dieses Kreises geworden ist. Mit dem Anfange des Jahres 1806 ging diese schöne Zeit zu Ende und es begann die ernste Periode der Prüfungen, über deren Verlauf Sohr mit der gewissenhaften Genauigkeit eines Geschäftsmannes Buch geführt hat, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat und die es uns möglich macht, seine ganze amtliche Laufbahn in allen ihren Schritten und Wendungen aktenmäßig zu verfolgen. Da die betreffenden Einrichtungen in Sachsen damals von dem, woran wir jetzt gewöhnt sind, völlig abwichen, so wird, denke ich, eine kurze Darlegung des Herganges nicht ohne Interesse sein. Es gab in Sachsen damals nur eine Prüfung für den praktischen Juristen und diese lag durchaus in den Händen der Fakultät, welche auch für die praktische Rechtspflege selbst eine über die noch jetzt fortbestehende Wirksamkeit der Juristen-Fakultäten als Spruchkollegien weit hinausgreifende Bedeutung hatte. Sie begann mit einer öffentlichen Disputation, an die sich dann das eigentliche Examen pro praxi et candidatura anschloß, welches aus einem schriftlichen und einem mündlichen Theile bestand. Es begann mit zwei Relationen in Prozeßsachen, die der Juristen-Fakultät zur Entscheidung vorlagen, von denen die eine dem Gebiete des Civil-, die andere dem des Kriminal-Rechts angehörte. Darauf folgte die schriftliche lateinische Interpretation zweier Texte, des einen aus dem kanonischen, des andern aus

dem römischen Rechte. An diese schriftlichen Leistungen schloß sich dann die mündliche Prüfung im Petrinum durch 2 Examinatoren, die mit dem einzelnen Kandidaten allein vorgenommen, 2 Stunden dauerte und sich in ihren beiden Abschnitten an die Texte aus dem römischen und kanonischen Rechte unmittelbar anschloß.

Sohr leistete alle diese Prästanda zur Zufriedenheit, so daß er zum baccalaureus juris creirt und zum notarius denominirt wurde und die erste Censur erhielt. Nach einem fröhlichen Besuche in Grimma, wo eine Tochter des Dr. Worst sein Herz besonders gefesselt hatte, kehrte er dann im Juli 1806 mittelst einer Fußwanderung in die liebe Heimath zurück.

Hier galt es nun vor allen Dingen über die Zukunft eine wichtige Entscheidung zu treffen. Sohr hatte schon von Leipzig aus dem Vater seinen lebhaften Wunsch zu erkennen gegeben, nicht in der Vaterstadt, überhaupt nicht in der Lausitz, sondern, wie er es ausdrückt, in den Erblanden, d. h. in dem eigentlichen Sachsen, seine Karrière zu beginnen. Als Gründe dafür bezeichnet er selbst in den schon mehrfach benutzten Dresdener Aufzeichnungen einen gewissen Ehrgeiz, der sich nicht von vornherein in den engen Bezirk der Vaterstadt einschließen wollte, den Wunsch, dereinst in der Hauptstadt zu leben, die als der Mittelpunkt von so vielem Großen, Schönen und Wissenswürdigen schon auf den Knaben einen mächtigen Eindruck gemacht hatte, und endlich noch besondere Motive, die später ihre Kraft von selbst verloren, — ohne Zweifel eine Hindeutung auf jene Grimma'schen Beziehungen. Wie viel von diesen Beweggründen und in welcher Art er sie dem Vater gegenüber geltend gemacht hatte, ist nicht ersichtlich, — wohl aber, daß es ihm nicht leicht wurde, diesen für seine Wünsche zu gewinnen, der nur ungern einen der Seinigen der Heimath dauernd den Rücken kehren sah, wo sich seine ganze Familie nach allen Richtungen hin eines so sichtlichen Gedeihens erfreute und wo auch sein ältester Sohn August unter den Augen des Vaters schon mit gutem Erfolge die juristische Praxis im Dienste des Görlitzer Rathes begonnen hatte.*) Indessen war der Vater auf der andern Seite doch viel zu human und zu einsichtig, als daß er den Lebensplänen des Sohnes ein kategorisches Nein entgegengestellt hätte. Er machte daher zwar diesem gegenüber seine schon brieflich geäußerten Bedenken wiederholt geltend; als er ihn aber fest fand, und als auch die Mutter, deren Liebling gerade dieser Sohn immer gewesen war, dessen Wünsche unterstützte, gab er nicht nur seine Einwilligung, sondern war ihm auch selbst zur Verwirklichung seiner Wünsche behülflich, indem er ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Landsmann und Universitätsfreund, den Hofrath Dürisch, damals Amtmann zu Chemnitz, gab. Dieser stand einem der bedeutendsten Justizämter vor. Es arbeiteten bei demselben 6 Aktuare, darunter 4 wirklich angestellte und 2 substituirte. Er genoß nicht nur in seinem Kreise die größte Verehrung, sondern galt auch etwas bei Hofe und man pflegte in Dresden die unter ihm gebildeten jungen Juristen besonders zu beachten. Es ließ sich also für Sohr kein besserer Anfang seiner amtlichen Laufbahn denken, als unter den Fittigen dieses Mannes, dem er den Empfehlungsbrief seines Vaters schon im September 1806 mit

*) Dieser älteste Bruder August Sohr, in der Familie in früherer Zeit gewöhnlich schlechtweg als der Doktor bezeichnet, ist nachher an das Oberlandesgericht in Glogau gekommen und als Kammergerichtsrath in Berlin gestorben.

Bangigkeit überreichte und von dem er auf's freundlichste aufgenommen und eingeladen wurde, wofern er Lust hätte, viel zu arbeiten und recht fleißig zu sein, seine Thätigkeit sobald als möglich zu beginnen. Indessen erlitt dieser Anfang durch die große welthistorische Katastrophe des Jahres 1806 eine unvermeidliche Verzögerung. Sohr war von Chemnitz aus, nicht ohne Grimma zu berühren, noch einmal nach Leipzig gegangen, hatte seine dortigen Beziehungen nun erst definitiv gelöst, sich von seinen dortigen Freunden in Saus und Braus verabschiedet, und war kaum nach etwa dreiwöchentlicher Abwesenheit abermals in die Heimath zurückgekehrt, wo er sich zur förmlichen Uebersiedelung nach Chemnitz anzuschicken gedachte, — als der Tag von Jena und in seinem Gefolge das Einrücken der Franzosen in Sachsen und die Ungewißheit über das fernerne Schicksal des Landes die Ausführung dieses Planes für's erste unthunlich machte. Sohr brachte daher den nächsten Winter im Vaterhause zu, wo ihn neben Privatstudien, die besonders der Ausbildung im Französischen gewidmet waren, ein sehr ausgebreiteter und reger geselliger Verkehr in Anspruch nahm, der durch politische Besorgnisse nur wenig gestört wurde, da ja Sachsen bekanntlich, seine Verbindung mit Preußen lösend, die nie eine ehrliche gewesen war, in unanständiger Hast seinen Frieden mit Napoleon machte und jene politische Richtung einschlug, die ihm zuerst die Königskrone und zuletzt den Verlust seines halben Gebietes eintrug.

Sohr's Tagebuchblätter aus jener Zeit zeigen, daß er an Musik und Tanz und den übrigen Freuden der Görlitzer Gesellschaft mit Lust und jugendlichem Feuer sich betheiligte, ja daß er in den ersten Kreisen seiner Vaterstadt sogar ebenso durch die Stellung seiner Familie, wie vermöge seiner persönlichen Vorzüge keine unbedeutende Rolle spielte; sie zeigen aber auch, daß er weit entfernt war, sich durch diese Zerstreuungen auch nur einen Augenblick von der Verfolgung seiner ernsteren Lebensziele abziehen zu lassen. Vielmehr war er es, der, als das Frühjahr 1807 heranrückte und die politische Lage Sachsens in dem neuen Verhältnisse sich zur Genüge befestigt hatte, seine Abreise nach Chemnitz dem noch immer bedenklichen Vater gegenüber auf's äußerste betrieb und zuletzt selbst eine unschuldige List nicht verschmähte, um sich von der Heimath loszumachen. Nach einer vorbereitenden Reise nach Chemnitz und Dresden im März war der 24. April 1807 der entscheidende Tag des Abschiedes, seit welchem er Görlitz nur noch als Gast wiedergesehen hat. Die Mutter und zwei seiner Geschwister begleiteten ihn bis Dresden, wo er mit ihnen noch einige Tage verlebte und darauf am 30. April nach Chemnitz gelangte, um dort seine öffentliche Laufbahn als Amtsaccessist mit dem Prädikat eines Vice-Aktuarius zu beginnen. Die ersten Tage gingen mit der häuslichen Einrichtung hin, für die der Vater freigebig die nöthigen Mittel bewilligt hatte. Nachdem am 14. Mai die königliche Bewilligung eingelaufen war, wurde er am folgenden Tage in Eid und Pflicht genommen und fing nun unverzüglich zu arbeiten an. Die fast durchaus mechanischen Arbeiten, die den Anfang seiner amtlichen Thätigkeit bildeten: Mundiren, Kopiren, Rubriciren, Heftung und Foliirung der Akten, das Registriren (Protokollführen) in geringfügigen Sachen, das Annehmen von Klagen und Beschwerden u. s. w. konnten den lebhaften Geist des jungen Mannes natürlich nicht ausfüllen; in geselliger Beziehung bot ihm die kleine Stadt namentlich im Vergleich mit dem, was er in Leipzig gehabt und in Görlitz soeben verlassen hatte, auch gar wenig. „Die üppige weichliche Lebens-

art, der frivole nur am Seichten hängende Ton und die ermangelnde Vorliebe für Kunst und Wissenschaft," denen er unter den dortigen reichen Fabrikanten begegnete, die dem Leben der Stadt sein eigenthümliches Gepräge gaben, stießen ihn sogar zurück und verleideten ihm den dortigen Aufenthalt. Zwar verkehrte er in dem Hause des Hofraths, sowie mit einigen seiner Amtsgenossen (namentlich mit dem Aktuar Sahr), auch hatte er Zutritt in der Familie eines Engländers Whitefield, des Erbauers und Inhabers einer Maschinenspinnerei bei Chemnitz, in der Nachbarschaft fanden sich sogar Verwandte, ein Vetter Weigel zu Lichtenstein, Gerichts-Direktor auf den Fürstlich Schönburgischen Gütern, und die Familie des Pastors zu Remsa. Aber das Alles unterbrach doch nur spärlich das im ganzen recht einförmige und leere Leben und verhinderte nicht ein gewisses Gefühl der Vereinsamung und Schwermuth, welches sich in den Aufzeichnungen aus den ersten Zeiten des Chemnitzer Aufenthaltes — leider den letzten, die überhaupt vorhanden sind — deutlich ausspricht. Die Bearbeitung zweier größerer Probearbeiten, die als specimina pro praxi juridica seiner förmlichen Anstellung vorhergehen mußten, nahm ihn nur kurze Zeit in Anspruch. Auch diese seine Leistungen wurden unterm 6. April 1808 für gut und tüchtig befunden. So fehlte es ihm denn in Chemnitz nicht an Muße. Neben poetischen und belletristischen Arbeiten, mit denen er in Verbindung mit einigen Befreundeten das Chemnitzer Wochenblatt versorgte, und der wahrscheinlich durch die Verbindung mit jener englischen Familie angeregten Beschäftigung mit der englischen Sprache, zu der sich Sohr mit großem Eifer anschickte, bot ihm wenigstens während der Sommermonate vor Allem die anziehende und vielfach interessante Umgebung seines Wohnorts Trost und Unterhaltung. Fast alle Sonntage wurden zu Ausflügen in die reizende Berglandschaft verwendet, die sich am Nordabhange des sächsischen Erzgebirges ausbreitet; und auch an größeren mehrtägigen Exkursionen fehlte es nicht. Das romantische Zschopauthal, die alten kurfürstlichen Schlösser Augustusburg und Sachsenburg mit ihren historischen Erinnerungen, der Park von Lichtenwalde, die Arsenikgruben von Hohnstein, Freiberg, das Centrum des sächsischen Bergbaus, die industriellen Etablissements des Gebirges wurden zum Theil wiederholt besucht, Leipzig und Dresden wurden die Ziele weiterer Wanderungen. Aber das Hauptziel Sohr's war doch von vornherein, diese erste Stufe seiner Staatskarrière sobald wie möglich wieder verlassen zu können, und eine Stellung zu gewinnen, die mehr Annehmlichkeit und Ehre und die Anfänge materiellen Lohnes brächte. Schon im September des ersten Jahres richtete er seine Gedanken auf eine Vice-Aktuariusstelle im Schulamte zu Meißen. Dann wurde er im Verlaufe des Jahres 1808 durch seinen Universitäts-Freund Heinrich Reinhard von Dresden aus wiederholt auf vakante Stellen aufmerksam gemacht. Dieser war Accis-Inspektor und durch seinen Vater, den Geheimen Finanzsekretär Reinhard, in der Lage, seinem Freunde nicht nur nützliche Winke zu geben, sondern seine Bemühungen auch in Dresden selbst zu fördern, da die in diesen Angelegenheiten entscheidende Behörde das geheime Finanzkollegium war. Trotz solcher begünstigenden Umstände schlugen Sohr's Bewerbungen mehrmals fehl und er erlangte weder das neu fundirte Vice-Aktuariat in Schwarzenberg noch die erledigte Stelle in Rochlitz, obgleich, wie ihm sein Freund schrieb, das Gedränge bei dem dortigen etwas unfläthigen und flegelhaften Amtmann, bei der „Rochlitzer Amtsgeißel" seinen Aerger zu

finden, nicht groß sein werde. Vergeblich bemühte er sich um die letztere Stelle persönlich in Dresden und ließ sich die erforderlichen offiziellen Visiten nicht verdrießen; er erhielt viel freundliche Worte, erlitt aber doch einen abermaligen Repuls. Auch die Pläne seines Vetters Weigel schlugen fehl, der ihn im Dienste seines Herrn, des Fürsten von Schönberg, zu placiren gedachte und ihm erst das Sekretariat in der fürstlichen Kanzlei zu Waldenburg, dann ein fürstliches Aktuariat zuwenden wollte. Um die erstere Stelle, die 300 Thlr. Fixum nebst freiem Logis und Holz bringen sollte, hatte sich Sohr wirklich beworben und sich der Herrschaft persönlich vorgestellt; bei der zweiten minder vortheilhaften war er es, der Bedenken trug, die Karrière im königlichen Dienste aufzugeben, die, wenn auch langsam, doch weitere Aussichten biete.

Und die Verwirklichung dieser Aussichten ließ denn auch nicht gar zu lange mehr auf sich warten. Am 1. September 1809 meldete ihm Freund Reinhard von einem neuen Vice-Aktuariat in Kolditz, das mit 100 Thlr. Gehalt fundirt werden solle, welches freilich, wie sich aus einer bald folgenden Berichtigung ergab, eigentlich nur eine Accessistenstelle mit 100 Thlr. Gratifikation war, deren Verleihung hauptsächlich von dem Vorschlage des dortigen Amtmanns Cuno abhing. Gegen Sohr's damalige Situation gehalten, war das immerhin ein erwünschter Fortschritt, und obgleich er nach seinen bisherigen Erfahrungen wenig Hoffnung hatte, besonders da er fürchtete, daß der Amtmann Cuno einen ihm befreundeten Accessisten seines Amtes poussiren werde, so schrieb er ihm doch und stellte sich ihm darauf mit einem Privatschreiben seines bisherigen Vorgesetzten, des Hofraths Dürisch, ausgerüstet, selbst vor, erhielt auch wirklich auf Grund so gewichtiger Empfehlungen die Zusage, daß Niemand anders als er in Vorschlag gebracht werden solle. — Soweit war dieses Projekt gediehen, als es sich mit einem Plane ganz anderer Art kreuzte. Der durch seine patriotische Haltung zur Zeit der Freiheitskriege bekannte und nachher in preußische Dienste übergetretene General Thielemann suchte nämlich einen Sekretär. Da wandte sich in Sohr's Interesse sein Vater an den Major von Tettenborn, seinen Gevatter, der ihm von früher her verpflichtet war. Auf diesem Wege wurde er wirklich dem General empfohlen, der ihn nun persönlich kennen zu lernen wünschte. Schon war er in dieser von dem Vater mit eben so viel Umsicht als väterlicher Sorge um das Wohl des Sohnes betriebenen Angelegenheit nach Dresden gereist, als die schnelle und günstige Entscheidung des Kolditzer Projektes weitere Bemühungen nach jener Richtung überflüssig machte. Am 21. Oktober 1809 meldete ihm der Amtmann Cuno, daß er für die offene Stelle vorgeschlagen sei und schon am 1. November theilte ihm von Dresden aus sein Freund Reinhard mit ausgelassener Lustigkeit die wirklich erfolgte Ernennung mit. So ging denn also nach etwa drittehalbjähriger Dauer der Chemnitzer Aufenthalt zu Ende und es galt Abschied zu nehmen von einem Orte, der, wenn auch an sich wenig fesselnd, doch durch ein paar treue Freunde, die Sohr in der letzten Zeit dort gefunden, ihm theuer geworden war. Am 30. November reiste er nach Kolditz, wo er am folgenden Tage für sein neues Amt verpflichtet wurde, welches ihn mit einem Gehalt von 100 Thlr. zu einem Mittelding von Accessisten und Vice-Aktuar machte und seine Beschäftigung noch kaum über das Chemnitzer Niveau erhob. Der ausgeprägt kleinstädtische Typus dieses stillen Landstädtchens, gegen welches Chemnitz wahrhaft großartig erschien, war zu der an und für sich nichts weniger als glänzenden

Stellung eben keine empfehlende Zugabe für einen Mann, der seiner ganzen Natur nach für größere Verhältnisse geschaffen war und nicht für einen Ort, wo, wie er selbst sagt, „der den allgemeinen Blick auf sich zog, welcher sich dem Auge zu entziehen suchte, und wo Jeder den Andern von seiner Entstehung an kannte und der Neuling bald wie der Eingeborne unterrichtet war." Indessen das Alles wurde aufgewogen durch die Thatsache, daß doch eben eine wirkliche Anstellung im königlichen Dienste erreicht war. Ueberdies erwies sich Kolditz mit seinem „verengten Leben" nur als eine schnell zurückgelegte Zwischenstation auf dem Wege nach dem von Jugend auf ersehnten Ziele, einer Stellung in der Hauptstadt. Denn noch war nach einem mehrwöchentlichen Urlaub Sohr kein halbes Jahr in seinem neuen Amte thätig, kaum hatte er begonnen die mit solcher Stellung vereinbare Advokatenpraxis vor anderen Gerichten zu treiben, als der Konferenzminister von Nostitz am 8. Juni 1840 nach Kolditz kam, um die dortige Korrektionsanstalt zu besichtigen. Dieser Besuch wurde, man kann es wohl sagen, für Sohr's ganzes Lebensschicksal entscheidend. Nostitz, der aus der Lausitz stammte, kannte seinen Vater wohl und erinnerte sich, so schreibt Sohr selbst: „daß der Sohn seines wärmsten Verehrers hier angestellt sei." Er begegnete ihm mit herablassendem Wohlwollen, und dem befangenen jungen Manne erschien „der Vertraute der Musen diesen seinen holden Freundinnen gleich zu heiter, zu freundlich, als daß jener nicht jede Aengstlichkeit, von dem weiten Abstande des höchsten Ranges in ihm, dem Geringen, erzeugt, weggedrängt gefühlt hätte." Die Unterredung schloß seitens des Ministers mit der Aufforderung, „die so selten lohnende Amtskarrière mit einer vortheilhafteren zu vertauschen," d. h. wie wir nach unserem Sprachgebrauche sagen würden, von der Justiz zur Verwaltung überzugehen, obgleich allerdings eine so strenge Scheidung beider Sphären, wie sie in Preußen seit langer Zeit durchgeführt ist, in dem damaligen Sachsen nicht bestand. Dieser Begegnung mit dem Minister folgte denn auch nach kurzer Pause am 21. Juni die Aufforderung an Sohr, nach Dresden zu kommen, da ein hohes Finanzkollegium resolvirt habe, ihn zur Ausarbeitung einer Probeschrift zu admittiren. Es handelte sich um ein erledigtes Sekretariat bei dieser Behörde, in welcher die Finanz- und Domänenverwaltung des Landes centralisirt war und welche ungefähr die Funktionen unseres Finanzministeriums hatte. Ein wenige Tage jüngerer Brief seines Freundes Reinhard bestätigte ihm, „daß ein hohes Geheimes Finanzkolleg ihm die Spitze seines Scepters zuneige" und drückte ihm die Freude darüber aus, „daß ein Philister nach dem andern aus der Provinz der Residenz zuwandere, so daß am Ende das ganze Universitätskolleg hier beisammen sein werde." Sohr's Verpflanzung nach Dresden ging nun in ziemlich schnellem Tempo ihren vorschriftsmäßigen Gang. Durch eine Unpäßlichkeit aufgehalten, traf er am 1. Juli in Dresden ein, meldete sich bei dem Geheimrath von Gutschmid als dem Direktor des 3. Departements und machte seine Visiten bei dem Minister und den Geheimräthen. Besonders befriedigt war er von der Aufnahme, die er bei Herrn von Carlowitz fand. Er erhielt dann die Akten für seine Probeschrift, die er in Dresden ausarbeitete, am 3. August einreichte und dann gleich nach Kolditz zurückkehrte. Die Schrift betraf einen Rechtsstreit zwischen einer Gemeinde und dem königlichen Fiskus über die von jener begehrte Einhütung ihres Viehes in den benachbarten königlichen Wald, also einen Gegenstand, dessen Erörterung tief in die prak-

tischen Fragen aus dem Gebiete der Forstwirthschaft hineinführte und von den bisherigen Beschäftigungen Sohr's weit verschieden war. Indessen er bewährte schon hier die Leichtigkeit und geistige Beweglichkeit, mit der er es sein ganzes amtliches Leben hindurch verstanden hat, sich auf den verschiedensten Gebieten der Praxis zu orientiren, eine Eigenschaft, die ihn zu einem Geschäftsmann von so eminenter Brauchbarkeit machte. Seine Probearbeit wurde approbirt, das Finanzkollegium erstattete Bericht an das geheime Kabinet, auf Grund dessen der König Sohr's Anstellung als Finanz-Sekretär mit einem Gehalt von 300 Thlr. genehmigte.

Im November 1810 trat er sein neues Amt in Dresden an, offenbar in der Erwartung, an diesem längst ersehnten Orte für lange Zeit, ja aller Wahrscheinlichkeit nach für die Dauer seines Lebens sich niederzulassen. Alle seine Einrichtungen waren auf die Dauer berechnet, er gründete sich einen eigenen Hausstand, indem er eine seiner Schwestern zu sich nahm, er schloß sich dem Freimaurer-Orden an, indem er sich am 2. August 1811 in die Loge „zum goldenen Apfel" aufnehmen ließ, und neben seiner eigentlichen Amtsthätigkeit begann er nach der damaligen sächsischen Verwaltungspraxis Agenturgeschäfte für seine heimathliche Provinz zu betreiben, die ihm gleich von vornherein einen nicht unbeträchtlichen Nebenerwerb gewährten. Aber schon im folgenden Jahre wurden alle diese kaum geknüpften Beziehungen wieder gelöst. Sohr wurde nämlich im April 1812 nach Frauenstein im Erzgebirge geschickt, dem Mittelpunkte für die Verwaltung eines Domänen-Rent- und Forstamtes, zu dem namentlich ansehnliche landesherrliche Waldungen gehörten. Die Leitung dieses Amtes hatte er interimistisch zu übernehmen, da der dortige Rentbeamte, ein Amts-Inspektor Hermann, wegen pflichtwidriger Handlungen ab officio removirt und in Untersuchung gekommen war. Am 1. Mai trat er die dortigen Geschäfte an, für die er diätarisch mit 1 Thlr. 18 Ggr. täglicher Auslösung in der Weise bezahlt wurde, daß er diese Summe selbst aus den Amtseinkünften zu entnehmen und in Rechnung zu stellen hatte. Ohne Zweifel hatte Sohr diese Kommission als einen ehrenden Beweis des Vertrauens in seine Zuverlässigkeit und Gewandtheit aufzunehmen; auch ist der Gewinn an Erfahrung und Uebung im Gebiete der Verwaltungspraxis, den er aus dieser neuen Stellung zog, sicher nicht gering anzuschlagen, während er zugleich in diesem Verhältnisse wieder Gelegenheit fand, sich nebenbei eine bedeutende Advokatenpraxis zu erwerben. Aber diese Vortheile mußten andererseits durch die beschwerlichsten und empfindlichsten Opfer erkauft werden. Schon an und für sich war für ihn, der kaum recht angefangen hatte, sich des großstädtischen Behagens zu erfreuen, Frauenstein, ein elendes Bergstädtchen mit ungefähr 800 Einwohnern, gegen Dresden ein schlechter Tausch. Dazu kam die unbestimmte Dauer des neuen Aufenthaltes, welche ihn veranlaßte, seine Wohnung in Dresden beizubehalten, während er zugleich gezwungen war, ansehnliche Summen aufzuwenden, um in dem halb verfallenen alten Schlosse zu Frauenstein, auf das er angewiesen war, einige Zimmer wenigstens in einen leidlich wohnlichen Zustand zu versetzen, ohne doch die feuchte und ungesunde Luft aus diesen düstern Räumen vertreiben zu können. Diese in der Sache selbst liegenden Beschwerden traten aber bald in den Hintergrund gegen die schweren Heimsuchungen des Krieges von 1813, denen Sohr grade in der gegenwärtigen Lage doppelt ausgesetzt war. Frauenstein liegt 4—5 Meilen in süd-südwestlicher Richtung von Dresden entfernt

und bis zu der böhmischen Grenze beträgt die Entfernung kaum 1½ Meile. Diese Lage des kleinen Ortes brachte es mit sich, daß er in den Tagen unmittelbar vor und nach der Schlacht von Dresden zum Schauplatz des wildesten Kriegsgetümmels wurde. Die große böhmische Armee überstieg im August 1813 nach Ablauf des Waffenstillstandes den Kamm des Erzgebirges auf der Marienberger Straße, südwestlich von Frauenstein, eigentlich in der Absicht, einen Stoß in der Richtung nach Leipzig zu führen, wo man die Hauptmacht der Franzosen zu treffen glaubte. Erst auf sächsischem Boden wurde man eines Besseren belehrt und nun wurde mit einer schnellen Aenderung des Planes die Richtung auf Dresden eingeschlagen, ein beschwerlicher Weg, der die zahlreichen Flußthäler am Nordabhange des Erzgebirges fast unter einem rechten Winkel durchschneidend gerade durch die Gegend von Frauenstein führte. Sohr hat die Vorfälle, deren Augenzeuge und deren Opfer großentheils er auf diese Weise in den Monaten August, September und Oktober geworden ist, von Tage zu Tage genau verzeichnet. Bis zum 22. August gab es französische Einquartierung. An diesem Tage Abends 7 Uhr marschirte diese gegen Dresden zu ab, schon vor 8 Uhr erschienen preußische Husaren, denen in den folgenden Tagen Preußen, Russen und Oesterreicher in Menge unter dem Fürsten von Lichtenstein folgten. Nun gehen aus den umliegenden Dörfern von allen Seiten auf dem Rentamte Nachrichten von der allgemeinen Verwüstung auf den Bauerhöfen wie in Wiese, Feld und Wald ein; ein Pachter meldet, daß ihm sein gesammtes Vieh genommen worden sei; Sohr selbst büßt sein Dienstpferd ein. Am 26. und 27. August, während die der Armee folgenden Lazarethe und Bagagewagen noch die Gegend von Frauenstein passiren, vernimmt man schon die Kanonade der dresdener Schlacht und sieht den Himmel in jener Richtung in Feuerröthe glühen. Am 28. beginnt nun das traurige Schauspiel des Rückzuges der geschlagenen Armee. Die Kanonade zieht sich näher und näher, es kehren zuerst die Bagagewagen in Unordnung zurück; mit ihnen einige Kosaken, dann am 29. August erscheint das Gros der Oesterreicher (die Preußen berührten auf ihrem Rückzuge Frauenstein nicht). Aber schon am Abende dieses Tages sprengen ein paar verfolgende französische Dragoner in die Stadt ein und machen ganze Trupps österreichischer Infanterie zu Gefangenen. Nun verwandelte sich der Rückzug in eine wilde Flucht mit allen ihren Schrecken. „Bei dem Zuruf eines einzigen französischen Reiters", schreibt Sohr, „warfen gegen 40 Infanteristen ihre wohlgeladenen Flinten weg und verließen zwei Bagagewagen, die sie decken sollten. Es war ein schmerzlicher Anblick, Deutsche so sich entwürdigen zu sehen und bitter drängte die Erfahrung weniger Tage die Bemerkung auf, daß der Fluch des Himmels selbst auf den deutschen Unternehmungen zu ruhen scheine." Der weitere Verlauf des Krieges hat Gott sei Dank dieser trüben Anschauung widersprochen, in der übrigens auf eine wohlthuende Weise die patriotische Sympathie eines Deutschen hervorbricht, der durch die unselige Politik der Regierung, der er damals diente, dazu verurtheilt war, ein unthätiger und leidender Zuschauer unsers großen Nationalkampfes zu sein.

Wie viel schlimmer ein fliehendes Heer in den durchzogenen Landstrichen zu hausen pflegt, als ein siegreich vordringendes, das bewährte sich übrigens auch hier. Die einzelnen Züge, die Sohr aus jenen Tagen aufgezeichnet hat, sind wie ein Kommentar zu Göthe's Worten: (Hermann und Dorothea VI.)

Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den Besiegten, als wär' er der Seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dient.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz, denn er wehrt nur den Tod ab
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter,
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr, er raubt es.

Es ist hier nicht der Ort, die Wechselfälle des Krieges, von denen Frauenstein in den nächsten Wochen betroffen wurde, weiter in's Einzelne zu verfolgen. Bis zur Schlacht bei Leipzig wurde die Gegend von Soldaten eigentlich nicht leer, jeder Tag brachte neue Durchzüge, neue Requisitionen und Erpressungen erst von Seiten der Franzosen und dann der wieder vorrückenden Alliirten. Selbst Baschkiren und Kirgisen statteten einmal der kleinen, scheinbar so entlegenen Stadt ihren Besuch ab. Für Sohr persönlich waren die schrecklichsten Tage der 22. und 23. September, an denen das Schloß von Kosaken nach einem in nächster Nähe von Frauenstein stattgefundenen Gefechte mit der französischen Brigade Cambacérès förmlich ausgeplündert wurde und er also den größten und werthvollsten Theil seines Besitzthums einbüßte. Was ihm etwa noch geblieben war, ging kurze Zeit darauf durch einen Brand des Schlosses zu Grunde, der auch viele seiner Papiere und Handschriften verzehrte, und so traf Alles zusammen, um ihm den Aufenthalt in Frauenstein zu erschweren. Ganz besonders mußten aber auch die Nachrichten, die er von den Seinigen erhielt, dazu beitragen, seine Stimmung zu trüben und zu verdüstern. Denn auch seine Vaterstadt Görlitz, an der großen Heerstraße zwischen Sachsen und Schlesien gelegen, wurde von den Leiden des Krieges auf das schwerste heimgesucht und sein Vater wurde als Haupt einer zahlreichen Familie, als Grundeigenthümer und vor Allem als Oberhaupt der Stadt selbst doppelt und dreifach davon betroffen. Die Briefe, in denen er dem Sohne sein bekümmertes Herz ausschüttet, die lebendigen Schilderungen, die er ihm von dem Elend in Haus und Stadt entwirft, machen noch heut nach einem halben Jahrhundert auf den unbetheiligten Leser einen erschütternden Eindruck. Wie müssen sie damals auf den vom Vaterhause entfernten Sohn gewirkt haben, der, ohne helfen zu können, seinen wackern Vater der Last der Sorgen und Geschäfte und der ungeheuern Verantwortlichkeit fast erliegen, die Seinigen von den durch die Soldaten eingeschleppten Seuchen unaufhörlich bedroht, eine geliebte Schwester unter dem Eindrucke der Schreckenscenen des Krieges dem Wahnsinn verfallen sah. Sohr's Thätigkeit in Frauenstein dauerte gerade so lange, daß ihm Zeit blieb, die Verwüstungen, die der Krieg in seinem Amtsbezirke angerichtet hatte, nach Kräften einigermaßen wieder auszuheilen.

Am 25. August 1814 gab er die über zwei Jahre geführte Verwaltung in die Hände seines suspendirten und nun wieder rehabilitirten Vorgängers zurück und trat wieder in seine dresdener Stellung als Finanzsekretär ein, in der ihm diesmal freilich eine noch viel kürzere Wirksamkeit beschieden war, als zuvor. Der König von Sachsen war nach der Schlacht von Leipzig als Kriegsgefangener nach Berlin geführt und sein Land von Seiten der Sieger unter ein General-Gouvernement gestellt worden, welches anfangs von dem russischen Fürsten Repnin geleitet, am 8. November 1814 in preußische

Hände überging. Als der preußische Minister von der Recke und der General Gaudy mit einer Anzahl preußischer Beamter von Dresden aus die Verwaltung des Landes übernahmen, wurde dieser Schritt ausdrücklich als Vorbereitung für die völlige Vereinigung Sachsens mit Preußen bezeichnet. Der Gang der Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse führte dann freilich zu einem anderen Ergebnisse und statt der gänzlichen Einverleibung kam es zu einer Theilung des Landes. Am 18. Mai 1815 willigte der König von Sachsen in die Abtretung der Hälfte seines Landes, wozu auch Görlitz, Sohr's Heimath, gehörte. Am 27. Mai kam die Nachricht von dieser Entscheidung nach Dresden. An diesem Tage begegnete Sohr auf der Straße dem Geheimen Finanzrath Behrnauer, einem sächsischen Beamten, der in dem General-Gouvernement als Kodirektor der 1. Sektion angestellt war. „Dieser, der selbst entschlossen war, ganz in den preußischen Staatsdienst überzutreten, sprach mich an, schreibt Sohr, erforschte meine Gesinnungen und versprach mir, als er hörte, daß ich als nunmehro geborner Preuße meine Laufbahn im sächsischen Dienste nicht füglich fortsetzen könne, für eine Anstellung im Preußischen für mich zu sorgen." Sohr hatte also seinen Entschluß ebenfalls schnell genug gefaßt, und wenn er dabei auf seine Zugehörigkeit zu einem der abgetretenen Landestheile besonderes Gewicht zu legen schien, so dürfen wir wohl annehmen, daß ihm dieser Umstand mehr zu einer schicklichen Motivirung seines Wunsches dienen sollte, als daß in ihm gerade das wichtigste oder gar das ausschließliche Motiv desselben gelegen hätte. Wenigstens findet sich nirgends eine Spur, daß ihm ein solcher Wechsel schwer geworden wäre und andererseits fehlt es ja auch nicht an Beispielen anderer sächsischer Beamten, die ohne einen solchen äußeren Anlaß den gleichen Schritt gethan haben, wofür ich nur an Körner, Schiller's edlen Freund, zu erinnern brauche. Wie dem nun auch sein mochte, dem schnellen Entschlusse folgte die schnelle That. Sohr stellte sich sogleich dem preußischen Geheimrath Krüger vor und wurde von diesem aufgefordert, nach Merseburg zu gehen. Hierher verlegte nämlich nach festgestellter Theilung das bisher in Dresden residirende General-Gouvernement seinen Sitz und verwaltete zunächst von da aus die abgetretenen Landestheile weiter, die den Namen eines Herzogthums Sachsen erhielten. An einer solchen mündlichen Aufforderung ließ sich Sohr aber nicht genügen. Vielmehr richtete er am 31. Mai an das General-Gouvernement ein förmliches Gesuch um Anstellung in Preußen, worin er sagt, er halte es für unangemessen, im Dienste des ihm fremd gewordenen Fürsten zu bleiben und wünsche nichts sehnlicher, als seine geringen Kräfte dem hohen Monarchen widmen zu dürfen, dem er der Geburt nach unterthänig sei. Er hebt hervor, daß er sich mit dem gerichtlichen Geschäftsgange bei früheren Anstellungen in mehreren Justizämtern vertraut gemacht habe, daß er dann in Dresden den Organismus einer Centralbehörde kennen gelernt, und ferner bei einer zweijährigen Administration eines bedeutenden Rentamts Gelegenheit gefunden habe, die innere Finanz- und Domänenverwaltung kennen zu lernen. Auf dieses Gesuch erfolgte schon am folgenden Tage, am 1. Juni, die Antwort von von der Reck und Gaudy im Namen des General-Gouvernements unterzeichnet, nach welcher wegen der gewünschten Anstellung demnächst die erforderlichen Anträge gemacht und die desfalsigen Einleitungen getroffen werden sollten. Einstweilen solle Sohr dem General-Gouvernement nach Merseburg folgen. Dies geschah denn auch in den nächsten Tagen und schon

am 6. Juni begann er dort seine Thätigkeit in preußischen Diensten, obgleich die förmliche Entlassung aus dem sächsischen Dienstverhältnisse, die er vorher nachgesucht hatte, erst vom 17. Juni datirt ist.

Sohr's Stellung in Merseburg war die eines vortragenden Hülfsarbeiters und er bezog zunächst mit dem Titel eines Geheimen expedirenden Sekretärs dieselben Einkünfte fort, die er in Dresden gehabt hatte, d. h. ein Fixum von 400 Thlr. jährlich und als Aequivalent für die dort genossenen Emolumente 1 Thlr. täglicher Diäten. Ohne demnach äußerlich irgendwie glänzend situirt zu sein, fand er doch während der Fortdauer des provisorischen Zustandes, in dem sich die Verwaltung der neuerworbenen Landestheile noch längere Zeit befand, reiche Gelegenheit, eine vielseitige und einflußreiche Thätigkeit zu entfalten. Er trat in der ersten Sektion des Gouvernements in Merseburg als votirendes und berathendes Mitglied ein, welche alle den Abtheilungen der Polizei und des Innern, sowie des Kirchen- und Schulwesens der königlichen Regierung später zugewiesenen Geschäfte neben der Justiz-Verwaltung übernahm und bearbeitete die Präsidialia, die Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie die Hoheitssachen, unter welche letzteren auch die Ausgleichungsangelegenheiten mit Sachsen gehörten, die für die besonders in Dresden eingesetzte königlich preußische Ausgleichungs-Kommission präparirt werden mußten.

Daß er dieser schwierigen Aufgabe zur vollen Zufriedenheit seiner neuen Vorgesetzten genügte, darüber liegt ein von dem Geheimen Staatsrath Bülow, dem ersten Oberpräsidenten der neugebildeten Provinz Sachsen, unterzeichnetes Zeugniß vor, welches seine vorzügliche Umsicht, Kenntniß und Geschicklichkeit, seinen lobenswerthen Eifer und seine rühmliche Ausdauer hervorhebt. Daß er aber dabei auch seine alten Beziehungen zu der Heimath nicht vergaß, dafür fehlt es ebensowenig an Beweisen; denn wenn er auch von manchen seiner Landsleute als ein Abtrünniger getadelt wurde, so überwog doch die Zahl derer, die durch ihn in ihren eigenen Angelegenheiten gefördert sein wollten, guten Rath für ihr Verhalten in den neuen Verhältnissen, wirksame Fürsprache bei der preußischen Behörde oder vortheilhafte Anstellungen durch ihn zu erlangen wünschten: und wo er konnte half er gern.*)

*) Da über das preußische Verfahren gegen Sachsen nicht nur in jener Zeit mit vieler Leidenschaft pro et contra gestritten worden ist, sondern sich dieser Streit bis in die Literatur der Gegenwart hinein fortgepflanzt hat, dürfte es von Interesse sein, aus der Korrespondenz von Sohr wenigstens ein paar charakteristische Zeugnisse über die Stimmung jener Tage anzuführen. Schon am 4. Juni 1815 wendet sich von Dresden aus einer seiner Freunde an ihn, um durch seine Vermittelung eine Anstellung im preußischen Dienste zu erlangen. „Die hiesigen Verhältnisse", schreibt er, „sind keineswegs geeignet, für die Zukunft eine Hoffnung zu schöpfen. Man scheint höchsten Orts die Größe unsers Unglücks noch nicht zu kennen oder einzusehen und unsern Zustand noch weit vortheilhafter, als er ist, zu beurtheilen. Daher kommt es, daß in Wien ein Gesandter mit 12,000 Thlr. Gehalt und 3000 Thlr. zur Einrichtung, in München einer mit 6000 Thlr. Gehalt und in Dresden ein Gouverneur mit 6000 Thlr. Einkünften angestellt werden. Was soll daraus werden!! Man reducirt die Kollegia und Kanzleien, aber gewiß bei weitem zu wenig, wenn man sich an einen einfachen Geschäftsgang gewöhnen wollte. Der gewiß zweckmäßige Plan zur Vereinigung des Kabinets und Geheimen Konsilii soll abgeworfen sein. Welche Aussichten für die Zukunft" u. s. w. — —

In dem Briefe eines anderen Korrespondenten (Heun) aus Dresden vom 9. September 1815 heißt es: „Hier leben wir in mäßiger Arbeit und stiller Eingezogenheit. Die Leute zerfallen hier in 3 Klassen. Eine, Bischoff an ihrer Spitze, und einige, doch ja nicht alle Offiziere auf den Flügeln, schimpft auf Preußen, wie die Rohrsperlinge; Bischoff z. B.,

Er wußte diesen oder jenen seiner Universitätsfreunde zu placiren; seinem Vater, der ja als Bürgermeister von Görlitz von der Veränderung mit am nächsten und stärksten berührt wurde, hat er manchen nützlichen Wink gegeben, manchen wesentlichen Dienst geleistet. Auch den Grafen Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla, deren Besitzungen mit zu den an Preußen gekommenen Theilen von Sachsen gehörten, hat er sich bei der Ordnung der neuen Verhältnisse zu der Krone Preußen nützlich gemacht. Und bei solchem vereinzelten und zufälligen Einwirken blieb es nicht. Die ganze Oberlausitz, soweit sie preußisch geworden war, wo die einflußreiche Stellung, die einer der Ihrigen bei dem neuen Gouvernement gewonnen hatte, keine geringe Sensation erregte, sah ihn als den natürlichen Vertreter ihrer Interessen an; er wurde von den Städten und den Landständen dieses Landestheiles förmlich zum Agenten bestellt und übernahm als solcher unter Anderm eine regelmäßige Berichterstattung über Alles, was seine Auftraggeber interessiren konnte, und als im August 1815 in Merseburg die Huldigung durch Deputirte der neu erworbenen Landestheile erfolgte, — zu denen natürlich auch sein Vater gehörte — da wurde seine Hülfe und Vermittelung von der Heimath vielfältig in Anspruch genommen und auf das bereitwilligste geleistet, wofür er denn seinerseits wieder reichen Dank einerntete.

Sohr hatte also wohl alle Ursache, in dem Wirkungskreise, den er in Merseburg gefunden hatte, sich befriedigt zu fühlen. Aber diese Befriedigung machte nur zu bald einer Reihe von Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen Platz, die ihn zuletzt fast dahin brachten, den Uebertritt aus Sachsen nach Preußen zu bereuen. Seine Thätigkeit in Merseburg konnte ihrer Natur nach nur von beschränkter Zeitdauer sein. Die provisorische Verwaltung der ehemals sächsischen Gebietstheile, an der Sohr hier betheiligt war, machte im Anfang des Jahres 1816 einer definitiven Organisation Platz. Am 14. März wurde das General-Gouvernement aufgelöst, nachdem der größere Theil des abgetretenen Landes mit älteren preußischen Territorien zu der Provinz Sachsen verbunden war, während die Lausitzen den Provinzen Brandenburg und Schlesien überwiesen wurden. Es war also der Zeitpunkt da, wo auch die bei der aufgelösten Behörde beschäftigten Beamten eine definitive Verwendung finden mußten. Sohr hatte erwartet, bei einer der beiden sächsischen Regierungen, die für die neuen Erwerbungen gebildet wurden, in Merseburg oder in Erfurt, als Regierungsrath angestellt zu werden, wie es mit zwei gleichzeitig mit ihm aus Sachsen in den preußischen Dienst herübergezogenen Finanz-Sekretären in der That geschehen war. Schon am Tage der Auflösung des General-Gouvernements, am 14. März, wendete sich Sohr an den Fürsten von Hardenberg mit der Forderung, in gleicher Stellung wie jene

---

Meister vom Stuhl einer hiesigen Freimaurerloge, hat öffentlich gesagt, daß ihm jeder Groschen auf der Seele brenne, den er den verstümmelten Preußen nach der Schlacht bei Lützen gegeben!! Die andere schweigt, tief niedergebeugt steht sie da, will mit Thätigkeit vorwärts und kann nicht, weil alle Quellen zu stocken anfangen. Sie ist aus dem Bierrausche erwacht, in den sie sich am Heimkehrfeste vertaumelt hatte, und steht mit halbem Fuße schon auf dem Territorio der dritten Klasse; die sagt ganz laut und unverhohlen: „so kann's nicht bleiben; unser Handel liegt, unser Name ist null, unsere Offiziere haben weder Ehre noch Vortheil, unsere Offizianten verhungern, unsere Fabrikanten haben kein Brod — so kann und darf es nicht bleiben. Ueber das Wie der Aenderung theilt sich diese Klasse; der größere Theil will, daß ganz Sachsen preußisch werde. Dies ist die ewige Unterhaltung in allen Zirkeln, in allen Häusern, in allen Familien! — Unglückliches Land!"

Beiden, die ihm noch dazu in Sachsen nachgestanden hätten, an eine der sächsischen Regierungen zu kommen. Er sei, fügt er hinzu, in dem früheren Staatsdienste nie zurückgesetzt, vielmehr öfters vor Anderen ausgezeichnet worden, und habe auch dem neuen Vaterlande seine Kräfte in einer Zeitperiode, wo die größten Anstrengungen verlangt wurden, redlich und ohne irgend einem seiner Mitarbeiter nachzustehen, mit vollem Beifall seiner hiesigen Vorgesetzten gewidmet. Da dieses Gesuch unbeantwortet blieb, so ließ Sohr am 30. April ein zweites, dringenderes nachfolgen. Inzwischen waren Alle, die mit ihm in gleicher Geschäftsbeziehung gestanden hatten, placirt worden, die sächsischen Regierungen waren in ihrer Organisation vollendet, auch der Etat der Liegnitzer Regierung, wo er demnächst eine Stelle zu finden erwartet hatte, erschien ohne seinen Namen; er fing an zu zweifeln, ob er wirklich in den preußischen Staatsdienst aufgenommen sei, und begehrte bei Formirung der noch nicht gebildeten Regierungen der Provinzen Pommern, Ober- und Nieder-Rhein, Cleve, Berg und Westphalen berücksichtigt zu werden. In einer dritten, vom 6. Mai datirten Eingabe fand er es schon geboten, sich auf die oben mitgetheilte schriftliche Zusicherung des General-Gouvernements zu berufen, welches ausdrücklich autorisirt gewesen sei, sächsische Staatsdiener nach Preußen herüberzunehmen. Das damals bei seiner Uebersiedelung nach Merseburg gegebene Versprechen sei noch immer unerfüllt geblieben. Auch seinen Vater, der im Jahre 1813 die Bekanntschaft Hardenberg's gemacht hatte, veranlaßte er sich in ganz ähnlicher Weise an diesen zu wenden, und er selbst ließ den noch immer erfolglosen Eingaben an Hardenberg in den nächsten Tagen Beschwerden an den Minister des Innern von Schuckmann (10. Mai) und an den Finanzminister Grafen Bülow (21. Mai) nachfolgen. Auch seinen sächsischen Landsmann Behrnauer, der mit ihm von Dresden nach Merseburg gegangen war und nun schon seinen Platz in Berlin als Geheimer Regierungs-Rath im Ministerium des Innern gefunden hatte, setzte er für sich in Bewegung. Denn seine Lage in Merseburg wurde in der That nachgerade unerträglich. Die neu formirte Regierung war in volle Thätigkeit getreten. Der Präsident derselben, von Schönberg, der selbst mit zu den aus Sachsen herübergekommenen Beamten gehörte*), wollte ihm zwar wohl und schätzte ihn sehr. Eine Zeit lang hatte er ihn zur Führung der Korrespondenz mit der königlich preußischen Ausgleichungs-Kommission in Dresden gebraucht. Aber diese Geschäfte gingen zu Ende und es kam der Augenblick, wo für ihn in Merseburg schlechterdings nichts mehr zu thun blieb und wo selbst die materiellen Bedingungen seiner Existenz in Frage gestellt wurden. Denn er konnte von der dortigen Regierungshauptkasse ohne höhere Anweisung die Fortzahlung seines Dienst-Einkommens nicht weiter verlangen. So auffallend diese Vernachlässigung eines Beamten erscheint, der für seine Thätigkeit von Seiten derer, unter deren Augen er gearbeitet hatte, die günstigsten Zeugnisse beizubringen vermochte, und so sehr man sich daher versucht fühlen muß, ein besonderes Motiv für dieses Verfahren zu suchen, so habe ich doch keine Spur eines solchen entdecken können. Sohr selbst schob die Schuld hauptsächlich auf den Regierungspräsidenten in Erfurt, Grafen Keller, welcher den andern beiden sächsischen Regierungsprä-

*) Biographische Notizen über ihn hat Sohr selbst gegeben in den Schlesischen Provinzialblättern von 1825 Bd. LXXXI. S. 76. ff.

sidenten in Merseburg und Magdeburg ausdrücklich zugesichert habe, er werde ihn placiren, hinterher aber ihn doch bei seinen Vorschlägen unberücksichtigt gelassen habe. So sei es gekommen, daß auch die Andern, weil sie auf jene Zusage gerechnet, nichts für ihn hätten thun können. Daß solche Dinge vorkommen können, dafür würden sich wohl auch aus geordneteren und minder drangvollen Zeiten manche Beispiele beibringen lassen. Um so weniger dürfen wir uns darüber wundern in einer Periode massenhafter Neugestaltungen und gegenüber einem Manne, der, so verdient er auch war, doch in seinem neuen Vaterlande alle die Verbindungen und Beziehungen entbehrte, die andern zu gute kamen und deren Mangel auch dem Tüchtigsten, wie die Verhältnisse einmal sind, seine Laufbahn erschweren muß. Erzählt uns doch auch Friedrich von Raumer in seinen Lebenserinnerungen (Leipzig 1861) wie sogar er, der in Berlin erzogen war und seine Laufbahn von vornherein im preußischen Staatsdienste begonnen hatte, wenige Jahre vor den hier berichteten Erfahrungen Sohr's von den kurmärkischen Junkern in Berlin, weil er in Dessau geboren war, als ein „Fremdling" scheel angesehen wurde. Wie dem nun auch sein mochte, jedenfalls war es ein kluger Entschluß, den Sohr ausführte, nachdem ihm schon ganz andere Pläne durch den Sinn gefahren waren, z. B. in Sachsen-Weimar Dienste zu suchen — daß er nach Berlin ging, um seine Sache dort selbst zu betreiben.

Während des Juni und Juli 1816 hat er sich zwei Monate lang dort aufgehalten, er, der noch eben in Merseburg eine viel geltende und gesuchte Persönlichkeit gewesen war, jetzt in der wenig beneidenswerthen Rolle eines Kandidirenden. Zwar hatte ihm sein Gönner, der Präsident von Schönberg, durch einen günstigen Bericht vorgearbeitet und ihn auch jetzt mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, aber er hatte nichts destoweniger auf dem ihm ganz fremden Berliner Terrain mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar daß er überhaupt in Preußen eine angemessene Anstellung finden sollte, galt überall als ausgemacht, aber die Fragen nach dem Wie, Wo und Wann waren, als er nach Berlin kam, noch weit von ihrer Erledigung entfernt. Namentlich erfuhr er, daß die Absicht vorgewaltet habe, ihn für die Regierung in Aachen zu bestimmen, daß sich aber neuerdings wieder Aussichten für eine Vakanz in Erfurt eröffnet und jenen Plan in den Hintergrund geschoben hätten. Das Gefühl, dadurch abermals von dem guten Willen des Grafen Keller abhängig zu sein, dem er, ich weiß nicht, mit welchem Grunde, eine entschieden abgeneigte Gesinnung zuschrieb, verstimmte ihn in hohem Grade, obgleich er sich trotzdem die Mühe nicht verdrießen ließ, sich selbst an ihn zu wenden. Aber auch die übrigen Erfahrungen, die er in Berlin machte, waren größtentheils eben nicht von freundlicher Art. Er spricht sich selbst darüber, sowie über seine Hoffnungen und Wünsche in einem ausführlichen Briefe an den Präsidenten von Schönberg vom 25. Juni folgendermaßen aus:

„Selbst bei dem beispiellosen Truge, der mir seit dem Ende des vorigen Jahres unaufhörlich geboten wurde, vermag ich den Glauben an ein endliches Gelingen meines beschwerlichen Strebens nicht aufzugeben; ich halte ihn sogar in diesem Augenblicke noch fest, wo nur unsichere und ungewisse Aussichten mir geboten sind und wo mein Schicksal zunächst den Launen des Grafen Keller abermals preisgegeben worden ist. Mein Eintreffen in Berlin überraschte den Herrn Geheimen Regierungs-Rath Behrnauer, er hatte zu

meinem Besten nicht das allergeringste gethan und fürchtete nunmehr von mir hier zu sehr in Anspruch genommen zu werden. Ich konnte ihn jedoch nur bewegen, mich dem Herrn Minister des Innern, Herrn von Schuckmann, und dem Herrn Staatsrath Köhler, welcher von Seiten des Ministerii des Innern im Organisationsgeschäfte den Vortrag hat, zu empfehlen. Im Finanzministerio hatte er keine Bekanntschaft. Bei dem Staatskanzler war Fürsprache, wenn sie wirklich hätte bewirkt werden wollen, nicht von Nutzen, da bei demselben vorzukommen nicht möglich ist, er auch nach ohnlängst beendigter Organisation mit neuen Stellenbesetzungen nichts mehr zu thun haben mag. Indeß war ich mit den erhaltenen Empfehlungen zufrieden, da Schuckmann mich sehr artig, Köhler äußerst theilnehmend aufnahm und beide mir Zusicherungen ertheilten, daß ich in keinem anderen Maaße angestellt werden sollte, als es die wären, die mit mir früher und später in gleichem Geschäftsverhältniß standen, hiernächst mir auch eröffneten, daß in den Regierungen in Aachen und Erfurt Vakanzen eintreten würden, bei welchen man mich berücksichtigen wolle..... Der Geheime Ober-Regierungs-Rath Rother ist wie der liebe Gott: man sieht und hört ihn nicht und vermuthet sein Dasein nur. Um den von Demselben mir geneigtest mitgegebenen Brief abzugeben, mußte ich ihn, nachdem ich acht Tage lang unaufhörlich und zu verschiedenen Stunden in seiner Behausung und im Büreau Nachfrage gehalten hatte, im letzteren bloquiren. Hier stand ich von ½12 Uhr bis 4 Uhr, ließ mich mehrere Male melden, wurde immer abgewiesen und überraschte ihn endlich beim Nachhausegehen. Ich überreichte ihm den Brief, er spielte den Geschäftigen und bestellte mich des folgenden Tages um 12 Uhr. Dies war die Stunde, wo er immer bei dem Staatskanzler ist und soll er gern mit armen Sollicitanten sein Spiel treiben. Ich wiederholte jedoch die Scene des vorigen Tages und wartete ihn abermals ab. Auch sprach ich jetzt etwas mehr mit ihm, doch ohne tröstlichere Antwort zu erhalten, als daß der Bericht von Erfurt abgewartet werden müsse..... Abgehen darf ich von hier nicht eher, als bis ich reüssirt habe. Köhler und Rother rathen mir wenigstens dazu und insbesondere spricht Ersterer wie von einem gewissen Vergessenwerden, wenn ich jetzt vom Platze weichen wollte. Leider quälen mich aber außer den unangenehmen Empfindungen, die so vielfach gereizte Gefühle und eine gewiß sehr zu entschuldigende bittere Reue erregen, Müßiggang und Geschäftslosigkeit. Vorwürfe, die aus dem Vaterhause, wohin ich seit dem November vorigen Jahres alle meine falschen Hoffnungen unvorsichtig meldete, mir ohnlängst gemacht wurden, haben meinen Körper bereits so angegriffen, daß ich schon seit acht Tagen fast unausgesetzt die Stube hüten muß. Die Meinigen müssen Mißtrauen in meine Nachrichten setzen, da sie sich bisher niemals bestätigten, unnennbar peinigend ist es aber, schuldlos als geächteter Windbeutel zu erscheinen"......

So hoffnungslos, wie sie in diesem von der bittersten Stimmung diktirten Briefe erscheint, war die Lage der Dinge für Sohr übrigens bei weitem nicht. Vielmehr war sein Schicksal in dem Augenblicke, wo er die eben mitgetheilten Worte schrieb, wahrscheinlich schon entschieden. Denn nur wenige Tage später, am 4. Juli, erhielt er von dem Staatsrath Köhler die offizielle Benachrichtigung, daß er zum Regierungsrath in Reichenbach ernannt sei, und bald darauf war die vom 13. Juni datirte Kabinetsordre in seinen Händen, durch welche ihm die 17. Rathsstelle an der dortigen Regierung mit

einem Gehalt von 800 Thlr. übertragen wurde, die er denn auch nach einem kurzen zum Besuche des Vaterhauses verwendeten Urlaub mit dem September des Jahres 1816 antrat. Damit war also die Hauptsache erreicht. Sohr war in aller Form in den preußischen Staatsdienst eingeordnet. Welche Umstände übrigens gerade für diesen in den früheren Verhandlungen nie genannten Ort den Ausschlag gegeben haben, darüber finden sich in den mir vorliegenden Papieren keine Andeutungen. In Sohr's Wünschen lag eine solche Wahl jedenfalls nicht, ja sie stand mit ihnen sogar im Widerspruche, wenn es auch jedenfalls eine Uebertreibung des augenblicklichen Unmuths war, die ihn später in einem Schreiben an den Staatskanzler (23. Mai 1818) sogar von einer „Verweisung" nach Reichenbach sprechen ließ. Sein Sinn war immer vorzugsweise auf eine Thätigkeit in einem der vormals sächsischen Landestheile gerichtet geblieben. Schlesien dagegen war ihm ein völlig fremdes Land, für welches er damals keinerlei besonderes Interesse hegte. Dazu kam, daß gerade das Leben in Reichenbach seine besonderen Beschwerden mit sich führte. „Von persönlichem Wohlbefinden", schreibt er nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte daselbst an den Präsidenten von Schönberg in Merseburg, 21. December 1816, „kann in einem Orte von 450 Feuerstellen, wo Niemand die Regierung hat gern einziehen sehen und wo es an so vielen Bedürfnissen fehlt, nicht die Rede sein. So artig ich auch von meinen Kollegen behandelt werde, so wenig gefällt es mir. Die hier gegen Sachsen auffallend vorherrschende Theurung mag mein Mißvergnügen wohl hauptsächlich verursachen; es rechtfertigt sich dasselbe aber einigermaßen, wenn ich für ein Quartier in einem Lehmhäuschen, das nicht die mindeste Bequemlichkeit gewährt und das vor mir eine ehrsame Tagelöhnerfamilie inne hatte, 100 Thlr. bezahlen und noch froh sein muß, dieses bewohnbare Plätzchen gefunden zu haben. Das Holz ist so theuer wie in Merseburg, die Steinkohlen dagegen nicht so nutzbar und nicht so wohlfeil als die dortige Braunkohle. Andere Bedürfnisse sind durch die hohen Zölle und durch die Gewerbesteuer im Preise unglaublich gesteigert und selbst mein Buchhändler in Breslau bewilligt mir nicht nur keinen Rabatt, sondern schlägt den Ladenpreis selbst noch unter dem allerdings nicht ungegründeten Vorwande, daß das Porto den ganzen sonstigen Gewinn wegnehme, bedeutend auf. Die Viktualien haben hier, wo von der Einwohnerzahl des Kreises sich ziemlich 30,000 Menschen in den Raum von zwei Meilen im Umkreis der Stadt, in dem die bevölkerten Dörfer Langenbielau, Ernsdorf und Peilau liegen, drängen, immer so hoch als in Berlin gestanden u. s. w."

Aehnliche Klagen wiederholen sich auch in anderen Schreiben aus jener Zeit und in der That gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich die Zustände auszumalen, die in der kleinen bisher ganz allein auf sich selbst angewiesenen Stadt entstehen mußten, als sich dort ganz unerwartet eine Regierungsbehörde von etwa 20 Räthen und mehr als 60 Subalternbeamten niederließ, die noch dazu von den Einwohnern in einer nichts weniger als entgegenkommenden Weise aufgenommen wurde. War doch der Präsident selbst auf den engen Raum eingeschränkt, den einer der dortigen Kaufleute nach manchem Widerstreben einzuräumen gezwungen werden mußte. Der Mangel an geeigneten Beamtenwohnungen war denn auch so in die Augen springend, daß der König sich veranlaßt sah, zur Anregung des Unternehmungsgeistes ansehnliche Baubenefizien zu bewilligen, 40 Prozent für den Neubau und

20 Prozent für den Ausbau innerhalb massiver Wände. Indessen es wurden an diese Bewilligungen von dem Finanzminister so drückende Nebenbedingungen geknüpft, daß sich nur zwei Personen fanden, die solche Neubaue unternehmen wollten. Dagegen wurden manche Quartiere, die Anfangs zwangsweise vermiethet werden mußten, nach Ablauf der einjährigen Zwangsfrist wieder eingezogen', so daß sich die Noth um Unterkommen eher vergrößerte als verminderte. Das waren denn freilich Uebelstände, gegen welche die von Sohr lebhaft empfundenen und in ihrem ganzen Werthe geschätzten Reize der Umgegend, sowie der dort angeknüpfte und später auch von Breslau aus brieflich, sowie in vielfachen persönlichen Berührungen fortgesetzte Verkehr mit der gräflich Stolbergischen Familie auf Peterswaldau, der er durch den ihr nahe verwandten Präsidenten von Schönberg freundlichst empfohlen war, doch kein ausreichendes Gegengewicht bildeten, und welche sich für alle Betheiligten um so fühlbarer machten, als Reichenbach seinen Besoldungsverhältnissen nach in die dritte Klasse der Regierungen gestellt war und die Anstrengungen, die man von dort aus machte, in die zweite aufgenommen zu werden, erfolglos blieben.

Zu diesen auch auf allen seinen Amtsgenossen mehr oder minder hart lastenden Schwierigkeiten kamen nun aber für Sohr noch persönliche, die auf seiner fremden Herkunft beruhten und recht eigentlich seine amtliche Thätigkeit betrafen. Wir haben gesehen, daß ihm selber dieses fremde Element anfangs durchaus nicht erwünscht war. Indessen hier kam ihm seine rüstige Arbeitskraft und seine seltene geistige Gewandheit zu Statten, und weit entfernt, die Anstrengungen zu scheuen, die ihm das Einarbeiten in völlig neue Verhältnisse nothwendig kosten mußte, fand er vielmehr bald gerade hierin und in den schnellen Erfolgen, die er vor Augen sah, volle Befriedigung und Ersatz für so manche Entbehrung, die er sich aufzuerlegen gezwungen war. Er spricht sich über diese seine amtliche Stellung in einem Briefe an Streckfuß, den bekannten Dante-Uebersetzer, der auch zu den aus Sachsen in preußische Dienste herübergezogenen Beamten gehörte und damals noch Regierungsrath in Merseburg war, folgendermaßen aus: „Was die Geschäfts- und Dienstverbindung, in welche ich durch meine Anstellung bei der Regierung gekommen bin, anbelangt, so bin ich vollkommen zufrieden. Zwar kann ich freilich nicht beurtheilen, ob man mich gern oder ungern hat kommen sehen, indeß darf ich das Letztere nicht befürchten, da ich hier Niemandem in den Weg getreten bin, ... für mich aber hatte es ein besonderes Interesse, so plötzlich und mit einem Schlage in eine Provinz versetzt zu werden, wo die neue Verfassung, in die ich nur Schritt vor Schritt eingeweiht zu werden geglaubt hatte, nun ohne weitere Vorbereitung gekannt sein mußte. In der Voraussetzung, daß der neue Landsmann in der alten preußischen Geschäftsbehandlung ein Böotier sein würde, wollte man auch mit mir recht säuberlich verfahren und ließ mich mein Direktor anfangs nur zwischen ein Paar tüchtigen Leitpferden, Kodecernenten genannt, am Geschäftsstrange ziehen. Ich versuchte jedoch gleich in den ersten Tagen mich in den mir übertragenen Departements, so gut als es bei einigem Fleiße möglich ist, einzuarbeiten und konnte daher schon nach 8 Tagen zufällig ein paarmal mit Gesetzstellen aus den Breslauer und Liegnitzer Amtsblättern, die wir beide, da unser Departement aus Theilen von den vormals in Breslau und Liegnitz für Schlesien allein bestandenen Regierungen zusammengesetzt ist, in Anwendung bringen müssen, gegen meine Kodecernenten ausschlagen und ihre Vota umwerfen.

Dabei fand sich bald andere Gelegenheit, den etwas für sich eingenommenen Schlesiern zu beweisen, daß man in Sachsen ebenfalls fleißig und gründlich arbeiten lernte, und ließ man mich daher ruhig von den statistischen, Juden-, Städte-, Real-, Gewerbe-Gerechtigkeits-, Ablösungs- und Feuersozietätssachen, die mir als Departement zugewiesen wurden, alleinigen Besitz nehmen."

In dem schon oben benutzten Schreiben an den Präsidenten von Schönberg ergeht sich Sohr noch ausführlicher über seine in Reichenbach gesammelten amtlichen Erfahrungen. Er entwirft hier ein umfassendes Bild von dem ganzen Organismus der Behörde, in die er eben eingetreten war, und ich kann nicht umhin, die Hauptzüge dieser Schilderung hier mitzutheilen, da sie als Zeugniß von dem Eindruck, den auf einen sachkundigen Fremden die Eigenthümlichkeiten der preußischen Verwaltung gemacht haben, an und für sich ebenso interessant ist, wie sich andererseits die schnelle und eindringende Auffassungskraft des Schreibers, der nach einer Beobachtung weniger Monate so zu urtheilen verstand, darin auf das glänzendste bewährt.

„Der Präsident (Freiherr von Lüttwitz) ist ein Mann von ebenso trefflichem Herzen als gebildetem Geiste, der allgemeine Liebe und Zuneigung genießt und durch einnehmende Güte und wahre Humanität die Behandlung der Geschäfte angenehm zu machen weiß. Er war früher Kreis-Direktor im Fürstenthum Bayreuth, dann Dirigent des oberschlesischen Landes-Oekonomie-Kollegii. Im Kriege von 1806 und 1807 zeichnete er sich durch Anstrengungen und Aufopferungen vieler Art aus und erwarb sich des Königs persönliche Achtung, von dem er das eiserne Kreuz und den rothen Adlerorden trägt. Außerdem ist er Schwager vom Minister Schuckmann ..... Daß die sonstigen schlesischen Regierungen mit den ihnen obgelegenen Geschäften wirklich nicht fertig werden konnten, und eine Vervielfältigung dieser Provinzialbehörden nothwendig war, legt sich aus den ansehnlichen Resten zu Tage, die die Regierungen in Breslau und Liegnitz an uns abgegeben haben. Die Administration war durch neuere gesetzliche Einrichtungen zu sehr beschwert worden. Die Einwirkung der Landesbehörden in die städtische Verwaltung durch Erlaß der Städteordnung, die Einführung der Gewerbesteuer, die Ausdehnung des indirekten Abgaben- und Stempelsteuerwesens, die Säkularisationen der geistlichen Güter, die Domänenverkäufe, die Dienst- und Zinsablösungen und andere wesentliche Veränderungen in der Verfassung herbeiführende Geschäfte konnten mit dem bisherigen Personal wirklich nicht bearbeitet werden, und es mußten Rückstände entstehen. Von diesen sind mir die über die Ablösung der Real-Gewerbe-Gerechtigkeiten aufgenommenen und bisher völlig unbearbeitet gebliebenen Verhandlungen zugetheilt worden. Ihre Abarbeitung wird mir binnen Jahresfrist wenig freie Stunden lassen. Zum kurrenten Vortrage sind mir die Juden-, Feuersozietäts-, Armen- und Unterstützungssachen und die mir sehr interessant gewordenen Städte-Angelegenheiten zugewiesen. Auf die gründliche Behandlung der Geschäfte hat man sich in Schlesien immer viel zu gute gethan. Auch hier wird hiervon wenigstens in unserer Abtheilung (der ersten) und unter unserem Direktorio nicht abgewichen. Ueber die Leitung der Arbeiten habe ich zwar im Ganzen keine Beschwerde, es wird jedoch in Allem ein offizieller Charakter beibehalten, der das gegenseitige Zutrauen nicht sonderlich befördert. In der Form selbst befolgen alle schlesischen Regierungen eine Ordnung. Die Sessionen für die Abtheilungen werden von 10 Uhr bis 4 Uhr Dinstags und

Freitags abgehalten. Das Plenum tritt Mittwochs zu der nämlichen Zeit zusammen...... Die Zeit von 10 Uhr bis 2 Uhr bringt der Präsident in den beiden Abtheilungen zu, um die zum Vortrage in seiner Gegenwart ausgesetzten Sachen mit anzuhören. Diese schreibt er selbst den Decernenten zu, alle übrigen werden von den Direktoren vertheilt. Das große Schneckenrad aber, was die Kette des ganzen Werks zusammenhält, ist das Journal. An dieses ist Alles gewiesen, jede Sache geht von demselben aus und geht an selbiges wieder zurück, jedem Mangel muß es abhelfen, mit allen Registraturen sich in Verbindung erhalten und allen, allen Orakel sein. Der Präsident sendet das Eingegangene ins Journal jeder Abtheilung, von ihm erhalten die Direktoren die Sachen, die solche wieder in's Journal schicken. Der Decernent bekommt aus dem Journal das Seinige und sendet es dahin wieder zurück, wäre es auch nur, um ein Stück besser präparirt zu erhalten, ein fehlendes Aktenstück zu erfordern u. s. w. Die Expedition legt mir das Journal ebenfalls wieder vor und empfängt sie wieder, um sie der Kanzlei und endlich der Registratur zuzustellen. Bei dieser Einrichtung ist die Stelle eines Journalisten, von denen jede Abtheilung nur einen hat, zwar etwas Unerträgliches, denn die Stunden des Tages gehen ihnen blos damit hin, die eingehenden und abgehenden Sachen zu notiren und zu befördern: die Einrichtung selbst hat jedoch das Gute, daß zu jeder Zeit auf das genaueste ausgemittelt werden kann, wo die Sache, welche desiderirt wird, zu suchen ist.

Bei der ersten Abtheilung wird nur ein Journal gehalten, in welches alle Sachen ohne Unterschied der verschiedenen Materien eingetragen werden, bei der zweiten Abtheilung hält man für die Abgabensachen ein besonderes Journal und für die anderen Gegenstände, als Handlungs- und Gewerbewesen, Forstsachen — eins desgleichen. Nach den Abtheilungen ist ferner das Sekretariat... und die Registratur gesondert. Von beiden Abtheilungen in Gemeinschaft wird aber die Kontrole und die Kanzlei genutzt u. s. w.

Das Vorstehende wird zur Genüge zeigen, wie schnell und vollkommen sich Sohr in diesen komplicirten Mechanismus einer preußischen Verwaltungsbehörde hineingedacht und eingelebt hatte, dem er von nun an eine lange Beamtenlaufbahn hindurch seine rastlose Thätigkeit zu widmen berufen war.

Daß er zu einer solchen Thätigkeit in der That eine nicht gewöhnliche Begabung mitbrachte, geht auch aus der schnellen Anerkennung hervor, die seine Leistungen bei denen fanden, unter deren Augen sie ausgeführt wurden. Diese Anerkennung zeigte sich freilich anfangs weniger in glänzenden Belohnungen und Auszeichnungen, — die ersteren wurden mit ziemlich karger Hand gespendet, die letzteren ließen überhaupt noch lange auf sich warten, — als in der Uebertragung neuer wichtiger Arbeiten und Funktionen, die einem Fremden gegenüber, den man noch vor Kurzem gewissermaßen unter Aufsicht arbeiten lassen zu müssen geglaubt hatte, gewiß ein Beweis des ehrendsten Vertrauens war. Sohr wurde schon in Reichenbach nach kurzer Amtsthätigkeit mit den Geschäften des Kassenrathes betraut, die er dann auch in Breslau so lange versehen hat und bei denen ihm seine Frauensteiner Erfahrungen sehr zu statten kamen, — dort hatte er ja unter den schwierigsten Verhältnissen während des Krieges einer ansehnlichen öffentlichen Kasse mit dem besten Erfolge vorgestanden und seine Geschicklichkeit in der Behandlung finanzieller Angelegenheiten zum ersten Male bewährt. — Außerdem ist er wiederholt und für längere Zeit mit wichtigen Vertretungen beauftragt wor-

den. So versah er geraume Zeit hindurch die Departementsgeschäfte des Regierungsraths von Massow, und acht Monate hindurch hatte er zu allen seinen übrigen Funktionen die Handels-, Gewerbe- und Fabriksachen zu bearbeiten, in Stellvertretung des erkrankten und dann gestorbenen Regierungsrathes Heerwagen. Uebrigens wurde dieser letztere Auftrag Veranlassung zu einem Konflikte mit den höchsten Staatsbehörden, den Sohr so ernst nahm, daß er alle Anstalten traf, um die kaum geknüpfte Verbindung mit seinem neuen Vaterlande für immer wieder zu lösen. Nach achtmonatlicher Dauer jener Funktionen wurde er nämlich von denselben wieder entbunden und der zeither in Berlin bei der technischen Deputation des Ministerii des Handels angestellt gewesene Fabrik-Kommissar Severin mit ihnen betraut. Diese Anordnung war in einem von den Ministern des Handels, des Innern und der Finanzen unterzeichneten Reskripte damit motivirt, „daß im Reichenbacher Regierungs-Kollegio kein Mitglied zu Bearbeitung dieser Geschäfte geeignet sei." Sohr, bei dem das Andenken an die kränkenden Erfahrungen, die er vor wenig Jahren in Berlin gemacht hatte, noch frisch war, und dessen Empfindlichkeit dadurch vielleicht über das natürliche Maß hinaus gereizt erscheint, sah in dieser von drei Ministern gegebenen amtlichen Erklärung eine offenbare Verletzung seiner Amtsehre; er fand darin ein verwerfendes Urtheil über seine eigenen Leistungen auf dem betreffenden Gebiete, ja geradezu den Vorwurf der Unfähigkeit, und fühlte sich davon so schwer getroffen, daß er seine Vorbereitungen für den Wiederaustritt aus dem preußischen Staatsdienste traf. Er erbat sich von seinem Regierungspräsidium ein Zeugniß über seine bisherige Amtsführung. Dieses Zeugniß, welches so günstig wie möglich lautete und „seine ausgezeichnete Beflissenheit und Gründlichkeit, den Umfang seiner allgemeinen und speziellen Kenntnisse, sein schnelles Eindringen, seinen gebildeten Geist und seine Humanität" rühmte, übersendete er am 27. Januar 1819 an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg und erbat sich auf Grund desselben ein Attest behufs seines zu bewirkenden Austritts aus dem preußischen Staatsdienste. Auf dieses unterm 20. März wiederholte Gesuch antwortete der Staatskanzler am 7. April in begütigender Weise. Das so überaus günstige Zeugniß hatte einen sichtlichen Eindruck auf ihn gemacht, und weit entfernt, Sohr ziehen zu lassen, bot er ihm vielmehr, um ihn zufrieden zu stellen, die Versetzung zu einer andern Regierung an. Dieser konnte in der Wirkung, die seine Beschwerde bei dem Staatskanzler gethan hatte, mit Recht eine vollkommene Genugthuung für die ihm widerfahrene und wohl kaum beabsichtigte Kränkung sehen. Von dem Plane, Preußen ganz zu verlassen, war daher nicht weiter die Rede. Vielmehr ging er auf die Anerbietungen des Staatskanzlers mit Eifer ein und trat wegen seiner Versetzung von Reichenbach mit ihm in Unterhandlung. Dieser Ort, schrieb er ihm, sei ihm durch die letzten Vorfallenheiten vollends verleidet. Auch klagte er über den Mangel aller Nahrung für den Geist und aller zu dessen Ausbildung nöthigen Hülfsmittel. Er wünschte dringend in einer größeren Stadt zu leben und seine Gedanken richteten sich zunächst auf die Ober-Rechnungskammer in Potsdam, wo eine Vakanz war. Nachher dachte er auch an die dortige Regierung. Während sich diese Verhandlungen unter mehrfachem Schriftwechsel durch das Jahr 1819 hinzogen und während Sohr inzwischen noch einmal im September des Jahres die interimistische Verwaltung des Handels-, Fabrik- und Gewerbe-Departements übernommen hatte,

von der der Anstoß zu ihnen ausgegangen war, änderte sich die ganze Situation auf einmal durch den höheren Orts gefaßten Beschluß, die Regierung in Reichenbach überhaupt wieder aufzulösen. Seine ganze Thätigkeit war nun darauf gerichtet, bei der dadurch nothwendig gewordenen Vertheilung der dortigen Räthe unter die übrigen schlesischen Regierungen nicht nach Liegnitz oder Oppeln, sondern nach Breslau zu kommen. In diesem Sinne schrieb er an Hardenberg (16. Februar 1820), an den Minister Schuckmann (3. März), an mehrere Berliner Freunde. Der Wunsch, Schlesien überhaupt zu verlassen, trat mehr und mehr in den Hintergrund, wenn er auch eine angemessene Stellung in der Hauptstadt des Landes oder in deren unmittelbarer Nähe immer noch jeder anderen Situation vorgezogen haben würde. Denn wie sehr er in Schlesien innerhalb weniger Jahre schon heimisch geworden war, geht unter anderem aus den Worten hervor, die er damals an seinen Landsmann Streckfuß schrieb, der inzwischen Geheimer Rath in Berlin geworden war. „In Schlesien bliebe ich gern, sehr gern, da ich die Verfassung der Provinz kenne und edle es treu mit mir meinende Freunde gefunden habe." Was nun übrigens die Entscheidung über sein Schicksal betrifft, so lag sie, wenn sie gleich formell von den Centralbehörden ausging, doch im Grunde allein in der Hand des Oberpräsidenten der Provinz, des unvergeßlichen Merckel, der hier zum ersten Male entscheidend in Sohr's Leben eingriff und für dasselbe seitdem, man kann wohl sagen — bis ans Ende, bestimmend geblieben ist. Wann und wie die so folgenreiche persönliche Bekanntschaft beider Männer begonnen hat, habe ich nicht ermitteln können. Um so gewisser ist es, daß die seltene Tüchtigkeit des jungen Rathes dem geübten Scharfblicke Merckel's schon in der Reichenbacher Periode nicht entgangen war und daß dieser sich deshalb die Gelegenheit nicht entgehen ließ, ihn nach Breslau in seine Nähe zu ziehen. Er scheint mit den von Sohr in Berlin gethanen Schritten von vornherein einverstanden gewesen zu sein, und so erfolgte denn auch auf seine Empfehlung hin die Berufung nach Breslau. Am 25. April erhielt Sohr von Merckel selbst die Anweisung, seine Funktionen in Breslau unter Vorbehalt höherer Genehmigung einstweilen anzutreten, und vom 1. Mai an gehörte er dem Etat der Breslauer Regierung an. Die wirkliche Uebersiedelung nach Breslau verzögerte sich indessen durch die Nothwendigkeit, seine Geschäfte in Reichenbach abzuwickeln und namentlich dem dortigen Kassenabschlusse zu assistiren. Erst am 17. Mai wurde er von dem inzwischen in die Stelle des Freiherrn von Lüttwitz getretenen Regierungspräsidenten Troschel in Reichenbach aus seiner bisherigen Dienstverbindung entlassen. Als am 3. Juni die vorbehaltene höhere Genehmigung zu seiner Versetzung in Berlin ausgefertigt wurde, hatte er seine amtliche Thätigkeit in Breslau schon begonnen und damit den Platz eingenommen, auf dem er seitdem dem Staate während einer vierzigjährigen treuen Amtsführung die wesentlichsten und mannigfachsten Dienste geleistet hat. Leider beginnen gerade hier, wo Sohr's Wirksamkeit mit jedem Jahre bedeutendere Dimensionen annimmt, die Quellen spärlicher zu fließen, und ich muß mich daher auf eine allgemeinere Charakteristik der Hauptrichtungen beschränken, in denen sich diese bewegte. Es verging noch eine geraume Zeit, ehe Sohr's amtliche Stellung in Breslau in einer ihn selbst befriedigenden Weise geordnet und befestigt war. Schon das war kein günstiges Vorzeichen, daß sein Gönner Merckel, einer der ehrwürdigen Träger des Geistes unserer Befreiungsepoche von 1813, in Folge des unheil-

vollen Umschwunges, den die preußische Politik im Jahre 1819 erfahren hatte, fast in demselben Augenblicke aus seinem Amte schied, in welchem er nach Breslau übersiedelte, und von Berlin her wehte gerade jetzt ein für Sohr so wenig günstiger Wind, daß er auf die Erfüllung der gerechtesten Forderungen hinsichtlich seiner Gehaltsverhältnisse Jahre lang warten mußte, eine Veränderung seiner amtlichen Stellung dringend begehrte und im Jahre 1823 wieder so weit gebracht war, an ein gänzliches Verlassen des preußischen Staatsdienstes zu denken. Er wollte sich pensioniren lassen und sich nach Frauenstein im sächsischen Erzgebirge zurückziehen, wo er sich durch Advokatenpraxis so viel zu verdienen hoffte, „um wenigstens frei von dem Schmerze, welcher ihn hier drücke, sein Brod zu essen."*) Er schrieb das Mißgeschick, welches er erfuhr, einer unbekannten feindseligen Hand zu, die aus dem Finanzministerium Allem, was zu seinem Besten eingeleitet werde, entgegenarbeite; während er im Ministerium des Innern sich einer wohlwollenden Rücksichtnahme zu erfreuen glaubte. Wie dem nun auch sein mochte, so viel geht jedenfalls aus den mir vorliegenden Akten klar hervor, daß es von Breslau aus an der eifrigsten Unterstützung seiner gerechten Forderungen nicht fehlte; denn auch seine neuen Oberen, Richter und Kottwitz, die nach Merckel's Abgange während des Provisoriums der Regierung vorstanden, hatten schnell Gelegenheit gehabt, sich von Sohr's seltener Tüchtigkeit zu überzeugen. Namentlich hatte er sich als Kassenrath gleich Anfangs durch die neue Organisation und Verwaltung der Haupt-Instituten-Kasse ein großes Verdienst erworben. Er verstand es, durch die ununterbrochene zinsbare Benutzung der entbehrlichen Geldbestände, die nur durch die genaueste Kenntnißnahme von den vorkommenden Einnahmen und Ausgaben bei einer Menge getrennter und in sich verschiedener Fonds möglich war, ohne Störung der Verwaltung ansehnliche Ueberschüsse zu erzielen. Die wiederholten dringenden Empfehlungen konnten denn auch in Berlin auf die Dauer ihren Eindruck nicht verfehlen und im Jahre 1823 wurde durch Gehaltsverbesserung und Gratifikationen Sohr's Beschwerden eine vorläufige Abhülfe zu Theil, wenn er auch noch später zuweilen gerechte Veranlassung hatte, über Zurücksetzung und Vernachlässigung zu klagen. Aber was ihm seitdem von den obersten Regionen der Verwaltung her etwa noch Widriges begegnete, das wurde reichlich aufgewogen durch das ungemein fruchtbare Verhältniß, in welches er zu Merckel trat, seitdem dieser im Jahre 1825 die Verwaltung der Provinz wieder übernommen hatte. Er übertrug ihm die Bearbeitung der Oberpräsidialgeschäfte und zog ihn so in seine unmittelbare Nähe, weil er in ihm schon in Reichenbach einen Mann kennen gelernt hatte, der mit einer seltenen Gewandtheit und Umsicht in der Erledigung der laufenden Geschäfte eine umfassende und vielseitige, durch Ideen befruchtete Bildung, einen weiteren Horizont und einen scharf beobachtenden und in die Tiefe der Dinge eindringenden Geist verband. Daß die zahlreichen brieflichen Dokumente über den vertrauten Verkehr beider Männer von ihnen selbst zum größten Theile vernichtet worden sind, das ist für die Geschichte unserer Provinz während eines zwanzigjährigen Zeitraums gewiß ein unersetzlicher Verlust. In wie durchaus befriedigender Weise sich aber für Sohr selbst durch dieses Verhältniß seine amtliche Stellung gestaltete, dafür liegt der sicherste Beweis eben

*) Aus einem Schreiben an den Präsidenten von Schönberg vom 25. Januar 1823.

in der Thatsache, daß er trotz mancher lockenden Aussichten, die sich ihm darboten, sich nicht entschließen konnte, sie aufzugeben.

Zwar in den ersten Jahren nach Merckel's Wiedereintritt in sein Amt schaute er noch nach dieser oder jener Seite hinaus. Als im Jahre 1827 die Provinzial-Steuer-Direktion für Schlesien errichtet wurde, dachte er einen Augenblick an einen Uebertritt zu diesem Zweige der Verwaltung. Auch sein altes Verlangen nach der Oberrechnungskammer in Potsdam tauchte um diese Zeit noch einmal auf. Aber wie schnell und vollständig er in Breslau gefesselt wurde, zeigte sich, als ihm kurze Zeit darauf die Verwirklichung gerade dieses alten Wunsches so nahe trat, daß es eben nur noch auf seinen eigenen Entschluß ankam. Der Präsident Ladenberg bot ihm nämlich im Jahre 1829 die durch den Tod des Geheimen Oberrechnungsrathes Wilkens bei jener Behörde erledigte Stelle an, er wartete längere Zeit auf Sohr's Entscheidung und erbot sich auch von freien Stücken ihm Dispensation von dem vorschriftsmäßigen Probedienst höheren Orts zu erwirken; zuletzt mußte er sich doch zu seinem nicht geringen Verdrusse eine abschlägige Antwort von Sohr gefallen lassen. Wie hier die Nähe der Hauptstadt und der Reiz einer geehrteren und unabhängigeren Stellung als Mitglied einer Centralbehörde wirkungslos blieben, so erprobte einige Jahre darauf die Vaterstadt Görlitz ohne Erfolg ihre Anziehungskraft. Man hatte dort den früh entfremdeten Landsmann nie aus den Augen verloren, sich vielmehr seines Fortschreitens im Staatsdienste mit Theilnahme gefreut. Die privilegirte Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hatte ihn durch ihren Sekretär, Johann Gotthelf Neumann, am 29. Juli 1829 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen und im Jahre 1831 wurde er auch von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz zum Ehrenmitgliede ernannt. Als nun im Jahre 1832 bei Gelegenheit der Einführung der Städteordnung sein greiser Vater, der Bürgermeister von Görlitz, nach langer ehrenvoller Amtsführung pensionirt wurde, fiel man dort auf den Gedanken, unsern Sohr an die Spitze der Kommune zu stellen. Als dieser Vorschlag in einer Ausschuß-Konferenz der Stadtverordneten laut wurde, entstand, wie ihm sein Schwager Maurer schrieb, ein ungeheurer Jubel, und man beschloß sogleich das Gehalt soweit zu erhöhen, um die Stelle für ihn annehmbar zu machen. Sohr wußte diese so mächtig hervorbrechende Anhänglichkeit an seine Person und seine Familie vollkommen zu schätzen. Auch der sich ihm darbietende Wirkungskreis selbst widerstrebte ihm keineswegs. „Mein dermaliger Wirkungskreis", schreibt er, „führt zwar zu der Erlangung größerer und umfassenderer, aber nicht immer zu so belohnenden Resultaten, als die wenn auch auf den Umfang eines einzigen Ortes beschränkte, aber zu weit gesegneteren Leistungen drängende Amtsthätigkeit des Bürgermeisters einer Stadt, deren Finanzzustand in Ordnung ist, in deren Mauern Gewerbfleiß herrscht, und deren Bewohner so verständigen und freundlichen Sinnes sind, daß mit ihnen und für sie zu arbeiten nur eine Lust sein kann."

Aber diesen Erwägungen gegenüber gaben doch auch diesmal wieder die Vorzüge seiner Breslauer Stellung den Ausschlag. Seitdem ist, soweit ich aus den mir vorliegenden Papieren ersehen kann, noch einmal ernstlich von einer Verpflanzung die Rede gewesen. Sohr wurde 1834 von dem Geheimen Rath Behrnauer unterrichtet, daß man ihn zu versetzen beabsichtige, und aufgefordert, zur näheren Verhandlung der Sache nach Berlin zu kommen. Er machte sogleich seinem Oberpräsidenten Mittheilung von dem, was man

mit ihm vorhabe und erhielt darauf von Merckel einen Brief, den ich um so lieber hier vollständig mittheile — er gehört zu den wenigen erhaltenen — da er beide Männer gleich sehr ehrt und ein schönes Denkmal der zwischen ihnen bestandenen freundschaftlichen Verbindung ist:

Ober=Thomaswaldau, am 15. Oktober 1834.

Ew. Hochwohlgeboren

remittire anbei mit ergebenstem Danke die mittelst gefälligen Schreibens vom 12. d. Mts. mir gütigst mitgetheilte Zuschrift des Herrn Geheimen Rath Behrnauer vom 6. d. Mts. Wofern es die Absicht ist, Ew. Hochwohlgeboren einen erweiterten Wirkungskreis, Ihren geistigen Fähigkeiten entsprechend, und ein verbessertes Einkommen als wohlverdiente Anerkennung Ihrer unermüdlichen Anstrengungeu und verdienstvollen Leistungen anderswo um deshalb zu gewähren, weil eine Gelegenheit dazu hier soeben sich nicht aufthut: so ist dies wohl ganz in der Ordnung und höchlich zu billigen. Gewiß gehört es zu den vornämlichsten Obliegenheiten des Königlichen Ministeriums, das Verdienst herauszufühlen und die anerkannte Ueberlegenheit dahin zu verwenden, wo Talent, Wissen und Erfahrung noch ungleich werthvollere Erfolge verbürgen und dem Verdienste sich die Bahn eröffnet, an einem höheren Zielpunkte den würdigen Lohn seiner gemeinnützlichen Bestrebungen ungesucht zu erreichen. Ohne mir daher ein voreiliges Urtheil zu erlauben, dürfte der Antrag an und für sich vorweg ebenso wenig abzulehnen, als zu hurtig anzunehmen sein. Würde dabei die Allgemeinheit Ihres verdienstvollen Trachtens nicht befriedigt, so werden Sie gewiß nicht nach Kleinigkeiten greifen, um bloß in einem neuen Bereiche Ihrer Thätigkeit am Ende werthlose Früchte zu sammeln. Aber im fünfzigsten Lebensjahre, wenn wir viel von dem Treiben der Menschen erlebt und beobachtet haben und wie Sie das Talent besitzen, die gewonnenen Erfahrungen für das öffentliche Leben zu benutzen, dürfen wir uns demjenigen Rufe nicht versagen, der uns auf den rechten Weg leitet, den höchsten Zweck unseres Seins im Gesellschaftsleben zu erfüllen und der Menschheit wesentliche Dienste zu leisten. Je mehr grade eben ich bei der Ihnen bevorstehenden Versetzung, wenn sie eintritt, verliere, da ich mich in Ihnen nicht nur der schwer zu ersetzenden Hülfe eines ausgezeichneten Mitarbeiters und für mein selbstthätiges Wirken der meinen zunehmenden Jahren benöthigten Unterstützung eines geistreichen, mein ganzes Wesen erfassenden Organs erfreue, sondern in Ihnen auch für meine alten Tage einen Freund mehr gewonnen zu haben glaube, desto unpartheiischer, weil uneigennützig, ist mein Urtheil über die Nothwendigkeit einer richtigen Würdigung des ihnen bevorstehenden Rufs zu einer anderweiten Wirksamkeit, die, falls eine wesentliche, alle Berücksichtigung fordert, wo nicht, als bloße Veränderung werthlos erscheinen würde. Wie aber auch Ihr Entschluß ausfallen möge, immer werde ich mich dessen aufrichtig erfreuen, wenn Sie den Ruf annehmen, weil ich dann weiß, daß Sie die Ueberzeugung gewonnen, an dem Orte Ihrer neuen Bestimmung dem Staate noch wichtigere Dienste leisten zu können; und wofern Sie hier verbleiben, weil alsdann der Besitz Ihrer einflußreichen Wirksamkeit und Geistesregsamkeit der Provinz, die als Ihr adoptives Vaterland vielleicht ein legitimes Recht an Ihre Dienstleistungen zu haben meint, und mir eine sehr lieb gewordene, mir ganz zusagende Geschäfts= und Freundschaftsverbindung gesichert ist. Auch werde ich mir immer in dem Bewußtsein gefallen dürfen, zur Ebnung Ihrer hinanführenden Lebensbahn meine, wie

immer geringen, Mittel gern und aufrichtig verwendet zu haben. Ihre Reise nach Berlin ist nothwendig, darf nicht verzögert und, wenn Sie sonst nicht wollen, auch nicht bis zu meiner Rückkehr, die übrigens in acht Tagen bevorsteht, verschoben werden. Merckel.

Die Reise nach Berlin erfolgte wirklich und hier erfuhr Sohr, daß es sich um eine vom Minister Rochow betriebene Versetzung als Ober-Regierungsrath nach Merseburg handle, und was er sonst über die Motive und näheren Umstände dieses Planes in Erfahrung brachte, konnte ihn freilich in keiner Weise geneigt machen, dafür die Vorzüge seiner Breslauer Stellung zu opfern. Denn die Verbindung mit einem Vorgesetzten von so edler, humaner und wohlwollender Gesinnung, wie Merckel, mußte natürlich für Sohr mit jedem Jahre inniger und fruchtbarer werden und ihn an sein Breslauer Amt immer fester ketten. Die äußeren Vortheile und Auszeichnungen, die ihm die Gunst des Oberpräsidenten zuwendete, waren keineswegs die Hauptsache, obgleich es an wiederholten Gehaltsverbesserungen, an reichlichen Gratifikationen und Remunerationen, zuletzt auch an Ordensdekorationen nicht fehlte.*)

Was bei einem Manne von so reicher Begabung und so rastloser Arbeitslust weit stärker ins Gewicht fiel, war die Gelegenheit, die er hier zu der vielseitigsten und segensreichsten Thätigkeit fand. Wenn mir auch die fragmentarische Beschaffenheit meiner Quellen nicht gestattet, von dieser ein erschöpfendes und lebendiges Bild zu geben, so wird doch schon eine Aufzählung der Hauptrichtungen, in denen sie sich bewegte, genügen, um wenigstens annähernd ihren Umfang und ihre Bedeutung ermessen zu lassen. Die Bearbeitung der Oberpräsidialgeschäfte brachte Sohr namentlich zu den Provinzialständen und den ständischen Instituten in eine ununterbrochene Beziehung. An der Gründung der Provinzial-Irren-Anstalten in Leubus und Brieg hatte er einen hervorragenden Antheil und er hat ihre Verwaltung als Staats-Kommissarius in den betreffenden ständischen Verwaltungs-Kommissionen bis in die Tage seiner letzten Krankheit hinein fortgeführt.**) Nicht minder viel verdanken ihm die Provinzial-Land- und die Provinzial-Städte-Feuer-Societäten. Der Bau des Ständehauses wäre ohne ihn schwerlich zu Stande gekommen und er hat sich durch alle Stadien dieser Angelegenheit hindurch Verdienste erworben, die von den Ständen selbst bereitwillig anerkannt worden sind, sowie er auch die Verwaltung des Ständehauses selbst geführt hat. Ebenso standen unter seiner Leitung die Provinzial-Stände-Hauptkasse, die ständischen Freistellen bei der Blinden-Unterrichts-Anstalt, sowie bei den Taubstummen-Anstalten zu Breslau, Liegnitz und Ratibor. Die in diesen Angelegenheiten den Provinzial-Landtagen bei ihrem jedesmaligen Zusammentritte im Namen des Oberpräsidenten überreichten Denkschriften sind sämmtlich aus seiner Feder geflossen. — Seiner Verdienste um das Kassenwesen der Breslauer Regierung ist schon gedacht worden. Seit 1831 führte er auch, so lange es noch bestand, die Aufsicht über das Münzamt. Auch die Aufsicht über das Spar-

*) Sohr erhielt im Jahre 1835 den rothen Adlerorden 4. Klasse, 1841 die 3. Klasse mit der Schleife, endlich 1857 bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums den rothen Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub. (Das Patent ist vom 2. Mai datirt.)

**) Vom 26. November 1860 ist das Cirkular datirt, durch welches er diese Funktion aufgiebt. Am 24. November war die Uebergabe erfolgt.

kassenwesen der Provinz gehörte zu seinem Geschäftsbereich, nicht minder die über das Landgestüte in Leubus und die schlesische Pferdezucht. Er hatte ferner über das akademische Institut für Kirchenmusik, sowie über die Singakademie die der Regierung zustehende Aufsicht zu handhaben, — eine Funktion, die ihn zu dem Direktor dieser Institute, zu Mosevius, in die freundschaftlichsten Beziehungen brachte und der er erst ein Jahr vor seinem Tode entsagte.

Von ganz heterogener Art war die Beschäftigung, die er seit 1826 als Censor der Schriften hatte, die sich auf Staatsverwaltung, Verfassung, Landeskultur, Politik und auswärtige Verhältnisse bezogen, ein Amt, welches seitdem Gott sei Dank zu einer bloßen Reminiscenz aus der Vergangenheit geworden ist. Den eigentlichen Schwerpunkt seiner Thätigkeit bildete aber das Kirchen- und Schulwesen, seitdem er auf Grund des Königlichen Ernennungspatentes vom 5. December 1833 am 1. Februar 1834 Ober-Regierungsrath und Dirigent der II. Abtheilung für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen und Mitglied des Konsistoriums geworden war. Er unternahm überhaupt keine Arbeit, ohne sich weit über das unmittelbare praktische Bedürfniß hinaus in den Gegenstand wissenschaftlich zu vertiefen. Mit besonderer Vorliebe aber hat er sich stets auf dem zuletzt genannten Gebiete bewegt. Durch die gewissenhafteste Durchforschung der älteren Akten bis in die Zeit Friedrich's des Großen zurück hatte er sich von dem Werden der Einrichtungen, die er weiter zu bilden hatte, die genaueste Kenntniß verschafft, wie eine nicht geringe Zahl theils gedruckter, theils handschriftlich hinterlassener Aufsätze dieses Inhalts beweist. Und ganz besonders waren es die Verhältnisse der katholischen Kirche, die er mit einem regen Interesse verfolgte, in dem sich ein echt protestantischer Freimuth ebenso erkennen läßt, wie jener humane und tolerante Geist, der die ältere Generation der preußischen Verwaltungsbeamten auszeichnete. Den Kampf, der seit den dreißiger Jahren durch den Kölner Konflikt in Leben und Literatur besonders über die Grenzen der Kirchen- und der Staatsgewalt angeregt wurde und der seitdem noch nicht zum Abschlusse gekommen ist, verfolgte er in allen seinen Phasen mit der regsamsten Theilnahme. Es ist ihm wohl kaum eine irgend bedeutende Schrift dieser Kategorie entgangen. Er hat sie alle gesammelt, gelesen und zum Theil mit handschriftlichen Bemerkungen begleitet. Bei so gründlicher Vertiefung in die Gegenstände seiner regelmäßigen amtlichen Thätigkeit blieb ihm gleichwohl noch Zeit und Kraft, verschiedene besondere Aufträge, die das Vertrauen in seine bewährte Umsicht und Gewandtheit ihm zuwendete, mit dem besten Erfolge zu erledigen. So hatte er im Auftrage des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in der Oberlausitz verschiedene Grenzregulirungsarbeiten auszuführen. 1834 kam es darauf an, die kirchlichen und Schulverhältnisse der durch die Theilung der Oberlausitz berührten Kirchspiele zu ordnen und die Beziehungen zwischen dem Bisthume Breslau und dem Domstifte St. Petri zu Budissin zu regeln, 1841 handelte es sich um die Auseinandersetzung mit Sachsen wegen der von Schönberg'schen Stiftung zur Begründung einer Irrenanstalt. Er erfreute sich wegen der Behandlung dieser Angelegenheiten, die ihn zu längerem Aufenthalte in jener Gegend veranlaßten, der wärmsten Anerkennung von Seiten seiner Auftraggeber, und 1844 war wiederum er es, der bei Gelegenheit der Weberunruhen im Reichenbacher Kreise mit einem besonderen Kommissorium dorthin geschickt wurde, eine Sendung, für die er freilich nicht genug polizeilichen Eifer besaß,

um den Anforderungen des Ministeriums des Innern ganz zu genügen.*) Auch mit dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten stand Sohr, abgesehen von den allgemeinen amtlichen Beziehungen, in einem regen persönlichen Verkehr. Der Minister von Altenstein erforderte wiederholt Gutachten von ihm über Gegenstände verschiedener Art, besonders aber über Schriften aus dem Fache der Obstbaumzucht; denn auch auf diesem Felde der Praxis war der in seltenster Weise vielseitige Mann nicht nur einer der kompetentesten Urtheiler, sondern er übte in den ersten Jahren seines Breslauer Lebens die Kunst des Gartenbaues selbst mit so glänzendem Erfolge, daß die Obstsorten, die von ihm selbst gezogen, auf seine Tafel kamen, für die feinsten galten, die man damals in Breslau finden konnte. Besonders aber trug er Sorge, daß die Zöglinge des evangelischen Schullehrer-Seminars zugleich zur Obstzucht angeleitet wurden, eine Bemühung, die schon früh die Aufmerksamkeit der höheren Behörden erregte. — So ist er, mit den angesehensten Pomologen Deutschlands in ununterbrochenem brieflichen Austausche stehend, einer der ersten gewesen, die in diesem wichtigen Kulturzweige Schlesien auf die Höhe der Zeit gehoben haben. Und auch hierin blieb er, so sehr sein Sinn auch auf das Praktische gerichtet war, nicht bei dem unmittelbar Nützlichen stehen. Er wendete seltenen Blumen und exotischen Gewächsen keine geringere Theilnahme zu als den Früchten des Landes. Die Botanik nahm unter seinen mannigfaltigen Geschäften keinen geringen Raum ein, auf allen seinen Reisen verfolgte er dieses Interesse, und ansehnliche Herbarien, die er hinterlassen, geben Zeugniß von dem emsigen Sammlerfleiße und dem strengen Ordnungssinne, womit er auch diese von seiner Berufsthätigkeit am weitesten abgelegenen Gegenstände behandelte. Wie sehr er aber bei aller Beweglichkeit seines Geistes und bei aller Vielseitigkeit seiner Interessen sich in der Provinz so zu sagen einwurzelte, die ihm eine zweite Heimath geworden war, das zeigt neben dem Antheil, den er an so manchen provinziellen Unternehmungen, z. B. an der Errichtung des Standbildes Friedrich des Großen, genommen hat, namentlich die thätige und ausdauernde Mitwirkung an zwei echt schlesischen Instituten, — ich meine die Provinzialblätter, deren Redaktion er im Jahre 1829 übernommen und die er seitdem mit einer großen Zahl eigener Arbeiten von kleinerem und größerem Umfange bereichert hat, — und die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur, deren Mitglied er am 15. Juli 1829 geworden ist. Er hat sich seitdem an den Arbeiten dieser gelehrten Gesellschaft auf dem Felde der Landesgeschichte mehrfach betheiligt und wurde im Jahre 1854 an Stelle des verstorbenen Geheimen Archiv-Raths Professor Dr. Stenzel zum Direktor und Mitglied des Präsidiums gewählt, was er seitdem bis an seinen Tod geblieben ist.

Man kann diesen Wirkungskreis von so gewaltigem Umfange, den ich so eben in seinen allgemeinsten Umrissen zu skizziren versucht habe, nicht überschauen, ohne sich zu beugen vor der Kraft des Geistes und der Arbeit, die so Großes zu leisten vermochte. Und doch erfaßt dieser Blick auf seine amtliche und literarische Thätigkeit die reiche Natur Sohr's immer nur von der

*) Er schreibt im August 1844: „Der Minister des Innern hat uns gestern noch einen impertinent groben Brief geschrieben und uns tüchtig ausgescholten, daß wir zu der Arretirung von Pelz nicht die Hand geboten. Gott soll mich behüten, Jemanden um ein bischen Räsonnirens willen in's Loch sperren zu lassen und der köstlichen Freiheit zu berauben."

einen Seite. Die Natur hatte ihn mit den Gaben des Herzens nicht weniger freigebig ausgestattet, als mit denen des Geistes. Das zeigte sich in der treuen Anhänglichkeit, die er durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch seinen Jugend- und Universitätsfreunden bewahrte, denen gegenüber er bis in seine letzte Lebenszeit hinein im brieflichen Verkehre den übermüthigen burschikosen Ton seiner akademischen Jahre anzuschlagen liebte; es zeigte sich in dem mächtigen, unverwüstlichen Familiensinne, der ihn mit Vater und Geschwistern verband und der sich bis zu lebhafter und werkthätiger Theilnahme für die Nachkommenschaft der letzteren ausdehnte; es zeigte sich vor Allem in der Liebe und Treue, mit der er an seinen Nächsten hing und für sie sorgte, an seiner Gattin, die ihm durch ein langes Leben treu pflegend zur Seite stand und die ihm erst, als sein eigener Geist sich zu umnachten begonnen hatte, durch den Tod entrissen wurde, und an seinen Töchtern, von denen die eine ihn durch die Anmuth ihres Wesens unwiderstehlich an sich fesselte, die andere mit der vom Vater ererbten rastlosen Lebendigkeit ihres Geistes, mit der sie sich ganz in dessen Gedanken und Wirkungssphäre einzuleben wußte, ihm von Jahr zu Jahr unentbehrlicher wurde.

Wer sich nun diese ganze Existenz in ihrer Fülle noch einmal vergegenwärtigt, — den reichen Geist, das warme Herz, die vielseitige Bildung, die männliche Kraft gegenüber dem Ernste des Lebens, den aufgeschlossenen Sinn für seine Freuden — und dieser inneren Ausstattung entsprechend die äußere Lage: einen bedeutenden Wirkungskreis, Ehre und Wohlstand, einen großen Kreis älterer und neuerer Freunde, ein glückliches Familienleben, — der wird bekennen müssen, daß hier die Bedingungen des Glückes und der Befriedigung in einem Maße vereinigt waren, wie es im Leben nicht eben häufig gefunden wird. Es kommt zu dem Allen aber noch eins hinzu, worauf wir schließlich unsern Blick zu richten haben, nämlich die lange Dauer dieses reichen Lebens. Man hat sich oft über den frühen Verlust bedeutender Menschen mit dem Gedanken getröstet, daß ihnen selbst die Hinfälligkeit des Alters erspart geblieben sei, daß die Fülle der Kraft, in der sie dahin gegangen, nun gleichsam eine unvergängliche Dauer empfange in dem Andenken der Ueberlebenden, welches nun nicht gestört werde durch die Züge greisenhafter Schwäche, die von einer längeren Lebensdauer unzertrennlich seien. Es soll solchem Troste seine Kraft und sein Werth nicht abgesprochen werden. Aber er bleibt doch eben nur ein Trost im Unglück. Als den glücklicheren und der Natur mehr gemäßen Fall wird jeder natürlich empfindende Mensch doch immer den ansehen, wenn es einem bedeutenden Menschen vom Geschicke gegönnt wird, die in ihn gelegte Lebenskraft nun auch ganz herauszuleben und das äußerste von der Natur dem menschlichen Dasein gesteckte Ziel zu erreichen, wenngleich einem solchen das Gefühl der sinkenden Kräfte, das Bewußtsein des Herabsteigens nicht erspart bleiben kann. Dieses letztere Loos war unserm Sohr beschieden und wir haben ihn nun noch auf diesem letzten abwärts führenden Theile seiner Lebensbahn zu begleiten. Auch hier blieb ihm das Glück insofern zugethan, als ihm auch das vorgeschrittene Alter noch neue Lebensgenüsse zuführte, und die Abnahme der Kräfte erst spät eintrat, dann aber so schnell fortschritt, daß das Gefühl für den nun freilich eingetretenen Zustand der äußersten Hülflosigkeit und Erschöpfung bald stumpf wurde.

Ich gehe bei diesem letzten Theile meiner Aufgabe aus von der Zeit des Thronwechsels von 1840 und der zahlreichen Veränderungen, die er im

Bereiche der höheren Verwaltung zur Folge hatte. Sohr konnte seiner ganzen geistigen Richtung nach nicht zu denen gehören, die bei diesen Veränderungen gewannen. Nichts lag seiner klaren, nüchtern-praktischen, im besten Sinne rationalistischen Natur ferner, als die romantisch mystische Geistesrichtung, die unter Friedrich Wilhelm IV. an die Tagesordnung kam. Aber andererseits war er im Bewußtsein seines Werthes und im Vollgefühle seiner Kraft, — er stand damals im 55. Lebensjahre, — weit entfernt, vor dem neuen Winde, der von obenher wehte, die Segel zu streichen. Vielmehr eilte er im Frühjahr 1841 nach Berlin, zwar nicht, wie sein jüngster Bruder Gustav, der als Kreisgerichtsrath in Neisse lebt, vorausgesetzt hatte, um sich dort um höhere Aemter und Würden zu bemühen, wohl aber, um der neuen Verwaltung, mit der er es nun zu thun haben sollte, gleich von vornherein frei in's Angesicht zu schauen. „Meine Bestimmung," schreibt er nach seiner Rückkehr in einem launigen Briefe diesem seinen Bruder, „ist und bleibt Breslau, ich mag dasselbe nicht verlassen und bin glücklicherweise allzusehr in Vergessenheit gekommen, um bei der Ueberzahl von würdigeren Kompetenten befürchten zu dürfen, daß ein Andenken an mich in irgend einem Kopfe der Götter des Olymps erwachen könnte, welche mit dem das neue Regiment führenden Jupiter zu Rathe sitzen. Berlin wollte und mußte ich besuchen, um mit den vielen neuen Vorgesetzten, welche in mein Ministerium eingetreten sind, Bekanntschaft zu machen. Es wirkt die gegenseitige Kenntniß der Personen doch auf die Geschäfte zurück, und werden, wenn auch die Grundsätze nicht geändert werden können, selbige doch milder angewendet, wenn der Decernent Gefallen an dem die Ausführung leitenden Individuo gefunden hat. Soll und muß aber eine Purganz eingegeben werden, so werden die Pillen zierlicher gedreht und nicht unversilbert gelassen, wenn der Doktor dem Patienten in die Augen geschaut hat."

Mit so frischem Humor und so glücklicher Leichtlebigkeit trat Sohr in die neue Zeit hinüber und ließ sie sich in der festen, den Berliner Einwirkungen nicht so unmittelbar ausgesetzten Stellung, die er in Breslau gewonnen hatte, wenig anfechten. So lange Merckel sein unmittelbarer Vorgesetzter blieb, wurde er auch wohl in der That von den in den höchsten Regionen des Staats vorgegangenen Umwandlungen kaum berührt, und als darauf 1845 Herr von Wedell und 1848 nach kurzem Interregnum Herr von Schleinitz an die Spitze der Provinz traten, konnte sich natürlich zu diesen neuen Chefs kein Verhältniß bilden, wie es mit Merckel auf Grund langjähriger Gemeinschaft und Freundschaft bestanden hatte, aber die Vorzüge Sohr's, seine außerordentliche Geschäftskenntniß, sein umfassendes Wissen, seine Vertrautheit mit Menschen und Zuständen in der Provinz mußten gerade jetzt, seitdem die oberste Leitung in die Hände von Männern gelegt war, die Schlesien bisher fern gestanden hatten, doppelt zur Geltung kommen, und so blieb er denn auch unter diesen veränderten Umständen in voller Ausübung aller seiner Funktionen, so lange die Kräfte des Körpers und des Geistes nur irgend dazu ausreichen wollten. Aber freilich mußte auch dieser stark und dauerhaft angelegte Organismus der Natur zuletzt seinen Zoll entrichten. Im Jahre 1847 machte sich zum erstenmale nach so langer und angestrengter Dienstzeit das Bedürfniß einer Erholungsreise in das Bad Teplitz geltend. Einen harten Stoß erlitt dann im folgenden Jahre 1848 Sohr's Gesundheit durch den unerwarteten Tod seiner zweiten Tochter Aimé, die während

einer kurzen dienstlichen Abwesenheit des Vaters in der Blüthe der Jahre dem Nervenfieber erlag. Schon damals traten bei Sohr die ersten Andeutungen der Krankheit hervor, deren Opfer er nachher geworden ist, und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Tharand, den er mit den Seinigen in stiller Zurückgezogenheit verbrachte, konnte seinem Schmerze wohl Linderung bringen, aber nicht die nachhaltigen Wirkungen des schweren Schlages aufheben, der ihn getroffen hatte. Wie in den Briefen aus den folgenden Jahren die Trauer um die Dahingeschiedene immer wieder durchklingt,*) so liegt hier der Keim seines körperlichen Siechthums, wenn sich auch der Verfall seiner Kräfte zunächst nur darin zeigte, daß die Nothwendigkeit längerer oder kürzerer Badekuren oder Erholungsreisen sich seitdem fast alljährlich wiederholte. 1850 war Sohr mit den Seinigen in Baden bei Wien, 1851 unternahm er allein eine Reise durch das nördliche Deutschland über Dresden, Weimar, Gotha, Kassel nach Bremen und Hamburg, wobei er sich namentlich der erquickenden Seefahrt zwischen den letztgenannten Städten freute. In den drei folgenden Jahren begleitetete ihn seine Tochter auf größeren Reisen, erst nach Tyrol und in das Salzkammergut, dann in die Schweiz, zuletzt an den Rhein, der von Basel bis Köln bereist wurde. Sohr hat von allen diesen Reisen ausführliche tagebuchartige Berichte an seine in der Heimath zurückgelassene Gattin gesendet, welche von seinem regen Geiste, von seiner vielseitigen Bildung und von seinem guten Reisehumor das schönste Zeugniß ablegen. Keine irgend bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der Natur, des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, der Kunst, entging seiner Aufmerksamkeit, wie er auch die Stätten großer historischer Erinnerungen, besonders solcher, die mit der Geschichte der Reformation zusammenhängen, gern aufsuchte. — So suchte er, wohin er auch kam, für diejenigen Richtungen seiner Thätigkeit Nahrung, auf die ihn zu Hause Amtspflicht oder eigene Neigung hinwies, und wie er auf seinen Bergwanderungen eifrig botanisirte und für die Bereicherung seiner Herbarien sorgte, so ging er in den Städten, die er besuchte, an keinem botanischen Garten, an keiner Anstalt für Blinde oder Taubstumme, an keinem Irrenhause vorüber, ohne diese Institute einer in der Regel sehr eingehenden Prüfung zu unterwerfen und sich mit ihren Leitern in einen fruchtbaren Ideenaustausch zu setzen. Auf diese Weise verstand er es durch die Erfahrungen, die er auf Reisen sammelte, auch die Zeiten der Erholung für seine Lebensaufgabe nutzbar zu machen.

Indessen es rückte das Alter heran, welches auch dieser Art von Erholungen nicht mehr gewachsen war. Noch im Jahre 1850 hatte Sohr gegen seinen alten Freund Giese in Dresden sich seiner Gesundheit rühmen können. Er nennt sie die beste von der Welt: „Ein anderes Leiden, als Husten und

*) So schreibt Sohr z. B. in einem Briefe an seinen Freund Giese den 12. November 1850: „Sowie Du das Schmerzlichste erfahren, was dem Familienleben widerfahren kann, den Verlust eines geliebten Kindes, so bin auch ich wohl zu ziemlich gleicher Zeit wie Du von ähnlichem traurigen Geschick betroffen worden. So wie Dir den erwachsenen Sohn, so raubte mir das Nervenfieber die erwachsene zweite Tochter. Sie war ein seelensgutes Kind, hing mit inniger Zärtlichkeit an ihren Eltern und nahm die kleinste ihr bereitete Freude mit dem dankbarsten Gefühle hin. Die, welche sie zurückließ, tragen sie dafür auch fortdauernd in dem treuen Herzen. Wir überwiesen ihren entseelten Körper nicht der entfernten Familiengruft, bauten uns hier das kleine Grab, in welchem die drei Zurückgebliebenen später oder früher an der Vorangegangenen Seite Platz finden werden, und schmücken es bis dahin bei fleißigen Besuchen mit Blumen und Kränzen.“

Schnupfen kenne ich nicht und mit den sieben Zähnen, auf welche mich mein Schöpfer wegen des bald erreichten 65. Lebensjahres zu reduziren sich veranlaßt gesehen hat, genieße ich noch alle trink- und eßbaren Artikel seiner Schöpfung..... Auf diese Weise würde ich, wenn ich nicht schon drinnen wäre, einem sehr glücklichen Alter entgegengehen.“ Er überließ sich daher damals der Hoffnung nach seinem Austritte aus dem Dienste noch einen heiteren Lebensabend in Muße genießen zu können. Er schreibt: „Meine dienstlichen Verhältnisse sind noch ungeändert, mein guter seliger Ober-Präsident von Merckel war mir zu theuer, um ihn zu verlassen. Er hatte auch gut für mich gesorgt und darum deprezirte ich zweimal Beförderungen, welche mit Versetzungen an Orte verbunden waren, bei denen ich nicht das zu finden glaubte, was ich hier besitze, genaue Kenntniß der Provinz, ausgebreitete Bekanntschaft und Vertrauen und Liebe bei Allen, welche über, neben und unter mir stehen. Jetzt bin ich alt, gehöre den verbrauchten Kapazitäten an, habe mir darum selbst ein Ziel gesteckt, bis zu welchem ich noch tagelöhnern werde und gedenke mich dann in den irdischen, nicht himmlischen Hafen der Ruhe einzulootsen, welchen man im Winter Ressource, im Sommer Landparthie oder Reise nennt, von denen man die erstere unbekümmert um Akten und Dekretiren perennirend besuchen, die letzteren ohne auf beschränkte Zeit Urlaub nehmen zu dürfen, in's Werk setzen kann.“

Wenn sich nun aber sein Lebensende nicht so heiter gestaltete, wie er es sich hier ausmalt, so liegt der Grund wohl zum großen Theile darin, daß er, der rastlose Greis, sich jenes Ziel seines Dienstes weiter als billig hinausgerückt hatte, so daß er es nur mit völliger Erschöpfung seiner Kräfte erreichen konnte. Daß diese in merklicher Abnahme begriffen seien, bekennt er demselben Freunde in einem Briefe vom 29. März 1853. Er klagt über rheumatische Beschwerden und daß der Körper nicht mehr die Dienste leiste, wie früher. „Wir haben unser Gutes genossen, Herr Bruder, und müssen an das Abtreten denken.“ Auch in einem Briefe aus dem Ende des folgenden Jahres (28. December 1854) an seinen Bruder Gustav kehrt ein ähnlicher Gedanke wieder. Er mag sich des künftigen Jahres nicht recht freuen, „denn es führt mich, wenn auch erst im vorletzten Monate, mit aller Gemüthlichkeit in die siebente Lebensdekade, in welcher man an einen gewissen Bibelspruch denkt, der besonders für den herbe zu lesen ist, dem gerade in der innigen Liebe und Zuneigung der nächsten Blutsverwandten die schönsten Lebensblumen blühen und der sich an ihnen noch recht lange erfreuen möchte.“

Aber trotz so trüber Ahnungen hielt er aus und suchte in den folgenden Jahren wiederholt in Teplitz Erhaltung und Erfrischung seiner Körperkräfte, die er denn auch so weit fand, daß er die Genugthuung hatte, eben dort im Mai 1857 sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern zu können, wo er dann, da er einer prätentiöseren Feier aus dem Wege gegangen war, von allen Seiten in offiziellen und nicht offiziellen Begrüßungsschreiben nach Gebühr geehrt wurde. Er spricht sich darüber gegen seine ihn beglückwünschende Schwägerin in schlichter ungeschminkter Frömmigkeit so aus:

Teplitz, 22. Mai 1857.

„Ein Jubelfest zu erleben, dabei ist nicht das eigene Verdienst, sondern nur die Gnade Gottes werkthätig und wem letztere zu Theil geworden, der mag nur dafür dankbar sein, wenn es ihm gelungen, die ihm obliegenden Amtspflichten treu erfüllt zu haben. Ob mir dies geglückt, mögen Andere

beurtheilen, ehrlich und redlich habe ich darnach gestrebt, und werde wenigstens das Bewußtsein aus dem Dienste mit fortnehmen, daß ich nicht müßig gewesen, möge nun die Tagelöhnerei Früchte getragen haben oder keine. Wenn es mir im Dienste gut gegangen und ich Vertrauen und Liebe genossen, so ist es mir dabei recht sauer geworden und habe ich mich der ruhigen Stunden nicht erfreuen dürfen."

Nun aber bedurfte er endlich der Ruhe. Zwar erfreute er sich von Seiten seines neuen Chefs, des Ober-Präsidenten von Schleinitz, der ihn bald wie Alle, die mit ihm in Berührung kamen, schätzen und werthhalten gelernt hatte, der wohlwollendsten und humansten Berücksichtigung für die Verminderung seiner Arbeitskraft und seine zunehmende Hinfälligkeit. Aber er konnte gleichwohl an eine weitere Fortführung seines Amtes jetzt um so weniger denken, da sich als Nachwirkung eines Cholera-Anfalles seit dem Jahre 1857 ein Gehörleiden entwickelte, welches trotz der Konsultation der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete in stetem Zunehmen begriffen war, und, wie es ihm zu seinem bitteren Schmerze jeden geselligen Verkehr auf's äußerste erschwerte, so ihm namentlich auch die Leitung der Verhandlungen, die ihm als Abtheilungs-Dirigenten oblag, so gut wie unmöglich machte. Er beantragte daher im November 1857 seine Dienstentlassung, erbot sich jedoch, gleichsam als wenn er ganz ohne Arbeit nicht zu existiren vermöchte, „die ihm von der Gnade Gottes noch verbliebenen Kräfte zu Fortführung der Geschäfte in provinzialständischen und denjenigen Angelegenheiten auch ferner zu verwenden, welche er auf Grund spezieller Aufträge und unmittelbarer Aufsicht des Ober-Präsidenten bisher bearbeitet hatte." Am 30. December unterzeichnete der Prinz von Preußen im Auftrage des erkrankten Königs die Urkunde über die erbetene Entlassung und am 10. April 1858 auf den Antrag der Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen das Patent, durch welches er zum Ehren-Mitgliede des Breslauer Regierungs-Kollegiums ernannt wurde. Auch sein mit dem Entlassungs-Gesuche verknüpftes Anerbieten wurde angenommen und er hat die Nebenämter als Staats-Kommissarius bei den Verwaltungs-Kommissionen für die Irren-, Heil- und Versorgungs-Anstalten zu Leubus und Brieg, als Regierungsmitglied und Gehülfe bei der schlesischen Provinzial-Feuersozietäts-Direktion, sowie die ihm von Merckel übertragene Aufsicht über die Sing-Akademie und über das akademische Institut für Kirchenmusik fortgeführt, bis im Oktober 1860 zunehmende Kränklichkeit ihn nöthigte, auch auf die Entbindung von diesen Geschäften anzutragen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte er sich bei wachsender körperlicher Gebrechlichkeit immer noch die volle Frische des Geistes bewahrt, mit der er nach wie vor an Allem, was um ihn her vorging, Antheil nahm. Den Umschwung, der im November 1858 in unserem Staatsleben eintrat, begrüßte er freudig, und besonders war es die von dem Regenten verheißene Rückkehr zu freisinnigerer Behandlung der kirchlichen Verhältnisse, die ihm wohl that; das Schillerfest im November 1859 hat ihn innerlich noch lebhaft beschäftigt und selbst aus dem Jahre 1860 findet sich noch ein Brief an seinen alten Freund Giese voll heiterer Laune und froher Reminiscenzen aus den akademischen Jahren. — Aber gegen das Ende dieses Jahres nahmen Sohr's körperliche Gebrechen eine Wendung, die den Geist in Mitleidenschaft zog. Es entwickelte sich eine unheilbare Gehirnkrankheit und so siechte er noch bis in den Herbst 1861 hin, von der treuen

Pflege seiner überlebenden Tochter bis zum letzten Athemzuge umgeben, die ihm seine Leiden auf jede Weise zu erleichtern suchte und wie Alle, die Antheil an ihm nahmen, mit tiefem Schmerze diesen lebendigen bedeutenden Geist noch vor dem hinfälligen Körper der Zerstörung verfallen sahen. Am 11. Oktober 1861 ist er erlöst worden und ruht nun an der Seite seiner geliebten jüngeren Tochter und seiner treuen Gattin, die ihm den 26. Januar desselben Jahres vorausgegangen war.

Verzeichniß

der von ihm verfaßten, meist in den Schlesischen Provinzial-blättern enthaltenen Aufsätze.

1. Ueber die Brunnen-, Bade- und Molkenkur-Anstalt zu Reinerz. Jahrgang 1823. Stück III. Seite 209. und Stück VI. Seite 313.
2. Vom Tischtitel, als Erforderniß zur Weihe der katholischen Priester, nach kanonischen Rechten und mit Berücksichtigung der in der Königl. Preuß. Provinz Schlesien diesfalls stattfindenden Verfassung, zugleich als Darstellung der Verwaltungs-Verhältnisse der zu Unterhaltung inhabil gewordener Priester in Schlesien bestehenden Versorgungs-Anstalten. Jahrg. 1828. Band 88. St. XI. S. 462 und St. XII. S. 555.
3. Ueber das schlesische Landgestüt. Jahrg. 1829. Bd. 89. St. I. S. 28. und St II. S. 105.
4. Der zweite schlesische Provinzial-Landtag und der über dessen Verhandlungen ergangene Landtags-Abschied. Jahrg. 1829. Bd. 90. St. V. S. 445. und St. VII. S. 12. und St. IX. S. 228.
5. Darstellung der durch das Anschwellen der Ströme, Flüsse und Bäche der Provinz Schlesien im Monat Juni 1829 entstandenen Verwüstungen. Jahrg. 1829. Bd. 90. St. VII. S. 33. und St. VIII. S. 126.
6. Ueber die schlesischen Irren-Anstalten. Jahrg. 1829. Bd. 90. St. X. S. 346.
7. Ueber die Brunnen- und Bade-Anstalten Schlesiens und ihre Wirksamkeit i. J. 1829. Jahrg. 1830. Bd. 91. St. V. S. 438.
8. Desgleichen i. J. 1830. Jahrg. 183. Bd. 93. St. V. S. 421.
9. Zur Geschichte der Luxus- und Sittengesetze und ihrer Anwendung in Schlesien. Jahrg. 1830. Bd. 92. St. X. S. 291.
10. Ein Beispiel polnischer Gerechtigkeit gegen Schlesien aus früherer Zeit. Jahrg. 1831. Bd. 93. St. I. S. 6.
11. Verfahren gegen ausgetretene Unterthanen in den schlesischen Kriegen. Jahrg. 1831. Bd. 93. St. I. S. 56.
12. Wie können Kommissions-Büreaux wahrhaft gemeinnützlich werden? Jahrg. 1833. Bd. 98. St. VIII. S. 159.
13. Ueber die Versuche, ein griechisch-katholisches Kirchensystem in Schlesien zu begründen und zu erhalten. Jahrg. 1833. Bd. 98. St. XII. S. 505.
14. Stadt- und Dorfbibliotheken. Jahrg. 1834. Bd. 99. St. V. S. 485.
15. Das schlesische Provinzial-Landwirthschafts-Fest des Jahres 1834. Jahrg. 1834. Bd. 99. St. VI. S. 557.

16. Desgleichen 1835. Jahrg. 1835. Bd. 101. St. VI. S. 578.
17. Desgleichen 1836. Jahrg. 1836. Bd. 103. St. VI. S. 577.
18. Desgleichen 1837. Jahrg. 1837. Bd. 105. St. VI. S. 542.
19. Desgleichen 1838. Jahrg. 1838. Bd. 107. St. VI. S. 542.
20. Desgleichen 1839. Jahrg. 1839. Bd. 109. St. VI. S. 580.
21. Desgleichen 1840. Jahrg. 1840. Bd. 111. St. VI. S. 580.
22. Desgleichen 1841. Jahrg. 1841. Bd. 114. St. VI. S. 552.
23. Die schlesischen Provinzialblätter. Jahrg. 1835. Bd. 101. St. I. S. 3.
24. Die Feuer-Assekuranzen in Schlesien. Jahrg. 1835. Bd. 101. St. VI. S. 599.
25. Die Blattläuse. Jahrg. 1835. Bd. 102. St. IV. S. 356.
26. Die Bewegung bei der Bevölkerung der Provinz Schlesien in den zehn Jahren 1825 bis 1835. Jahrg. 1835. Bd. 102. St. V. S. 434.
27. Desgleichen in den Jahren 1820—1837. Jahrg. 1838. Bd. 108. St. VIII. S. 137.
28. Die Unterdrückung des Jesuiten-Ordens in Schlesien. Jahrg. 1836. Bd. 103. St. I. S. 3. Fortsetzungen: St. II. S. 105., St. III. S. 217., St. IV. S. 333.
29. Ueber Schulprüfungen. Jahrg. 1836. Bd. 103. St. V. S. 496.
30. Ueber das Kören der Vollbluthengste, welche zur öffentlichen Bedeckung benutzt werden. Jahrg. 1837. Bd. 106. St. VI. S. 539.
31. Die Schulwittwen- und Waisen-Verpflegungs-Societät im Fürstenthum Brieg. Jahrg. 1838. Bd. 107. St. III. S. 228.
32. Die allgemeine evangelische Schullehrer-Wittwen und Waisen-Unterstützungs-Anstalt in Schlesien. Jahrg. 1838. Bd. 107. St. IV. S. 325.
33. Zur Geschichte des Auffindens eines innerlichen Mittels gegen die Hundswuth, besonders mit Rücksicht auf Schlesien. Jahrg. 1838. Bd. 107. St. VI. S. 573.
34. Die schlesische Handlungs-Kompagnie zur Förderung der Fabrikation leinener Damast-Waaren. Jahrg. 1838. Bd. 108. St. 12. S. 481.
35. Das schlesische Intelligenzblatt, dessen Dauer und Betrieb vom Jahre 1742 bis 1838. Jahrg. 1839. Bd. 109. St. I. S. 3., St. II. S. 113. und St. III. S. 195.
36. Die General-Visitationen der ausländischen Bischöfe in den zu ihren Diöcesen gehörigen schlesischen Dekanaten. Jahrg. 1841. Bd. 114. St. XI. S. 429.
37. Der Zustand der Bevölkerung der Provinz Schlesien im Jahre 1840. Jahrg. 1841. Bd. 114. St. XII. S. 532.
38. Ueber den älteren und gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in der Oberlausitz Königl. Preuß. Antheils. Jahrg. 1842. Bd. 115. St. XII. S. 28. Fortsetzungen: S. 97., 203., 341., 431., 548., Bd. 116. S. 3.
39. Die Verbindung des Cistercienser-Stifts Heinrichau mit der Abtei Zircz in Ungarn. Jahrg. 1842. Bd. 116. St. XII. S. 543. Fortsetzungen: Bd. 127. St. XII. S. 33., 150., 304.
40. Wie ist der Schlesischen Provinzial-Land-Feuer-Societät zu helfen? Jahrg. 1848. Bd. 127. St. XII. S. 193.

41. Ueber die Obstbaumzucht bei den Elementar-Schulen in Schlesien, Allgemeine Deutsche Gartenzeitung von Fürst in Frauendorf. Jahrg. 1825. No. 22. u. 23.

42. Die Erfahrungen der Vergangenheit in Bezug auf die vertragsmäßige Sicherstellung der Rechte der den Glauben des Regenten nicht bekennenden Unterthanen (in den Verhandlungen der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur). Jahrg. 1853. S. 285.

2.

Joseph Theodor Hertel,

Oberlehrer am Gymnasium in Görlitz,

ward am 8. Juli 1808 in Posen geboren. Sein Vater Ludwig Hertel, Sekretär an der königlichen Kriegs- und Domänenkammer, verlor bald nach des Sohnes Geburt durch die Zeitverhältnisse sein Amt und zog nach Prausnitz in Schlesien, ward aber 1809 als Polizeisekretär nach Schweidnitz, 1816 als Regierungssekretär nach Reichenbach und 1820 als solcher nach Liegnitz versetzt, wo er 1835 starb. Die Mutter Marie geb. Zingler aus Profen bei Jauer starb schon 1819; doch erhielt er an der noch lebenden Henriette geb. Ludovici aus Grünberg eine liebevolle, treulich sorgende Pflegemutter. Nachdem er die erste Vorbildung durch Privatunterricht erhalten hatte, besuchte er von Michaelis 1820 bis dahin 1828 die Ritterakademie in Liegnitz, wo er den Studiendirektor Becher, die Professoren Franke, Keil, Kaumann (gegenwärtig Direktor der Realschule in Görlitz), Mosch und Schultze, sowie die Inspektoren Malcolm, Hering und Hennicke zu Lehrern hatte. Hierauf bezog er die Universität in Breslau, um sich vorzugsweise dem Studium der Mathematik und Physik zu widmen. Er hörte besonders die Vorlesungen der Professoren Scholz, Braniß, Wachler, Passow, Jungnitz, Fischer und Steffens. Nach Vollendung seiner akademischen Studien bestand er am 30. Oktober 1832 das Examen für Kandidaten des höhern Schulamts, hielt bis Michaelis 1833 am Gymnasium in Liegnitz sein Probejahr ab und blieb an dieser Anstalt bis Ostern 1836 als Hülfslehrer. Am 19. Februar 1836 unterzog er sich der Prüfung pro loco und wirkte seit dem 13. April desselben Jahres am Gymnasium in Görlitz als Lehrer der Mathematik und Physik mit dem Prädikate Oberlehrer. Auch besorgte er seit Michaelis 1856 die Rendantur der Gymnasialkasse. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften erwählte ihn am 31. August 1836 zum wirklichen Mitgliede; auch ward er korrespondirendes Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau und der Académie d'archéologie de Belgique in Antwerpen.

Mit großem Eifer erfüllte er die Obliegenheiten seines Amtes und machte sich auch sonst durch seine gründlichen Kenntnisse vielfach nützlich. Da er die abstrakten Lehrsätze der Mathematik auch solchen Schülern, die dafür weniger Anlage und Neigung zeigten, deutlich zu machen wußte, so gelang es ihm durch die krystallhelle Klarheit seines Vortrages allmählich eine Zahl von Schülern heranzubilden, welche die Trefflichkeit seines Unterrichts erkannten und der von ihm empfangenen Anregung folgten. Auch in dem Gewerbevereine und der mit ihm verbundenen Friedrich-Wilhelms-Stiftung

hielt er auf Veranlassung des Magistrats mehrere Jahre hindurch Vorträge über Geometrie und Physik und ihre praktische Anwendung auf die verschiedenen Gewerbe.

Vom Jahre 1836 an stellte er in Görlitz, vom Professor Scholz in Breslau dazu aufgefordert, meteorologische Beobachtungen an, Behufs einer genaueren barometrischen Ermittelung des Höhen-Unterschiedes zwischen hier und Breslau. Bald erweiterte er dieselben auf Temperaturverhältnisse, Windrichtung, Windstärke, Nordlichter u. s. w. Diese Beobachtungen, welche er ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode mit der größten Sorgfalt fortgesetzt hat, sollten die Grundzüge zu einer Klimatologie von Görlitz nebst Umgegend liefern. Die gewonnenen Resultate sind niedergelegt im Neuen Lausitzischen Magazin Band 16—24, 27, 30, 37 und 39 (die noch rückständigen, in Hertel's literarischem Nachlasse vorgefundenen Wetterbeobachtungen werden in den späteren Bänden des Magazins veröffentlicht werden), sowie in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau in den Jahrgängen 1840—1849, wo auch die in Görlitz gewonnenen Resultate nach Vergleichung mit den Beobachtungen der Breslauer Sternwarte und nach Prüfung derselben nach der Methode der kleinsten Quadrate vom Direktor der Sternwarte Dr. von Boguslavsky als gediegen bezeichnet werden.

Als die Wichtigkeit dieser Beobachtungen immer mehr erkannt und auf Anregung Alexander von Humboldt's mit dem statistischen Bureau in Berlin 1848 das meteorologische Institut errichtet wurde, erging an Hertel die Aufforderung, seine Beobachtungen einzuschicken, und Görlitz wurde unter die meteorologischen Stationen des Staates aufgenommen.

Zugleich beschäftigte sich Hertel mit einem vollständigen Nivellement der preußischen Oberlausitz und der angrenzenden Gegenden. Als Ergebniß seiner dahin gerichteten Arbeiten veröffentlichte er im Programme des Görlitzer Gymnasiums von 1840 „Die Höhe von Görlitz und einigen in der Umgegend liegenden Punkten über dem Spiegel der Nordsee" und im Programme von 1850 „Barometrische Höhenmessungen in der preußischen Oberlausitz und der angrenzenden Gegenden", worin mehr als 100 Höhenbestimmungen gegeben sind.*) Nächstdem sollte das Nivellement des Queiß und der Spree, soweit ihr Lauf der Oberlausitz angehört und zuletzt die Höhenbestimmung der Gebirgszüge folgen.

In seinem glücklichen Familienleben, umringt von acht blühenden Kindern, fand er Erholung von anstrengenden Arbeiten. Im geselligen Umgange war er freundlich und liebenswürdig. In Mußestunden, wenn es die Witterung gestattete, gab er sich auch gern der Pflege seines Gartens hin, wo man ihn oft mit sichtlichem Wohlgefallen verweilen sah. Ein hervorstechender Zug

*) Es wird die Höhe bestimmt des Obermarktes in Görlitz (636'), der Landskrone (1293'), des Dorfes Klein-Biesnitz (812'), des Kreuzbergs bei Jauernick (1135'), des schwarzen Berges bei Jauernick (1202'), der Kirche in Cunnerwitz (840') und der Anhöhe beim Hennersdorfer Kalksteinbruche (666'), von Reichenberg in Böhmen (1075'), Zittau (728'), Hirschfelde (679'), des Stationsberges bei Marienthal (768'), von Ostritz (629'), Reichenbach (740'), des Rothsteins (1395'), des Paulsdorfer Spitzbergs (1152'), der Obermühlberge bei Görlitz (697'), des neuen Kirchhofs in Görlitz (677'), von Rothenburg (478'), Priebus (374'), des Schlosses in Muskau (324'), des Gubener Eisenbahnhofes (146,6'), des Schlosses Friedland (1041'), von Seidenberg (686'), Schönberg (670'), des Schönberger Berges (918'), des Jäckelsberges bei Mohs (718 par. Fuß).

seines Charakters war Offenheit und Biederkeit, Festigkeit und Geradheit. Dabei aber war er nichts weniger als schroff oder abstoßend, sondern vielmehr gemüthlich. Als Lehrer war er tüchtig, in Geschäften zuverlässig und von musterhafter Ordnungsliebe, als Gatte und Vater redlich für das Wohl der Seinigen besorgt. — Diese Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Unsere Gesellschaft legte in seine Hände die Kassengeschäfte und er hat dieselben viele Jahre hindurch treu geführt. Zweimal wurde seine rastlose Thätigkeit auf einige Zeit unterbrochen. Denn im Sommer 1852 erkrankte er lebensgefährlich am Nervenfieber und im Herbste 1855 verlor er durch einen Unfall das rechte Auge.

Am 22. Februar 1861, Mittags bald nach 12 Uhr, nachdem er seinen Morgenunterricht beendigt und, zu Hause angekommen, noch seine Gattin begrüßt hatte, fand ihn sein kleiner Sohn, der ihn zu Tische rufen wollte, in seinem Arbeitszimmer entschlafen auf einem Stuhle sitzen. Ein Gehirnschlag hatte plötzlich seinen Tod herbeigeführt in dem kräftigen Mannesalter von 52 Jahren 7 Monaten 14 Tagen. Ein unübersehbarer Trauerzug geleitete am Tage seines Begräbnisses die verblichene Hülle auf den Friedhof. Er hat ein gutes Gedächtniß hinterlassen. Friede umschwebe sein stilles Grab!

Hirche.

3.

Karl Gottlieb Anton,

Doktor der Theologie und Philosophie, königlicher Professor, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse mit der Schleife, Rektor emeritus des Görlitzer Gymnasiums, Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz, Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin und korrespondirendes Mitglied der toskanischen Akademien für Künste und Wissenschaften in Arezzo, Pistoja und Modigliana.

Derselbe hat in einem Schulprogramme 1854 seinen Lebensgang selbst dargestellt. Da jedoch diese Schulschrift nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden sein dürfte, so soll bei der großen Bedeutung des Mannes aus seiner Lebensbeschreibung, wie er sie selbst verfaßt hat, das Wichtigste ausgehoben werden.

Er wurde in Wittenberg am 31. Januar 1778 geboren. Seine Eltern waren Konrad Gottlob Anton, Doktor der Philosophie und Bakkalaureus der Theologie, damals ordentlicher Professor der Moral, später der morgenländischen Sprachen, und Karoline Louise Sophie geb. Lüder aus Wittenberg. Schon im Mai 1778 ward er nach der Sitte der Akademiker jener Zeit als civis academicus vom Rector magnificus Ebert in das Album der Universität eingetragen. Den ersten Unterricht ertheilte ihm der Vater; im Griechischen und Lateinischen aber hatte er einen Studenten Göbel, im Rechnen und Schreiben den Küster Boost zum Lehrer. Außerdem besuchte er das Hiller'sche Seminar und die Weber'sche Schulanstalt, wo neben Latein und Mathematik auch Religion gelehrt wurde. Von 1791 bis 1794 war er Schüler des Lyceums seiner Vaterstadt, dem Messerschmid und nachher Beyer als Rektor vorstand. Von seinem Vater und von Beyer, die beide eine große Fertigkeit im Sprechen des Lateinischen besaßen, eignete er sich die bewunderns-

würdige Leichtigkeit und Gewandtheit im Gebrauche dieser Sprache an, so daß er sich derselben nicht nur bei Erklärung griechischer und römischer Klassiker, sondern auch bei den wöchentlichen Disputirübungen und überhaupt in mündlichen und schriftlichen Darstellungen mit ungewöhnlicher Geläufigkeit bediente, und die fähigeren unter seinen Schülern dahin brachte, daß ihnen das Sprechen der Sprache Latiums keine Mühe verursachte. Von Ostern 1794 bis zu Ostern 1795 lebte er bei seinem früheren Lehrer dem Pastor M. Göbel in Oberwiesa bei Greifenberg, wissenschaftlichen Studien hingegeben. Hierauf bezog er 17¼ Jahr alt die Universität Wittenberg und studirte vier Jahre hindurch, von Ostern 1795 bis Ostern 1799 Theologie und Philologie, und ging dann, nachdem er vorher die Kandidatenprüfung bestanden hatte, auf die Universität Leipzig, wo er von Ostern bis Weihnachten noch besonders der Philologie oblag und Mitglied sowohl der unter Beck blühenden philologischen, als der unter Gottfried Hermann eben damals entstehenden und berühmt gewordenen griechischen Gesellschaft war. Noch ward er im Sommer dieses Jahres in Wittenberg unter dem Dekanate seines Vaters Doktor der Philosophie, durch die öffentliche Vertheidigung seiner Disputation: de lingua primaeva ejusque in lingua hebraica antiquissima reliquiis. Am 19. Februar disputirte er pro loco über seine Dubitationes de cognitione a priori, qualem Kantius statuere videtur, ward am 21. Februar als Adjunkt der philosophischen Fakultät aufgenommen, und Magister der freien Künste. Am 28. Januar 1800 habilitirte er sich bei der philosophischen Fakultät in Wittenberg und begann am 9. Juni seine Vorlesungen über Logik. In demselben Jahre erwarb er sich auch das Bakkalaureat der Theologie. Nach bestandenem Fakultätsexamen und abgehaltener Disputation über seine Schrift: Locus Gal. III, 20 critice, historice et exegetice tractatus ward ihm zu Vorlesungen auch über das Alte Testament Berechtigung ertheilt. Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, welche drei Jahre dauerte, bezog sich auf Philosophie und alttestamentliche Exegese. Im Jahre 1802 wurde er von der Jenaischen lateinischen Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen. Nach Meerheim's Tode ward er mit zum Professor der Poesie denominirt. Aber gerade jetzt nahm sein Lebensgang eine andere Richtung. Seinen Oheim Dr. Karl Gottlob von Anton, den hochverdienten Mitstifter unserer Gesellschaft, führte eine Reise durch Wittenberg. Auf dessen Anrathen wurde er am 19. März 1803 zum Konrektor am Görlitzer Gymnasium gewählt. Dieses Amt, in das er am 12. Mai eingewiesen ward, trat er am Tage darauf bei Gelegenheit des Sylverstain'schen Gedächtnißaktus an. Als Konrektor übernahm er den mathematischen Unterricht und das Bibliothekariat bei der Milich'schen Bibliothek, welches er bis 1854 verwaltete. Am 6. Mai 1809 ward er der Amtsnachfolger des am 12. Februar desselben Jahres verstorbenen Rektors M. Schwarze, und am 31. Mai vom Bürgermeister Neumann, der ihm ein langes Wirken gleich dem Rektor Baumeister voraussagte, in das neue Amt eingeführt. Am 13. Mai 1828 verband er sein 25jähriges Amtsjubiläum mit dem Sylverstain'schen Aktus, wobei ihm seine Primaner einen silbernen Becher mit einem lateinischen Chronodistichon und eine griechische Hymne überreichten und Abends einen solennen Fackelzug veranstalteten. Bei seinem 25jährigen Rektorjubiläum am 2. Juni 1834 ward er von seinen Schülern durch einen zweiten silbernen Becher und ein lateinisches Gedicht erfreut, und die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, der er seit dem

21. April 1804 als wirkliches Mitglied angehört hatte, verlieh ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Durch königliche Kabinetsordre vom 13. September 1829 erhielt er das Prädikat eines königlichen Professors, am 10. April 1850 aber den rothen Adlerorden vierter und am 13. Mai 1853 beim goldenen Jubiläum seiner Wirksamkeit am Gymnasium denselben Orden dritter Klasse mit der Schleife. Am 17. Oktober 1849 beim 50jährigen Jubiläum als Doktor der Philosophie sandte ihm die philosophische Fakultät in Halle-Wittenberg ein Glückwünschungs-Diplom und am 20. Oktober 1850 ertheilte ihm die theologische Fakultät in Halle-Wittenberg die theologische Doktorwürde honoris causa.

Ein Tag hoher Freude war für ihn der 13. Mai 1853, an welchem er das 50jährige Jubiläum seiner Wirksamkeit am Görlitzer Gymnasium festlich beging. Da über diese Feier bereits im 30. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins (Nachrichten S. 45—48.) ausführlich berichtet worden ist, so kann sie hier übergangen werden. Nur ist zu erwähnen, daß er bei dieser Gelegenheit eine Stiftung machte, die durch das k. Provinzial-Schulkollegium zu Breslau unterm 10. März 1857 genehmigt wurde. Er legte nämlich 500 Thaler verzinslich an und traf folgende Bestimmungen:

„Die Stiftung soll nicht eher in den Gang kommen, als bis sich die 500 Thaler zu 2000 Thalern vermehrt haben, welches muthmaßlich in 50 Jahren geschehen sein wird. Sie soll daher, wo möglich, nach meinem Wunsche am 13. Mai 1903 zur hundertjährigen Feier meines Eintritts in's Schulamt allhier, in's Leben treten. Von den 2000 Thalern sollen die Zinsen des einen Tausend zu einem Stipendium für einen auf der Akademie Studirenden verwendet werden, der in Görlitz oder, wenn hier das Gymnasium aufgehoben wäre, in Oels, oder wenn auch dieses nicht mehr bestände, in Wittenberg, oder wenn auch dieses eingegangen wäre, in Lauban, oder nach Aufhebung auch dieses Gymnasiums, auf irgend einem preußischen Gymnasium die Schulstudien wenigstens 2 Jahre lang gemacht hat. Diejenigen, welche sich zu Schulmännern ausbilden wollen, sollen den Theologen, diese den Juristen und diese den Medicinern ceteris paribus vorgehen. Die Zinsen des zweiten Tausend sollen wieder so lange zu Kapital gemacht werden, bis von dessen Zinsen, außer dem Tausend, wovon das Stipendium gezahlt wird, wieder 2000 Thaler, also mit jenem 3000 Thaler beisammen sind. Dann soll wieder von den Zinsen des einen Tausend ein zweites Stipendium entstehen und die Zinsen des andern Tausend sind wieder zu kapitalisiren, bis sie abermals zu einem neuen Tausend angewachsen sind. Immerfort sollen die Zinsen des einen Tausend zum Kapital geschlagen werden und der Stipendien so viele im Gange sein, als die Stiftung Tausende in sich begreift weniger eins. Jedoch sollen nicht alle Stipendien für akademische Studirende bestimmt sein, sondern nur das erste, dritte, fünfte, siebente, neunte u. s. f. Das zweite, vierte, sechste, achte, zehnte u. s. f. bestimme ich für ihres Vaters durch den Tod beraubte unverheirathete Töchter von Gymnasiallehrern mit Vorzug der Töchter von Gymnasialrektoren. Wie die Studenten auf den angegebenen Gymnasien studirt haben sollen, so müssen auch die verstorbenen Väter der Töchter an den Gymnasien zu Görlitz, oder zu Oels, oder Wittenberg, oder Lauban angestellt gewesen sein, und zwar so, daß das folgende erst in die Rechte eintritt, wenn das vorher genannte aufgehoben worden ist. Sollte die Aufhebung aller vier erfolgen, so hört das Stipendium für die

Lehrerstöchter auf, und alle werden an akademische Studenten vergeben. Meine Nachkommen sollen bei beiden Stipendien den Vorzug vor Andern haben, selbst so, daß die Studirenden unter ihnen, die auch auf andern Schulen als den genannten gewesen sein können, vor den verwaisten Lehrerstöchtern einen Vorzug haben und ein der Reihe nach diesen zufallendes Stipendium bekommen sollen. Die akademischen Stipendien sollen auf drei Jahre, die an Lehrerstöchter auf Lebenszeit, wenn sie nicht heirathen, verliehen werden. Durch solche, denen ich ein Vorrecht vor andern zugesprochen habe, können freilich manche, die im Genusse waren, denselben verlieren, z. B. Lehrerstöchter durch eine eintretende Rektorstochter, nicht verwandte Studirende durch einen Nachkommen von mir, der die Universität bezieht. Die Kollatur will ich dem Lehrerkollegium desjenigen Gymnasiums übertragen, bei dem die Stiftung steht, in der Weise, daß der Rektor zwei Stimmen und im Fall der Stimmengleichheit noch die entscheidende, also drei Stimmen hat, jeder Lehrer eine Stimme. Wären mit Einschluß des Rektors sieben Lehrer, so wären acht Stimmen und des Rektors Stimme wäre schon entscheidend, wenn ihm zwei Lehrer beiträten. So soll das Lehrerkollegium zwei Studirende wählen, aus welchen der Magistrat oder die zu jener Zeit dem Gymnasium zunächst vorgesetzte Behörde den Stipendiaten ernennt. Ebenso soll es mit der Wahl der Lehrerstöchter gehalten werden, wenn deren mehrere Ansprüche haben. Ueber die Religion der Genußinhaber will ich nichts bestimmen, obschon ich erwarte, daß sie in der Regel christlichen evangelischen Glaubensbekenntnisses sein werden. Sollte die Zahl der Universitätsstipendien und die der dazwischen liegenden Stipendien für unverheirathete Lehrerstöchter jede auf zwanzig anwachsen, so sollen die Zinsen des einen Tausend zwar immerfort zum Kapital geschlagen werden, aber die Zinsen des übrigen Kapitals, welche über die Stipendienzahl hinausreichen, können nach Maßgabe der Umstände zu andern Schulzwecken, z. B. zur Erhöhung der Stipendien für die Lehrerstöchter oder zur Verbesserung der Lehrergehälter verwendet werden. Segnet Gott die Stiftung mit der Zeit so weit, daß der Fonds 100,000 Thaler beträgt, so soll das Kapitalisiren der Zinsen von einem Tausend aufhören, aber nicht früher."

Der Abend seines Lebens war nunmehr gekommen und die wohlverdiente Ruhe war ihm zu gönnen. Er nahm daher seine Entlassung, die ihm mit ehrender Anerkennung dessen, was er gethan, gewährt wurde. Zu Ostern 1854 schied er aus dem Amte, in welchem er Tausenden zum Segen mit unermüdeter Treue gearbeitet und reiche Frucht geschafft hat. Als Rektor hat er 2345 Schüler inskribirt und 2322 Schüler entlassen. Ein heller Freudenschein strahlte noch in sein Greisenalter, da ihm das Glück zu Theil ward, zu den vielfachen Jubiläen, die er, wie selten Jemand, gefeiert hatte, am 10. Februar 1857 bei voller Rüstigkeit das goldene Ehejubiläum hinzufügen zu können. Am 10. Februar 1807 hatte er sich mit seiner treuen Lebensgefährtin Frau Florentine Friederike, einer Tochter des verstorbenen Bürgermeisters Karl Gottlob König in Görlitz, ehelich verbunden, und mit ihr ein halbes Jahrhundert hindurch in herzlicher Vereinigung gelebt, überhäuft mit Beweisen der göttlichen Gnade. Denn wohl konnte man ihn einen beglückten Mann nennen, wenn ein schöner Familienkreis, eine ehrenvolle Stellung im Leben, eine gesegnete Wirksamkeit, wenn bereitwillig gezollte Hochachtung und Liebe, eine feste Gesundheit und sich gleichbleibende Geistesfrische ein Recht

dazu verleihen. In seiner Zurückgezogenheit fuhr er fort, den lebendigsten Antheil an der Literatur zu nehmen und am 10. November 1859 sahen wir den beinahe 82jährigen Greis bei der Säkularfeier der Geburt des Dichters Friedrich Schiller mit fast jugendlicher Munterkeit in der Mitte der Festgenossen. Vgl. Band 37. S. 46 ff. Am 28. August 1860 überreichte ihm der Präsident der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Landesältester-Graf von Löben bei Gelegenheit der 116. Hauptversammlung die silberne Ehrenmedaille. Vgl. Bd. 38. S. 444. Ein schmerzlicher Schlag traf ihn am 22. November 1860, als seine innig geliebte ältere Tochter Florentine Liddy durch den Tod abgerufen ward. Dieser herbe Verlust beugte ihn tief und ehe noch ein Jahr abgelaufen war, folgte er der beweinten Tochter nach. Am 11. September 1861 entschlummerte er sanft in dem Alter von 83 Jahren 7 Monaten und 11 Tagen. An seinem Grabe trauern die Wittwe, zwei Söhne und eine Tochter. Der ältere Sohn Dr. Bernhard Karl Egbert Anton ist Gymnasial-Oberlehrer in Oels, der jüngere Oswin Karl Edgar Anton gegenwärtig Direktor des königlichen Kreisgerichts in Dramburg, die Tochter aber Frau Alwine Elfriede ist verheirathet an den königlichen Stabsarzt Dr. Karl Adolph Moritz, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse, in Görlitz. Die Freude, welche er an seinen Kindern erlebte, erhöhte sein häusliches Glück.

Mit der dankbarsten Anerkennung ist noch das große Verdienst zu erwähnen, welches er sich um die seit 1716 in Görlitz bestehende Priester-Wittwen- und Waisen-Societät erworben hat. Ueber 30 Jahre führte er als Provisor die Geschäfte dieser wohlthätigen Anstalt mit solcher Umsicht und Treue, daß unter seiner Leitung das Vermögen zu einer sehr ansehnlichen Summe anwuchs und die Kasse in den Stand gesetzt ward, die jährlichen Wittwenpensionen angemessen zu erhöhen. Der strenge Ordnungssinn und die unbestechliche Redlichkeit, die ihn in Allem, was er that, auszeichneten, beförderten das Gedeihen eines Vereins, der wie ein kleines Senfkorn begonnen hat und jetzt zu einem kräftigen Baume herangewachsen ist. Mit sichtbarer Vorliebe pflegte er als ein guter und getreuer Haushalter die Stiftung und beschäftigte sich, wie ich aus seinem Munde vernommen habe, eifrig damit, die Geschichte der Gesellschaft von ihrem ersten unscheinbaren Anfange bis auf die Gegenwart in einer Denkschrift darzustellen. Wie weit er damit gekommen sein mag, weiß ich nicht anzugeben; doch ist zu vermuthen, daß in seinen nachgelassenen Papieren sich die Vorarbeit befindet.

Eine höchst angenehme Ueberraschung hatte er seinen zahlreichen Schülern noch zugedacht, indem er im Jahre 1856 ein „Verzeichniß der Schüler des Görlitzer Gymnasiums, welche in den Jahren von 1803 bis 1854 die Prima oder auch nur die Sekunda besucht haben“ im Drucke herausgab. Darin sind mit der ihm eigenen Sorgfalt und Genauigkeit nicht allein die Namen, sondern auch die späteren Lebensverhältnisse der von ihm unterrichteten Schüler angegeben.*) Damit hat er uns, denen sein Andenken heilig

*) Nur zwei sind übergangen worden. Dieses Versehen aber, als es ihm von mir bemerklich gemacht wurde, war ihm so peinlich, daß er sich nicht eher beruhigte, als bis er herausgefunden hatte, wie diese Auslassung möglich geworden sei. Es sind dies zwei, die als Sekundaner im Jahre 1817 das Gymnasium verließen; der eine, Namens von Arnstedt, widmete sich der militärischen Laufbahn, der andere, Dr. Kletke, ist jetzt Realschul-Direktor in Breslau.

ist, ein sehr liebes Geschenk gemacht. Sinnend verweilt man bei diesem und jenem Namen, und die schönsten Erinnerungen an die goldene Zeit der Jugend werden wachgerufen. Viele, sehr viele sind bereits dem Lande der Zeitlichkeit entrückt und vom Glauben zum Schauen gekommen. Manche wandelten einen glatten, geebneten Pfad; auf Andere wieder leidet das Wort des Sängers der Aeneis Anwendung: per varios casus, per tot discrimina rerum tendimus in Latium. Einzelne stiegen zu hohen Stellungen im Staate und in der Kirche auf, während Andere in untergeordnete Berufskreise kamen; die Mehrzahl aber erkannte in dem „medio tutissimus ibis" ihre Lebensregel. Welche Verschiedenheit der Gaben und ihrer Verwendung! Diesem waren fünf oder zehn, jenem nur ein Pfund gegeben; der Eine wucherte mit dem Empfangenen und gewann damit einen Schatz für das Leben, der Andere ließ das Gegebene unbenutzt und empfand zu spät die bitterste Reue!

Doch ich kehre zum Vater Anton zurück und lasse noch aus dem Programme des Gymnasiums zu Görlitz, herausgegeben von seinem Nachfolger, dem Direktor J. K. G. Schütt (Görlitz 1862. 4. S. 18 fg.), eine Charakteristik folgen, die aus dem von Pietät erfüllten Herzen eines mit dem Entschlafenen genau bekannten ehemaligen Schülers geflossen ist, und mit treffenden Zügen das Bild des würdigen Lehrers zeichnet.

„Ein Hinblick auf ihn, auf eine so erfüllte Laufbahn ist voll des erhebendsten Gefühls für jeden, der neben ihm wandeln, mit ihm wirken, seiner Liebe und Theilnahme sich erfreuen durfte, ja erhebend für jeden, in dessen Brust ein Herz für sittliche Hoheit, für Recht und Wahrheit glüht, dessen Sehnsucht und Streben der Verwirklichung der schönsten Ideale der Menschen gilt.

Er war mit einer dauerhaften Gesundheit ausgerüstet, die er durch regelmäßiges Leben und Genügsamkeit sich erhielt; sein nie rastender Geist, sein durchdringender Verstand, mit eiserner Willenskraft und dem herrlichsten Gedächtniß gepaart, war fort und fort bemüht, in vielseitigster Weise in die Wissenschaften einzudringen. Nichts war ihm bei seiner fast peinlichen Gewissenhaftigkeit zu gering, und doch beherrschte er Alles in Allem; denn in seinem Kopfe wurde Alles zur Klarheit. Und diese Klarheit im Wissen wie im Wollen, seine unerschöpfliche Herzensgüte, wie seine unerschütterliche Gerechtigkeit machten ihn ebenso zum vollendeten Lehrer und Hort der Jugend, wie zum sichern treuen Leiter der Anstalt, deren Schiff in bewegten und schreckenvollen, wie in ruhigen Tagen er mit fester Hand und unerschrocken steuerte.

Wenn er auch seine Studien vorzugsweise der Theologie, Philosophie und Philologie zugewendet hatte, so war sein mit Kenntnissen reich geschmückter Geist doch zugleich kräftig geübt, in jedes wissenschaftliche Gebiet, das sich ihm darbot, siegreich einzudringen, auf jede Frage der Wissenschaft mit Gründlichkeit einzugehen, und befähigt, auch solche Gebiete mit seinem Ueberblicke zu beherrschen, die ihm ganz fern zu liegen schienen. — In hohem Grade bewunderswerth war sein seltenes Gedächtniß, indem alles darin Niedergelegte wie in einem wohlverwahrten Schatzhause geborgen und doch zu augenblicklicher Verwendung bereit lag. Sein scharfer Verstand war außer der anderweiten wissenschaftlichen Beschäftigung besonders durch Disputationen gebildet,

die er seit dem akademischen Leben in Wittenberg bis in die spätesten Zeiten mit Freuden und Ehren abhielt. Mancher seiner Schüler erinnert sich noch mit Freuden der in der Prima in lateinischer Sprache abgehaltenen Disputationen: wie er das Zerstreute zusammen zu fassen, das Unlogische logisch zu gestalten und die streitenden Parteien durch sein streng logisch geschlossenes Résumé nach beendigter Disputation zu der Wahrheit zu führen wußte, jeden Gedanken mit Unparteilichkeit und Schärfe behandelnd. Wer unter seinen Zuhörern gedächte nicht mit Freuden seines lateinischen Redeflusses, wie er so gedankenreich in Fülle dahinströmte! Worte sokratischer Weisheit flossen dabei von seinen Lippen; seine Zöglinge, manche schon selbst im Silberhaar, bewahren sie wie ein kostbares Gut in ihrem Innern auf und haben wohl auf ihrem Lebenswege die Wahrheit derselben und ihren tiefen Sinn besser noch würdigen gelernt, als zu der Zeit, wo sie zu seinen Füßen sitzend dieselben in sich aufnahmen. In allen Fächern seines Unterrichts: der Religion, Erklärung der Klassiker, Geschichte, Mathematik, in der Grammatik der alten Sprachen zeichnete er sich durch die größte Klarheit aus und suchte auch seine Schüler zu derselben zu führen. Wie er mit mathematischer Bestimmtheit seine Fragen stellte, forderte er auch die Beantwortung derselben und konnte bei Nachlässigkeit in den heiligsten Eifer gerathen. Wie unbequem auch manchem flatterhaften Schüler solche Genauigkeit war, so konnte doch keiner umhin, die Gründlichkeit anzuerkennen und schließlich zu bewundern. Jeder wurde von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Alles, was der gute Rektor Anton gesagt oder geschrieben, seine wohlbegründete Berechtigung haben müsse.

Nichts konnte ihn, der selbst das Muster und Vorbild strengster Sittlichkeit war, bei seinen Schülern mehr schmerzen, nichts ihn so erbittern, als wenn die Wahrheit umgangen werden sollte. Durch alle Sophismen und Ausflüchte hindurch wußte er dieselbe mit ungemeinem Scharfsinn zu erkennen und durch ungewöhnlich gewandte Fragen dem Munde des Lügenden zu entlocken, den die Blitze gerechter Entrüstung, die aus dem sonst so milden Auge auf ihn zuckten, tief erbeben machten und dem es bald zum klaren Bewußtsein wurde, die Wahrheit müsse an das Licht. Der reuig bekannten Schuld fehlte nie die Milde. — Wie unermüdlich, wie mühsam war er, wenn es galt, einem seiner Kinder — denn so betrachtete er seine Zöglinge — fortzuhelfen auf seinem vielleicht steilen Lebenspfade! Wie athmete da Alles an ihm Wohlwollen und Güte, nicht in rührenden, zärtlichen Worten, aber in desto wirksameren Thaten! Ach, wie viele unruhige, sorgenvolle Stunden brachte der Kampf zwischen strenger Pflichterfüllung und den Forderungen seines liebevollen Herzens in sein Leben! — Bei einem festen, konsequenten Charakter immer bemüht, selbstständig zu sein, übte er über Alles, was er hörte, sah und las, die genaueste Kritik; darum kämpfte er auch mit unerschütterlichem Muthe für Alles, was ihm nach seiner Erziehung, seinem Forschen und seiner Beobachtung der Verhältnisse als Wahrheit erscheinen mußte, und der Spruch: „Αἰὲν ἀριστεύειν“ konnte mit dem vollsten Rechte gerade unter seinem Bildnisse stehen, das so mancher seiner Schüler in seinem Hause als ein Heiligthum hält. — Wenn er auch der Geselligkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht lebte, so verkehrte er doch gern mit Allen, die sein Amt als Rektor, Bibliothekar und Provisor der Wittwenkasse ihm zuführte; und die oft scheinbar so einfachen Unterredungen wurden für ihn, den philosophischen Beobachter, Quellen der tiefbegründetsten Kenntniß der Menschen

und ihrer Verhältnisse, deren Resultate er gern zusammenfaßte in eigenen originellen Worten oder wiederfand in dem geistreichen Ausspruche eines Weisen neuer oder alter Zeit.

Bis in das höchste Greisenalter blieb der seltene Mann lebensfrisch und empfänglich für Alles, was das Leben des Menschen und Christen ziert und verschönt; darum verstand er auch die Wünsche und Bedürfnisse der Jugend zu würdigen, er theilte ihre unschuldigen Freuden, verklärte, heiligte sie durch seine Gegenwart. Welcher von seinen Schülern knüpfte nicht hieran freudige, unvergeßliche Erinnerungen! Nie wird die dankbare Erinnerung an diesen ausgezeichneten Mann aus der Seele seiner Schüler verschwinden."

In den vorstehenden Worten wird wohl jeder seiner gewesenen Schüler den geliebten Lehrer wiedererkennen, der in der That kaum Einen zurückgelassen hat, der nicht mit inniger Ehrfurcht seiner gedächte. Nur eine Eigenschaft mag noch hervorgehoben werden, die seinem Charakter zu hohem Ruhme gereicht. Er war frei von dem, was man „Nachtragen" nennt, und gerade dies fesselte auch solche Schüler an ihn, die durch jugendlichen Leichtsinn und Uebermuth ihn manchmal gegen sich aufbrachten. Zu manchen Zeiten war er reizbar und wurde auch bei kleinen Veranlassungen leicht heftig. Dann übte er wohl das Amt der Zucht bisweilen, wie es schien, mit rücksichtsloser Schärfe; aber war die erste Aufregung vorüber, so wußte er absichtslosen Muthwillen von vorsätzlicher Kränkung zu unterscheiden und brachte dem vielleicht durch harte Worte Verletzten ein mildes, väterliches Wohlwollen entgegen, welches wie ein warmer Sonnenstrahl die Eisrinde, die sich um das Herz dessen, den die scharfe Rüge getroffen hatte, legen wollte, zum Schmelzen brachte.

Sein Unterricht war stets anregend und durchaus gründlich, nie oberflächlich. Auch anscheinend Trockenes verstand er anziehend zu machen und bei Erklärung der alten Klassiker drang er tief in ihren Geist ein. Cicero's berühmte Schrift „de officiis" sprach seinen scharfen Verstand besonders an und er gab dazu gediegene Erläuterungen. Vielleicht weniger glücklich in der Auffassung der feineren Schönheiten in den Werken der alten klassischen Dichter, war er doch nicht unempfänglich dafür; aber die philologische Gründlichkeit ließ ihn zuweilen leichter darüber hinweggehen, als es dem Schüler erwünscht war. Dagegen war sein Sinn dem Geiste verwandt, welcher aus den Psalmen und prophetischen Büchern der heiligen Schrift zu uns redet. Mit fühlbarer Wärme folgte er dem erhabenen Schwunge der hebräischen Sänger, mit deren Spracheigenthümlichkeiten er innigst vertraut war, und flößte den Schülern, wie sehr diese auch noch mit den Schwierigkeiten des semitischen Idioms zu ringen hatten, die Ahnung des göttlichen Hauches ein, der diese Schöpfungen, die so einzig in ihrer Art sind, durchwebt.

Doch genug von dem Leben des theuren Vollendeten! Sein Leichenbegängniß am 14. September gab Zeugniß davon, wie fest gegründet die Achtung war, in der er verdientermaßen stand. Das Gymnasium widmete ihm folgenden, von seinem früheren Schüler und späteren Amtsgenossen Professor Dr. Struve verfaßten schönen Nachruf:

Er ist nicht mehr! — Auch Dir schlug Deine Stunde,
Du Felsenstamm, die Zeit durchnagt' auch Dich! —
„Anton nicht mehr!" — so tönt's von Mund zu Munde,
Dich rief es heimwärts, theurer Greis, auch Dich! —
Es war so lieb Dich noch bei uns zu wissen,
Gewohnten Daseins Band ist jetzt zerrissen.

Geschlechter schwanden! — tief aus Kindheitsträumen
Erinn'rung ruft Dein edles Bild hervor.
Wie Dir zu Füßen in der Musen Räumen
Bewundernd horcht lernmuth'ger Jugend Chor.
Den Mann, den Greis sah'n wir in heil'gem Walten
Mit ruh'ger Kraft sein sich'res Steuer halten!

Zerschellend brach an Dir ein Fels in Fluthen,
Des Zeitenwechsels hochgeschwätz'ger Wahn.
Unwandelbar, wenn matt die Stürme ruhten,
Standst Du bewährt in alterkannter Bahn.
Nicht Nacht, nicht Fluth barg leuchtendem Verstande
Der Trümmer Weh an falschem Klippenstrande.

„Nicht links, nicht rechts, ihr Jünglinge, vorüber!" —
Du treuer Eckart standst oft mahnend still! —
Greiser Pilot, hindurch, hinauf, hinüber
Mit Dir, mit Dir! — Auf, wer sich retten will! —
Ach! uns wirft noch die schwanke Fahrt hienieden,
Du — fahre wohl — Dich birgt des Hafens Frieden!

Es bleibt noch übrig, Anton's Schriften namhaft zu machen.

I. Akademische Schriften.

Dissertatio de lingua primaeva ejusque in lingua hebraica antiquissima reliquiis. Viteb. 1800. 4.
Dissertatio: Dubitationes quaedam de cognitione a priori, qualem Kantius statuere videtur. Viteb. 1800. 4.
Dissertatio praeside D. C. L. Nitzsch: Locus Gal. III., 20. critice, historice et exegetice tractatus. (Viteb. 1800. 4.).
Die dritte und achte Idylle Theokrits, in einer deutschen metrischen Uebersetzung. Wittenb. 1802. 8.
Philosophische Prüfung der verschiedenen Meinungen über den Eid, nebst einem Anhange über Matth. V., 23 ff. Leipz. 1803. 8.

II. Schulschriften.

1. Zum Gehler'schen Aktus:

De loco Matth. IX, 2. praeconceptam Judaeorum opinionem de morbis peccatorum poenis non confirmante, sed refutante, comment. I.; 1803. 1 Bogen fol. Comment. II. 1804. 1 Bogen fol.
Philosophische Prüfung der Jesuitischen Meinungen über den Eid. 1stes Progr. 1805. 1 Bogen fol. 2tes Progr. 1807. 1½ Bogen fol. 3tes Progr. 1809. 1½ Bogen fol.
Es giebt kein dinglich-persönliches Recht. 1806. 1½ Bogen fol.

2. Bei außerordentlichen Gelegenheiten.

Gründe zur Empfehlung der griechischen Sprache. Progr. zur Antrittsrede bei Uebernahme des Rektorats, den 2. Juni 1809. 22 S. 4.
De varia lectione, quae in Ciceronis epist. ad divers. XVI., 26. reperitur; zur Einweisung Weiske's in's Konrektorat und Küttner's in's Subrektorat den 6. Oktober 1809. 12 S. 4.
Defensio veteris regulae grammaticae contra Seidenstückeri paradoxon (daß es nämlich falsch sei, zu behaupten, der Plural komme nur den nominibus appellativis, nicht den nominibus propriis zu); zur Einweisung Weise's in's Subrektorat den 3. November 1815. 10 S. 4.

Zur Feier der Vollendung des dritten Jahrhunderts seit dem Anfange der Kirchenverbesserung Dr. Martin Luther's (mit Nachrichten über Luther und die Reformation überhaupt, und über die Reformation in Görlitz insbesondere). 1817. 24 S. 4.

Die Vortheile der evangelischen Kirchenverbesserung dargestellt in einer Schulrede 1817. 35 S. 8. Vgl. unter No. 8.

3. Zum Gregorius- oder Lob- und Dank-Aktus.

Verzeichniß der Lehrer am Gymnasium im zweiten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts und der von ihnen in dieser Zeit herausgegebenen Schulschriften Der Materialien zu einer Geschichte des Gymnasiums 21ster Beitrag. 1822. 16 S. 4. Desgleichen

Verzeichniß der Lehrer am Gymnasium im dritten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts und der von ihnen in dieser Zeit herausgegebenen Schulschriften, nebst einer Uebersicht des Schulbesuchs in den ersten drei Jahrzehenden. Der Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums 32ster Beitrag. 1832. 18 S. 4.

Verzeichniß der Lehrer u. s. w. im vierten Jahrzehend des 19. Jahrh. u. s. w., nebst einer Uebersicht des Schulbesuchs in dem vierten Jahrzehend und aller Lehrer in den ersten vierzig Jahren. Der Materialien u. s. w. 43ster Beitrag. 1842. 18 S. 4.

Verzeichniß der Lehrer u. s. w. im fünften Jahrzehend u. s. w., nebst einer Uebersicht des Schulbesuchs in dem fünften Jahrzehend und der Zahl der Lehrer in den ersten fünfzig Jahren. Der Materialien u. s. w. 53ster Beitrag. 1851. 16 S. 4. (Das Verzeichniß für das erste Jahrzehend siehe unter No. 5. vom Jahre 1811).

Gemeinfaßliche Darstellung der Rechnung mit zwölf Zeichen; eine Beilage zu den mathematischen Lehrbüchern für Schulen, viertes Stück, das Eintheilen. 1823. 18 S. 4. (Die ersten drei Stücke siehe unter No. 5. bei den Jahren 1817, 1818 und 1820).

Verzeichniß aller im 18. Jahrhundert zur Johann Rudolph von Gersdorfischen Gedächtnißfeier in Görlitz herausgegebenen Schulschriften. 1824. 17 S. 4.

Wir erlangen durch Christum um des Glaubens willen aus Gnaden Vergebung der Sünden; Rede gehalten beim dritten Jubelfeste der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses am 25. Juni 1830. 1831. 20 S. 4.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. Erstes Stück, A.—H. 1825. 16 S. 4. Zweites Stück, J.—N. 1826. 16 S. 4. Drittes Stück, O.—R. 1827. 14 S. 4. Viertes Stück, S. 1828. 16 S. 4. Fünftes Stück, T.—V. 1829. 19 S. 4. Sechstes Stück, W.—Z. und Nachtrag 1tes Stück Aa—Anschl. 1830. 16 S. 4. Siebentes Stück, Nachtrag 2tes Stück, A.—D. 1833. 20 S. 4. Achtes Stück, Nachtrag 3tes Stück, E.—H. 1834. 28 S. 4. Neuntes Stück, Nachtrag 4tes Stück, J.—L. 1836. 22 S. 4. Zehntes Stück, Nachtrag 5tes Stück, M.—N. 1837. 22 S. 4. Eilftes Stück, Nachtrag 6tes Stück, O.—Q. 1838. 20 S. 4. Zwölftes Stück, Nachtrag 7tes Stück, Ra.—So. 1839. 32 S. 4. Dreizehntes Stück, Nachtrag 8tes Stück, Sp.—Tu. 1840. 24 S. 4. Vierzehntes Stück, Nachtrag 9tes Stück, Ub.—Verw. 1843. 16 S. 4. Fünfzehntes Stück, Nachtrag 10tes Stück, Verz.—Zw. 1844. 26 S. 4.

Sechszehntes Stück, zweiter Nachtrag 1tes Stück, A.—D. 1845. 24 S. 4. Siebenzehntes Stück, zweiter Nachtrag 2tes Stück, E.—F. 1846. 27 S. 4. Achtzehntes Stück, zweiter Nachtrag 3tes Stück, G. 1847. 19 S. 4. Neunzehntes Stück, zweiter Nachtrag 4tes Stück, H. 1848. 22 S. 4.

Die Gelübde des Volkes bei der Huldigung seines Königs. Eine Rede bei der Feier des Geburts- und Huldigungsfestes Friedrich Wilhelm's IV. am 15. Oktober im Gymnasium gehalten. 1841. 21 S. 4.

Vergleichung der Religionslehren der Bibel mit Schiller's Gedichten: Resignation, und: Die Götter Griechenlands. Eine Rede beim Lob- und Dank-Aktus am 10. Januar 1848 gehalten. 1849. 20 S. 4.

Erinnerungen und Gefühle am 15. Oktober 1849. Eine Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Königs gehalten. 1850. 18 S. 4.

Verzeichniß der der Gymnasialkassenverwaltung überwiesenen Stiftungen, welche dem Gymnasium und den damit verbundenen Anstalten gehören. Erste Hälfte. 1852. 19 S. 4. Zweite Hälfte. 1853. 21 S. 4.

Einiges aus dem Leben des Verfassers. 1854. 26 S. 4.

4. Zum Sylverstain'schen Aktus.

De eo, quod nostrum est, quum per libertatem plurium officia inter se pugnant atque contendunt. 1809. 15 S. 4.

Capitis III. Chabucuci versio et nova ejusdem versum 13. exponendi ratio. 1810. 17 S. 4.

Capitis III. Zephaniae versio et nova ejusdem versum 18. exponendi ratio. 1811. 24 S. 4.

Capitis II. Michae versio et nova ejusdem versum 6. exponendi ratio. 1812. 14 S. 4.

Comparationis librorum sacrorum V. F. et scriptorum profanorum graecorum latinorumque eum in finem institutae, ut similitudo, quae inter utrosque deprehenditur, clarius appareat, Pars I. 1814. 14 S. 4. Pars II. 1815. 8 S. 4. Pars III. 1816. 24 S. 4. Pars IV. 1817. 11 S. 4. Pars V. 1818. 12 S. 4. Pars VI. continens additamentum de voce βατύλη et loco Aristoph. Plut. V. 1012. 1819. 12 S. 4. Pars VII. 1821. 11 S. 4. Pars VIII. 1824. 15 S. 4. Pars IX. 1827. 16 S. 4. Pars X. 1831. 15 S. 4. Pars XI. 1842. 16 S. 4. Pars XII. 1843. 18 S. 4. Pars XIII. 1849. 16 S. 4. Pars XIV. 1853. 24 S. 4.

Nonnulla de accentibus graecis, inprimis de acuto distinctivo et conjunctivo ac de voculis procliticis. Zur ersten hundertjährigen Jubelfeier der Sylverstainischen Stiftung. 1820. 16 S. 4.

Inquisitio in exordium orationis a Paulo Athenis habitae Act. XVII., 22. 23. 1822. 15 S. 4.

De discrimine particularum οὐ et μή brevis dissertatio. 1823. 12 S. 4.

Specimina metrica latini, graeci et hebraici sermonis a discipulis Gymnasii exhibita. 1825. 13 S. 4.

Pauca de duplici Lutheri versione loci Ephes. III. 19. verbis quidem, non autem sensu diversa, sed improbabili. 1826. 14 S. 4.

Examinantur testimonia de conjuratione, qua Arminius cladem Varianam praeparasse dicitur, et argumenta, quibus ductus Ludenius, eam fictam esse, judicat. 1828. 20 S. 4.

Brevis de disciplina scholastica dissertatio. 1829. 12 S. 4.

Zur Feier der Vollendung des dritten Jahrhunderts seit der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses. 1830. 20 S. 4. (Diese Schrift enthält eine kurze Geschichte der Uebergabe des genannten Glaubensbekenntnisses.)

Conversio loci 1. Cor. XI, 3—15 et vocabuli *ἐξουσία* nova interpretatio. 1832. 10 S. 4.

Brevis dissertatio de poena mortis non abroganda. 1833. 12 S. 4.

Brevis dissertatio de Querxis et significatione eorum nominis. 1834. 12 S. 4.

Königl. Preußisches Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 4. Juni 1834 mit den früher in dieser Angelegenheit erlassenen Verordnungen. 1835. 36 S. 4.

Codicis Luciani, qui in bibliotheca Milichiana nostra asservatur, descriptio adjunctis ex libro de conscribenda historia §§ I—XVII lectionibus, quibus a Reitziana editione discrepat. 1835. 16 S. 4. Commentatio secunda, ex libri de conscribenda historia paragraphis XVIII—LXIII et ex Phalaride priore et posteriore atque ex patriae encomio lectiones, quibus a Luciano, quem Reitzius edidit, discrepat, exhibens. 1836. 12 S. 4.

Auszug aus der Hohen Ministerialverfügung vom 24. October 1837, die Lorinser'sche Streitfrage betreffend. 1838. 24 S. 4.

Comparatur mos recens hieme expulsa aestatem cantu salutandi cum similibus veterum moribus. Partic. I. 1839. 24 S. 4. Partic. II. 1840. 16 S. 4. Partic. III. 1841. 18 S. 4.

Brevis expositio doctrinae de categoriis, quas statuerunt philosophi. 1844. 16 S. 4.

Ueber die Lehren, welche der sechsundzwanzigste Julius, und der vierzehnte December des verflossenen Jahres uns predigen.*) Eine Rede, beim Lob- und Dank-Aktus am 6. Januar 1845 gehalten. 1845. 19 S. 4.

Responsio ad quinque Wisliceni quaestiones, et nova verborum Exod. III, 21, 22 et XII, 35, 36 interpretatio. 1846. 15 S. 4.

Commentatio de discrimine inter Aristotelicum: *τί ἐστι* et *τί ἦν εἶναι*. 1847. 16 S. 4.

Interpretatio effatorum Christi, quae multis offensioni erant, inprimis de jurejurando omnino vetito. 1848. 14 S. 4.

Brevis dissertatio de lingua graeca ad usum literarum latinae praeferenda. 1850. 22 S. 4.

De loco Gal. III, 20 additamentum disputationis de hoc loco ante haec decem lustra scriptae. 1851. 24 S. 4.

De Sibyllis et Sibyllino oraculo Jesum Christum praenunciante, quod in codice bibliothecae Milichianae manu scripto reperitur. 1852. 20 S. 4.

5. Zum Kür-Aktus.

Zum Andenken des seligen Herrn Rektors M. Chr. Aug. Schwarze. 1809. 32 S. 4.

---

*) Am 26. Juli 1844 machte Tschech den Mordversuch auf den König von Preußen Friedrich Wilhelm IV., und am 14. December 1844 erlitt er in Spandau die Todesstrafe durch Hinrichtung mit dem Beile.

Ueber die Gesinnung, mit welcher der Vorsteher einer Schulanstalt sein Amt verwalten muß, wenn er bei demselben den guten Muth nicht verlieren will. 1810. (Antrittsrede des Verfassers.) 26 S. 4.

Verzeichniß der Lehrer am Gymnasium im ersten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts und der von ihnen in dieser Zeit herausgegebenen Schulschriften. Der Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19. Jahrhunderte 10. Beitrag. 1811. 14 S. 4. (Die Berichte über das 2., 3., 4. und 5. Jahrzehend stehen unter No. 3. bei den Jahren 1822, 1832, 1842 und 1851.)

Verzeichniß aller im 18. Jahrhundert zur Gedächtnißfeier des Freiherrn N. F. von Sylverstain und Pilnickau in Görlitz herausgegebenen Schulschriften. 1812. 16 S. 4.

Verzeichniß aller im 18. Jahrhundert zur Karl Gehler'schen Gedächtnißfeier in Görlitz herausgegebenen Schulschriften. 1814. 24 S. 4.

Ueber die wechselseitigen Erwartungen, welche bei Erneuerung der Hörsäle Stadt und Schule von einander hegen dürfen. Rede am 3. Aug. 1814 gehalten. 1815. 16 S. 4.

Zum Andenken an Konrad Gottlob Anton. 1816. 24 S. 4.

Gemeinfaßliche Darstellung der Rechnung mit zwölf Zeichen, eine Beilage zu den mathematischen Lehrbüchern für Schulen, erstes Stück, das Zählen. 1817. 16 S. 4. Zweites Stück, das Zusammenziehen und Abziehen. 1818. 12 S. 4. Drittes Stück, das Vervielfältigen. 1820. 24 S. 4. (Das vierte Stück steht unter No. 3. beim Jahre 1823.)

Darstellung der Irrthümer, welche Kotzebue's Ermordung veranlaßten. 1819. 22 S. 4.

6. Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19. Jahrhundert.

Der 7te bis 57ste Beitrag sind von Anton verfaßt. Sie reichen bis zu seiner Emeritirung im Jahre 1854.

Den Materialien am 5. April 1816 (14ter Beitrag) ist beigefügt eine lateinische Ode in alkaischem Versmaaße an Se. Maj. Friedrich Wilhelm III. III. Non. Aug. MDCCCXV.

7. Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften.

Die Abhandlung über Gal. III, 20. vom Jahre 1800 erweitert und vermehrt in Pott Sylloge commentationum theologicarum. Vol. V. pag. 141—274.

Das Programm über Matth. IX, 2. Commentat. I. ist übersetzt in Horn's Gött. Museum der Theol. u. Lit. Bd. 1. Heft 2. Commentat. I. und II. ist übersetzt im Prediger-Journal für Sachsen 1808, 7tes und 8tes Heft. S. 419 ff.

Das Programm: Zum Andenken an Konrad Gottlob Anton ist abgedruckt mit Zusätzen im Neuen Lausitzischen Magazin. Band III. S. 354—381.

Die Abhandlung de discrimine particularum οὐ et μή ist aufgenommen in Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1824. S. 481—488.

Etwas über die Preisschrift des Ferdinand Hand über des Tacitus Psychologie in der Lausitzischen Monatsschrift 1805. I. S. 339—346.

Von den Wohlthaten, welche unser Vaterland im verflossenen Jahre (1806)

durch Gottes Hülfe genossen, eine Rede, in der Laus. M.-S. 1807. I. S. 9 ff.

Geschichtliche Bemerkungen dazu, ebendaselbst I. 264 ff.

Die Romanenlekture verdirbt den Geschmack an der wirklichen Welt, Rede, ebendaselbst 1808. I. S. 160 ff.

Berichtigung über Napoleon's und Alexander's Geburtstag im Allg. Anzeiger der Deutschen 1819. No. 243. S. 2605 ff.

Ueber ἑνός Gal. III, 20. gegen Reuß, Rechtfertigung des Hulsius, in den theologischen Nachrichten zu den Annalen 1820. S. 470 ff.

Ueber eine Görlitzer und eine Wittenberger Handschrift des Sallust, eine des Lukian und einige italienische in Görlitz befindliche, in der Leipz. Lit.-Zeitg. 1820. St. 258. S. 2057—2059.

Ueber die neuen preußischen Silbergroschen im Allg. Anz. der Deutschen 1822. No. 34. S. 353—355.

Einrichtung und Schicksale des Görlitzer Gymnasiums in den letzten 25 Jahren, im Neuen Lausitzischen Magazin. Band IV. S. 215—237. 337—362 und 479—502.

Das Gymnasium in Görlitz, in der Allgemeinen Schulzeitung, Abtheil. II. 1827. No. 7—9.

Bemerkung, daß die Vermuthung in No. I. der Blätter für literarische Unterhaltung vom Jahre 1838, die elegantiae latini sermonis hätten dem Meursius das Verbot des Bücherschreibens zugezogen, nicht richtig sei, weil Nikolaus Chorier das Buch geschrieben, und es erst nach Meursius' Tode unter dem erdichteten Namen Joh. Westrene herausgekommen sei, in denselben Blättern 1838. No. 183. S. 748, unterzeichnet mit 95.

Benachrichtigung, daß das in den Scriptores rerum Lusaticarum abgedruckte für verloren gehaltene Calendarium der Mönche sich auf der Milich'schen Bibliothek befinde, in der Hall. Allg. Lit.-Zeit. vom Jahre 1840, im Intelligenzbl. No. 62., wo S. 508. Z. 24 am Ende s ausgefallen ist, hier s. v. a. sex.

Eine lateinische choriambische Ode zur 50jährigen Jubelfeier des Hofrath Bürgermeister Sohr, abgedruckt in der Allgem. Schulzeitung, Abtheilung II. 1827. No. 9.

Besonders erschienen ist eine lateinische Ode zu Ehren Sr. Maj. Friedrich Wilhelm's IV. und demselben am 14. August 1840 überreicht.

Recensionen neu erschienener Schriften und Programme lieferte er noch im spätesten Alter für das Neue Laus. Mag. Bd. XXXVIII. S. 289—327.

8. Im Buchhandel erschienen sind:

außer den unter No. I. genannten akademischen Schriften, sowie den zwei Idyllen des Theokrit, auch philosophische Prüfung der verschiedenen Meinungen über den Eid 2c. Leipz. 1803. 8. Siehe No. I.

Darstellung der Irrthümer, welche Kotzebue's Ermordung veranlaßte. Görlitz 1819. 42 S. 8. Siehe II, No. 5.

Die Vortheile der evangelischen Kirchenverbesserung, eine Rede. Görlitz 1817. 35 S. 8. Siehe II, No. 2.

Aus des Vaters Hinterlassenschaft gab er heraus: Phaedri Fabularum Aesopicarum libri V. et P. Syri aliorumque veterum Centuriae etc. Zittaviae et Lipsiae 1817. XXXIV. und 148 S. 8.

Seine letzte verdienstvolle Schrift, ein theures Vermächtniß an seine ehemaligen Schüler ist bereits besprochen. Der vollständige Titel ist: Verzeichniß der Schüler des Gymnasiums zu Görlitz, welche in den Jahren von 1803 bis 1854 die Prima oder auch nur die Sekunda besucht haben. Herausgegeben von ihrem ehemaligen Lehrer Karl Gottlieb Anton. Görlitz 1856. XVI. und 118 S. 8.

Die Zahl der von ihm herausgegebenen Schulschriften beträgt nach seiner eigenen Angabe (Einiges aus dem Leben des Verfassers, Programm zum Lob- und Dank-Aktus den 9. Januar 1854. S. 12) im Ganzen 144.

Hirche.

4.

Johann August Rösler.

Doktor der Philosophie, emeritirter Gymnasial-Oberlehrer, Ehrenmitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften,

entschlief bald nach Anton, welchen er noch zu Grabe geleitete, ebenfalls in hohem Alter, als zweiter Veteran unter den Lehrern des Görlitzer Gymnasiums. Auch er hat eigenhändig einen Abriß seines Lebens aufgezeichnet, welcher hier, nur in einigen Stellen etwas verkürzt, eine Stelle finden soll, da es manchem Pädagogen erwünscht sein wird, einen Mann, wie Rösler, die reichen Erfahrungen, die er auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichts gemacht hat, aussprechen zu hören. Dabei ist diese Autobiographie auch ein willkommener Beitrag zur Geschichte des Unterrichtswesens der Stadt Görlitz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und enthält fruchtbare Winke über Wollen und Können auf einem Gebiete, auf dem so viel experimentirt wird, ohne daß immer die wissenschaftlichen Principien zuvor klar in's Bewußtsein getreten sind. Der Verewigte erzählt Folgendes:

„Ich, Johann August Rösler, bin den 27. August 1778 zu Görlitz geboren. Meine Eltern waren Sebastian Rösler und Sophia geb. Gardt aus Muskau. Mein Vater war Oberältester der Nagelschmiede; später betrieb er Tabak- und Garnhandel, zugleich verwaltete er mehrere städtische Aemter, als Holzverwalter, Billeteur, bürgerschaftlicher Deputirter, theils mit, theils ohne Gehalt.

Im Tabaksgeschäfte mußte ich bis zwei Jahre vor meinem Abgange auf die Universität viel helfen, als Karotten rappiren, und nach Beendigung der Schulstunden in dem kleinen Laden verkaufen, was, da der Handel flott ging, mich im Lernen, welches ich zugleich mit im Laden vornehmen mußte, sehr störte.

Meine Geschwister, die sämmtlich bereits verstorben sind, waren: 1) Johanne Christiane, verheirathet mit dem Zeichnenlehrer Jacobi in Görlitz; 2) Johann Friedrich Rösler, Eisenhändler in Görlitz; 3) Johann Karl Rösler, ordentlicher Professor an der Malerakademie in Dresden; 4) Johann Immanuel Rösler, Oberältester der Tischler in Dresden; 5) Johann Samuel Rösler, welcher schon 1812 als Oberarzt in der königl. sächsischen Armee zu Warschau starb.

In unserer Kindheit wurden wir streng erzogen, mußten stets die Kirche besuchen und außerdem an Sonn- und Feiertagen der Kinderstunde von 3 bis

4 Uhr des Nachmittags beiwohnen, da die Eltern sich zur herrnhutischen Brüdergemeinde hielten, der auch der Vater sein gutes Auskommen zu danken hatte.

Den ersten Unterricht empfing ich in der Waisenhausschule, als der besten Elementarschule; 1789 kam ich nach der Quinta des Gymnasiums und zu Ostern 1800 begab ich mich nach Leipzig auf die Universität. Mit Dank verehre ich noch in meinem hohen Lebensalter die würdigen Lehrer Hortzschansky, Tzschoppe und Schwarze. Die in Geld bestehende von Gersdorf'sche Schulprämie wurde mir in allen Klassen ertheilt; auch erhielt ich das von Sylverstain'sche Schulstipendium durch das Loos auf drei Jahre. Von nicht geringem Nutzen war es für mich, daß ich in allen Klassen bei den jährlich zweimal stattfindenden öffentlichen Redeaktus mehrmals auftreten durfte, da die meisten meiner Mitschüler zu zaghaft dazu waren. Dies hatte für mich den Vortheil, daß ich mich an eine deutliche Aussprache gewöhnte und später als Kandidat der Theologie furchtloser die Kanzel betrat. Zwar verließ ich mit einem sehr günstigen Zeugnisse, welches damals nur vom Rektor ausgestellt wurde, die Schule, fand aber bald in Leipzig, in welchem Abstande unsere Kenntnisse gegen die aus andern Schulen Kommenden waren.

In Leipzig verband ich schon im Laufe des zweiten Jahres das theologische Studium mit dem pädagogischen, wozu die unter Plato und Dolz blühende Rathsfreischule mich hinzog. Diese Männer verstanden es, Studirende an sich zu ziehen, indem sie ihnen nicht blos pädagogische Schriften mittheilten, sondern ihnen auch verstatteten, zu jeder gelegenen Zeit die Lektionen aller Lehrer zu besuchen, was für uns das Gute hatte, daß wir den Vortrag des Einen uns zum Muster wählten und eines Andern Verhalten in der Zukunft vermieden. Für mich war es eine Schule des Lebens, aus welcher ich mehr Gewinn hatte, als aus den meisten Kollegien, in welchen Professoren ihre geschriebenen Hefte ablasen, zumal da die meisten Studirenden es für ihre unerläßliche Pflicht erachteten, Alles wörtlich nachzuschreiben.

Bis 1804 besuchte ich die theologischen Kollegia von Burscher, Keil, Beck, Krüger u. a. m., die philosophischen von Seidlitz, Platner, Hermann, Rabe, die mathematischen und physikalischen von Hindenburg, Tauber u. a. m.

Schon 1802 erlangte ich die Magister- und Doktorwürde in der Philosophie, trat später in die wendische (damals nur deutsche) und in die donnerstägige Predigergesellschaft. In Folge davon ergingen oft an mich Aufforderungen zum Predigen, so daß ich in allen Kirchen Leipzig's mehrmals den Nachmittagsgottesdienst, zweimal auch die Vormittagspredigt in der Johanniskirche abgehalten habe. Hier in Görlitz habe ich nur zweimal gepredigt, und einmal als ich von Leipzig hier zum Besuche war.

Zu meinem Unterhalte konnte ich von den Eltern nicht viel erhalten; doch hatte ich das Schulstipendium im Betrage von 150 Thalern gesammelt, und da mir auf der Universität das von Gersdorf'sche Stipendium verliehen wurde, so reichte ich in den ersten zwei Jahren damit und mit dem, was ich von Zeit zu Zeit vom Vater erhielt, ziemlich aus.

Da es nun nicht schwer hielt, Unterrichtsstunden in Familien zu erlangen, so begann auch ich schon 1802 als Lehrender, und ich glaube dadurch mehreren Familien nicht ohne Nutzen gewesen zu sein. Unterdessen war im Jahre 1803 die Leipziger Bürgerschule errichtet worden, in welcher, wie in der Rathsfreischule, oft eine Kollaboratur durch Versetzung zur Erledigung

kam. Befreundet mit den Lehrern an der Schule erhielt ich die Aufforderung, auch um eine solche nachzusuchen, und ich entschied mich für die unter Gedike, Goldhorn, Krug, Lindner blühende Bürgerschule, zumal da der Direktor Gedike bei meinen vielen in Familien zu ertheilenden Lektionen auf meine beschränkte Zeit Rücksicht nahm und mir weniger Lektionen zutheilte. Dies geschah an Ostern 1805, von welchem Zeitpunkte ab ich aus dem Predigerkollegium schied und in Leipzig nicht weiter predigte.

Waren meine Verhältnisse durch den Unterricht in Familien bereits sehr angenehm gewesen, so wurden sie es jetzt dadurch noch mehr, daß ich nun auch in einer öffentlichen und zwar ausgezeichneten Schule wirken konnte. Auch habe ich nie Ursache gehabt, diesen Schritt zu bereuen, da ich durch den Unterricht in den mittlern Knaben- und in den obern Mädchenklassen, sowie durch die wahrhaft belehrenden Konferenzen und durch anderweitige Besprechungen in pädagogischer Hinsicht ungemein gewonnen habe.

Der Ruf der Leipziger Bürgerschule verbreitete sich durch ganz Deutschland; von hochgestellten und berühmten Männern waren die Lehrstunden sehr oft besucht, und viele Lehrer wurden deshalb in die Städte Sachsens und Deutschlands überhaupt berufen. Auch an mich erging schon 1805 eine Einladung nach Görlitz zur Uebernahme einer Stelle am Gymnasium, die ich aber ablehnte, und 1806 eine solche zur Gründung einer Mädchenschule, wozu ein Fonds (wohl der von Gersdorf'sche?) da sei; aber Leipzig war mir zu werth, zumal da ich mich hier noch sehr vervollkommnen konnte. Im Jahre 1809 aber konnte ich einer neuen Einladung zur Uebernahme der zweiten Kollegenstelle am Gymnasium nicht widerstehen, da bei den günstigen Zusagen mir von Gedike und Lindner, wie ungern sie mich auch scheiden sahen, zugeredet wurde. So nahm ich denn nach großer Ueberwindung, da Schüler und Schülerinnen, wie deren Eltern mir ihre Liebe unverkennbar bezeugten, das Anerbieten an. Ohne erst zu einer Probelektion veranlaßt worden zu sein, erhielt ich vom Magistrat alsbald die Vokation.

Der Abschied von Leipzig wurde mir nach einem neun Jahre langen schönen Aufenthalte sehr schwer; doch der bekannte Spruch: „Lipsia vult exspectari" trieb zuletzt, so sicher auch die Aussichten waren, in Leipzig als Hauptlehrer oder Prediger endlich angestellt zu werden, obgleich viele ebenfalls würdige Exspektanten vorhanden waren, dergestalt, daß ich Leipzig beruhigter verließ.

Am 4. Mai 1809 wurde ich von einer Deputation des Magistrats feierlich in mein neues Amt eingewiesen; das Rektorat war gerade erledigt. Mein Eintritt selbst erregte Mißstimmung bei den Kollegen, da der damalige Kollaborator (M. Prätor) übergangen worden war, woran ich freilich keine Schuld hatte.

Mein Muth aber sank am 5. Mai beim Eintritt in den großen Saal, welcher der Quarta, deren Klassikus ich wurde, angewiesen war. Gewöhnt an die prächtigen Lehrzimmer der Leipziger Bürgerschule, mußte ich durch eine niedrige, enge, vom Zimmermanne verfertigte Thüre gebückt einige Stufen hinaufgehen, sah vor mir ein unsauberes, seit vielen Jahren nicht geweißtes Gewölbe, kleine vergilbte Fenster, fand als Sitz für den Lehrer einen alten hohen Schemel und als Tisch ein mit Unschlitt-, Brand- und Tintenflecken besudeltes, auf einen alten Holzbock aufgenageltes Brett, die Schultafeln und Sitzbänke in eben solchem Zustande. Da verließen mich Muth und Freudig-

keit, so daß ich vor den versammelten erwartungsvollen Schülern alsbald laut erklärte, daß in einem solchen Lokale weder Lehrer noch Schüler in Freudigkeit thätig sein könnten, und daß, sollte ich in Görlitz gehalten werden, das Aeußere eine freundliche Gestalt erhalten müsse.

Da man sich viel von mir zu versprechen schien, so ergingen wenige Tage darauf von Seiten obrigkeitlicher Personen Fragen an mich, wie es mir gefalle? worauf ich freimüthig meinen Unmuth über das Aussehen des Klassenzimmers aussprach und meinen Entschluß, wieder fortzugehen, wenn es nicht anders würde, nicht zurückhielt. Einige Abhülfe fand schon zu Pfingsten, die gänzliche Umgestaltung während der Ferien statt — eine größere, ordentlich aussehende Thüre, neue Fenster, Schultafeln, Sitzbänke, Tisch, Stuhl wurden besorgt, der Lehrsaal wurde ausgeweißt — was freilich durch das damalige Bauamt nicht so ausgeführt worden sein würde, wenn ich nicht überall dabei gewesen wäre und bei den Arbeitern durch Trinkgelder nachgeholfen hätte. Da sich sämmtliche Klassenzimmer in einer ähnlichen traurigen Verfassung befanden, so sahen mich einige Kollegen scheel an, als sei ich der allein Begünstigte. Nur Prima erhielt später auch eine Abänderung. Als ich im Jahre 1819 Klassikus in Tertia wurde, machte ich bei der Annahme die Bedingung, daß das Klassenzimmer gänzlich erneuet werde, und als ich im Jahre 1828 zugleich das Amt eines Klassikus (für den Subrektor Mauermann) in Sekunda mit übernahm, erfuhr auch diese Klasse durch meine großen Bemühungen eine völlige Umgestaltung. Bevor Solches nicht in's Werk gesetzt war, konnte von freudigem Wirken nicht die Rede sein. In den jetzigen Zeiten sorgen die Behörden selbst dafür, woran aber in früheren Zeiten nicht zu denken war.

Von Mißgünstigen wurde ich freilich als Neuerer, als Einer, der Alles durchsetze u. s. w. ausgeschrieen, was ich aber geduldig ertrug, da Besseres dadurch hergestellt war und mir die Zustimmung der Meisten nicht fehlte. Diesen Beifall erntete ich in hohem Grade durch Lehre und Disciplin und wird mir heute noch zu erkennen gegeben von mehreren der 52 Schüler, die 1809 meiner besondern Obhut übergeben waren und jetzt als ältere geachtete Männer hier leben.

Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf bessere Disciplin unter den zum Theil sehr verwilderten Knaben, was freilich viel Kampf und große Strenge erforderte. Wenn auch nicht sogleich, gelang es doch allmählich bei vielen, wozu nach dem Osterexamen 1810 die auf meine Kosten gedruckten und den Schülern ertheilten Censuren und Zeugnisse der Zufriedenheit das Meiste beitrugen. Zwei dieser Zeugnisse aus den Jahren 1814 und 1815 zeigten zwei hochachtbare Männer beim Festmahle am Tage meines Lehrer-Jubiläums den 4. Mai 1855 mit tiefer Rührung der ansehnlichen Versammlung mit der ausdrücklichen Erklärung vor, daß sie für Alle von Wichtigkeit gewesen seien. Diese Zeugnisse und Censuren konnten deshalb mit ziemlicher Genauigkeit ausgestellt werden, weil hierbei jeden Sonnabend das sogenannte „Sittengericht" half, in welchem je nach Verdienst Jedem Lob oder Tadel zuerkannt wurde. Diese Jury war von ungemeinem Einfluß und den Schülern selbst so wichtig, daß sie selten ausfiel. Noch im Jahre 1856 wurde sie von meinen Schülern gefordert. In der Regel flossen dabei manche Thränen der Reue und zur Fassung guter Vorsätze wurde Veranlassung gegeben.

Auch die Lehre trug bald herrliche Frucht. Das Gedeihen des gesammten Unterrichts muß von den Religionsstunden ausgehen (vgl. mein Programm von 1814: „Mittheilungen über die vierte Klasse des Görlitzer Gymnasiums"); auf diese richtete sich daher mein ganzes Augenmerk, und so gelang es, die Schüler an Aufmerksamkeit und häuslichen Fleiß, sowie an Ordnung zu gewöhnen und zu Fortschritten zu bringen, welche schon zu Ostern 1810 im öffentlichen Examen sich augenfällig zeigten. Besonders überrascht waren die zahlreichen Zuhörer durch die Fortschritte im Rechnen nach Pestalozzi, was hier bisher noch ganz unbekannt war, und in der deutschen Sprache, so daß mir nachher immer die Auszeichnung widerfuhr, viele Zuhörer bei der öffentlichen Prüfung zu haben, was dem Lehrer wie den Schülern zum Sporn diente.

Zum Gedeihen der Schüler trug der Konfirmandenunterricht und die Konfirmationshandlung selbst wesentlich bei. Bis zum Jahre 1821 konfirmirten wir Lehrer ohne Beistand eines Geistlichen; von jenem Jahre ab ertheilten wir den Vorbereitungsunterricht, die Konfirmation aber hielt einer der Geistlichen in der Dreifaltigkeitskirche. Bisher hatte die Konfirmation durch den Lehrer ohne Zulassung von Zuhörern, nicht einmal der Eltern, Statt gefunden. Schon zu Ostern 1810 gab ich derselben eine größere Feierlichkeit, indem der Schulinspektor (Bürgermeister Sohr), Kollegen, Väter und Mütter der Konfirmanden meiner Einladung folgend, beiwohnten und der Gesang mit Blaseinstrumenten begleitet wurde. Da dies Beifall fand, zumal nachdem ich 1811 auf eigene Hand eine kleine Orgel für die Klasse angekauft hatte, wozu mir später auch der Magistrat eine Beihülfe gewährte, so faßte von da ab bei der jedesmal am Palmsonntage stattfindenden Konfirmationsfeier der ziemlich große Schulsaal nicht Alle, welche der Feier beizuwohnen wünschten. Obrigkeitliche Personen, Kollegen, zuweilen auch ein Geistlicher, waren stets da, und zwar, wie sie sich ausdrückten, der Erbauung halber. Die Feier hatte aber auch, ich darf es wohl aussprechen, etwas Ergreifendes. Der berühmte Organist Schneider, der Musikdirektor Blüher begleiteten mehrmals die Wechselgesänge mit ihrem schönen Orgelspiele. Bei überfülltem Saale empfingen sie mit sanften Orgeltönen die jetzt erst von mir eingeführten Konfirmanden, auf welche die ansehnliche, in feierlicher Stille harrende Versammlung, die äußere Einrichtung, z. B. ein mit weißem Tuche bedeckter Tisch, worauf eine große Bibel lag und ein Krucifix stand, ein an der Wand aufgehängtes schönes Christusbild u. s. w., einen merklichen Eindruck hervorbrachte. Was aber nach geendigter Rede ganz besonders auf die Jünglinge und die Anwesenden eindringlich wirkte und Rührung erweckte, waren die für jeden Konfirmanden sorgfältig gewählten Bibelsprüche und die Worte, die ich hinzufügte, den häuslichen Verhältnissen eines Jeden und seiner bisherigen Führung angepaßt. Eine solche Ansprache haben Viele durch ihr Leben treu im Herzen bewahrt, wofür mir schöne Beweise mündlich und schriftlich, aus weiter Ferne, selbst noch am Tage meines Jubiläums geliefert worden sind. Solche Konfirmationsakte können auch nur von Lehrern eindrücklich gehalten werden, die Jahre lang täglich die zu konfirmirenden jungen Seelen väterlich behüten.

Im Jahre 1815 erließ der Magistrat an mich die Aufforderung ergehen, einen Plan zur Wiedereröffnung der von Gersdorf'schen Mädchen-Erziehungsanstalt einzureichen. (Vgl. mein Programm von 1823 „Die von Gersdorf'sche Mädchen-Erziehungsanstalt in Görlitz"). Dieselbe war seit 1779 und 1797

zweimal eröffnet, aber jedesmal nach nur einjährigem Bestehen wieder geschlossen worden. Dieser Aufforderung leistete ich bald Genüge, da mir dadurch die Aussicht wurde, meinen Lieblingswunsch in Erfüllung gehen zu sehen, nämlich meinen Wirkungskreis auch auf Töchter gebildeter Stände ausgedehnt zu wissen. Es wurde mir alsbald der Ruf als Direktor und erster Lehrer zu Theil; zur Vorsteherin aber und Lehrerin der französischen Sprache und weiblichen Arbeiten wurde aus Dresden berufen die in ihrem Leben schwer geprüfte und, wie sich bald zeigte, hochgebildete Fräulein von Clauer. Außerdem ward Kandidat Wagner als zweiter auch ganz der Anstalt lebender Lehrer angestellt. In den wöchentlich zum Gedeihen der Anstalt abgehaltenen Lehrerkonferenzen fanden der Direktor und die Vorsteherin bald gegenseitige Hochachtung, Vertrauen und Zuneigung zu einander. So schlossen wir bereits an Ostern 1816 den Bund der Liebe in der heiligen Ehe. Dadurch erhörte der himmlische Vater eines meiner innigsten Gebete, indem ich, bei mancherlei Aussichten, in reiche Familien einzuheirathen, Gott sehr oft inständigst bat, mir eine Erzieherin zur Gattin zu gewähren. Unser Leben war, obschon meine Louise gar keine Ausstattung mitbringen konnte, wir also einen sehr beengten Hausstand begannen, ein meist frohes und zufriedenstellendes. Wir genossen die Liebe und das Vertrauen der Schülerinnen und ihrer Eltern, und hatten uns überhaupt der Achtung unsrer Nebenmenschen zu erfreuen. An Arbeit und Sorge fehlte es uns freilich nicht; Jahre lang war ich von Morgens 5 Uhr bis Abends 11 Uhr für die Jugend thätig: doch bestand meine Louise darauf, daß ich mir täglich anderthalb Stunden zur Erholung, meist in der Ressourcengesellschaft oder auf Spaziergängen, gönnte. Unsre Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, von denen zwei schon in ihren ersten Lebensjahren starben, drei aber, Klara, Adolph und Emil, heranwuchsen und schon ein Ziel erreicht hatten, als das Jahr 1848 mit seinen Folgen meine beiden Söhne nach Amerika führte, wo sie leider im Jahre 1855 gestorben sind, Emil unverehelicht, Adolph verehelicht und als Vater eines Sohnes und zweier Töchter.

Im Jahre 1828 wurde die Verwaltung der Gymnasialkasse vom Magistrate dem Lehrerkollegium übergeben und meine Kollegen wählten mich zum Rendanten, was, da die Kasse viele Kapitalien auf Hypothek ausgeliehen hat, viele neue ungewohnte Arbeit und Zeitaufwand verursachte. In demselben Jahre wählte mich der Magistrat zum Vorstande der Schul- (Armen-) Bibliothek.

Das erste Verhältniß führte mich in den mir nützlich gewordenen Verkehr mit vielerlei Menschen; das zweite benutzte ich alsbald zur Abschaffung von mancherlei Mißbräuchen und zur Einführung neuer Einrichtungen. Bisher hatten nicht bloß unbemittelte, sondern auch wohlhabende Schüler aus der Bibliothek ihren Bedarf an Schulbüchern geliehen. Die Masse von solchen Büchern war ungewöhnlich groß geworden, da von dem zu verwendenden Gelde nur Schulausgaben römischer und griechischer Klassiker angeschafft wurden, so daß beispielsweise gegen 80 Exemplare des Curtius, Cornelius Nepos, Homer u. s. w. vorhanden waren. Von nun an wurden nur bedürftige Schüler bedacht, und neue Schulbücher dieser Art überhaupt nicht mehr angekauft. Vielmehr ward das Geld dazu angewendet, die Musterschriften der deutschen Klassiker, gute Lehr- und Lesebücher, Karten für den geographischen Unterricht u. dgl., natürlich mit Vorwissen und Genehmigung des

Lehrerkollegiums, anzuschaffen. Im Lokale der Bibliothek sah es aber wirklich grauenhaft aus. (Vgl. mein Programm von 1838: „Ausführliche Beschreibung der Gymnasial-Armenbibliothek"). Mit Beistand der Schulinspektion erhielt das große Gewölbe ein neues Gewand und bessere Regale; mit Hülfe einiger Oberprimaner wurden die Bücher gezählt, übersichtlich aufgestellt und viele Hunderte untauglich gewordener verkauft. Ich machte einen neuen wissenschaftlichen und einen alphabetischen Katalog, worein die bis Michaelis 1856 angekauften zahlreichen Bücher unter meiner Aufsicht sorgfältig eingetragen wurden. Daß manches Buch abhanden gekommen sein mag, ist nicht zu verwundern, da ich an sämmtliche Schüler in jeder Woche oft mehr als 150 Lesebücher unter großem Zudrange austheilte, da ferner nach Abbruch des Klostergebäudes und dem drohenden Einsturze des Saales im Jahre 1853 die ganze Bibliothek auf Schlitten in das interimistische Schullokal, wo ich sie von Neuem aufstellte, fast ohne Aufsicht geschafft, und zu Michaelis 1856 abermals von dort in das neu erbaute Gymnasium versetzt wurde. Mich kostete es viel Zeit, ohne alle Remuneration. Außerdem verfertigte ich noch den aus zwei großen Foliobänden bestehenden Programmenkatalog. Dafür habe ich das lohnende Bewußtsein, etwas Gutes für das Gymnasium bewirkt zu haben.

Dem Bürgermeister Demiani lag ungemein viel daran, hier eine Schule für Handwerkerlehrlinge zu errichten. Er zog mich 1830 zu Rathe; ich entwarf einen Plan dazu, der seine Billigung fand, und die Schule wurde in demselben Jahre mit einer großen Schülerzahl eröffnet. (Vergl. mein Programm von 1833 über die Schule für Handwerkslehrlinge in Görlitz). Ich übernahm die Leitung des Ganzen und ertheilte in den Abendstunden von 8 bis 9 Uhr Unterricht in Mathematik und Physik. Obgleich ermüdet von den Tagesarbeiten, that ich es doch gern und unentgeltlich aus Liebe zu dem braven Manne, meinem theuersten Freunde. Als aber 1837 nach Eröffnung der höheren Bürgerschule Direktor Kaumann die Leitung der Schule zu übernehmen wünschte, gab ich sie 1838 gern ab, zumal diese Abendstunde im Sommer wie im Winter nicht eben angenehm war. Nutzen hat dieselbe unläugbar gestiftet, was auch dadurch erleichtert ward, daß in beiden Klassen nur drei Lehrende unterrichteten; Fechner ertheilte den meisten Unterricht. Von 1838 haben viele Lehrer einzelne Lektionen gegeben, wobei keiner rechtes Interesse für das Ganze gehabt haben kann, wie es sich auch gezeigt hat.

Von 1831 bis 1833 übernahm ich, nach dem Tode des Archidiakonus Neumann, die Geschäfte des Sekretärs und Bibliothekars der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Schon bald nach meiner im Jahre 1810 erfolgten Aufnahme als Mitglied dieser Gesellschaft hatte ich bis 1812, bis zur Wahl des Dr. Fielitz, diese Geschäfte zusammen mit dem Amtssekretär Baumeister verwaltet. Bei dieser ersten Uebernahme lag fast Alles im Argen. In Verbindung mit Dr. Sohr brachten wir die nöthigen Einrichtungen in der Bibliothek einigermaßen zu Stande. Das physikalische Kabinet stand noch unbenutzt, bis ich, nachdem ich es geordnet hatte, für meine Schüler davon Gebrauch machte. (Vergl. mein Programm von 1828: Nachricht über die Versuche aus der Experimentalphysik am Gymnasium zu Görlitz). Nach dem Tode Neumann's, der neues Leben in die Gesellschaft gebracht hatte, war die Korrespondenz und der Fremdenbesuch zur Besichtigung der Sammlungen so umfangreich und groß, daß ich bei der Hauptversammlung 1833

bat, wegen meiner beschränkten Zeit mich nicht wieder zu wählen, welchem Wunsche auch entsprochen ward. Für meine Schüler und Schülerinnen machte ich jährlich Gebrauch von den Instrumenten und ließ auch Neues anfertigen. Nur dreimal hielt ich auf Ersuchen für Erwachsene Vorträge über Elektricität und die Luftpumpe. Obgleich dieses Unternehmen Beifall fand, so raubte mir doch die Vorbereitung der Versuche zu viel Zeit, und diese hatte ich nicht übrig; darum konnte ich mich nicht mehr darauf einlassen.

Als an Michaelis 1837 die höhere Bürgerschule errichtet wurde, erhielt das Gymnasium eine andere Gestaltung. Von den bisherigen fünf Klassen blieben nur drei, und da Prima aus vier Jahresordnungen bestand und jetzt getheilt ward, so waren vier Klassen vorhanden. Ich behielt meine mir lieb gewordene Stellung, nur daß Tertia nunmehr den Namen Quarta erhielt. Durch die Abzweigung von zwei Klassen und bei dem geringen Zuwachs an Schülern schmolz in allen Klassen die Schülerzahl bedeutend zusammen, so daß in Quarta einmal nur 16 Schüler waren, während dieselbe sonst immer 70 bis 80 zählte. Diese Verminderung war für Lehrende und Lernende sehr ersprießlich. Nach einigen Jahren aber vermehrte sich die Zahl wieder, und im Jahre 1855 hatte z. B. Quarta schon wieder 64 Schüler.

Im Jahre 1843 traf mich das schmerzlichste, obschon längst gefürchtete Geschick. Gott erlöste meine geliebte Louise von langen Leiden und nahm sie auf zu sich in sein ewiges Reich. Wir Alle, so sehr uns auch dieser Verlust betrübte, mußten der Entschlafenen die Ruhe gönnen, zu welcher sie eingegangen war. Meine Wirksamkeit in der Mädchen-Erziehungsanstalt war mir seit diesem Schlage weniger lieb; denn eben für die Anstalt war die Vollendete schwer zu ersetzen, wie die Erfahrung nur zu bald lehrte. Die sich zur Stelle Meldenden paßten nicht; keine war befähigt, den Unterricht im Französischen und in weiblichen Arbeiten zugleich zu übernehmen. Schon seit mehreren Jahren waren unsere ausgezeichneten Schülerinnen Emilie und Emma Brotze Gehülfinnen der Lehrerin gewesen. Zum Glück für die Anstalt ließ sich Emma bewegen, die weiblichen Arbeiten nach Louise'ns Tode allein fortzuführen, und mehrere Französinnen wechselten oft, da keine die erforderliche Fähigkeit zum Unterrichte und zur Ausdauer hatte.

Ueberhaupt ist mir das Leben in der Anstalt, namentlich durch die zweiten Lehrer, oft recht sauer geworden. Der erste, Kandidat Wagner, war ein braver Mann und guter Lehrer; aber nach kurzer Zeit hinderte öftere Kränklichkeit, während welcher ich für Stellvertreter sorgen mußte, sein segensreiches Wirken, bis er 1820 zur ewigen Ruhe einging. Sein Nachfolger eignete sich für eine derartige Anstalt gar nicht. Zu seiner Stelle meldete sich Kandidat Kröhne, welcher von 1822 ab in den ersten Jahren recht brav war, aber matt wurde, als er auf seine Gefahr eine ähnliche Schule für andere Mädchen errichtete. In die Anstalt durften nur Töchter aus höheren Ständen nach erfolgter Bewilligung des Magistrats aufgenommen werden. Kröhne verlangte von mir die schönsten Vormittagsstunden zu seiner Verfügung, was doch gar nicht anging. Da er nun auf seinem Willen bestand, so erhielt er vom Magistrate 1829 seine Entlassung. Jetzt aber trat wieder in Fechner ein Lehrer auf, wie alle sein sollten, als Lehrer in Guben bereits im Unterrichten geübt. Mit ihm gedieh in Kurzem die Schule auf's Neue; er fand überall Beifall und die Zahl der Schülerinnen nahm wieder zu. Zum Nachtheile der Anstalt erhielt er 1837 einen Ruf als Oberlehrer an die

höhere Bürgerschule, dem er Folge leistete. Um seine Stelle bewarb sich der erst aus einem Seminar tretende Eichner; Anfangs war er voll Eifer, ward aber bald kränklich, so daß er während seiner 4½jährigen Amtsführung fast 2½ Jahr von der Anstalt zu verschiedenen Zeiten entfernt war und vertreten werden mußte. Im Jahre 1842 starb er und Kandidat Graf trat an seine Stelle. Dieser stete Lehrerwechsel und das geringe Gedeihen des Unterrichts im Französischen und in weiblichen Arbeiten verleideten mir das Ganze, störten mich oft durch Mißmuth in meinen sonstigen Lektionen, so daß ich ohne großen Kampf den Entschluß faßte, dieses Amt niederzulegen. Dies geschah zu Michaelis 1845 in sehr feierlicher Weise, nachdem die Anstalt gerade 30 Jahre hindurch von mir geleitet worden war. Zwar suchte die Anstalt ihr Bestehen noch einige Zeit zu fristen; allein sie ging bald ein und wird wohl nicht wieder auferstehen, da man das Geld zu Gunsten der Mädchenschule für eine Selekta verwendet, was ganz gegen die Stiftung ist. Und doch muß es die königliche Regierung gebilligt haben.

Im Jahre 1852 beehrte mich die philosophische Fakultät zu Leipzig mit einem neuen Ehrendiplom und Glückwunsch zum erlebten 50jährigen Doktorjubiläum.

Am 4. Mai 1855 waren gerade 46 Jahre verflossen, seit ich hier am Gymnasium zu lehren angefangen hatte. Dazu wurden die vier Jahre gerechnet, während welcher ich an der Bürgerschule zu Leipzig als Lehrer wirksam gewesen war, so daß ich also genau 50 Jahre an öffentlichen Schulen gelehrt hatte. Dieser mein Jubelfesttag wurde auf eine ausgezeichnete Weise gefeiert von meinen älteren (seit 1809) und jetzigen Schülern, vom Gymnasial-Lehrerkollegium, vom Magistrat und dem Vorstande der Bürgerschaft, von meinen Freunden u. s. w. Unter mannigfachen werthvollen Geschenken, die ich erhielt, erfreute mich am meisten das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Auch liefen viele Zuschriften aus der Ferne ein von früheren, jetzt in hohen Aemtern stehenden Schülern.*)

Bis zu Michaelis 1856 verwaltete ich noch mein Amt, obwohl unter Kränklichkeit und Ermattung. Am 16. Mai hatte ich um meine Entlassung gebeten und dieselbe am 25. Juni in den ehrendsten Ausdrücken erhalten. Mein Abschied von der Schule erfolgte am 26. September."

Dem Vorstehenden ist nur noch wenig hinzuzufügen. Er zog sich nun von allen Geschäften zurück und verlebte seine letzten Lebensjahre in wohlerworbener Ruhe. Dem Gedeihen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, der er stets eine rege Theilnahme bewahrte, widmete er auch jetzt noch eine freundliche Aufmerksamkeit. Bei den Hauptversammlungen war er stets gern gesehen, da er mit den früheren Verhältnissen sehr genau bekannt und daher vorzugsweise im Stande war, Rath zu geben. Darum war es auch eine verdiente Auszeichnung, die ihm durch Verleihung der silbernen Ehrenmedaille der Gesellschaft am 28. August 1860 von der 116. Hauptversammlung erwiesen wurde.**)

Nachdem er nur kurze Zeit bettlägerig gewesen, entschlief er am 28. Februar 1862 in einem Alter von 83 Jahren 6 Monaten und 1 Tage.

---

*) Eine Beschreibung des Jubiläums steht im Neuen Lausitzischen Magazin. Bd. XXXII. S. 58–61.

**) Neues Laus. Mag. Bd. XXXVIII. S. 444.

Seine einzige Tochter, Frau Julie Klara, die mit dem Oberlehrer an der Realschule, Karl August Fechner, verheirathet ist, und zwei Enkelinnen betrauern seinen Hingang.

Gedruckt sind von ihm folgende Schulschriften erschienen:

Mittheilungen über die vierte Klasse des Görlitzer Gymnasiums, ein Beitrag zu einer speziellen Schulgeschichte. 1814. 14 S. 4.

Die von Gersdorfische Mädchen-Erziehungs-Anstalt. 1823. 57 S. 8.

Nachricht über die Versuche aus der Experimentalphysik am Gymnasium in Görlitz. 1828. 28 S. 8.

Nachricht über die Schule für Handwerkslehrlinge in Görlitz. 1833. 24 S. 8.

Ausführliche Beschreibung der Gymnasial-Armen-Bibliothek. 1838. 15 S. 4.

Ueber Rösler's pädagogische Wirksamkeit ist zu bemerken, daß er eine bedeutende Lehrgabe, verbunden mit der Fähigkeit klarer und faßlicher Darstellung besaß, wodurch er für die untern und mittlern Klassen des Gymnasiums ein nützlicher Lehrer wurde. Besonderer Hervorhebung werth ist sein Eifer für gute Disciplin, die er bis in sein hohes Alter zu handhaben wußte. Geregelte Thätigkeit, gewissenhafte Berufstreue, strenge Ordnung in Schule, Haus und in allen Geschäften waren Grundzüge seines Wesens.

Hirche.

5.

Johann Friedrich Schulze,

Pastor Primarius in Bautzen,

wurde geboren den 31. December 1782 in Saathayn bei Elsterwerda (seit 1815 preußisch) als der älteste Sohn Johann Martin Schulze's, damals Diakonus daselbst, aus erster Ehe mit Rahel Friederike geb. Holzmüller aus dem Pfarrhause Plauen bei Dresden. Von der Mutter sind ihm nur wenige schwache Erinnerungen geblieben, da sie im vierten Wochenbette zugleich mit ihrem jüngsten Töchterlein den Blattern erlag. An Christiane Concordia Fritsche aus dem Pfarrhause Protzschendorf bei Freiberg erhielt er und seine zwei jüngeren Geschwister eine Pflegemutter und durch sie später 8 Stiefgeschwister. Nach dreizehnjähriger Verwaltung des beschwerlichen, wenig über 200 Thlr. eintragenden Diakonates zu Saathayn wurde sein Vater vom Konferenzminister Grafen von Einsiedel als Pfarrer nach Lugau bei Stollberg versetzt, und nach abermaligen dreizehn Jahren vom Grafen Schönburg-Waldenburg nach Zschocken, Ephorie Zwickau, wo er 1824 starb.

Die wissenschaftliche Laufbahn begann der Entschlafene zu Anfange des Jahres 1797 auf dem Lyceo zu Schneeberg, welches sich seit Kurzem durch den neuen Rektor Schaarschmidt, vorher Konrektor in Guben, über die Gymnasien zu Zwickau, Chemnitz und Freiberg zu erheben begann, nachdem er bis dahin nur den Unterricht seines Vaters genossen hatte, welcher wegen vielfacher amtlichen und landwirthschaftlichen Abhaltungen Manches zu wünschen übrig ließ. Dennoch gelang es ihm durch ausdauernden Fleiß, das Versäumte bald nachzuholen und den Kursus durch die drei obern Klassen des Lyceums binnen 4 Jahren zurückzulegen, so daß er in seinem 18. Jahre für die Universität reif war und von seinem geliebten Rektor mit einem Zeugnisse entlassen wurde, in welchem es nicht lautete wie in einem andern

gleichzeitigen: hic juvenis adhuc immaturus in academiam a cognatis protruditur. Im Jahre 1801 wurde er für's Studium der Theologie vom Rector Magnificus Christian Daniel Beck in Leipzig inskribirt. Mit Ernst warf er sich in seine neue Laufbahn und betrieb nicht bloß die Brodstudien fleißig, sondern bildete sich auch in älteren und neueren Sprachen, besonders im Arabischen, Syrischen, Französischen und Englischen fort. Zu Michaelis 1804 bestand er vor Reinhard und Tittmann das Examen pro candidatura in Dresden, nachdem er kurze Zeit vorher als Lehrer in das Haus des Kaufmanns Schletter in Leipzig eingetreten war. Zu Michaelis 1805 wurde Leipzig mit Dresden vertauscht. Glückliche Tage verlebte er hier als Lehrer im Hause des Buchhändlers Hartknoch; leider aber blieb ihm von hier auch die schmerzliche Erinnerung an den ältesten Sohn des Hauses, welcher seinem lebhaften, von mütterlicher Seite verletzten Ehrgefühle folgend, den Tod in der Elbe suchte. Durch ein merkwürdiges Verhängniß endigte der treffliche Vater des Knaben mehrere Jahre später fast an derselben Stelle gleichfalls sein Leben im Wasser.

Auf Veranlassung des Hofpredigers Dr. Hacker, welcher mit dem Hartknoch'schen Hause eng befreundet war, bewarb er sich 1807 um das Vicedirektorat am Seminar zu Dresden-Friedrichstadt. Dieß mußte er zwar einem älteren Mitbewerber überlassen, aber dafür wurde er bald darauf vom Oberkonsistorium als Pfarrer nach Crostau bei Bautzen berufen. Nach in Dresden erfolgter Ordination und Konfirmation hielt er die Antrittspredigt in Crostau Dom. Cantate, den 15. Mai 1808, im Alter von 25 Jahren. Im nächsten Jahre verehelichte er sich mit Jungfrau Sophie Charlotte, älteren Tochter des Pfarrers Siegmund Ehrenfried Frietzsche zu Taubenheim an der Spree, mit welcher er in der glücklichsten Verbindung gelebt hat. Sie gebar ihm einen Sohn, z. Z. Pfarrer in Oberseifersdorf bei Zittau, und zwei Töchter. Die Kriegsunruhen des Jahres 1813, namentlich zur Zeit der Schlacht bei Bautzen, drangen bis nach dem vom eigentlichen Schauplatze des Kampfes ziemlich entlegenen Crostau und nöthigten die Bewohner des Pfarrhauses zur Flucht in das benachbarte Böhmen. Spätere Kriegsdrangsale mußten in der Heimath ertragen werden.

Im Jahre 1817 wurde er vom Magistrate zu Bautzen, welchem er durch eine Gastpredigt für das Katechetenamt daselbst bereits bekannt war, als Substitut für den Archidiakonus Petri berufen, und nach des Seniors im Jahre 1818 erfolgtem Tode rückte er als wirklicher Archidiakonus ein. Seine jetzige Stellung machte es ihm möglich, seine eigenen Kinder bis zur Konfirmation und Aufnahme in's Gymnasium zu unterrichten, sowie auch den Wünschen vieler Gymnasiasten hinsichtlich des Hebräischen und Französischen zu genügen, indem jenes damals nur ungenügend, dieses gar nicht auf der Schule getrieben wurde.

Durch den frühen Tod des Pastor Secundarius M. Stöckhardt — gest. den 28. Oktober 1830 — und die fast gleichzeitige Emeritirung des Pastor Primarius M. Sartorius waren beide Pastorate an der Hauptkirche zu St. Petri erledigt, und erst nach einer Vakanz beider Aemter von 13 Monaten fiel die Entscheidung dahin aus, daß ihm das Sekundariat, das Primariat dagegen dem bisherigen Pfarrer an der wendischen Kirche, Andreas Lubensky, übertragen wurde.

Dieser ihm überaus liebe und theure Kollege erlag nach längerem schweren Leiden der plethora abdominalis bereits im Jahre 1840, worauf er nun in das Primariat aufrückte. In voller Rüstigkeit arbeitete er in diesem Amte, bis unerwartete trübe Ereignisse auch ihn nöthigten, um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Der Typhus herrschte im Herbste 1850 in Bautzen in entsetzlicher Weise, und eine der zuerst ergriffenen Familien war die seines Schwiegersohnes, des Gymnasiallehrers Dr. Christian Ehregott Dreßler. Den Vater und eine blühende, vielversprechende Tochter von 13 Jahren raffte die Seuche binnen 10 Tagen hinweg, während die Mutter und eine jüngere Tochter mit Gottes Hülfe vom schweren Krankenlager wieder erstanden. Den durch diese Todesfälle tief Erschütterten ergriff nebst seiner jüngeren Tochter bald darauf die Seuche ebenfalls; doch half ihnen Gottes Schutz und treue Pflege durch die Todesgefahr hindurch. Nun aber war die Kraft des fast 68jährigen Mannes gebrochen; einige Versuche, die Kanzel wieder zu betreten, führten neue bedenkliche Fieberanfälle herbei. Sein Gesuch um Emeritirung fand unbedenklich Berücksichtigung, und so trat er, unvermögend in einer Abschiedspredigt zu seiner lieben Gemeinde zu sprechen, in aller Stille aus der amtlichen Thätigkeit den 1. Oktober 1851, mit dem Bekenntnisse: Dank und Preis sei Gott, dessen Kraft so lange in mir, dem Schwachen, mächtig war! Von den 43 Jahren 4½ Monaten seines Wirkens im Dienste der Kirche kommen 34 Jahre weniger 1 Monat auf Bautzen.

Seine theologische Richtung war die auf gründlichen theologischen und philologischen Studien beruhende entschieden freisinnige, seine Predigtweise die streng logische, die Moral einem unfruchtbaren Dogmatisiren vorziehende. Von den in einem so langen Zeitraume gehaltenen Predigten gab er in Druck nur die Erntepredigt vom Jahre 1847, und auch diese nur auf Verlangen. Außerdem ist er Verfasser der Schrift: „Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreiche Sachsen. Ein Versuch, die Gemeinde über dieselben und über die neuesten sie betreffenden Kundgebungen der Behörden zu verständigen. Bautzen 1845. G. Schlüssel." Bei der Redaktion des neuen Bautzener Gesangbuches, welches 1826 erschien und eingeführt wurde, war er wesentlich betheiligt. Mit Aufopferung seiner Zeit und Kraft bethätigte er sich bei mehreren gemeinnützigen Anstalten und Vereinen, und unterzog sich den ihm dabei übertragenen Geschäften selbst noch in seinen letzten Jahren, sowie er auch die homiletischen und exegetischen Uebungen des theologischen Kandidaten-Vereines mit Eifer und Liebe lange Jahre hindurch leitete.

In die Zeit seines Ruhestandes fällt auch der Tod seiner Gattin, welche nach längerem Siechthum ihm den 21. März 1855 in die Ewigkeit voranging; desgleichen die Verehelichung seiner jüngeren Tochter mit einem Beamten des Bautzener Stadtrathes. Die somit herbeigeführte Einsamkeit störte ihn weniger, als die zunehmende körperliche und geistige Schwäche, welche ihm mehrmals Ohnmachten zuzog. Fast bis zu seinen letzten Tagen war ihm die Kraft zu kurzen Wanderungen in's Freie geblieben, als er eines Tages plötzlich am Schlagflusse bewußtlos niedersank und nach kurzem Todeskampfe zur längst ersehnten Ruhe einging, am 12. Juli 1860, im Alter von 77 Jahren 6 Monaten 12 Tagen. Einen herzlichen ehrenden Nachruf widmete ihm am Grabe sein früherer Kollege und Amtsnachfolger, der Kirchen- und

Schulrath Dr. Wildenhahn, R. d. C. V. O. Die Achtung, in welcher der Lebende gestanden hatte, sprach sich durch das überaus zahlreiche Geleit aus, welches man dem Todten gab. Weß sein Herz voll war, giebt das von ihm selbst für seinen Grabstein bestimmte Bibelwort an: 1. Mos. 32, 10.

Schulze.

6.

Dr. Maximilian Friedrich Wilhelm Grävell.

Geheimer Justizrath, Reichsminister a. D.

Der ehemalige Reichsminister Dr. Maximilian Friedrich Wilhem Grävell ist am 28. September 1860 in Dresden am Typhus gestorben. Dieser, jedem preußischen Juristen und auch in weiteren Kreisen durch seine zahlreichen Schriften bekannte Mann war am 28. August 1781 zu Belgard in Hinterpommern geboren, wo sein Vater Feldprediger war. Seine Erziehung genoß er in Kottbus, in Nieder-Wiesa bei Greifenberg in Schlesien und in Züllichau. Von seinem ursprünglichen Plane, Theologie zu studiren, wurde er durch das Religionsedikt abgebracht und er widmete sich philosophischen und juristischen Studien auf der Universität Halle, wo er bis 1801 blieb. Sodann arbeitete er als Auskultator beim Berliner Stadtgericht und nahm im folgenden Jahre die Stelle eines Regimentsquartiermeisters in der westphälischen Füsilierbrigade an, die er jedoch bald wieder aufgab, um beim Kammergerichte in Berlin als Assessor einzutreten. Von hier wurde er bei der Regierung in Plock angestellt; durch den Aufstand der Polen im Jahre 1806 wieder vertrieben begab er sich auf sein kleines Landgut bei Storkow und von da nach Kottbus, um sich hier durch juristische Praxis seinen Unterhalt zu erwerben. Hier fand seine Bedeutung bald Anerkennung und es dauerte nicht lange, so wurde er zum sächsischen Justizbeamten in Kottbus ernannt. Aber auch diese Stellung scheint ihn nicht befriedigt zu haben, denn im Jahre 1811 trat er schon wieder in preußische Dienste zurück, arbeitete zuerst beim Oberlandsgerichte in Soldin, dann als Justitiar bei der Regierung in Stargard und wurde sodann daselbst bei dem Militärgouvernement als Rath angestellt. Als jedoch im Jahre 1814 die Erhebung des preußischen Volkes kam, um das Joch der französischen Unterdrückung abzuschütteln, konnte ein so unruhiger Geist, wie Grävell war, nicht zuschauen; er ergriff den Degen und wurde Adjutant. Als er seinen Abschied erhalten hatte, ging er zuerst wieder nach Kottbus, von wo ihn das Ministerium als Justitiar zur Regierung nach Merseburg berief. Hier machte es sich Grävell zur Aufgabe, den alten Zopf der sächsischen Verwaltung einmal gründlich zu untersuchen und sein redliches Streben für Aufrechterhaltung der freien Stimme im Kollegium, für die Entfernung alles persönlichen Einflusses, für die unbedingte Herrschaft des Rechtes, das ihm eine endlose Reihe von Unannehmlichkeiten einbrachte, spricht sich in seinen Schriften aus dieser Zeit aus. 1818 erschien die „Neueste Behandlung eines Preußischen Staatsbeamten", 1820 „Der Schriftsteller als Staatsbeamter." Die hier ausgesprochenen Erfahrungen brachten ihm jedoch nicht den Dank seiner Vorgesetzten ein, sondern führten zu dem Resultate, daß Grävell um seinen Abschied einkam und ihn erhielt. Seitdem ist Grävell nicht wieder in den Staatsdienst

getreten und ein späterer Versuch des Justizministeriums, ihn wieder zu erwerben, scheiterte an den Anforderungen, die er stellte. Er erhielt daher nur in Anerkennung seiner Wirksamkeit als Schriftsteller auf dem juristischen und publizistischen Gebiete den Titel eines Geheimen Justizraths. Oeffentlich thätig sehen wir ihn nur kurze Zeit als Reichsminister des Erzherzogs Johann in Frankfurt a. M. Die Thätigkeit aber, die er in seiner Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze bei Spremberg entwickelte, war in der That großartig. Er schrieb den „antiplatonischen Staat", „der Mensch", „das Wiedersehen nach dem Tode", „Briefe an Emilie über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode", „der Bürger, eine Untersuchung für gebildete Leser", „der Regent", „Prüfung der Gutachten der Königl. Preußischen Immediat-Justizkommission am Rhein über die dortigen Justizeinrichtungen", „Bedarf Preußen einer Konstitution?" „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?" „Antibenzenberg, über die Verwaltung Hardenberg's" und andere mehr. Was Grävell als Jurist geleistet hat, ist hinlänglich bekannt, als daß es einer Aufzählung seiner Leistungen auf diesem Gebiete bedürfte und es ist wohl nur darauf aufmerksam zu machen, daß Grävell Alles aus seinem reichen Geiste schöpfte, daß ihm zu seinen Kommentaren keine Materialien zu Gebote standen, daß vielmehr Alles, was er als Jurist geschrieben hat, eigene Anschauung und eigene Ideen sind. Die enorme Arbeitskraft Grävell's ist daraus ersichtlich, daß fast alle seine, kaum aufzählbaren Werke in die Zeit von 1820—30 fallen. In der Lausitz gründete sich Grävell seinen häuslichen Herd, er heirathete die Schwester des Justizraths Krüger in Kottbus, die ihm drei Töchter und einen Sohn gebar, und übernahm die Generalverwaltung der Besitzungen des Fürsten Pückler, der ihm eine Dienstwohnung in Muskau einräumte. Hier hat er lange gelebt und gewirkt, bis er auch diese Stellung wieder aufgab und nach Frankfurt a. O. zog, wo er sich zum zweiten Male verheirathete. Von da zog er auf seine alten Tage nach Görlitz, verheirathete sich im Jahre 1859 zum dritten Male und folgte seiner Gattin nach Dresden. Hier fanden sich allmählich Spuren des Alters ein und nachdem er noch im Sommer ein Seebad gebraucht hatte, erlag er am 28. September 1860 dem Typhus, treu gepflegt von seiner Gattin und seiner ältesten Tochter, in dem Alter von 79 Jahren 1 Monat. In seinen letzten Jahren, als er sich in Görlitz niedergelassen hatte, schloß er sich der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften als Mitglied an und entwickelte, der vorgerückten Jahre ungeachtet, eine rege Thätigkeit, wozu sein lebhafter Geist, der Besitz eines reichen Schatzes von Kenntnissen im Gesammtgebiete der Wissenschaft, sein durchdringender Verstand, seine Urtheilsschärfe, sein umfassendes Gedächtniß, ihn ganz vorzüglich befähigten.

7.

Dr. Karl Heinrich Adelbert Lipsius,

Rektor der Thomasschule und Privatdocent an der Universität in Leipzig, Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig und korrespondirendes Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz,

ward am 19. Januar 1805 zu Großhennersdorf in der Oberlausitz geboren. Sein Vater M. Adolph Wilhelm Lipsius war Diakonus daselbst und starb den 6. Mai 1841 als Oberpfarrer in Bernstadt; die Mutter Magdalena

Elisabeth geb. Garve aus dem Schlosse Herrenhausen bei Hannover starb am 25. December 1849 in Leipzig. Von seinen Eltern sorgfältig erzogen und unterrichtet gewann er schon in frühen Jahren eine entschiedene Neigung für die Wissenschaften. Zu Ostern 1820 ward er in die erste Klasse des Zittauer Gymnasiums aufgenommen, wo Direktor M. Rudolph, Konrektor M. Kneschke und Subrektor M. Lachmann seine Lehrer waren. Obgleich er den Schulkursus mit zwei Jahren vollendet hatte, trug der Vater doch Bedenken, den 17jährigen Jüngling schon auf die Universität ziehen zu lassen. Er blieb daher noch ein Jahr in Zittau und benutzte die Zeit dazu, sich durch das Studium der Grammatiken von Buttmann, Matthiä und Zumpt, die damals in Zittau noch nicht obligatorisch eingeführt waren, mit der neueren Philologie in Verbindung zu setzen. Wohl vorbereitet bezog er an Ostern 1823 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren und sich zum akademischen Lehramte auszubilden. In der richtigen Erkenntniß, daß ein gründliches Eindringen in die Theologie nur durch sicheres Verständniß der Quellen möglich sei, benutzte er die Vorlesungen Hermann's fleißig, um in der griechischen Sprache ganz fest zu werden. Mit gleichem Eifer eignete er sich Geläufigkeit im lateinischen Ausdrucke an. Schon im Frühjahre 1826 trat er in Quarta der Thomasschule als Lehrer ein, ward in demselben Sommer, Dom. VIII. p. Trinit., mit Auszeichnung Doctor philosophiae und Magister liberalium artium. Am 17. März 1827 erlangte er durch Vertheidigung seiner Dissertation de modorum usu in novo Testamento quaestiones grammaticae, pars prima indicativi usum explicans, die veniam legendi an der Universität, und las im Sommerhalbjahre 1827 ein exegetisches Kollegium über die Briefe an die Thessalonicher. Doch schon am 12. Oktober desselben Jahres folgte er einem Rufe als Konrektor nach Gera, wo er zwar nur kurze Zeit, aber segensreich wirkte und 1829 Prorektor ward. Am 11. December 1831 trat er als Quintus und am 11. Februar 1832 als Quartus und Religionslehrer an der Thomasschule ein. Seiner Neigung, sowie seinem Studiengange entsprechend war es, daß ihm der Religionsunterricht in den vier obern Klassen und der hebräische Unterricht in Sekunda und Prima zufiel. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Rektors Rost, 1835, wurde er Tertius, nach Jahn's Tode 1847 Konrektor, und nach Stallbaum's Ableben rückte er am 20. April 1861 in das Rektorat auf. Ein Lungenübel führte bereits wenige Wochen darauf am 2. Juli seinen Tod herbei. Sein Hauptwerk, das er leider dem Drucke nicht mehr hat übergeben können, ist seine Grammatik der Septuaginta. Hoffentlich wird diese Arbeit veröffentlicht werden, was um so mehr zu wünschen ist, da Lipsius für einen der ersten Gelehrten auf diesem noch immer zu wenig durchforschten Gebiete gilt. Ist doch nur bei genauer Kenntniß der Gräcität der Septuaginta ein sicheres Verständniß des neutestamentlichen Sprachidioms möglich.

Sehr verdienstlich waren auch seine Arbeiten über Plutarch, die Commentatio de Themistoclis Plutarchei locis quidusdam (Lips. 1858), und die Commentatio de Aristidis Plutarchei locis quibusdam (Lips. 1860.) Auch gab er Rostii opuscula Plautina heraus.

Als Lehrer war er vortrefflich und man mußte von ihm sagen, was Gottfried Hermann von einem wahren Lehrer verlangt: exemplum discentibus praeivit. Seine Tüchtigkeit fand verdiente Anerkennung. Hoch-

geschätzt von dem Rathe der Stadt Leipzig, wahrhaft geliebt von seinen Kollegen und innig verehrt von seinen Schülern beging er am 11. April 1857 das Jubiläum seiner 25jährigen Amtsführung. Tief und allgemein war deshalb die Trauer über seinen frühen Hintritt. Am 5. Juli fand das Begräbniß unter außerordentlicher Theilnahme statt. Dr. Möbius und Archidiakonus Dr. Wille sprachen am Grabe treffliche Worte, während Professor Dr. Lipsius über dem Sarge seines Vaters das Gelübde ablegte, wie bisher so auch fernerhin in dem Sinne desselben als protestantischer Theolog wirken zu wollen, und ebenso wie er Melanchthon als Vorbild ste s vor Augen zu haben. Bei der Gedächtnißfeier am 7. Juli hielt sein Jugendfreund und Kollege Dr. Zestermann eine Rede, die durch Gediegenheit des Inhalts und durch eingehende Charakteristik vorzüglichen Werth hat.*) Auf diese verweise ich, indem ich als Probe der Darstellung eine Stelle hier mittheile. S. 22 fg. heißt es: „Man kann mit vollkommenem Rechte von ihm sagen: er war sich der Pflichten des Rektors bewußt und denselben gewachsen. Insbesondere aber war er im strengsten Sinne des Wortes ein liebenswürdiger und daher aufrichtig geliebter Kollege. Hier traten die Eigenschaften seines vortrefflichen Herzens klar hervor. Er gehörte nicht zu Denen, welchen es Bedürfniß ist, sich beliebt zu machen, er war gemessen und würdevoll in seinem Benehmen, aber für jeden seiner Kollegen leicht zugänglich; er war sich seiner Stellung und seines Werthes bewußt, allein nie vergaß er die Bescheidenheit, die von selbst erhält, was man der Anmaßung zu gewähren versagt; er wahrte das Recht seines Amtes, aber nie auf Kosten seiner Mitarbeiter; er vertrat seine wohlüberlegte Meinung mit Nachdruck, aber immer in Formen, welche den Gegner nicht verletzen konnten; er verhehlte Niemandem die Wahrheit, aber er sprach sie aus in humaner Weise. Die Grundlage in seinem Verhalten zu seinen Kollegen war die Humanität, welche aus einem wohlwollenden Herzen und aus einem gebildeten Geiste entspringt, und die Wirkung derselben war rückhaltloses Vertrauen, ungeheuchelte Hochachtung und treue, liebevolle Ergebenheit. So erschien er in öffentlicher Stellung als Gelehrter gründlich gebildet, als Lehrer treu und geschickt, als Rektor geschäftskundig und thätig, als Kollege wohlwollend und dienstfertig, in allen diesen Verhältnissen höchst achtungswerth und liebenswürdig. Im traulichen Verkehre mit vertrauten Freunden war er oft harmlos heiter, und mancher geistreiche Scherz, der aus seinem Munde ging, ergötzte den Kreis, in welchem er weilte. Denn während sein öffentliches Auftreten eine gewisse Feierlichkeit zeigte, welche nicht sowohl aus der Wichtigkeit hervorging, die er seiner Person beilegte, als vielmehr aus der zarten Rücksicht, die er den Verhältnissen, in denen er sich bewegte, und den Personen, mit denen er in Berührung kam, schuldig zu sein glaubte, überließ er sich im Kreise seiner Familie und im engern Kreise seiner Freunde den Eingebungen seines warmen Herzens und seines regen Geistes. Mancher, der diese Seite seines liebenswürdigen Wesens zum ersten Male bemerkte, konnte kaum glauben, daß der würdevolle Mann, welcher den pflichtenschweren Weg seines Berufs ruhigen Schrittes dahinging, derselbe sei, dessen geistreicher Witz und liebenswürdiger Scherz Alle, die ihn

*) Sie ist gedruckt erschienen unter dem Titel: „Rede zum Ehrengedächtnisse des Herrn Dr. Carl Heinrich Adelbert Lipsius, Rektors der Thomasschule u. s. w., im Auftrage des Lehrerkollegiums gehalten von Dr. August Christian Adolph Zestermann, Coll. III. an der Thomasschule u. s. w. Leipz. 1861. 31 S. 8.

hörten, in freudige Bewegung versetzte. Und welches Herz schlug in ihm für die Freundschaft! Die Treue, die nie wankt, die Liebe, die nie ermüdet, die Sorge, die nie schlummert, die Hülfe, die nie mangelt, der Rath, der nie versagt, dieses Alles bewahrte er, und dieses Alles gewährte er seinem Freunde! — Wie hob sich sein Herz, wenn Freude und Glück beim Freunde einkehrte, wie zagte sein Herz, wenn Gefahren drohten, wie weinte sein Auge, wenn Schmerz und Leid unser Glück zertrümmerten!" — —

Lipsius war zweimal verheirathet; zuerst vom 30. Mai 1828 bis zum 21. Juli 1842 mit Molly Rost. Aus dieser Ehe leben noch drei Söhne und eine Tochter; nämlich: 1) Richard Adelbert, geb. in Gera den 14. Februar 1830, Dr. phil. und theol., jetzt Professor der systematischen Theologie evangelischen Bekenntnisses in Wien; 2) Johannes Wilhelm Konstantin, geb. den 20. Oktober 1832, Architekt in Leipzig; 3) Justus Hermann, geb. den 9. Mai 1834, Dr. phil. und erster Oberlehrer an der königlichen Landesschule zu Grimma; 4) Ida Maria, geb. am 30. December 1837. Zehn Jahre nach dem Tode seiner geliebten Molly verehelichte er sich am 26. April 1852 mit Lina Wohlfarth aus Plauen, die jetzt als Wittwe an seinem Grabe trauert.

Im Jahre 1832 wurde er Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig und 1837 korrespondirendes Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz.*) Sein einziger Bruder M. Gustav Hermann Julius Lipsius war erst Diakonus in Großhennersdorf, dann Archidiakonus in Löbau und starb am 4. December 1841 als Oberpfarrer in Bernstadt, wo er seinem Vater im Amte und schon nach sieben Monaten im Tode nachfolgte.

Hirche.

8.

Leopold Schefer,

geb. in Muskau den 30. Juli 1784, gest. daselbst den 13. Februar 1862.

In Leopold Schefer verliert Deutschland einen seiner wenigen Dichter-Veteranen, neben Rückert wohl den gefeiertsten von den wenigen, deren erste Bildungsepoche noch hinaufreicht in das goldene Zeitalter unserer poetischen Literatur. Doch führte ihn sein Entwicklungsgang weit ab von den Wegen Goethe's und Schiller's, nicht weniger auch von denen der Romantiker. Weder Geschichte noch Sage wurden die Heimath seiner Phantasie, die Quelle seiner dichterischen Darstellung; auch strebte er niemals nach jener abgeschlossenen Klassicität der Form, welche fähig ist, einer Dichterschule als Vorbild zu dienen. Seine poetischen Schöpfungen bieten uns fast nirgend eine gegenständliche, von dem Geiste des Schöpfers losgelöste Welt, vielmehr zumeist Weltbetrachtung und Weltempfindung, so daß der Gesang uns stets auf den Sänger zurückführt und wir überall ihn selbst als den Licht und Leben ausströmenden Mittelpunkt eines unendlichen Kreises von Gedanken und Em-

*) Auch der Vater gehörte seit 1807 unserer Gesellschaft an. — Nach seinem Tode erschienen in der Öffentlichkeit „Schulreden bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten von Dr. Karl Heinrich Adelbert Lipsius." Mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. Leipzig 1862. XXXVIII. und 220 S. 8. — Ueber diese wird später bei sich darbietender Gelegenheit ausführlicher berichtet werden.

pfindungen gewahren. Schefer's Lyrik sowohl wie seine Didaktik und seine Novellen tragen diesen ihm ganz eigenthümlichen Charakterzug unaufhörlicher Wechselwirkung des persönlich Besonderen mit dem Allgemeinen an sich. Und diese Wechselwirkung geschah bei ihm mit einem Enthusiasmus, der das eine Mal seiner Rede den vollendetsten Guß verleiht, ein anderes Mal sie schwer zu klarer Gedankenausprägung kommen läßt. So nimmt er eine vereinzelte Stellung unter den deutschen Dichtern ein, wenn wir ihn vom ästhetischen Standpunkte beurtheilen; aber sein Laienbrevier wird beschaulichen Gemüthern für immer ein unerschöpflicher Born der Beseligung, sein Koran der Liebe und Hafis in Hellas allen denen, welche sich lieber an dem holden Lächeln als an dem milden Ernste des Weltgeistes erfreuen, eine Leben spendende Erquickung sein, und auch Homers Apotheose wird als großartiger Torso eines Epos Zeugniß leisten von der reichen und farbenhellen Bildkraft des hingeschiedenen Dichters. Und wer hätte in der schlichten, launig derben, ächt volksthümlichen Erscheinung ohne jede Vornehmheit das zarte Sinnen und tiefe Weltschauen vermuthet, welche seinen Schriften einen so eigenen Zauber verleihen! Schreiber dieser Zeilen hatte noch das Glück, den verehrten Greis während des letzt verflossenen Jahres zu Muskau, seinem heimathlichen Asyle, im Kreise der Seinen kennen zu lernen. Mit liebevollem Dank für die sorgliche Pflege der Töchter ertrug er die seit einem Schlaganfalle eingetretenen körperlichen Leiden, mit göttlichem Humor selbst die Schwäche des Gedächtnisses; noch erzählte er gern von seinen Reisen im Orient, ergötzte sich noch an der muthig festgehaltenen Hoffnung, sein episches Gedicht, das Werk eines Menschenalters, zu vollenden, und scherzte bei Gelegenheit wie in den sonnigen Tagen jener Jahre, wo er mit seinem Freunde, dem Fürsten Pückler, um die Wette dem Leben die schönsten Früchte abgewann. Zahlreiche Foliobände enthalten handschriftlich die Erinnerungen dieses Lebens, deren Einsicht dem Biographen einen fast überwältigenden Stoff zur Verarbeitung liefern wird, und andere Manuskripte bieten noch manche bisher unbekannte poetische Arbeit.

Am 10. Februar Abends raubte ihm ein wiederholter Schlaganfall die Besinnung; die rasch bereite Hülfe seines treuen Freundes Dr. Prochnow war vergeblich; er schloß die Augen, um sie dem Anblick der Sonne, die er so liebte, nie wieder zu erschließen. Das Grab Leopold Schefer's, unweit seiner idyllischen Wohnung in Muskau, wird für alle künftigen Geschlechter eine Stätte weihevoller Erinnerung bleiben; denn in ihm ruht ein großes, weltumfassendes, liebegeschwelltes Herz.*) Dr. Paur.

*) Eine ausführliche Lebensbeschreibung L. Schefer's bleibt vorbehalten. Vgl. über ihn auch den Vortrag „Leopold Schefer und seine neueste Dichtung“ von Dr. Theodor Paur im 37. Bande des N. L. M., S. 452—469.

XXI.

Nachrichten aus der Gesellschaft.

Im 38. Bande S. 441—461 ist die Geschichte der Gesellschaft bis zum 5. Juli 1861 berichtet worden. Es folgt hier die Fortsetzung bis in den Monat Juli 1862. Gern hätte ich meinem Versprechen genügt (vgl. Bd. XXXVI. S. 541.), das Verzeichniß der Bücher und Schriften, womit die Bibliothek seit dem Anfange des Jahres 1860 vermehrt worden ist, fortzuführen; allein bei der großen Menge der vorhandenen Mittheilungen, die für die Zeitschrift der Gesellschaft eingegangen sind, mußte ich die bereits vollendete Arbeit noch zurücklegen. Hoffentlich aber wird das jetzt Versäumte bald nachgeholt werden können.

In der Versammlung der Beamten und Repräsentanten am 22. Juli 1861 konnte die erfreuliche Nachricht mitgetheilt werden, daß Se. Majestät König Wilhelm I. unserer Gesellschaft ein Geschenk habe zugehen lassen in dem Werke von Dr. Karsten, Florae Columbiae specimina selecta. (§ 2. des Prot.) Ferner ward angezeigt, daß am 18. Juli der Generalmajor von Sydow, wirkliches Mitglied unserer Gesellschaft, verstorben ist. (§ 3.) Es ward beschlossen, der Universität in Breslau zu ihrem am 3. August bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläum Glück zu wünschen durch eine vom Vicepräsidenten Dr. Paur abgefaßte Adresse, welche lithographirt werden soll. (§ 8.) Ebenso wird an die Universität zu Christiania, welche am 2. Septbr. ihr fünfzigjähriges Jubelfest begehen wird, ein vom Gymnasiallehrer Wilde in lateinischer Sprache abzufassender Glückwunsch geschickt werden.

An den hohen Senat der Universität zu Breslau.

Als im vorigen Jahre die Berliner Universität ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, hatte die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften gewichtige Veranlassung, ein Glückwunschschreiben an dieselbe zu richten; auch die Jubelfeier der Viadrina kann sie nicht vorübergehen lassen, ohne ihre lebhafte Theilnahme an diesem Feste durch ein sichtbares Zeichen an den Tag zu legen.

Erst durch die Gründung einer vollständigen deutschen Hochschule, an Stelle des früheren Jesuitenstiftes, das nur Geistliche und Lehrer heranbildete im Dienste einer einseitigen Glaubensrichtung, wurde Schlesien völlig der deutschen Kultur gesichert, gelangte unsere schöne, reiche Provinz zu der Würde und Bedeutung, die ihr in der Reihe der vaterländischen Gaue gebühren. Und als es galt, für die Befreiung Deutschland's das Schwert zu ergreifen, da rief ein geistreicher Denker der kaum zum Dasein geborenen Viadrina — wer kennt nicht Henrik Steffens? — die akademische Jugend

aus den Hörsälen hinaus auf die Bahn der Heldenehre. Ja, unser Schlesien ist erst durch seine Hochschule zur Perle in der Krone der Hohenzollern geworden.

Auch von uns verdanken nicht Wenige ihre wissenschaftliche Ausbildung der Universität zu Breslau, auch wir gedenken des frischen Lebens, das dort im Kreise strebender Jünglinge in unser Gemüth sich ergoß, gedenken der volksthümlich heiteren Straßen und Plätze, die uns zur zweiten Heimath geworden, gedenken der traulich ehrwürdigen Räume, wo wir zu tieferer Erkenntniß geführt wurden, der Räume, wo David Schulz freimüthig das Wort Gottes erklärte, wo Ludwig Wachler mit Kraft und Beredtsamkeit die Kulturentwickelung der Menschheit als einen Aufgang zur Höhe schilderte, wo Franz Passow zum geistvollen Verständniß des griechischen Alterthums anleitete und dabei ein vaterländisch gesinnter Mann blieb, wo Gustav Adolph Stenzel mit Kritik, Gesinnung und fesselnder Lebendigkeit deutsche Geschichte lehrte, wo Nees von Esenbeck scharfen Blickes, mit feinem Gefühl und dichterischer Aneignung die Wunder der Natur erschloß, wo jetzt noch Christlieb Julius Braniß, der hochverehrte Rektor des gegenwärtigen Festjahres, in krystallklaren, von Wärme des Gemüthes durchströmten Worten die Tiefe des menschlichen Bewußtseins zur Anschauung bringt. Unvergeßliche Namen, und doch nur wenige von den vielen, die wir dankerfüllt nennen könnten!

So ruft die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften auch ihrerseits den verehrten Lehrern und Kommilitonen der schlesischen Viadrina ihren Festgruß entgegen: möge die Gefeierte in allen Zeiten kräftig fortgedeihen! Möge sie unablässig ihren Beruf erfüllen, an den Ostmarken unseres Vaterlandes deutsche Wissenschaft und deutsche Gesinnung fest zu begründen! Möge sie immerdar der Stolz Schlesiens und eine Zierde Deutschlands bleiben!

Görlitz, den 1. August 1861.

Q. B. F. F. Q. S.

UNIVERSITATI LITTERARUM
FRIDERICIANÆ

SOLEMNIA SEMISAECULARIA

DIE ALTERO MENSIS SEPTEMBRIS ANNI MDCCCLXI
CELEBRANTI
CONGRATULATUR
SOCIETAS LITTERARUM LUSATIAE SUPERIORIS.

Si verum est, quod dicit Sallustius, omnes homines, qui sese præstare studeant ceteris animalibus, summa ope niti debere, ne vitam silentio transeant veluti pecora — quod est in universo hoc mundo remedium tam efficax tam nobile adversus inhumanam illam vitam, quam quod inest in litterarum artiumque liberalium studio? Beata igitur respublica, in qua, quantus honos armis rebusque forti manu gestis deberi videtur, tantus etiam musis omnium civium consensu tribuitur. Sed quamquam litterarum hodie ea conditio est, ut communis quasi thesaurus omnibus nationibus pateat; tamen insitus optimi cujusque animo patriae amor efficit, ut ea maxime diligamus atque amplectamur, quae ex patriis fontibus manant. Est enim aliquid, eo sermone, qui

nobis semper omnium carissimus esse debet, non solum primis elementis imbui, sed etiam ad summum litterarum fastigium ascendere.

Congratulamur igitur Norvegicae juventutis nobilissimo flori — si quidem ii nobilissimi sunt, qui colendae ac propagandae doctrinae munus sibi sumpserunt — quod nunc intra dilectissimae patriae fines per suos sibi cives sublevati eos fructus carpere possunt, quos ut quasi de alienis mensis delibarent antea trans mare currere coacti fuerant. Nemo profecto recusabit, quin solemnia semisaecularia almae Fridericianae ita celebrentur, ut ante hos L annos patriae libertas civium fortitudine restituta esse videatur. Quam vim habeat et in mores et in humanum vitae cultum cujusvis populi academia litterarum, quam sit firmum propugnaculum, quod aeque tueatur libertatem atque effrenatam turbulentamque opinionum licentiam fortiter defendat, nemo non videt nec quisquam magis expertus est, quam populus noster, cui jam pridem contigerat, ut in omnibus patriae partibus illi doctrinae fontes abunde scaterent. Laetantes igitur gratulamur talem fontem apertum esse etiam ei nationi, quae communis quodammodo stirpis vinculo nobiscum conjuncta est. Constringatur, velimus, in dies illud consanguinitatis vinculum litterarum studio atque amore, quae peculiaris Germanicae stirpis quasi provincia semper habita est.

Vivat, floreat, crescat alma Fridericiana per saecula saeculorum!

GORLITII, d. 24. mens. Augusti MDCCCLXI.

In der Versammlung am 23. August wurde vornämlich der Etat für 1862 berathen und in einigen Ansätzen geändert. (§ 2.) — Die jährliche Amortisationssumme wird für das nächste Jahr auf 200 Thlr. normirt. (§ 4.) — Domvikar Hornig in Bautzen soll der Hauptversammlung zur Aufnahme als wirkliches Mitglied angelegentlich empfohlen werden. (§ 6.) Mit dem Vereine für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade, sowie mit dem Vereine für nützliche Forschungen in Trier wird der Schriftenaustausch genehmigt, ebenso das Gesuch des akademischen Lesevereins in Wien um Uebersendung der von jetzt an erscheinenden Hefte des Neuen Lausitzischen Magazins. (§ 7.) — In Bezug auf den Antrag des Humboldt-Komité in Löbau wird Oberlehrer Fechner als Inspektor der Mineralien-Sammlung es übernehmen, die dorthin zu sendenden Mineralien zu überwachen und die Verantwortung für ihre sichere Zurücklieferung zu tragen. (§ 8.) — Zur Ehrenmitgliedschaft werden angemerkt und sind von der Hauptversammlung zu ernennen die vieljährigen verdienten Mitglieder Oberbibliothekar Hofrath Dr. Gersdorf in Leipzig, Professor Gymnasialdirektor Dr. Hoffmann in Bautzen, Professor Realschuldirektor Kaumann in Görlitz, Hofrath Dr. Klemm in Dresden, Wirkl. Geh. Rath, Ober-Ceremonienmeister Graf von Stillfried-Alcantara auf Silbitz bei Nimptsch. Außerdem wird der Professor der Mathematik Grunert in Greifswald zum Ehrenmitglied vorgeschlagen und seine Kandidatur genehmigt. (§ 9.) — Oberlehrer Borott in Eibenstock soll nicht mehr als Mitglied angesehen, sein Name aus dem Verzeichnisse gelöscht, sein Beitragsrest aber niedergeschlagen werden. (§ 11.)

Für den 28. August war die 118. Hauptversammlung angesetzt worden. Das Protokoll der gepflogenen Verhandlungen lautet wie folgt:

Verhandelt Görlitz, den 28. August 1861.

Anwesend waren die Herren: 1) Landesältester der Oberlausitz Graf von Löben, Präsident; 2) Stadtrath Mitscher, Inspektor des Hauses; 3) Pastor emer. M. Flössel aus Siegersdorf; 4) Pastor a. D. Hirche, Sekretär; 5) Diakonus Hergesell; 6) Pastor Hancke aus Bellmannsdorf; 7) Archidiakonus Haupt; 8) Gymnasial-Oberlehrer emer. Dr. Rösler; 9) Justizrath a. D. von Gizycki; 10) Major a D. von Poncet auf Döbschütz, als Gast; 11) Hauptmann a. D. Klähn, Kassirer; 12) Schuldirektor Kretschmer aus Löbau; 13) Advokat Mosig von Aehrenfeld aus Löbau; 14) Dr. phil. Paur, Vicepräsident; 15) Reallehrer Dr. Schmidt, Inspektor des physikalischen Kabinets; 16) Professor Konrektor Dr. Struve, Münzen-Inspektor; 17) Professor Direktor Kaumann; 18) Gymnasiallehrer Dr. Joachim; 19) Oberlehrer Fechner, Inspektor der naturhistor. Sammlungen; 20) Kreisgerichtsrath Geisdorf aus Rothenburg; 21) Kammerherr Dr. von Gersdorf auf Ostrichen; 22) Oberlehrer Tzschaschel, Bibliothekar; 23) Apothekenbesitzer Staberow; 24) Gymnasialdirektor Schütt; 25) Rektor der höheren Töchterschule Viëtor; 26) Obristlieutenant a. D. Köppe; 27) Gymnasiallehrer Wilde; 28) Oberstabsarzt Dr. Röthe; 29) Gymnasiallehrer Adrian; 30) Kaufmann Klocke; 31) Superintendent Holscher aus Horka.

Am heutigen Tage, Vormittags von 10 Uhr an, wurde die 118. Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften abgehalten. Der Präsident Graf von Löben eröffnete dieselbe durch einige einleitende Worte.

§ 1. Hierauf trug der Sekretär den Haupt-Jahresbericht vor, der mit Aufmerksamkeit angehört wurde.

§ 2. Nächstdem wurde die Wahl neuer Mitglieder vorgenommen. Zur Recherche der gedruckten Stimmzettel wurden Justizrath von Gizycki und Pastor Hancke ernannt. Das Ergebniß war, daß sämmtliche Vorgeschlagenen gewählt worden sind, nämlich: Professor der Mathematik Grunert in Greifswald als Ehrenmitglied, Domvikar Hornig in Bautzen und Major von Poncet auf Döbschütz als wirkliche Mitglieder, und Dr. phil. Trautschold in Moskau als korrespondirendes Mitglied.

§ 3. Sodann wurden in die Klasse der Ehrenmitglieder versetzt die langjährigen verdienten Mitglieder: Oberbibliothekar Dr. Gersdorf in Leipzig, Professor Gymnasialdirektor Dr. Hoffmann in Bautzen, Professor Direktor Kaumann in Görlitz, Hofrath Dr. Klemm in Dresden, Wirkl. Geh. Rath Ober-Ceremonienmeister Graf von Stillfried-Alcantara auf Silbitz bei Nimptsch.

§ 4. Nunmehr wurde zur Wahl von vier Repräsentanten für die Zeit von 1861 bis 1864 geschritten, anstatt der ausscheidenden vier Repräsentanten, welche im Jahre 1858 gewählt worden waren, nämlich des Professor Kaumann, Oberlehrer Heinze, Diakonus Hergesell und Hauptmann Klähn. Die Wahl wurde ebenfalls auf gedruckten Stimmzetteln vollzogen und deren Recherche gleichfalls dem Pastor Hancke und dem Justizrath von Gizycki übertragen. Das Ergebniß war laut des Protokolls folgendes: Dr. med. Schnieber erhielt 23, Professor Kaumann 22, Diakonus Hergesell 21, Oberlehrer Heinze 13 Stimmen, die mithin als zu Repräsentanten erwählt zu betrachten sind. Demnächst erhielten Professor Dr. Struve 4, Apotheker Staberow 3 Stimmen u. s. f.

§ 5. Jetzt wurde die Jahresrechnung für 1860 durchgegangen und nach Erledigung der Monita des Revisors die Decharge ertheilt, doch dabei die Erwartung ausgesprochen, daß künftig jede Etatüberschreitung vermieden werde, wovon nur in ganz unabweislichen Fällen allenfalls eine Ausnahme zulässig sei. Die Verwaltung möge also ernstlich darauf Bedacht nehmen, der ausgesprochenen Erwartung zu entsprechen, damit in der Amortisation der Bauschulden regelmäßig fortgefahren werden könne.

§ 6. Nachdem die Rechnungssache abgemacht worden war, wurde in die Berathung über den Etat für 1862 eingetreten. Gegen die Einnahmetitel war nichts zu bemerken. Bei der Ausgabe dagegen wurde bei Tit. I. 4 das im Etat ausgeworfene Jahresgehalt für den Inspektor des Hauses abgelehnt, da die Revision der Statuten bereits im Jahre 1864 zu erfolgen hat, bei welcher auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen sein wird. — Tit. IV. Beheizung und Beleuchtung wird von 70 auf 80 Thlr. erhöht. — Tit. VII. 3 für Baue sind im Etat 50 Thlr. ausgesetzt, statt einer größeren Summe in den früheren Etats. Die Hauptversammlung beschließt eine Summe von 100 Thlr. — Tit. VIII. 1, 2, 3 für die naturhistorischen Sammlungen sind im Etat 20 Thlr. angesetzt. Der Inspektor wünscht eine Vermehrung von 5 Thlr. Die Repräsentanten haben sich in ihrer Konferenz vom 23. d. M. damit einverstanden erklärt, und die Hauptversammlung tritt dem bei. — Tit. VIII. 4 für das physikalische Kabinet wird für 1862 der Etatsansatz von 20 Thlr. auf 5 Thlr. erniedrigt. — Tit. XII. für Druckkosten und Beiträge zur Herausgabe des Magazins wird der Ansatz im Etat von 420 Thlr. genehmigt. — Tit. XIV. der Etat zur Schuldentilgung wird auf 200 Thlr. beschlossen. Nach diesen Maßgaben wird der Etat genehmigt.

§ 7. Die vorgeschlagene Resolution wegen Einziehung der Jahresbeiträge wird als zweckmäßig anerkannt und nur die Abänderung beschlossen, statt „ist berechtigt" zu setzen „wird ermächtigt". Sie lautet mithin folgendermaßen: „Der Kassirer wird ermächtigt, diejenigen Sustentationsbeiträge, welche bis zum 31. December jedes Jahres nicht eingegangen sind, durch Postvorschuß einzuziehen."

§ 8. Dem Hofrath Dr. Zipser in Neusohl wird nach Vorlesung seines Grusses an die Hauptversammlung die silberne Ehrenmedaille wegen seiner fortwährenden Vermehrung unserer Sammlungen zuerkannt.

§ 9. Da jetzt alle Gegenstände des Einladungs-Programms erledigt waren, so wurde dem Schuldirektor Kretschmer aus Löbau das Wort ertheilt. Derselbe legte einen geographischen Atlas vom Jahre 1501 vor, dessen Karten xylographisch ausgeführt und illuminirt sind. Der Name des Druckers ist Georg Glockenton in Nürnberg, und zwar ist an den älteren zu denken. Der Atlas besteht aus 33 Karten. Der Vortragende ward ersucht, eine Beschreibung dieses Atlas für das Magazin zu übergeben, was er zusagte.*) — Noch zeigte derselbe ein Autograph Melanchthon's vor.

Da etwas Weiteres nicht zu bemerken war, so wurde das Protokoll nach geschehener Vorlesung und Genehmigung unterzeichnet.

Graf von Löben. Paur. Haupt. Kaumann. Mitscher. von Gizycki.
Mosig von Aehrenfeld. Hancke. Klähn. Fechner. Flössel.
w. o. Hirche.

---

*) Vergl. S. 366—372 dieses Bandes.

Hauptbericht für 1860 bis 1861,

vorgetragen bei der 118. Hauptversammlung am 28. August 1861 vom Sekretär.

Hochzuverehrende Herren! Der 38ste Band des Neuen Lausitzischen Magazins ist bereits vollständig in Ihren Händen. Darum kann ich in dem jetzt zu erstattenden Berichte kürzer sein, als es sonst zulässig sein würde. Dort ist die Geschichte bis zum 5. Juli d. J. fortgeführt, und ich habe nur wenig hinzuzufügen.

Das Gesellschaftsjahr, an dessen Schlusse wir jetzt stehen, darf in vielfacher Hinsicht als ein ereignißreiches bezeichnet werden. Abgesehen von den großen Verlusten, die wir in demselben durch den Tod erlitten haben, worauf ich im weiteren Verlaufe meines Vortrages zurückkommen werde, hat der zu Anfange d. J. erfolgte Hintritt unsers theuren Königs Friedrich Wilhelm IV. uns tief und schmerzlich berührt. Nie hat ein edleres Gemüth als das seinige einen Thron geziert. Mit den glänzendsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, schien er dazu berufen, dem unter seinem milden und gerechten Scepter vereinigten Volke eine neue Aera des Glückes zu bereiten. Und in der That was an ihm war hat er redlich gethan, um die schönen Ideale, für die er begeistert war, zu verwirklichen. Warm schlug sein Herz für das Wohl seines Volkes. Seines königlichen Amtes sich bewußt, waltete er allenthalben wohlthätig anregend und belebend. Um so ergreifender war das Geschick, welches ihn traf, als er im Herbste des Jahres 1858 von einer schweren Prüfung heimgesucht ward, die ihm so namenlose Leiden auferlegte, daß sein Tod eine Erlösung zu nennen war. Denn aus der Fülle centnerschwerer Trübsal ward der königliche Dulder am 2. Januar d. J. zum ewigen Frieden gerufen. Sanft schlummert seine verwesliche Hülle in der von ihm erbauten „Friedenskirche" bei Potsdam. Beweint und gesegnet von Millionen, die sein edles Wollen kannten, ist er von hinnen gegangen. Wir aber wollen sein Gedächtniß in Ehren halten.

Die Wehmuth, mit der wir des hochseligen Königs gedenken, findet eine Milderung in dem hoffnungsvollen Vertrauen, welches seinem Nachfolger auf dem Throne Sr. Majestät dem Könige Wilhelm I. nicht allein von den seiner Herrschaft unmittelbar unterworfenen Völkern, sondern in reichem Maße auch vom deutschen Volke überhaupt entgegengebracht wird. Möge seine Regierung die großen und schwierigen Aufgaben, welche die bewegte Zeit an sie stellt, einer glücklichen Lösung entgegenführen!

Als Männer der Wissenschaft überlassen wir jetzt die Politik Denen, die den Beruf dazu haben. Daß aber unter der Herrschaft unsers geliebten Königs Wilhelm die Wissenschaften sich der wohlwollendsten Fürsorge und des kräftigsten Schutzes zu erfreuen haben, dafür bewahrt unsre Gesellschaft bereits ein kostbares Unterpfand in einem Zeichen königlicher Huld, welches uns vor Kurzem zu Theil geworden ist. Gott schenke dem theuren Landesherrn lange Jahre des Glückes; er segne seine hochgesinnte Gemahlin, die Enkelin Karl August's von Weimar, die in ihrer Jugend noch den Widerschein der glanzvollen Tage gesehen hat, da Weimar das deutsche Athen war, wo Schiller und Göthe als Zierden unsrer Literatur unvergänglichen Ruhm gewannen.

Wie könnten wir dessen uneingedenk sein, daß heute vor 112 Jahren Göthe in's Leben trat? Ein beredterer Mund als der meinige wird nachher vielleicht einige Worte zur rechten Würdigung des großen Dichters an Sie

richten. Darum begnüge ich mich mit dieser Andeutung und trete nunmehr der eigentlichen Aufgabe meines Vortrages näher.

Zunächst empfangen Sie, hochzuverehrende Herren, meinen herzlichen Dank dafür, daß Sie mir vor zwei Jahren durch Ihre Wahl ein Feld des Wirkens geöffnet haben, das meiner Neigung entspricht und auf dem ich mit Lust und Liebe arbeite.

Mit hoher Freude kann ich berichten, daß unsre Gesellschaft in schönem Gedeihen begriffen ist, und daß ein Hauch begeisterter Liebe, wie ein frischer Lebensodem, ihre Mitglieder durchweht. Davon zeugen die Arbeiten, die in unsrer Zeitschrift niedergelegt sind; das beweist die Förderung, welche unsern Bestrebungen auf vielen Seiten gewährt wird, so wie endlich die Unterstützung, die das Vorhaben, unserm großen Gotthold Ephraim Lessing in seiner Vaterstadt Kamenz ein kleines Denkmal zu errichten, bereits gefunden hat. Kurz es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage: „Die erste Liebe, die unsre Gesellschaft gestiftet und gepflegt hat, ist von Neuem erwacht." Wo aber die Liebe wohnt, da ziehen Eintracht und Vertrauen ein. Liebe, Eintracht und Vertrauen möchte ich nun die Signatur nennen, welche dem gegenwärtigen Zustande unsrer Gesellschaft aufgeprägt ist.

Es ist bereits erwähnt worden, daß wir im verflossenen Jahre eine große Zahl von Mitgliedern durch den Tod verloren haben. Ihre Namen sind: 1) Der k. k. Kreisregierungsrath Paul Aloys Klar in Prag, gest. am 5. November 1860; 2) der Geheime Regierungsrath Reichsminister a. D. Dr. Maximilian Friedrich Wilhelm Grävell in Dresden, gest. am 9. November 1860; 3) der Wirkliche Geheime Rath Dr. Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen in Bonn, gest. am 28. November 1860; 4) der Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums Dr. Wenzel Hanka in Prag, gest. am 12. Januar 1861; 5) der Pastor Alberti in Hohenleuben, gest. zu Anfange des Monats Februar 1861; 6) der Oberlehrer und Kassirer der Gesellschaft Joseph Theodor Hertel in Görlitz, gest. am 22. Februar 1861; 7) der Vermessungsrevisor Wäge in Breslau, gest. am 22. März 1861; 8) der Rektor an der Thomasschule Dr. Karl Heinrich Adelbert Lipsius in Leipzig, gest. am 2. Juli 1861; 9) der Generalmajor und Führer der 7. Division von Sydow in Magdeburg, gest. am 18. Juli 1861 und 10) der Geschäftsleiter des Alterthumsvereins Dr. von Wohlfarth in Wien.

Ihren Abgang haben erklärt: 1) Der Konrektor Richter in Guben und 2) der Gymnasialdirektor Dr. Schlecht in Wien. Außerdem sind ausgeschieden: 3) Der Privatgelehrte Schweigert in Wien; 4) der Dr. phil. Wedekind in Berlin und 5) der Kandidat Oberlehrer Borott in Eibenstock.

Dagegen wurden in der 116. Hauptversammlung am 28. August 1860 in die Gesellschaft gewählt: A. 1) als Ehrenmitglied der Archivar Dr. Wattenbach in Breslau; B. als wirkliche Mitglieder: 2) Pastor Dr. Hergang in Oberlichtenau bei Pulsnitz; 3) der Kaufmann Ginsberg in Zittau; 4) der Rittergutsbesitzer von Wolff auf Krischa; 5) der Stadtrath Jacobi in Görlitz; C. als korrespondirende Mitglieder: 6) der Professor Madiera in Pisek; 7) der Oberlehrer Schröer in Preßburg; 8) der Pastor Kadelbach in Langenöls und 9) der Professor Slota in Neusohl, jetzt Pfarrer in Tužina. In der 117. Hauptversammlung am 1. Mai 1861 traten ein: A. als wirkliche Mitglieder: 10) der Rektor an der höheren Töchterschule Viëtor in Görlitz; 11) der Kammerherr von Kęszycki in Görlitz; 12) der Bürger-

schullehrer Klix in Kamenz; 13) der Buchhändler Remer in Görlitz; B. als korrespondirende Mitglieder: 14) der Komitatsphysikus Dr. Feichtinger in Gran; 15) der Professor Wilhelm Schmidt in Hermannstadt; 16) der Gymnasiallehrer Otto von Heinemann in Bernburg und 17) das Bankdirektionsmitglied Ludwig in Darmstadt. Die Gesellschaft zählt jetzt 66 Ehrenmitglieder, 67 wirkliche und 88 korrespondirende, zusammen 221 Mitglieder, also 1 mehr als jetzt vor einem Jahre.

Die Verbindung mit auswärtigen Gesellschaften erweitert sich fortwährend. Seit der 116. Hauptversammlung sind dazu gekommen: 1) Die Rathsbibliothek in Kamenz; 2) die Société impériale des sciences naturelles de Cherbourg; 3) die Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera; 4) der Ungarische Forstverein in Preßburg; 5) der naturhistorische Verein in Augsburg; 6) der Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde in Hanau; 7) der zoologisch-mineralogische Verein in Regensburg; 8) der physikalisch-ökonomische Verein zu Königsberg in Preußen; 9) der historisch-statistische Verein zu Frankfurt an der Oder; 10) das statistische Bureau in Berlin; 11) der Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln in Stade; 12) die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier und 13) der akademische Leseverein in Wien.

Unsre Gesellschaft steht jetzt mit 195 Vereinen in Schriftentausch. Den Ländern nach kommen auf den preußischen Staat 36, auf den österreichischen Kaiserstaat 21, auf das Königreich Sachsen 12, auf die übrigen deutschen Bundesstaaten 48, auf das Königreich der Niederlande 2, auf Belgien 9, auf Frankreich 19, auf die Schweiz 9, auf Norwegen 1, auf Dänemark 2, auf England 1, auf Rußland 9 und auf Nordamerika 26.

Der Briefwechsel ist sehr ausgebreitet und nimmt große Opfer an Zeit und Geld in Anspruch. Indessen ist er ein hauptsächliches Mittel der Belebung und ein wichtiges Band, welches besonders die entfernt wohnenden Mitglieder im Zusammenhange mit uns erhält. So lange meine Kraft vorhält wird er auch im neuen Gesellschaftsjahre fleißig von mir fortgesetzt werden.

Die Jahresrechnung wird Ihnen das sehr erfreuliche Ergebniß zeigen, daß die Beitragsreste, welche sich bis zum Jahre 1859 auf 891 Thaler beliefen, sich außerordentich vermindert haben. Eine Darlegung in Zahlen wird den augenscheinlichsten Beweis davon geben. Von den alten Resten mit Einschluß des Jahres 1859 sind bis zum heutigen Tage baar eingegangen 327 Thlr. 5 Sgr., durch Bücher ausgeglichen 131 Thlr., sonst gesichert 108 Thlr. 11 Sgr. 8 Pf., niedergeschlagen 240 Thlr. 20 Sgr., noch zu erledigen 84 Thlr. Sind nun auch aus dem Jahre 1860 einige Rückstände vorhanden, so sind sie doch nicht von großem Belange, und wenn von Ihnen die im Einladungsprogramme vorgeschlagene Resolution genehmigt wird, so werden Reste künftighin ganz in das Reich der Mythe gehören. Bei dem entschiedenen Eifer, womit unser Kassirer die Sache betreibt, ist dies keine chimärische Hoffnung. Schon die nächste Jahresrechnung wird uns diesem schönen Ziele sehr nahe bringen.

Die Ansätze im Etat für 1862 haben hier und da Abänderungen erfahren, deren Prüfung Ihnen anheimgegeben wird. Für unsre Zeitschrift muß eine abermalige Vergrößerung der Auflage von 450 auf 500 Exemplare

beantragt werden, und ich bitte die dadurch herbeigeführte Erhöhung des Etats für das Magazin zu genehmigen. Die Nachfrage nach demselben ist in steter Zunahme, was gewiß ein sehr ermunterndes Zeichen ist.

Die von uns ausgegangene Anregung zu Beiträgen für das in Kamenz zu errichtende Lessing-Denkmal hat einen so überraschenden Erfolg gehabt, daß der beschlossene Zuschuß aus der Gesellschaftskasse entbehrlich wird. Bis jetzt sind 246 Thlr. 20 Sgr. zusammengekommen. Darunter befindet sich die Gabe eines Kirchenfürsten, welcher ungenannt zu bleiben wünscht, von 30 Thlr. In Böhmen und St. Petersburg haben auch Frauen beigesteuert; ja aus Moskau ist durch die Bemühungen des Dr. phil. Trautschold eine Summe von 125 Silberrubeln aufgebracht worden. Besondere Anerkennung verdient auch der Beitrag von der lausitzisch-wendischen Predigergesellschaft Sorabia in Leipzig. Dieser Verein, der jetzt 24 Studenten der Theologie als Mitglieder zählt, hat hochherzig 10 Thlr. für das Lessing-Denkmal gesammelt und hierher geschickt. Wohl mag die Rechnung nicht zu kühn sein, wenn ich hoffe, daß die Gesammtsumme auf 300 Thlr. und darüber gebracht werden könne. Denn die Sammlung hier und in Zittau soll erst stattfinden, und überdies ist auch das Vorhaben, zur Förderung der Sache einen Cyklus von 5 oder 6 öffentlichen Vorträgen über Lessing zu veranstalten, wenn auch vertagt, doch keineswegs aufgegeben. Ob aus Nordamerika bei den gegenwärtigen kriegerischen Verwickelungen Etwas zu erwarten sei, muß die nächste Zeit lehren.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle eine Notiz einzuschalten, die ich einem Briefe des Bürgermeisters Eichel in Kamenz vom 12. Juni 1861 entnehme. Da heißt es: „Es ist mir endlich gelungen, durch unablässige Erkundigungen die Fensterscheibe mit der Lessing'schen Inschrift zu ermitteln, und ich beeile mich, Ihnen das vorgestern erst zu meiner Kenntniß gelangte Resultat in Nachstehendem mitzutheilen. Die qu. Inschrift befindet sich in dem ehemaligen Amtshause, jetzt der verwittweten Rentmeister Kaiser gehörig, in Hoyerswerda, in einem Zimmer, welches Lessing regelmäßig bewohnte, so oft er seinen Onkel, den kurfürstlichen Amtmann Theophilus Lessing in Hoyerswerda (gestorben 1748), oder dessen Sohn und Nachfolger den Amtmann Johann Theophilus Lessing (gestorben 1798) besuchte, was während seiner Schüler- und Studentenjahre sehr häufig geschah. Während eines dieser Besuche schrieb er in eine noch jetzt vorhandene Fensterscheibe seines Zimmers die Inschrift ein:

Nunquam ego neque pecunias, neque tecta magnifica, neque opes, neque imperia in bonis. 5. Juni.

Vielleicht gelingt mir's, diese Relique für eine kleine hier zu begründende Sammlung Lessing'scher Antiquitäten zu erwerben; dann ein Mehreres darüber u. s. w."

Nicht unerwähnt bleibe, daß mit unserer Schwestergesellschaft, der naturforschenden Gesellschaft hierselbst, ein erwünschtes Verhältniß besteht, was sich auch darin zu erkennen gegeben hat, daß, als dieselbe im vorigen Herbste ihr neues im Baue fertig gewordenes Gesellschaftshaus, das Museum, bezog und damit die erste Semisäkularfeier ihres Bestehens verband, unsre Gesellschaft auf das freundlichste zur Theilnahme durch Vertretung eingeladen wurde. Möge das gegenseitige Einvernehmen zum Segen der Wissenschaft auf beiden Seiten neidlos gepflegt werden!

In das abgelaufene Gesellschaftsjahr fallen drei Universitätsjubiläen der Hochschulen zu Berlin, Breslau und Christiania. Zum ersten*) und zweiten**) haben wir eine deutsche, zum dritten***) eine lateinische Glückwünschungsadresse abgehen lassen.

Am 27. Mai d. J. ist auf dem Oybin das Pescheck-Denkmal enthüllt worden, wobei die Gesellschaft durch vier hiesige Mitglieder vertreten ward.†) Einen ausführlichen Bericht über die sehr ansprechende Feierlichkeit enthält der 38. Band unseres Magazins S. 462—470.

Die Kommission für die Fortsetzung der Scriptores rerum Lusaticarum ist nicht unthätig gewesen. Sie hat mehrere Konferenzen abgehalten, um den Text für den vierten Band endgültig festzustellen. Hoffentlich wird es möglich werden, mit dem Drucke bald vorzugehen.

Auf die Fortsetzung des Codex diplomaticus Lusatiae superioris wird ebenfalls Bedacht zu nehmen sein. Erscheint es auch nicht rathsam, eher als bis der 4. Band der Scriptores zu Ende geführt sein wird, mit diesem Unternehmen zu beginnen, so können doch die Vorarbeiten immer aufgenommen werden. Zu diesem Behufe ist zuvörderst das gesammte Urkundenmaterial zusammenzubringen; von den Originalen, wo solche noch vorhanden sind, müssen korrekte Abschriften angefertigt und zugleich die literarischen Nachweisungen und geschichtlichen Erläuterungen so vervollständigt werden, daß die Benutzung erleichtert wird. Zweckmäßig eingerichtete Indices sind ebenfalls wünschenswerth; den Schluß aber könnten kritisch gesichtete Regesten bilden.

Eine große, aber lohnende Aufgabe, der wir uns zu unterziehen haben. Bereits sind von mehreren Seiten Anfragen wegen des zweiten Bandes des Codex diplomaticus hierher ergangen, und es ist nicht zu läugnen, daß eine vollständige Veröffentlichung des oberlausitzischen Urkundenschatzes eine Forderung ist, deren Befriedigung sich auf die Länge nicht mehr verschieben läßt.

Was nun die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Gesellschaft anlangt, so läßt sie kaum Etwas zu wünschen übrig. Unser Magazin erwirbt sich immer mehr Freunde. Es mag nur das Eine hervorgehoben werden, daß der vom Archivar Dr. Wattenbach in Breslau im 38. Bande mitgetheilte Briefwechsel über Lessing††) bei den Literarhistorikern das größte Aufsehen macht und in verschiedenen Zeitschriften mit Anerkennung besprochen, ja von Lessing's Biographen Adolph Stahr als die bedeutendste Bereicherung bezeichnet wird, welche die Literatur über Lessing seit langer Zeit aufzuweisen habe. Um andere werthvolle Abhandlungen nicht erst zu erwähnen, können wir selbst in dem ganz neuerdings hierher gelangten Gesuche des akademischen Lesevereins in Wien um Mittheilung des Magazins ein Zeichen erblicken, daß unsere Zeitschrift immer größere Beachtung findet.

Auch das Sagenbuch der Lausitz von Karl Haupt, dem von der 117. Hauptversammlung der doppelte Preis zuerkannt worden ist, und das

*) Vgl. Band XXXVIII. S. 454 fg.

**) Vgl. Band XXXIX. S. 498 fg.

***) Vgl. Band XXXIX. S. 499 fg.

†) Archidiakonus Haupt, Hauptmann Klähn, Privatgelehrter Jancke und Sekretär Hirche waren die Vertreter.

††) Vgl. Band XXXVIII. S. 193—231.

im 40. Bande gedruckt werden soll, wird in vielen Kreisen willkommen geheißen werden.

Für die Landeskunde der Oberlausitz ist in der neuesten Zeit Bedeutendes geleistet worden durch die Arbeit unsers verehrlichen Mitglieds des Stadtraths Jacobi, welche im 10. Bande der Abhandlungen der hiesigen naturforschenden Gesellschaft veröffentlicht worden ist. Dazu ist in diesen Tagen eine Schrift vom Lehrer Mischke in Schadewalde gekommen, die den Titel führt: „Das Markgrafthum Oberlausitz königlich preußischen Antheils in geschichtlicher, topographischer und statistischer Hinsicht."

Nicht minder dürfen wir der Hoffnung Raum geben, daß die von der Gesellschaft mit verdoppeltem Preise wiederholte Aufgabe „Geschichte der Oberlausitz von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815, für Schule und Haus" Bearbeiter finden und uns ein Büchlein bringen werde, welches in ähnlicher Weise wie vor 60 Jahren des verdienstvollen Käuffer's Abriß der Oberlausitzischen Geschichte sich zu einem Lesebuche für das Volk eigne.

In Vergessenheit dürfen aber nicht die topographischen Arbeiten kommen; vielmehr möchten sie mit Ernst wieder aufgenommen werden. Es könnte sich dafür eine besondere Kommission bilden, welche sich mit den Gutsbesitzern, Geistlichen und Lehrern in Verbindung setzte, um nach dem schon früher festgestellten Plane mit der Zeit so viel zu erreichen, daß von jedem Orte unsrer Provinz eine umfassende Topographie mit historischen und statistischen Beilagen erzielt würde, wie wir deren bereits so schätzbare theils in der Bibliothek, theils im Archive besitzen. Ich nenne nur einige Namen, wie Knauthe, Busch, Pescheck, Kliembt, Flössel, Holscher, Mende, Horter, Käuffer, Knothe, Korschelt. Gern bin ich bereit, bei diesem Unternehmen Handreichung zu thun, und ich zweifle nicht daran, daß sich viele Kräfte beigesellen werden.

Unsre neue Preisaufgabe „Lebensbeschreibung des Walther Ehrenfried von Tschirnhaus und Würdigung seiner Verdienste" hat bereits Aufmerksamkeit erregt, wie daraus zu ersehen ist, daß Professor Grunert in Greifswald dieselbe in seinem Archive für Mathematik bekannt gemacht hat. Zu wünschen bleibt nur, daß ein zweiter Petri sich finde, der uns durch eine Schenkung in den Stand setze, den Preis von fünfzig Thalern, welcher den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entsprechend ist, angemessen zu erhöhen.

Für das Grabdenkmal, welches dem berühmten Jakob Böhme auf seiner Ruhestätte von uns errichtet werden soll, ist in der 117. Hauptversammlung beim Festmahle eine Sammlung veranstaltet worden, die einen Ertrag von mehr als acht Thalern geliefert hat. Der vorhandene Fonds beläuft sich nunmehr auf etwa 22 Thaler. Der genommenen Abrede gemäß wird auch heute für diesen Zweck gesammelt und bei jeder Hauptversammlung damit fortgefahren werden, bis eine ausreichende Summe erzielt sein wird.

Die wissenschaftlichen Abendversammlungen haben ohne Unterbrechung stattgefunden. War auch der Besuch derselben nicht immer so zahlreich, wie man es um der Sache willen wünschen möchte, so hoffen wir doch, daß diese Einrichtung auch im neuen Gesellschaftsjahre fortbestehen werde. Vielleicht wäre es rathsam, eine frühere Tageszeit als die Abendstunden von 7 Uhr an zu wählen und sie auf einen andern Wochentag zu verlegen. Indessen ist das nur ein Vorschlag, dessen Erwägung anheimgestellt wird. Wenigstens wäre etwa einmal in jedem Monate durch die Wahl einer Nach-

mittagsstunde am Donnerstage den verehrlichen Mitgliedern, die in der Nähe der Stadt wohnen, Gelegenheit zum Besuche der Versammlungen zu bieten, zumal da für diesen Fall bereits Vorträge zugesagt sind. Dann würden auch die Mitglieder in Zittau, Löbau, Seidenberg und Bautzen es möglich machen können, dann und wann in unserer Mitte zu erscheinen und aus den Schätzen ihres Wissens Mittheilungen zu machen.

Vicepräsident Dr. Paur hat im vorigen Winter in unserm Saale wieder einen Cyklus von acht öffentlichen Vorträgen, diesmal über „Dante's göttliche Komödie" gehalten,*) und gleicherweise hat Professor Dr. Tillich seine begonnenen Vorträge fortgesetzt.

Die Bibliothek der Gesellschaft ist im verflossenen Jahre wieder um 534 Numern gewachsen, weniger durch Kauf, als durch Geschenke. Hier ist mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit zu erinnern an das durch königliche Huld uns verliehene Werk: Dr. Karsten, florae Columbiae specimina quaedam, wovon die ersten vier Hefte des ersten Theils uns zugesandt, die Lieferung der künftig noch erscheinenden Hefte aber verheißen worden ist. Außerdem hat Fürstbischof Dr. Förster in Breslau unsrer Bibliothek die Monumenta Zollerana, 6 Volumina in 4to, nebst einigen andern werthvollen historischen Schriften als Geschenk übereignet.

Das große Zedler'sche Universallexikon in 64 Theilen fol. ist uns zum Austausche gegen Doubletten angeboten, was von uns sehr dankbar angenommen wird.

Die Sammlung von Schulprogrammen der Ober- und Niederlausitz, die bisher große Lücken hatte, ist außerordentlich vermehrt und vervollständigt worden, indem einige Hundert zu den vorhandenen hinzugekommen sind.

Auch zur Vervollständigung der sehr wichtigen Manuskripte von Knauthe scheint einige Aussicht zu sein. Ob der jetzt nicht mehr aufzufindende Nachlaß des ehemaligen Stadtschreibers M. Frauenburg in Görlitz, so wie der von Dr. Palacky aus Prag im vorigen Monate hier vergebens gesuchte vierte Band der höchst werthvollen Annalen des M. Bartholomäus Scultetus wieder einmal zu entdecken und zu erwerben sein werden, darüber läßt sich keine Vermuthung wagen.

Leider hat uns der Bericht über die in voriger Woche gehaltene Revision der Bibliothek noch immer nicht durch die Kunde erfreuen können, daß das Urnenwerk „Königswartha snbterranea" wieder gefunden sei. Doch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß es, wenn auch für den Augenblick spurlos verschwunden, einmal wieder zum Vorschein kommen werde.**) Eine öffentliche Aufforderung in beiden hiesigen Lokalblättern hat keinen Erfolg gehabt.

Die Benutzung der Bibliothek ist in dem beendigten Gesellschaftsjahre wieder sehr bedeutend gewesen, indem 692 Werke in 1448 Bänden zur Ausleihung gekommen sind.

Mit jedem Jahre drängt sich die Nothwendigkeit mehr in den Vordergrund, die Räume der Bibliothek in genügender Weise zu erweitern. Wenn auch jetzt noch die Vornahme einer zweckmäßigen Umstellung dem dringendsten Bedürfnisse Abhülfe schaffen kann, so wird doch in Kurzem die

*) Vgl. Band XXXVIII. S. 471—483.
**) Diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen.

Vermehrung der Räumlichkeiten gebieterisch an uns herantreten und bald nicht mehr abgewiesen werden können.

Die Zahl der Originalurkunden ist um zwei vermehrt worden vom Archivar Dr. Schladitz in Dresden und vom Pastor emer. Hübner in Pleß. Beide sind auf Pergament geschrieben, die erste ist vom Jahre 1494, die andere noch älter.

Die physikalische Sammlung ist im vorigen Jahre um eine galvanische Batterie durch Kauf vermehrt worden.

Für die Kartensammlung hat unser verehrliches Mitglied Lieutenant und Geheimer Revisor Liebenow in Berlin eine von ihm herausgegebene sehr werthvolle Generalkarte von Schlesien geschenkt. Sie besteht aus zwei Blättern, deren eins eine Specialkarte vom Riesengebirge und vom Oberschlesischen Bergwerks- und Hüttenvereine giebt. Im Etat für 1862 ist ein Betrag von 10 Thlr. für Vermehrung der Kartensammlung angesetzt. Bei der Wichtigkeit der Sache darf wohl auf Ihre Zustimmung gerechnet werden.

Die botanische Sammlung hat eine Vermehrung erfahren durch eine Centurie in der Umgegend von Gran gesammelter Pflanzen, die unser verehrliches Mitglied der Komitatsphysikus Dr. Feichtinger in Gran geschenkt hat.

Zur Sammlung von Alterthümern der germanischen und slavischen Vorzeit ist durch Kauf eine bei Heidersdorf gefundene Spange mit aerugo nobilis gekommen. — Der beim Grundgraben auf der Landskrone gefundene kleine Stempel mit einem Patricierwappen wurde im December vorigen Jahres vom Magistrate zurückverlangt und demselben wieder zugestellt. — Hofrath Dr. Zipser in Neusohl hat einen Metallabguß vom Idol des slavischen Götzen Perun, so wie ein bronzenes Kreuz mit fremdartigen Schriftcharakteren, welches vielleicht als Amulet gedient hat, unserm Kabinet verehrt. — Noch ist vom Ortsrichter Hersel in Ullersdorf am Queiß eine vor mehreren Jahren dort gefundene Urne als Geschenk hierher gelangt. Dieselbe ist am Rande gerippt, auf der Drehscheibe gearbeitet, von bläulichschwarzer Serpentinsteinfarbe, 4 Zoll hoch und mit zierlichen Buckeln versehen.

Die Siegelsammlung hat eine ansehnliche Schenkung vom Hofrath Dr. Zipser in Neusohl erhalten. Es befinden sich darunter kaiserliche, königliche, ungarische, geistliche und weltliche Siegel. Eine neue Schenkung von Siegeln hat kürzlich der Kreisphysikus Dr. Eiselt in Königgrätz zugesagt.

Ebenso ist das Münzen- und Medaillenkabinet im verflossenen Jahre erheblich bereichert worden durch den Apothekenbesitzer Schimmel in Bautzen, die Kreisregierungsrath Klar'schen Erben in Prag, den Direktor Dr. Kreutzberg daselbst, den Hofrath Dr. Zipser in Neusohl und die königliche Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Ueber alle diese Erwerbungen hat der Koinspektor Privatgelehrter Jancke ein sorgfältiges Verzeichniß angefertigt. Hierbei mag ein Wunsch ausgesprochen werden. Die zahlreich vorhandenen Doubletten an Münzen könnten benutzt werden, um durch Tausch andere dafür zu erwerben. Wird nun, wie in der letzten Repräsentanten-Versammlung vom 23. d. M. in Anregung gebracht worden ist, die Münzen- und Medaillensammlung aus dem untern Stockwerke in das obere gebracht, so wird dieser Schatz den wissenschaftlichen Abendversammlungen zu Gute kommen, während er jetzt ganz unbenutzt bleibt und der Mehrzahl unserer Mitglieder kaum bekannt ist.

Im Mineralienkabinet ist eine namhafte Vermehrung erfolgt durch eine vom Hofrath Dr. Zipser in Neusohl geschenkte Blitzröhre aus Ungarn, ferner durch 23 Versteinerungen aus der silurischen Grauwacke von St. Petersburg und durch eine erst ganz kürzlich eingegangene Sendung von Mineralien, enthaltend: 1) rothes faseriges Salz aus Ischl; 2) blaues Steinsalz aus Kaluža in Galizien; 3) Polyhalit von Außer in Steyermark; 4) Ozokerit in Thon von Boryslaw in Galizien. Von den Versteinerungen aus der Umgegend von St. Petersburg sind bis jetzt fünf Species durch den Kaufmann Klocke bestimmt worden. Der Kabinetsinspektor Oberlehrer Fechner schenkte: 1) Basaltwacke mit anstehendem Bolus aus Siebenhufen; 2) Bolus ebendaher; 3) Bolus aus Niecha und 4) Basalt mit Mesotyp aus Kößlitz. Angekauft ward eine ansehnliche Zahl von Mineralien, deren Namen in dem vom Inspektor übergebenen Verzeichnisse angegeben sind. Noch erhielten wir von Louis Althammer in Arco vier Kalkplatten mit Fischabdrücken vom Monte Bolca im Venetianischen.

Für die ornithologische Sammlung wurden acht Vögel erworben.

Die Insektensammlung ist durch eine Anzahl Schmetterlinge aus der Lausitz vervollständigt worden.

Dagegen ist die Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen in diesem Jahre leer ausgegangen; denn einige vom Direktor Dr. Kreutzberg in Prag eingeschickte Blätter sind ohne Kunstwerth. Wohl aber sind uns die Portraits der beiden Klar, Vater und Sohn, und Zipser's Photographie zugegangen, die künftig unsern Sitzungssaal schmücken werden. Vom Inspektor dieser Sammlung Kaufmann Starke ist ein ausführlicher Bericht eingereicht worden, dessen Vortrag wohl erwünscht sein dürfte.

Diese Uebersicht wird genügen, um ein sehr erfreuliches Bild von dem hoffnungsreichen Gedeihen der Gesellschaft zu geben. Möge das neue Geschäftsjahr unsern Bemühungen eben so günstig sein! Gott segne unsern hochverehrten Präsidenten und dessen Alter ego, sowie alle Mitglieder! Unserm Wahlspruche gemäß wollen wir „in uno" zusammenwirken und nimmer ermatten.

Beilage 1.

E. Hochverehrl. Beamteten- und Repräsentanten-Versammlung überreicht Unterzeichneter, als derzeitiger Inspektor der gesellschaftlichen Alterthümersammlung ein Verzeichniß von Urkunden, Lehr- und Losbriefen, welche bisher, seit vielen, vielen Jahren vielleicht, in einem der untersten Fache des Urnenschrankes A., unverzeichnet und unnumerirt reponirt lagen. Dem Berichterstatter ist nicht bekannt, daß eine dergleichen Kollektion während seiner Führung zur Alterthümersammlung abgegeben worden sei.

Zu bedauern ist, daß die Sigillen und Bullen, wie deutlich zu ersehen, von den Urkunden theils abgerissen, theils abgeschnitten, als indigesta moles dabei lagen. Das Motiv dieser Verstümmelung ist schwer zu errathen, jedenfalls aber als ein unüberlegtes zu bezeichnen. Vielleicht, aber mit vieler Mühwaltung, lassen sich dieselben den zugehörenden Urkunden anreihen, wo sie dann besonders zu verzeichnen, zu numeriren und anzugeben wäre, zu welcher Urkunde sie gehören.

Der Urkunden 2c. sind 52, welche ihrem Inhalt und Jahren nach also lauten:

1) Attest des Raths zu Görlitz d. d. 5. Julii 1575, daß Zacharias Frenzel von Matthes Frenzeln s. Vater und Annen seiner Mutter, echter, deutscher und unvorsprochener Art, aus einem rechten Ehebette ehelich geboren sei. Pergam.
2) Geburtsbrief des Raths in Reichenbach in der O. L., ausgestellt am 13. Juni 1659 für den Handelsdiener Caspar Preller in Leipzig, daß derselbe am 31. Oct. 1633 in der Stadtkirche zu Reichenbach getauft worden. Pergam.
3) Geburtsbrief des Raths und Richter der freyen Haupt-Berg-Stadt Crembnitz in N. Ungern d. d. 5. Merz 1674 ausgestellt für Joh. Friedr. Neffe, Pfarrers Sohn daselbst und Exulanten, daß derselbe am 6. Mai 1661 aus reinem und keuschen Ehebette, guter deutscher Nation geboren und getaufft sei. Neffe war der Glosherey zugethan. Pergam.
4) Geburtsbrief ausgestellt vom Rath der Stadt Strehlen im Fürstenthum Brieg in Schlesien d. d. 11. Junii 1686 für den Sporer Joh. Runge, daß derselbe aus einer keuschen unbefleckten Ehe, teutscher Nation geboren sei. (Das Geburtsjahr ist nicht angegeben.) Papier.
5) Attest des Amtmanns zum Giebichenstein Daniel Losse sub d. 6. Febr. 1699 daß Martin Gotsche für seines verstorb. Bruders Andreas Gotschens Sohn, Johannes Gotsche, getauft den 25. Juni 1683 zu Oppin, einen Geburtsbrief abverlangt habe. Pergam.
6) Balthasar Erdmann Graf von Promnitz auf Pleß, Sorau, Triebel &c. bekennt, daß vor seiner Canzelei Heinrich Lux erschienen u. um ein Taufzeugniß gebeten habe, welches hiermit ausgestellt wird. (d. d. 8. Julij 1698. Pergam.
7) Der Rath zu Roßwein stellt auf Bitten des Lohgerbermeisters Hanß Wolff Kühnel für dessen Sohn Paul einen Geburtsbrief aus, d. d. 16. Oct. 1696. Pergam.
8) Geburtscertificat des Raths zu Nauenhof, ausgestellt für Joh. George Kitzing de dato 30. Dec. 1696. Pergam.
9) Attest des Raths zu Dresden d. d. 23. Jan. 1696, daß Hanns Joachim Ulrich von Smedeberg in Schweden bürtig, ehr- und ehelicher Geburt sei laut des dasigen Pfarrers Olai Mroselii Attestat. Pergam.
10) Attest des Raths der Stadt Bielitz in Oberschlesien de dato 27. Oct. 1695 ausgestellt auf Bitten des Ehrenw. und kunstreichen Joh. Wendel Mahler, für dessen Stieffsohn Paulus Ziabke, daß dieser recht und ehrlich erzeugt u. gebohren, auch getaufft, rechter teutscher Nation und Zunge, frei und Niemandem mit Leibeigenschafft unterthan sein. Pergam.
11) Probst, Domdechant, Senior und Domcapitel der bischöfl. Stiftskirche zu Naumburgk bekennen sub d. 1. Julij 1695 daß Joh. Martin Schade, weyl. Heinrich Schadens Schuhmachers Sohn um einen Geburtsschein seiner ehelichen Geburt gebeten habe. Es wird attestirt, daß er d. 14. Nov. 1669 geboren sei u. den 16. ej. in der St. Othmarskirche getauft worden, rechter, echter, teutscher nicht wendischer noch sclavischer Art, Niemands eigen. Pergam.
12) Attest des Raths der Churfürstl. Sächs. Stadt Bruck ausgestellt auf Ersuchen des dasigen Bürgermeister Matthäus Bordan für dessen vierdten Sohn Gottfried Bordan, daß dieser daselbst am 2. Aug. 1666 geboren sei, de d. 10. Decbr. 1695. Pergam.

13) Der Rath zu Lauban attestirt, daß Hanß George Rößler zu Lauban am 18. Sept. 1676 geboren und getauft w. sei. de dato 1695. (Angabe des Tages fehlt.) Pergam.

14) Attest des Raths der Fürstl. Sächs. Residenzstadt Weissenfelß für Gotthard Dreher, daß derselbe rechter Ehe teutscher Nation und redlichen Herkommens am 15. Merz 1668 geboren sei, de dato 21. Febr. 1690. Pergam.

15) Attest des Raths von Fraustadt in Großpohlen für Adam Wirkert de dato 4. Sept. 1692 worin bezeuget wird, daß laut Zeugen derselbe, gutter, teutscher, niemand leibeigener Nation, aus reinem ächten Ehebette, nach Ordnung der christl. Kirche, ehrlich und ehelich geboren. (Jahr der Geburt ist nicht besonders bemerkt.) Pergam.

16) Der Rath der Stadt Alten-Stettin, attestirt dem Schönfärber Daniel Utecht, daß er in e. christl. unbefleckten Ehebette geboren u. guter teutscher Abkunft sei. d. d. 1. Nov. 1692. Pergam.

17) Der Rath der Fürstl. Sächs. Stadt Weida im Voigtlande stellt auf Bitten des George Hahn Posamentirer für dessen Sohn Christoph Hahn ein Zeugniß, daß derselbe am 16. Aug. 1663 getauft worden sei. de d. 28. Oct. 1692. Pergam.

18) Der Schösser des Freiherrn Otto Heinrich v. Friesen, Erbherrn zu Rötha, Geschwitz und Rüben, Christian Vogel, stellt für den Tagelöhnerssohn Andreas Schumann ein Zeugniß seiner ehrlichen Geburt und Verhaltens aus. de d. Rötha 24. Julij 1691. Pergam.

19) Geburts- u. Führungsattest vom Rath zu Auras ausgestellt dem Davidt Kube, de dato 12. Decbr. 1690. Pergam.

20) Der Rath der churfürstl. Brandenburg. Stadt Cörlin stellt für den Tuchknappen Peter Gläsche Behufs seiner Niederlassung in Görlitz als Meister, ein Attest aus, daß er in rechter ehrlicher Ehe 1667 geboren sei. d. d. 9. Junij 1690. Pergam.

21) Geburtsbriefattest des Chursächs. Oberamts Eißleben für den Schustergesellen Johann Spannseil behufs seiner Meisterschaft. Es wird bescheinigt, daß ders. am 26. Juni 1671 geboren u. den 28. getauft sei. d. d. 1. Sept. 1700. Pergam.

22) Testimonium des Raths der Stadt Belgern in Meißen für den Rademacher Gottfried Kühne zu Beglaubigung seiner am 6. Juni 1688 erfolgten, ehelichen, ehrlichen, freyen, teutschen Geburt. d. d. 1702. (ohne Angabe des Tages.) Papier.

23) Geburtsattest des Raths der Kgl. Preuß. u. Churfürstl. Brandenburg. Stadt Beeskow ausgestellt für den Tuchknappen Joachim Felß. d. d. 24. Sept. 1703. Papier.

24) Geburtsattest ausgestellt von Ernst Friedrich v. Döring auf Börlen u. Radegast, Kgl. Pohln. u. Churfürstl. Sächs. Hof- u. Justitienrath, für den Lehrling Christian Hecht, daß derselbe den 6. Dec. 1682 ehr- u. ehelich geboren sei. de d. Börlen 2. Jan. 1704. Pergam.

25) Attest der Spittelmeister u. Vorsteher S. kön. Maj. in Preussen grossen Hospithals (sic.) für den Hosenstrickergesellen Heinrich Wergau, betreffs dessen ehelicher, ehrlicher &c. Geburt. de d. Königsberg Löbenicht des königl. grossen Hospithals den 30. Sept. 1705. Pergam.

26) Der Rath der churfürstl. Sächs. Stadt Chemnitz, stellt dem Sohne seines

Kollegen des Rathmanns Sigismund Crusius, Christian, Handelsmann, ein Zeugniß seiner 1681 erfolgten ehrl. ächten rc. Geburt u. Taufe aus. de d. 18. April 1707. Pergam.

27) Der Rath des Städtleins Ruhland im Markgrafthum O. L. stellt dem Schneidergesellen Matthäus Richter, Behufs s. Etablirung als Schneidermeister in Görlitz ein Zeugniß aus, daß er am 25. Jan. 1680 daselbst geboren sei. de d. 5. Decbr. 1708. Pergam.

28) Der Rath der Reichsgräfl. Promnitzschen Stadt Sorau, stellt der Sabina Vetterin eine Zeugniß über ihre eheliche, rechte, freie, teutsche Geburt aus. de d. 13. Nov. 1709. Papier.

29) Der Rath der kgl. Preuß. und Churbrandenburg. Stadt Gardelegen in der Altmark, stellt dem Drechslergesellen Hansen Bicknäse einen Brief über s. ehr- u. eheliche Geburt aus. d. d. 20. Nov. 1711. Pergam.

30) Die verordneten Vicerichter u. Rathmanne der königl. Pohln. u. Churfürstl. Sächs. freyen Bergstadt Grünhayn stellen dem Joh. Ehrenfried Pommer ein Zeugniß über s. am 30. Nov. 1693 ehe- u. ehrlich erfolgte Geburt aus. de d. 14. Mai 1712. Pergam.

31) Attest des Amtsvogts Augustus Just, beyder Rechte Licentiat, für den Glaserlehrling Joh. George Schneider, daß dieser aus einer reinen, keuschen, unbefleckten Ehe, recht, echt, ehrlich, frey, teutscher Art rc. den 15. Oct. 1696 zu Weißenfelß geboren sei. d. d. Weißenfelß 2. Mart. 1714. Pergam.

32) Der Rath der königl. Stadt Kneipphoff Königsberg, stellt dem Pergamentmacherlehrling Friedrich Diegnin ein Zeugniß seiner ehrlichen, freien, teutschen rc. Geburt aus. d. d. Kneiphoff Königsberg, 1. Febr. 1715. Pergam.

33) Der Rath der königl. Preuß. Stadt Storckow, stellt dem Joh. Christian Albrecht wegen s. freyen, niemands leybeigenen, rechten, ehr u. christlichen am 9. Sept. 1689 erfolgten Geburt ein amtliches Zeugniß aus. de d. 28. Merz 1715. Pergam.

34) Der Rath der Hochfürstl. Brandenburg. Bayreuthschen Haubtstadt Neustadt an der Aysch, stellt für den angehenden Görlitzischen Bürger u. Schuhmacher Friedrich Mack ein Zeugniß s. redlichen Herkommens und seiner reinen freyen Geburt sub 27. Apr. 1686 aus. d. d. 11. Febr. 1715. Pergam.

35) Der Schösser der Hochwohlgeb. Fr. Amalien v. Pöllnitz, geb. v. Hünigke auf Goseck, Uchteritz rc. Carl Adam Schrey, stellt dem Joh. Chryph. Kellermann ein Attest über s. ehrliche, unterm 21. April 1690 erfolgte Geburt aus. d. d. Goseck d. 22. August 1715. Pergam.

36) Der Rath der Stadt Riga stellt dem Bader Gottlieb Baltzer Stehling, für s. Frauen Bruder, Andreas Meyer, einen ehrlichen aufrichtigen Geburtsschein aus. d. d. 8. Jan. 1720. Pergam.

37) Heinrich Gottlob Graff v. Reder, Freyherr zu Krappitz und Herr zu Bergk, Herr der Herrschaft Mallmitz u. Weichau, auff Cuntzendorff rc. stellt s. Unterthan u. Gärtner Elias Kahl, für dessen Sohn Joh. Heinrich Kahl Behufs eines zu erlernenden Handwerks das Attestat aus, daß er in rechter ohntadelhafter Ehe im Oct. 1710 geboren u. am 25. gedachten Monats und Jahres zu Dohnitz getaufft sei. d. d. Mallmitz, d. 16. December 1721. Papier.

38) Der Rath der Stadt Frankfurth a. d. Oder stellt dem Tuchmacher und Billetschreiber Christian Müller für dessen Sohn Martin Müller einen Geburthsbrief aus. d. d. 24. Julii 1722. Pergam.

39) Der Rath der churfürstl. Sächs. Stadt Pirna im Markgrafthum Meißen stellt für den Feuermauergesellen Israel Jacob einen ehr- und ehelichen Geburtsschein über dessen am 12. Merz 1691 erfolgte christliche Geburt und Taufe aus. d. d. 22. April 1723. Pergam.

40) Der Rath der kgl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg. Stadt Straußberg stellt dem Jeremias Gürtler ein Zeugniß s. ehelichen Herkommens und Geburt aus, welche ehrlich, ehelich und recht am 18. Febr. 1696 erfolgt. d. d. 16. Julii 1723. Pergam.

41) Der Rath der kgl. Preuß. Hauptstadt Neuen-Ruppin stellt dem Joh. Friedrich Losen, Behufs seiner Niederlassung als Kürschner in Görlitz ein Attest über s. ehrliche Geburt u. redliches Herkommen aus. d. d. 5. Julij 1723. Papier.

42) Der Rath der Residenz u. Haubtstadt Onolzbach stellt dem Schuhmacher Joh. Sebast. Oppelt ein Zeugniß s. ehrlichen Geburt, welche im Hochfürstl. Aychstättischen Orte Großen-Aurach den 6. Mart. 1696 erfolgt, aus. d. d. 2. Julii 1725. Pergam.

43) Der Rath der kön. Pohln. u. Churfürstl. Sächs. Bergkstadt Annaberg stellt dem Joh. Christian Otto, Weyland Christoph Ottens Tuchscheerers Sohn ein Zeugniß s. ehr- u. ehelichen Geburt u. am 27. Jan. 1700 erfolgten Taufe aus. d. d. 30. Junii 1725. Pergam.

44) Der Rath zu Kirchberg stellt dem Andreas Christian Holl vornehmen Bürger auch Kauff- und Handelsmann zu Görlitz zu Etablirung seiner Fortun ein Zeugniß aus, daß er aus keuschem rein- und unbefleckten Ehebette den 27. April 1698 daselbst geboren u. getaufft sey. d. d. 28. August 1726. Pergam.

45) Rudolph von Bünau auff Lauenstein, Wesenstein, Meusegast, Oelsa &c. stellt seinem Unterthan Matthes Paust zu Seitenhayn für dessen Sohn Matthes Paust e. Geburtsbrieff aus, daß derselbe, aus einem reinen keuschen und untadelhaften Ehebette, echter, freyer, teutscher Nation, nicht wendischer, oder sclavischer Art den 5. December 1683 geboren sei. d. d. Wesenstein 3. Julij 1728. Pergam.

46) Der Rath der Stadt Jauer stellt dem Siegmundt Gottlob Ludwig daselbst einen ehelichen ehrlichen Geburtsschein aus. d. d. 11. Julii 1721. Pergam.

47) Der Rath der Stadt Lüneburg attestirt, daß Joh. Georg Nicol. Uhlig von echten, rechten, teutschen nicht Wendischen Eltern, frey und niemands eygen, daselbst geboren sey. d. d. 5. Nov. 1728. Pergam.

48) Der Rath der Vorder-Stadt Parchim im Herzogthum Mecklenburg attestirt dem Nadlermeister Christian Scheffel daselbst, daß sein Sohn der Nadlergeselle Christian Scheffel den 1. Dec. 1702 ehrlich u. ehelich geboren u. den 3. ej. getaufft w. sei. d. d. 5. Aug. 1729. Pergam.

49) Der Rath der Stadt Leipzig stellt dem Paul Heinrich Blasius einen ehrlichen Geburts- u. Taufschein über s. am 31. Aug. 1697 in der Thomaskirche daselbst erfolgte Taufe aus. d. d. 30. Aug. 1729. Pergam.

50) Der Rath der königl. Preuß. Stadt Neydenburg attestirt, daß Adam

Niwiesko, echter, ehrlicher, freier, gutter teutscher Art und Zungen erzeuget u. geboren sey. d. d. 12. Junii 1730. Pergam.

51) Der Rath zu Leipzig attestirt, daß Johann Gottfried Pfeiffer seinem Vater Joh. Jacob Pfeiffer, Bürger, Bareth- und Strumpfstricker ehr- u. ehelich geboren u. am 26. Sept. in der Nicolaikirche getaufft w. sei. d. d. 25. May 1735. Pergam.

52) Der Rath der Gräfl. Reuß-Plauischen Residenzstadt Schleitz im Voigtlande stellt dem Joh. Heinr. Huscher welcher sich in Görlitz als Kürschner etabliren will einen ehr- u. ehelichen Geburtsbrief aus, daß er am 4. August 1722 geboren u. den 6. ej. getaufft sei. d. d. 25. May 1744.

Görlitz, den 28. Juni 1860. Jancke.

Die Mehrzahl der vorstehenden Urkunden zeichnet sich durch kalligraphische Schönheit und Sauberkeit, zumal in den Ueberschriften und Initialen aus, z. B. No. 21. Die Görlitz angehenden haben einen genealogischen Werth.

Beilage 2.

Die nähere Einsicht in die mir vom Herrn Sekretair der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gütigst mitgetheilten vier Kamenzer Urkunden ergab folgendes Resultat:

I. Unser alter ehrwürdiger Knauth hat im alten lausitzischen Magazine Jahrg. 1771. S. 172--176 und S. 185—187 einen Aufsatz, betitelt: „Von der heiligen Wandelburgis und der ihr gewidmeten Kapelle zu Gölenau in der Oberlausitz", einrücken lassen. Daselbst ist die erste Erwähnung der capella S. Vandelburgis extra muros opidi Camentz.

Die Urkunde selbst führt er nicht an, sondern setzt sie vermuthlich als bereits bekannt voraus. Auch ist in der Urkunde selbst Gölenau oder Gelenau nicht namhaft gemacht, sondern es steht blos daselbst wie oben bemerkt: capella S. Vandelburgis virginis sita extra muros opidi Camentz. — Daß es dieselbe sei, die Knauth als die Gelenauer anführt, unterliegt wohl keinem Zweifel.

II. Eine ausführlichere Erwähnung resp. Beschreibung dieser vier Urkunden finden wir in der lausitzischen Monatschrift Jahrg. 1799 in einem Aufsatze des Schulkollegen Hortzschansky: „Von den öffentlichen Bibliotheken in der Oberlausitz." Das Nähere ist daselbst S. 456—461 unter der Aufschrift: „Die Kirchenbibliothek in Kamenz" einzusehen.

Jedenfalls hat Hortzschansky das beiliegende Manuskriptverzeichniß des Diak. M. Michael Conradi de anno 1796 (es ist derselbe, dem wir das vortreffliche Manuskript über oberlausitzische Münzgeschichte verdanken) zu Händen gehabt, da der beschreibende Text der qu. Urkunden in der lausitzischen Monatschrift mit dem im Manuskript fast gleichlautend ist.

Bei dem Ablaßbrief No. 1. S. 459 der lausitzischen Monatschrift ist zu ergänzen, daß die Bestätigung und Indulgenz des Bischofs von Meißen vom Jahre 1501 datirt. Ingl. ist bei dem Ablaßbriefe sub No. 2. ebendaselbst nachzutragen, daß derselbe am 14. December 1489 ausgestellt ist und die bischöfliche Konfirmation und Dotation vom Jahre 1490 datirt, wie auch im Conradi'schen Manuskripte steht.

III. Alle 4 Urkunden sind in unserm oberlausitzischen Urkundenverzeichnisse sub A. 1489 S. 169 und 170 des ersten und sub A. 1500 S. 52

u. 54 des zweiten Theiles aufgeführt, also in unserem Urkundenkollektionswerke bereits in Abschrift vorhanden.

Indem ich mich meines Auftrages hiermit entledige, zeichne mich
Görlitz, den 7. August 1861. der Privatgelehrte Jancke.

Die Bullkapseln sind von Blech, nicht wie Hortzschansky l. c. S. 458 vermuthet von Blei, und ist das Fehlen der wächsernen Bullen selbst, jedenfalls zu beklagen. — Schließlich würde ich vorschlagen, daß von dem Conradi'schen Bücherverzeichniß Abschrift genommen und dasselbe im Magazin publizirt würde. Es lassen sich hübsche literarische Anknüpfungspunkte treffen.*)

Beilage 3.

Verzeichniß

derjenigen Siegelabdrücke, welche von unserem Ehrenmitgliede Herrn Professor Dr. Zipser in Neusohl an die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften verehrt worden sind. s. Protok. d. d. 18. Januar 1861.

A. Insgemein.

a. 7 Sigillen gefürsteter Herren. b. 4 geistliche u. dergl. Siegel, darunter das Secretum Rectoris scholae Hafn. datum a Christian. 3. 1539. c. 24 fürstliche, freiherrliche, gräfliche und insgemein adelige Gerichts-, Familien- und Städtesiegel. d. Baron von Berzelius in Stockholm Petschaft nebst Handschrift. e. Ein Maurersiegel. Loge Archimedes zu den drei Reisbretern. Inschrift: noli turbare circulos. Wo die Loge befindlich, ist nicht angegeben.

B. Specialverzeichniß.

a. 1) Wappen des Prinzen Biron von Kurland; 2) Wappen des Herzogs von Sachsen-Koburg; 2) Wappen des Fürsten von Anhalt und Hessen-Kassel; 4) Sigillum locumtenentium Reg. Majest. Goth. Vandal. Magdeb. et Halberstadt. 1632. (Schwed. Sigill des 30jährigen Krieges); 5) Charlotte princesse de Wurtemberg née duchesse de Saxe-Hildburghausen; 6) fürstlich Anhalt-Bernburgisches Wappen; 7) herzoglich Mecklenburgisches Wappen.

b. 1) Sigillum Josephi Belansky divina et apostolicae sedis gratia Episcopis Neosoliensis; 2) Antonius Makaudeadem e' Gelej miseratione diuina Episcopus Neosoliensis; 3) Schwedisches Siegel aus dem Jahre 1632 mit der Aufschrift: Gott. mit. uns. — Daß das Wappen ein schwedisches ist, beweisen die drei Kronen und die beiden aufrecht stehenden Löwen, welche auch im Staatswappen befindlich sind. Die Aufschrift Gott mit uns, gleich der V. D. M. I. Æ., war das Schiboleth der Protestanten im 30jährigen Kriege, und ihres Führers Gustav Adolph. Ich möchte es daher fast für dessen Petschaft halten. Si quid scis rectius etc.; 4) Secretum Rectoris Scholae Haf. (niensis) datum a Rege Christian 3. Ueber dem Wappenschilde die Jahrzahl 1539. Christian III. von Dänemark führte bekanntlich in Kopenhagen und in seinem Reiche die Reformation durch.

c. 1) Amtssiegel Ignaz Grafen Gyulay Moros Nemethy und Nadaska; 2) Bürgermeisterei-Siegel der königl. freien Residenzstadt Ofen; 3) Hein-

---

*) Dieses ist geschehen, und wird dasselbe in einem der nächsten Hefte des Magazins mitgetheilt werden. Zugl. der Urkunden-Originaltext verglichen mit dem in unserem O.-L. Urkunden-Kollektionswerke. Görlitz, den 27. Juli 1862. J.

rich regierender Graf zu Stolberg-Wernigerode und Eberhardine geb. von der Reck; 4) gräflich Erbach-Schönbergisches Regierungssiegel; 5) gräflich Ingelheimisches Insiegel; 6) fürstlich Oranien-Nassauische Regierung zu Dortmund; 7) herzoglich Anhaltisches Justizamt Köthen; 8) von Alvensleben; 9) reichsgräflich von Tilly'sches Insiegel; 10) von Linsingin'sches Insiegel; 11) fürstlich Reuß-Plauen'sches gemeinschaftliches Militär-Departements-Siegel; 12) gräflich von Schulenburgisches Insiegel; 13) Baron Lindenthal'sches Insiegel; 14) gräflich von Holzendorfisches Insiegel; 15) Fürst zur Lippe'sches Insiegel; 16) gräflich Werthern'sches Diplomsiegel; 17) Sigill der von Leipziger; 18) Siegel des Marschall Junot, duc d'Abrantes; 19) von Miltitz'sches Insiegel; 20) gräflich Schlippenbach'sches Insiegel; 21) fürstlich Schwarzburg-Rudolstadt'sches Insiegel; 22) fürstlich Reuß'sches Insiegel; 23) von Watzdorf'sches Insiegel; 24) gräflich von Schulenburg'sches Gerichtssiegel der Stadt und Standesherrschaft Lieberose.

d. Siegel und Originalhandschrift des berühmten schwedischen Naturforschers **Baron von Berzelius, d. d. 23. Juni 1846.**

e. **Siegel der Loge Archimedes zu den drei** Reisbretern. Mit der Aufschrift: noli turbare circulos. (Wo die Loge besteht, ist nicht angegeben.)

Görlitz, den 12. Februar 1861. Jancke.

Beilage 4.

Verzeichniß

derjenigen Sigille und Siegelabdrücke, welche von unserem Ehrenmitgliede Hofrath und Professor Dr. Zipser in Neusohl im April 1861 an die Gesellschaft eingesendet worden sind.

1) Ferdinandus I. d. g. Austr. Imp. Apost. Hung. et Boh. Rex huius nom. V. Rex Lomb. Venet. Gal. Lod. et Ill. A. A. Dux Loth. Sal. Styr. M. P. Trans. M. Mor. Com. Habs. Tyr. Sicul.. 2) Ferdinandus I. D. F. Cl. Austr. Imp. Hung. et Boh. h. n. V. Dalm. Croat. Slav. etc. Rex Apost. A. D. Aust. Dux Loth. eto. Comes Habs. etc. Ordinis S. Stephani Reg. A. Magnus Magister. 3) S. Andree Dei Gr. Ungarie Dalmacie Croat. Ill. etc. Regis. 4) Rudolphus Dei Gracia Romanorum Rex Semper Augustus. 5) Sigillum Capituli Sancti Pauli in Lavant. 6) Sigillum Ciuium in Nuenburgh. 7) Sigillum Augustini Abbatis monasterii diuae virginis Mariae vulgo ad Scottos. Viennae. A. 1620. 8) Johannes Graf zu Schaumberg. 9) Sigillum secretum Nouiciuitatis. 1498. 10) S. Hans Coruini. (so lese ich.) 11) Comes Antonius Cziraky de Radem et Dienesfalva Aurei Velleris una I. ord. S. Steph. Reg. Apost. Mag. Cruc. Eq. S. C. Et R. A. Majest. Camer. Act. Int. Status et ad ex: Consil. R. L. Hung. Consil. ad ex: Tab. Septemvir. Coiudex. Judex Curiae Regiae et I. Cottus Albensis Supr.: Comes. 12) Princeps Josephus Kopácsy Archiepp. Strigon. S. Sedis. Apost. Legatus natus I. Regni Hung. Primas Summus et Secretarius Cancellarius. 13) Georgius Majlath de Székhely I. Ordinis S. Stephani Regis Apostolici Eques, S. C. R. A. M. Actualis Intimus. Status et ad ex: Consilium R. Locumtenentiale Hungaricum Consiliarins ex: Tabulae Septemviralis. Judex Regiae et I. Comitatus Honthensis Supremus Judex. 14) Máramaros

Vármegye Petsetje. 1837. (Komitatssiegel.) 15) Mosony Vármegye Petsetje, mit den Jahrzahlen 1647 u. 1837. (Komitatssiegel.) 16) Siegel der fürstlich Kaunitz'schen Güterdirektion. (Kaunitz'sches Siegel.) 17) Oberamtssiegel der Herrschaft Bohorodczan. (Gräflich Stadion'sches Wappen.) 18) Siegel der Erzherzog Karl'schen Kameraladministration. 19) Siegel M. Grof Károlyi Lajos Jószagi Igazgatósága. 20) Siegel des Feldzeugmeister Baron Waguar, mit dem Symbolum auf dem Spruchbande: Fortitudini et bene merentibus. 21) Amtssiegel der Herrschaft Kirchberg am Wald. (Herzoglich Blaccas'sches Siegel.) 22) Gräflich Zichy'sches Insiegel. 23) Gräflich Clam-Martinitz'sches Insiegel. 24) Gräflich Palfy'sches Sigill. 25) Gräflich Taffe'sches Siegel. 26) Baron Rothschild'sches Siegel, mit dem Symbolum: Concordia. Industria. Integritas. 27) Vicekönigliches Italienisches Hof-Kommissionaire-Siegel in Wien. 28) Baron Baratelli'sches Siegel. 29) Erzherzoglich Maximilian'sches Insiegel. 30) Fürstlich Lichtensteinisches Insiegel. 31) Gräflich Bethlar'sches Insiegel. 32) Ritter von Tert'sches Insiegel. 33) Baron Priefel'sches Insiegel. 34) Siegel des vereinigten Pesth-Pilis- und Solter Komitates. (Als die österreichische Regierung die Verwaltung übernahm, verdrängte der kaiserliche Doppeladler jenes und die böhmischen Beamten bezeichneten die Nichtgeltung des früheren Siegels durch die vier eingefeilten Striche.)

Görlitz, den 29. April 1862. Jancke.

Beilage 5.

Register

der im November 1860 von unserm Ehrenmitgliede Herrn Professor Dr. Zipser zu Neusohl in Ungarn an die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften eingereichten Münzen und Medaillen.

A. Medaillen.

1) Denkmünze auf das Ableben des ungarischen Patrioten Istav. Szechenyi den 8. April 1860; 2) Denkmünze des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen auf das 2te lutherische Reformations-Jubiläum den 31. Oktober 1717; 3) Denkmünze auf die Vermählung Kaiser Franz Joseph I. mit der Kaiserin Elisabeth am 24. April 1854; 4) Denkmünze auf die Geburt des kaiserlich habsburgischen Thronerben am 21. August 1858; 5) Denkmünze auf das 700jährige Jubiläum des Schotten-Stiftes, 1858. (Vermuthlich des Wiener.)

B. Münzen.

a. Sechs Stück ungarische 3-Kreuzer- oder Silbergroschenstücke. 1) einer von Leopold Archidux Austriae, worauf er sich Comesty (tierlich) zeichnet vom Jahre 1683; 2) drei dergleichen Silbergroschen von Leopold Rex vom Jahre 1693 alle auf dem Revers mit der patrona Hungariae und dem Prägort K. B. d. i. Kremnitz; 3) einer dergleichen vom Jahre 1694 und 4) einer dergleichen vom Jahre 1695.

Diese Stücke fand Zipser vor einigen Jahren in einem seiner Gärten in der Erde.

b. Ein Kreuzer k. k. österr. Scheidemünze von 1816.

c. Zwei Kreuzer k. k. österr. Scheidemünze von 1848.

d. Ein Marientheresienkreuzer von 1762.

e. Ein lombardo-venetianisches 5-centesimistück von 1822.
f. Ein roem. Baiocco von Pius VI.
g. Eine ungarische Poltura ($5\frac{1}{2}$ Pf. oder $1\frac{1}{2}$ Krzr.) Maria Theresiens von 1765.
h. Eine ungarische Poltura von 1706. Auf dem Revers die patrona Hungariae.
i. $\frac{1}{4}$-Kreuzer k. k. österr. Scheidemünze von 1816.
k. Eine ungarische Poltura von 1707 mit der patrona Hungariae.
l. Eine dergleichen von 1705.
m. Ein silbernes Dreigroschenstück der Stadt Danzig von König Sigismund I. von Polen 1538.
n. Ein Sardinischer Lire von Carl Felix 1828.
o. Ein 24-Kreuzer, sogenannter Strohthaler, aus der Kipperzeit und der Zeit des unglücklichen Churfürsten Friedrich von der Pfalz 1620.

Görlitz, den 5. December 1860. Jancke.

Außer diesen Münzen und Medaillen sind seit Uebernahme meines Amtes als Koinspektor des Münzkabinets den 16. August 1860 an mich vom Sekretariate abgeliefert worden: 1) Ein grossus pragensis von Karl I. von Böhmen, gefunden zu Steinigtwolmsdorf, Bautzener Kreises, Geschenk des Apotheker Schimmel in Bautzen, und 2) die Denkmünze auf das Prager Blindeninstitut und dessen Stifter Aloys Klar.

Anmerkung: ad A. Medaillen No. 5. supra. Die Entzifferung der Denkmünze auf das 700jährige Bestehen des Wiener Schottenstiftes 1858 wäre jedenfalls eine schwierige, wenn nicht vergebliche gewesen, sofern nicht unser verehrliches Ehrenmitglied Professor Zipser als Geber in seinem desfallsigen Schreiben die Erklärung darüber gegeben hätte. Ich setze selbe aus gedachtem Schreiben, welches mir der Herr Sekretär gütigst kommunicirt, wie nachsteht bei. Das Kreuz auf dem Revers ist ein Maltheserkreuz. Die in der Peripherie eingeschlossenen Buchstaben:

C.
S.
N. D. S. M. D.
M.
L.

bedeuten: Crux Sancta Sit Mihi Lux, Ne Diabolus Sit Mihi Dux. In den vier Kreuzwinkeln stehen die Buchstaben: C. S. P. B. und besagen: Crux Sancti Patris Benedicti. Die Buchstaben der Umschrift: V. R. S. N. S. M. V. S. M. Q. L. I. V. B. I. H. S. lauten: Vade. Retro. Satana. Ne. Suade. Mihi Vana. Sunt. Mala. Quae. Libas. Jpse. Veneno. Bibas. Die Endbuchstaben I. H. S. erklärt Zipser in parenthesi auch möglichen Falls als: Jesus Homo Salvator. Ich würde die betreffenden Endbuchstaben als das bekannte Jesuiten-Schiboleth nehmen, zumal wegen des Kreuzchens in der Mitte, und da die Worte vade bis libas an sich schon Sinn haben, ohne den Zusatz.

Görlitz, den 10. December 1860. Jancke.

Beilage 6.

Da der unterzeichnete Inspektor der Alterthümersammlung und sogenannter Koinspektor des Münzkabinets früher bereits bei Abgabe der Eingänge an die betreffenden Sammlungen Seitens des Sekretariats die Specialverzeichnisse ad acta eingereicht hat, wo selbe nachgeschlagen werden können, beschränke ich mich hier blos auf nachstehende Aufzeichnungen, wie sich diese für das Gesellschaftsjahr 1860 bis 1861 herausstellen, welche für den Jahresbericht hinreichend sein werden.

A. Alterthümersammlung.

1) Die im Protokoll vom 5. December 1859 aufgeführten Dr. Tobias'schen Siegelabdrücke sind vom Herrn Sekretär schon im vorjährigen Jahresberichte erwähnt worden. Dasselbe gilt auch: 2) von der im Protokoll vom 7. Januar 1860 zu Niklasdorf im Jahre 1858 aufgefundenen Spindel. Doch muß ich bemerken, daß der nachträglich eingelieferten schönen Spange oder Armringes, mit dem schönen aerugo nobilis noch keine Erwähnung geschehen, auch nicht in Protokollen. Es stammt dieselbe aus eben dem Fundorte. 3) Der beim Grundgraben auf der Landeskrone gefundene kleine Stempel mit einem Patricierwappen wurde im December 1860 vom Magistrat durch Anschreiben requirirt. 4) Die von unserm Ehrenmitgliede Hofrath Dr. Zipser laut Protokoll vom 18. Januar 1861 eingesendeten Siegelabdrücke, als: a. 7 Sigille gefürsteter Häupter; b. 4 geistliche und dergleichen Sigille, darunter das Secretum Rectoris scholae Haf. (Hafniensis. Copenhagen.) datum a Christian 3. 1539 und ein Schwedisches vom Jahre 1632 und der Aufschrift: Gott mit Uns! c. 24 Gemeinfürstlicher, Freiherrl. Gräfl. insgemein adliger Familien- und Städtesiegel; d. des Baron von Berzelius in Stockholm Siegel und Handschrift; e. ein Maurersiegel. Loge Archimedes zu den 3 Reißbrettern. Inschrift: noli turbare circulos. Ort der Loge nicht genannt. 5) Abguß vom Idol des slavischen Gottes Perun, wovon sich das Original in Hofrath Dr. Zipser's Händen befindet, von Glockenspeise. S. Protokoll vom 16. März 1861. In dem Begleitschreiben hat sich Zipser über dieses Götzenbild näher ausgesprochen. Dieses ist datirt vom 30. Januar 1861. v. Acta. 6) Ein bronzenes Kreuz, vielleicht Amulet, mit angeblich glagolit. Schrift. S. Protokoll vom 16. März 1861. 7) Am 2. April 1861 wurde mir vom Herrn Sekretär übergeben: Eine zierliche am Rande gerippte Urne auf der Drehscheibe gearbeitet, von bräunlichschwarzer Serpentinsteinfarbe, 4 Zoll hoch, mit zierlichen Buckeln, welche vor längerer Zeit bereits in Ullersdorf am Queis mit andern Urnen aufgefunden worden war. Geschenkt vom Ortsrichter Hersel daselbst. 8) 34 Siegelabdrücke, welche im April 1861 vom Hofrath Zipser in Neusohl an die Gesellschaft eingesendet worden sind.

Es enthält diese Sammlung kaiserl. königl. und ungarische Insiegel, geistliche und weltliche und habe ich das Specialverzeichniß dem Herrn Sekretär am 30. April 1861 zugefertigt.

Weiter ist zur Alterthümersammlung Nichts gekommen.

B. Münz- und Medaillensammlung.

1) Ein grossus Pragensis, gefunden in Steinigtwolmsdorf bei Budissin, Geschenk des Apotheker Schimmel in Budissin. Protokoll vom 6. Oktober 1860 und 18. Januar 1861. 2) Denkmünze auf den am 5. November 1860 zu Prag verstorbenen Kreisregierungsrath Paul Aloys Klar, Gründer (1832) des Prager Blindeninstituts mit seiner Frau Rosina Schön, und auf die Einweihung des Gebäudes 1836. Geschenk der Klar'schen Erben. S. Protokoll vom 15. December 1860 und 18. Januar 1861. 3) Vom Hofrath Dr. Zipser in Neusohl wurden nachstehende Medaillen geschenkt: a. Denkmünze auf den ungarischen Patrioten Stephan Szechenyi, † den 8. April 1860; b. Landgräfl. hessische Denkmünze auf das 2te lutherische Reformations-Jubiläum am 31. Oktober 1717; c. Denkmünze auf die Vermählung

Franz Joseph's I., Kaisers von Oesterreich, am 24. April 1854; d. Denkmünze auf die Geburt des österreichischen Thronerben d. d. 21. August 1858; e. Denkmünze auf das 700jährige Bestehen des Schottenstiftes zu Wien. S. Protokoll vom 15. December 1860 und 18. Januar 1861. 4) Denkmünze des k. k. privilegirten Scharfschützencorps zu Prag zum Andenken des Besuchs des Kaisers Franz Joseph in Prag am 29. Mai 1852. Geschenk des Dr. Kreutzberg in Prag. Protokoll vom 18. Januar 1861. 5) Nach Ausweis des Protokolls vom 15. December 1860 und 18. Januar 1861 waren vom Herrn Hofrath Zipser eine Partie Münzen eingesendet worden; das Specialregister darüber ist von mir ad manus des Herrn Sekretärs ad acta eingereicht worden. Darunter 6 Stück ungarische Marien- oder Silbergroschen aus den Jahren 1682—1695, gefunden in Zipser's Garten. Ungarische Polturen aus den Jahren 1705, 1707 und 1765. Lombardische centesimi und röm. Bajocco's. — Eine Danziger Münze von Sigismund I. von Polen und Preußen 1538. — Ein 24-Kreuzerstück Kurfürst Friedrich's von der Pfalz aus dem für denselben so unglücklichen Jahre 1620. S. Leitzmann Abriß der Münzgeschichte S. 154. 6) Unterm 16. März 1861 (s. das betreffende Protokoll) wurden mir nachstehende vom Hofrath Zipser in Neusohl geschenkte Medaillen überwiesen: 1. kupferne Medaille auf die am 4. August 1842 zu Beszterzce-Bánya stattgehabte Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher geschlagen; 2. eine dergleichen bleierne, welche als Probe von einem Freunde Zipser's, einem Neusohler Dilettanten eingereicht, vom Komité aber verworfen wurde, daher die sub No. 1. den Vorzug erhielt; 3. Medaille auf Leopold von Buch, geb. 1774, gest. 1853, demselben geweiht von der 32. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Wien am 20. September 1856. 7) In der Ausschußversammlung am 16. März 1861 (s. Protokoll sub h. d.) wurde an die Sammlung abgegeben: die Denkmünze auf die 50jährige Jubelfeier der Universität Berlin am 15. Oktober 1861.

Weiter ist für die Medaillen- und Münzsammlung mir Nichts zu Händen gekommen.

Görlitz, den 20. August 1861. Jancke.

Beilage 7.

Das Mineralien-Kabinet der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften wurde theils durch Geschenke, theils durch Ankauf vermehrt.

A. Geschenkt wurden:

a. vom Herrn Hofrath, Professor Dr. Zipser in Neusohl: 1) eine Blitzröhre aus Ungarn; 2) 23 Stück Versteinerungen aus der Silurischen Grauwacke von St. Petersburg; 3) Ozokerit (Erdwachs) in Thon von Boryslaw unweit Stebnik in Galizien; 4) blaues Steinsalz von Kaluza in Galizien; 5) Polyhalit von Aussee in Steiermark; 6) krystallisirtes Fahlerz auf krystall. Quarzgruppe von Felsöbanya; 7) rothes faseriges Salz von Ischl. NB. Von No. 2. sind durch Herrn Kaufmann Klocke folgende 5 Species bestimmt worden: Terebratula Daphne Bassd.; Euomphalus Qualteriatus Schloth; Obolus siluricus (antiquissimus) Eichwald; Sphaeronites Aurantium Wahl; Pentamerus? species (18 Arten sind aus Mangel an Hülfsmitteln noch unbestimmt geblieben).

b. Vom Inspektor der Sammlung: 1) Basaltwacke mit anstehendem Bolus von Siebenhufen; 2) Bolus von Siebenhufen; 3) Bolus von Niecha; 4) Basalt mit Mesotyp von Kößlitz.

B. Angekauft wurden:

10 Stück Versteinerungen aus dem Zechstein von Flohrsdorf; 2 Stück Petrefacten von Sohra und eine große Platte mit Mangan-Dendriten und Versteinerungen, auch von Sohra; 5 Stück Petrefacten von Logau; Thoneisenstein von Flohrsdorf; ein Koprolith von Klein-Neundorf in Schlesien; 2 St. Pinguit auf Thonschiefer von Siebenhufen; Pyrolusit von Flohrsdorf; Granit von Weigsdorf; Kobaltblüthe auf Pyroxen von Raspenau; Eisenglimmerschiefer von Göppersdorf; 5 Thoneisensteine der Braunkohlenformation von Schönberg, mit Pflanzenresten; 3 Stck. unterster Zechstein, Vertreter des Kupferschiefers, von Logau; oolithischer oberer Zechsteinkalk von Sohra; Grauer Schiefer des obern Zechsteins von Logau mit Schizodes Schlotheimii; 8 verschiedene Granite und andere Gesteine der Umgegend von Görlitz: 1) Granit mit grünen Oligoklas-Krystallen, Granit-Varietät, die stockartig in dem Steinbruche an den Weinbergen vorkommt; 2) flaseriger Schriftgranit aus dem südöstlichsten Steinbruche der Königshainer Berge; 3) Gneißgranit, stark verwittert, mit vollkommener Gneiß-Struktur, von der obersten Granitpartie an der in Girbigsdorf einmündenden Straße; 4) Thonschiefer, sehr eisenkiesreich, namentlich auf den Kluftflächen, aus dem Brunnen des Rettungshauses an der Breslauerstraße zu Görlitz; 5) Bituminöser Thonschiefer, den Kalkstein überlagernd, aus dem neuen Kalkbruche von Cunnersdorf; 6) Buntsandstein mit Letten von Sohra bei Görlitz; 7) Thonschiefer von dem Eisenbahndurchstiche an der Straße nach Hermsdorf; 8) Granit mit Molybdänglanz von der Ebersbach-Liebsteiner Grenze.

Für die ornithologische Sammlung wurden durch Ankauf erworben: 1 Tichodroma phoenicoptera Temm.; 1 Charadrius morinellus L. (Jugendkleid); 1 Sterna leucopareia Natt.; 1 Sterna cantiaca Gm. (Jugendkleid); 1 Tringa subarquata Temm. (Jugendkleid); 1 Pterocles arenaria Temm.; 1 Tetrao Tetrix L. (Jugendkleid); 1 Tetrao Tetrix L. (Dunenkleid.)

Die Insekten-Sammlung wurde durch eine Anzahl Schmetterlinge aus der Lausitz vervollständigt. Fechner.

Beilage 8.

Bei Gelegenheit der 75jährigen Jubelfeier der Gesellschaft hatte ich Veranlassung genommen, einen Bericht über die Fortschritte der Reorganisation der mir anvertrauten Kupferstichsammlung vorzulegen. Hatte ich in den früheren kleinen Mittheilungen nur allgemeinere Notizen über den Inhalt der Sammlung und der vorläufig vorgefundenen vorzüglicheren Meister gegeben, so war es bei der genannten Hauptversammlung hauptsächlich Christ. Nathe, unser Landsmann, der in der Sammlung durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Aquarellen und Gouacheblättern vertreten ist, den ich durch einen kleinen Abriß von Neuem in das Gedächtniß zurückführte. — Die Resultate der ersten Arbeiten bei der vorliegenden Sammlung mußten, wie sich dies leicht vorhersehen ließ, schneller und hervortretender sein, indem sich eine Menge größerer Blätter vorfanden, die leicht aus den Mappen heraus-

genommen werden konnten und sich leichter verzeichnen ließen, trotzdem daß ziemlich alle Jahrhunderte darin vertreten waren. Dagegen fanden sich auch eine ziemliche Anzahl von Mappen, in denen eine große Menge der verschiedensten Formate an einander geklebt waren und deren Auseinandernehmen, wollte man die Blätter nicht noch mehr als bereits geschehen, verletzen, ungemein zeitraubend war.

Diesen entfielen zu gleicher Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Stichen, die theils von ganz geringem künstlerischen Werthe oder vorläufig unbestimmbar waren. Diese mußte man, um das Ganze nicht aufzuhalten, vorläufig zurücklegen, damit sie in gelegener Zeit genau gesichtet und notirt werden können. Dadurch ist nun allerdings das Fortschreiten der Reorganisation einigermaßen gehemmt worden und ihre Resultate sind nicht so in's Auge springend, jedoch wird sich eine geehrte Versammlung überzeugen, daß, wenn die Arbeit auch langsam, so doch stetig fortschritt, und erwähne ich hierfür nur, daß um Ostern dieses Jahres erst wieder 468 Blatt der Sammlung, vollständig auf Untersetzbogen gebracht, einverleibt wurden und sich in den Räumen der Gesellschaft befinden.

Mit dem Fortschreiten des Auseinandernehmens und Auflegens der Blätter ist gleichzeitig auch deren schriftliche Verzeichnung vorgenommen worden, so daß also diejenigen Stiche, die sich auf Untersatzbogen befinden, auch in dem neu angelegten Kataloge befindlich sind. Es wird hierbei, wenn erst die ganze Arbeit des Auseinandernehmens beseitigt und die Notirung soweit vollzogen sein wird, nun nöthig werden, daß vor der Reinschrift des Katalogs eine genaue Vergleichung der Blätter mit demselben stattfindet. Im Ganzen wurden bisher den verschiedenen Mappen und Heften 3846 Blatt entnommen, von denen ca. 2015 Blatt vollständig aufgelegt sind. Diejenigen, welche unbestimmbar oder ihrer schlechten Beschaffenheit oder auch ihrer Werthlosigkeit wegen zurückgelegt wurden, befinden sich vorläufig noch in meinen Händen, sowie eine kleine Kollektion kleiner deutscher Stecher, über deren nähere Bezeichnung ich in diesen Tagen gegangen bin.

Außer diesem nun bereits gesichteten Material befinden sich jedoch noch in verschiedenen Mappen und Heften eine nicht unbedeutende Menge von größeren und kleineren Blättern, die noch nicht genau durchgesehen werden konnten; es läßt sich aber wohl vermuthen, daß in ihnen noch manches Werthvolle aufgefunden werden wird.

Trotz aller dieser verschiedenen sehr aufhaltenden und zeitraubenden Manipulationen bei der Ordnung der vorgedachten Sammlung würde dieselbe bereits weiter vorgeschritten sein, wenn nicht meine geschäftlichen Beziehungen meine ganze ungetheilte Thätigkeit in Anspruch genommen hätten; namentlich aber ist dies seit drei Jahren der Fall, in denen ich unvorhergesehen öfter andere junge Leute einzurichten hatte. — Zugleich aber sehe ich mich gleichzeitig veranlaßt, auf den für die Kupferstichsammlung ausgeworfenen Etat zurückzukommen. Derselbe ist ein wenig sehr knapp zugemessen und namentlich für eine schnellere Bewältigung des Materials, ganz abgesehen davon, daß man gelegentlich kleinere Anschaffungen von werthvolleren Blättchen machen könnte, aber natürlich davon Abstand nehmen muß, weil die nöthigen Mittel fehlten. Es wäre leicht gewesen, eine Vergrößerung der Fonds zu erzielen, wenn diejenigen im Etat ausgeworfenen Beträge, welche in dem Etatsjahr nicht konsumirt worden, aufgesammelt worden wären. Es ließe

sich auch dann darauf rechnen, daß zur Kompletirung der Sammlung gelegentliche Ankäufe gemacht werden könnten, ohne daß die Gesellschaft eine besondere Bewilligung der dazu nöthigen Gelder aussprechen dürfte, wenn auch, wie es sich von selbst versteht, die Genehmigung zum Ankaufe, resp. dessen Annahme eingeholt werden müßte.

Da, wie früher bereits ausgeführt, ich eine Eintheilung der Sammlung nach Schulen und zwar nach der alphabetischen Ordnung der Stecher beabsichtige und wir vorläufig nur, allerdings das Hauptwerk, den Peintre graveur von A. Bartsch nebst seinen Ergänzungen, theilweise den Hubert und Rost besitzen, ersterer aber nur die deutsche, niederländische und italienische Stecherschule vertritt, letzterer dagegen sehr kurz gefaßte Mittheilungen giebt, so möchte ich bitten, da für die französischen Arbeiten gar Nichts vorhanden ist, ebenso wenig wie über die Monogramme und figürlichen Zeichen, in ersterer Beziehung mir die Anschaffung des Peintre graveur français von R. Dumesnil zu genehmigen, welches, ein umfassendes Werk, wohl unseren Anforderungen vollkommen genügen möchte. Was letztere, die Monogramme anbetrifft, so habe ich den Brulliot vorzuschlagen, der wenigstens bis jetzt das kompleteste Werk dieser Art ist. Neuere Ergänzungen und Vervollständigungen zum Bartsch sind Peintre graveur de A. Passavant, welcher jedoch einer späteren Zeit zur Anschaffung vorbehalten bleiben dürfte. Den Brulliot könnte ich der Gesellschaft überlassen, während der R. Dumesnil am besten in einer Auktion oder auch antiquarisch anzuschaffen sein würde.

Ein Wunsch, den ich schon bei Uebernahme der Sammlung ausgesprochen hatte, hat durch die Verwaltung des Hauses eine Erledigung gefunden, wie ich sie im Interesse unserer Sammlung nicht besser hätte wünschen können, indem die Schränke aus dem feuchten, dunklen Raume im großen Versammlungssale in das schöne, früher zu den physikalischen Apparaten verwendete Vorderzimmer übersiedelt wurden und nun in diesem vor Feuchtigkeit, Staub und Rauch gehörig gesichert sind; denn Nichts hat mehr beigetragen, die Sammlung unscheinbar und defekt zu machen, als Moderflecke und schlechtes Auflegen auf immer neue Blätter, ohne die alten Unterlagen zu entfernen, freilich aber auch die schlechte Behandlung derer, die die einzelnen Blätter ihrer weißen Ränder beraubten, nur um sie zu einem großen passenden Formate zurechtzustutzen.

In Anbetracht der vorhandenen Oelgemälde, die übrigens von keinem hervorstechenden Werthe sind, möchte ich den Vorschlag machen, dieselben nachsehen, möglichst reinigen und alsdann, wenn thunlich, neu firnissen zu lassen; freilich sind einige sehr verblichen, sogar verletzt, indem sich die Farblage sehr zerrissen zeigt und es sogar anzunehmen ist, daß, wenn sie abgewaschen wird, leicht ganz abblättert. Die Kosten der Reinigung und Instandsetzung lassen sich vorerst noch nicht angeben, sie würden aber unverhältnißmäßig hoch werden, wenn die sehr angegriffenen Gemälde neu unterzogen werden müßten, und würden diese Kosten kaum im Verhältniß zu dem Werthe der Gemälde stehen.

Görlitz, den 25. August 1861.

C. A. Starke.

Beilage 9.

Etat für die Kasse der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1862.

Etats-Ansätze pro 1862.			Einnahme.	Gegen den vorigen Etat mehr			Gegen den vorigen Etat weniger		
Rt.	Sgr.	Pf.		Rt.	Sgr.	Pf.	Rt.	Sgr.	Pf.
			Tit. I. Eintrittsgeld neuer Mitglieder.						
15	—	—	Von 3 Personen à 5 Thlr. Fraktion.	—	—	—	—	—	—
			Tit. II. Jahresbeiträge der Mitglieder.						
1	10	—	Im Mai 1861 waren 64 Ehrenmitglieder, davon zahlt 1 freiwillig den Ladenpreis des Magazins mit 1⅓ Thlr.	1	10	—	—		—
213	10	—	Zu derselben Zeit waren 70 wirkliche Mitglieder, davon zahlen 64 den Beitrag à 3 Thlr. 10 Sgr.	13	10	—	—	—	—
121	10	—	Zu derselben Zeit waren 91 korrespondirende Mitglieder, deren jedes 1 Thlr. 10 Sgr. beiträgt,	—	—	—	9	10	—
			Summa Tit. II. 336 Thlr.	14	20	—	—	—	—
				9	10	—	—	—	—
				5	10	—	—	—	—
			Tit. III. Verkauf des Magazins.						
20	—	—	Fraktion.						
			Tit. IV. Kapital-Zinsen.						
4	15	—	1) Von 100 Thlr. auf dem Häuslergrundstück No. 50. in Nieder-Moys zu 4½ %	—	—	—	—	—	—
35	—	—	2) Von 700 Thlr. auf dem Bauergute No. 9. in Nieder-Schönbrunn zu 5 %	—	—	—	—	—	—
35	—	—	3) Von 1000 Thlr. preußische Staatsschuldscheine à 3½ %	—	—	—	—	—	—
250	—	—	4) Von 5000 Thlr. auf dem Hause No. 2. in Görlitz zu 5 %	—	—	—	—	—	—
15	—	—	5) Von 300 Thlr. auf der Häuslerstelle No. 100. zu Sohr-Neundorf zu 5 %	—	—	—	—	—	—
1	27	—	6) Von 57 Thlr. 5 Sgr. 10 Pf. ult. December 1860 vorhandene Sparkassen-Einlagen zu 3⅓ %	—	2	—	—	—	—
—	18	—	7) Von den Sparkassen-Einlagen zu Jak. Böhme's Denkmal zu 3⅓ % von 13 thlr. 3 sgr. 10 pf. und 8 thlr. 18 sgr. 6 pf.	—	6	—	—	—	—
				—	8	—	—	—	—
			Summa Tit. IV. 342 Thlr.						
			Tit. V. Eingegangene und aufgenommene Kapitalien.						
			Tit. VI. Nutzung der Gesellschaftshäuser.						
300	—	—	1) Kaufmann Fenoth für den ersten Stock.	—	—	—	—	—	—
56	—	—	2) Die Freimaurerloge für den zweiten Stock.	—	—	—	—	—	—
300	—	—	3) Kaufmann Söllig für das Hinterhaus.	—	—	—	—	—	—
220	—	—	4) Kaufmann Göldner für das Gewölbe links auf der Neißstraße.	—	—	—	—	—	—
30	—	—	5) Derselbe für die Niederlage nebst Boden.	—	—	—	—	—	—
160	—	—	6) Kaufm. Himer, Gewölbe rechts, Neißstraße.	—	—	—	—	—	—
125	—	—	7) Leinweber Schulze, Gewölbe No. 1. Weberstr.	—	—	—	—	—	—
160	—	—	8) Kaufmann Söllig, Gewölbe No. 2.	—	—	—	—	—	—
105	—	—	9) Kaufmann Horn, Gewölbe No. 3.	—	—	—	—	—	—
82	—	—	10) Goldarbeiter Höer, Gewölbe No. 4.	—	—	—	—	—	—
20	—	—	11) Kaufm. Söllig, Wohnung im Hinterhause.	—	—	—	—	—	—

Etats-Ansätze pro 1862. Rℓ.	Sgr.	Pfg.	Einnahme.	Gegen den vorigen Etat mehr Rℓ.	Sgr.	Pfg.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pfg.
15	—	—	12) Frau Kürschner Jahn für einen Boden.	—	—	—	3	—	—
5	—	—	13) Apotheker Staberow für einen Boden.	—	—	—	—	—	—
			Summa Tit. VI. 1578 Thlr.	—	—	—	3	—	—
2	15	—	Tit. VII. Insgemein.	—	—	—	—	—	—

Wiederholung.

		Betrag Rℓ.	Sgr.	Pfg.	mehr Rℓ.	Sgr.	Pfg.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pfg.
Tit. I.	Eintrittsgeld neuer Mitglieder.	15	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. II.	Jahresbeiträge der Mitglieder.	336	—	—	5	10	—	—	—	—
Tit. III.	Verkauf des Magazins.	20	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. IV.	Kapitalzinsen.	342	—	—	—	8	—	—	—	—
Tit. V.	Eingegangene Kapitalien.	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. VI.	Nutzung der Gesellschaftshäuser.	1578	—	—	—	—	—	3	—	—
Tit. VII.	Insgemein.	2	15	—	—	—	—	—	—	—
	Summa der Einnahme	2293	15	—	5	18	—	3	—	
					3	—	—			
					2	18	—			

Rℓ.	Sgr.	Pfg.	Ausgabe.	mehr Rℓ.	Sgr.	Pfg.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pfg.
			Tit. I. Remunerationen der Gesellschaftsbeamten.						
100	—	—	1) Dem Sekretär Herrn Pastor Hirche.	—	—	—	—	—	—
50	—	—	2) Dem Bibliothekar Herrn Oberlehrer Tzschaschel.	—	—	—	—	—	—
40	—	—	3) Dem Kassirer Herrn Hauptmann Klähn.	—	—	—	—	—	—
2	—	—	4) Dem Revisor der Jahresrechnung.	—	—	—	—	—	—
3	—	—	5) Dem Konservator des ornithol. Kabinets Herrn Tobias.	—	—	—	—	—	—
3		—	6) Dem Konservator des entomol. Kabinets Herrn Tobias.	—	—	—	—	—	—
80	—	—	7) Dem Kustos Außmann. (In $^1/_4$jährlichen Raten postnumerando.)	—	—	—	—	—	—
			Summa Tit. I. 278 Thlr.						
			Tit. II. Kopialien und Insertionsgebühren.						
30	-	—	Fraktion.	—	—	—	—	—	—
			Tit. III. Buchbinderarbeit und Schreibmaterialien.						
75	—	—	Fraktion.	—	—	—	—	—	—
			Tit. IV. Porto- und Botenlohn.						
70	—	—	Fraktion.	15	—	—	—	—	—
			Tit. V. Beheizung und Beleuchtung.						
80	—	—	Fraktion.	—	—	—	—	—	—
			Tit. VI. Mobiliar.						
10	—	—	Fraktion.	—	—	—	5	—	—
			Tit. VII. Die Gesellschaftshäuser.						
			1) Abgaben.	—	—	—	—	—	—
144	4	8	a) Fixirte (incl. der Leibrente von 50 Thlr. an Frau v. Unruh).	—	—	—	—	—	—
			2) Fraktion.	—	—	—	—	—	—

Etats-Ansätze pro 1862. Rℓ.	Sgr.	Pf.	Ausgabe.	Gegen den vorigen Etat mehr Rℓ.	Sgr.	Pf.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pf.
25		—	a) Einquartirungskosten (nach Abzug der Vergütigung durch die Servis-Kommission).	—	—	—	—	—	—
20	—		b) Reinigung der Hausräumlichkeiten.	—	—	—	—	—	—
100	—	—	c) Für Baue.	—	—	—	—	—	—
			Summa Tit. VII. 289 Thlr. 4 Sgr. 8 Pf.						
			Tit. VIII. Unterhaltung und Vermehrung der Sammlungen.						
25	—	—	1) Naturhistorische Sammlungen.	5	—	—	—	—	—
5	—		2) Physikalische	—		—	15	—	—
20		—	3) Kupferstichsammlung, Bildnisse verdienter Mitglieder ꝛc.	—	—	—	—	—	—
5		—	4) Münzsammlung.	—	—	—	—	—	—
10	—	—	5) Alterthumssammlung.	—	—	—	—	—	—
10	—	—	6) Landkartensammlung.	10	—	—	—	—	—
	—	—	Summa Tit. VIII. 75 Thlr.	15	—		15	—	—
							15	—	—
							—	—	—
			Tit. IX. Bibliothek.						
350		—	Zur Anschaffung der Fortsetzungen und neuer Bücher, so wie der Journale. Von dieser Summe sind aber, laut Protokoll vom 9. Nov. 1860, für als Resttilgung angenommene Bücher 128 Thlr. 10 Sgr. in Abrechnung zu bringen und in die besondere Kasse für die Herausgabe der Scriptores zu übertragen.	—	—	—	—	—	—
			Tit. X. Für die beantwortete Preisaufgabe.						
50		—	Vier Wochen nach der ersten Hauptversammlung zahlbar.	—		—	—	—	
			Tit. XI. Zur Herausgabe der Scriptores.						
10		—	In die besondere zu diesem Zwecke zu bildende Kasse zu übertragen.	10		—	—	—	—
			Tit. XII. Druckkosten und Beiträge zur Herausgabe des Magazins.						
			1) Fixirt.						
75	—	—	a) Dem Sekretär als Honorar für die Redaktion des Magazins postnumerando zahlbar.	—	—	—	—	—	—
			2) Fraktion.						
272	—	—	b) Druckkosten von 500 Exemplaren, den Band zu 32 Bogen à 8 Thlr. 15 Sgr.	16	—	—	—	—	—
73	—	—	c) Illustration, Kopialien, Heften des Magazins und dergl.	29	—	—	—	—	—
			Summa Tit. XII. 420 Thlr.	45	—	—	—	—	—
			Tit. XIII. Zinsen von erborgten Kapitalien.						
265	—	—	Von dem zu Ausführung der Bauten aufgenommenen Darlehn, jetzt noch im Betrage von 5300 Thlr. zu 5 %	—	—	—	—	—	—

Etats-Ansätze pro 1862. Rℓ.	Sgr.	Pfg.	Ausgabe.	Gegen den vorigen Etat mehr Rℓ.	Sgr.	Pfg.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pfg.
			Tit. XIV. Zurückgezahlte oder ausgeliehene Kapitalien.						
200	—	—	Zur Tilgung der zu den Bauten aufgenommenen Darlehne.	—	—	—	—	—	—
			Tit. XV. Kosten der beiden Hauptversammlungen.						
60	—	—	Fraktion.	10	—	—	—	—	—
31	10	4	**Tit. XVI. Insgemein.**	—	—	—	22	12	—

Wiederholung.

	Betrag Rℓ.	Sgr.	Pfg.	mehr Rℓ.	Sgr.	Pfg.	weniger Rℓ.	Sgr.	Pfg.
Tit. I. Remuneration der Gesellschaftsbeamten.	278	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. II. Kopialien und Insertionsgebühren.	30	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. III. Buchbinderarbeit u. Schreibmaterialien.	75	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. IV. Porto und Botenlohn.	70	—	—	15	—	—	—	—	—
Tit. V. Beheizung und Beleuchtung.	80	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. VI. Mobiliar.	10	—	—	—	—	—	5	—	—
Tit. VII. Die Gesellschaftshäuser.	289	4	8	—	—	—	—	—	—
Tit. VIII. Unterhaltung der Sammlungen.	75	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. IX. Bibliothek.	350	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. X. Preisaufgabe.	50	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. XI. Zur Herausgabe der Scriptores.	10	—	—	10	—	—	—	—	—
Tit. XII. Zur Herausgabe des Magazins.	420	—	—	45	—	—	—	—	—
Tit. XIII. Kapitalzinsen.	265	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. XIV. Kapitalien (Amortisation d. Darlehne).	200	—	—	—	—	—	—	—	—
Tit. XV. Kosten der beiden Hauptversammlungen.	60	—	—	10	—	—	—	—	—
Tit. XVI. Insgemein.	31	10	4	—	—	—	22	12	—
Summa der Ausgabe	2293	15	—	80	—	—	27	12	—
				27	12	—	—	—	—
				57	18	—			

Abschluß.

Die Einnahme beträgt . . . . 2293 Thlr. 15 Sgr.
Die Ausgabe beträgt . . . . . 2293 Thlr. 15 Sgr.

Kläh n.

Nachdem die Verhandlungen zu Ende geführt worden, vereinigte man sich zu einem einfachen, durch heitere Gemüthlichkeit gewürzten Mahle. Von dem schon oft genannten Veteranen Hofrath Dr. Zipser in Neusohl war ein schriftlicher Gruß eingegangen, welcher über der Tafel vorgelesen wurde. Der würdige Greis schreibt:

Siebenzig Jahre und mehr sind schon im Strome der Zeiten
Mir verronnen und Schnee decket mein alterndes Haupt.
Schon ist die Kraft des sonst so rüstigen Körpers gebrochen,
Nicht mehr bin ich der Mann, der ich vor Jahren einst war!
Gern erschien' ich noch einmal in Mitten der thätigen Forscher,
Welche in Görlitz heut feiern den alten Verein,
Der die Natur belauscht in ihren unendlichen Tiefen,
Und das erklärende Wort ihren Erscheinungen leiht,
Der vom göttlichen Feuer durchglüht, um das Wissen zu fördern.
Immer mit emsiger Hand blättert im Buch der Natur;
Der mich wählte zum Gliede des weithin schimmernden Kreises,
Weil ich von Jugend auf mich emsiger Forschung geweiht.
Aber das tückische Alter verwehrt mir die weitere Reise,
Heißt mich bleiben zu Haus, wo mich der Schlafrock erwärmt!
Grüße zu schicken nur ist mir vergönnt an Alle und Jeden,
Der noch aus früherer Zeit meiner in Liebe gedenkt!

Geschrieben zu Neusohl in Ungarn, am Tage der erhaltenen Einladung zur 118. Hauptversammlung 1861. Dr. Chr. A. Zipser,
Ehrenmitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

In herzlicher Liebe wurde auch des Professor Dr. Anton gedacht, der durch Unwohlsein abgehalten war, der Versammlung beizuwohnen, bei welcher er sonst nicht zu fehlen pflegte. An ihn wurde im Namen der Versammelten ein kurzes Schreiben gerichtet, um ihm die innige Verehrung Aller zu bezeugen und das aufrichtige Bedauern auszusprechen, daß er nicht habe erscheinen können. Etwa nach Verlauf einer halben Stunde kam ein kurzes Dankschreiben desselben an, das als letztes schriftliches Zeichen seiner lebendigen Theilnahme an der Gesellschaft — er starb bereits am 11. September — hier eine Stelle finden mag:

Den herzlichsten Dank saget Unterzeichneter dem Hochgebornen Herrn Präsidenten und der gesammten Gesellschaft der Wissenschaften in der Oberlausitz für das ihm heute geweihete Andenken! Möge es ihm nach Gottes Rath noch länger vergönnt seyn, bei ihr zu verharren und ihr zugethan zu bleiben! Möge er sich ihrer Liebe noch länger erfreuen können! Immer wachse der Flor der Gesellschaft! Lange, lange lebe sie hoch! Görlitz, 28. Aug. 1861. K. G. Anton.

Dem neuerwählten Mitgliede Dr. phil. Trautschold in Moskau und den dort wohnenden Verehrern unsers Lessing ward durch Telegramm ein herzlicher Gruß übermittelt, welcher durch folgende Zuschrift erwiedert ward:

Medwjäski im Gouvernement Moskau, den 4. September 1861.

Ihr Telegramm vom 28. vorigen Monats hat mir die größte Freude gemacht. Ich danke Ihnen auf das Herzlichste für Ihre freundlichen Worte. Seien Sie versichert, daß ich dieselben sogleich durch eine tele-

graphische Depesche beantwortet haben würde, wenn mir diese unmittelbar nach ihrer Ankunft zugegangen wären. Leider aber habe ich sie erst fünf Tage später erhalten, da die Kommunikation zwischen Moskau und meinem Sommeraufenthalt mangelhaft ist. Lassen Sie sich das nicht leid sein; der Zweck, den Sie im Auge hatten, ist vollständig erreicht. Vielleicht ist es Ihnen von Interesse zu erfahren, daß Ihre Depesche nur eine Stunde 45 Minten zur Herreise gebraucht hat, denn sie war um 12 Uhr 15 Minuten aufgegeben und langte um 2 Uhr in Moskau an.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr ganz ergebener
H. Trautschold.

An
die Gesellschaft der Wissenschaften
in Görlitz.

Die erste Konferenz der Beamten und Repräsentanten im neuen Gesellschaftsjahre ward am 19. September gehalten. Das Repräsentantenkollegium besteht aus folgenden Mitgliedern: a) am 31. August 1859 wurden gewählt: Privatgelehrter Jancke, Stadtältester Struve, Pastor Dornick und Archidiakonus Haupt; b) am 28. August 1860 fiel die Wahl auf Professor Direktor Kämmel, Oberlehrer Fechner, Justizrath von Gizycki und Gymnasialdirektor Schütt; und c) am 28. August 1861 traf die Wahl den Kommunalarzt Dr. Schnieber, Professor Direktor Kaumann, Diakonus Hergesell und Oberlehrer Heinze. (§ 1. des Prot.) — Zum Personalstande ist anzumerken, daß unser ältestes Mitglied Professor Dr. Anton, der unser Gesellschaft 57 Jahre lang angehört hat, am 11. d. M. mit Tode abgegangen ist. Von sonstigen Veränderungen ist zu erwähnen: 1) Dr. Kratky, bisher Professor in Brünn, ist gegenwärtig Konsistorialrath und Direktor des k. k. Staatsgymnasiums in Hermannstadt; 2) Dr. von Heinemann in Bernburg hat den Titel als Professor erhalten; und 3) Dr. Knothe, bisher Gymnasiallehrer in Zittau, folgt dem Rufe als Professor beim Kadettenkorps in Dresden. (§ 3.) — Der Schriftentausch mit der Archäologischen Kommission in Wilna wird genehmgt. (§ 4.) — Die Inspektion und Verwaltung der Rathsbibliothek in Zittau bittet um ein Freiexemplar des Neuen Lausitzischen Magazins. Dieses Gesuch soll vom 39. Bande ab gewährt werden. (§ 5.) — Nach § 26. der Statuten wird beschlossen, den Dr. med. Kallenbach in Utrecht, Hofrath Beise in Dorpat, Dr. jur. Bondy in Prag, Dr. med. Gollmann in Wien, Professor Dr. Kostelecky in Prag nicht mehr als Mitglieder anzusehen, ihre Reste niederzuschlagen und ihre Namen im Album zu löschen. (§ 6.)

Bei der zweiten Konferenz am 24. Oktober ward berichtet, daß die Gesellschaft kürzlich wieder drei ihrer Mitglieder durch den Tod verloren hat: 1) Dr. Chytil, mährisch-ständischer Landesarchivar in Brünn, starb am 10. November; 2) Oekonomie-Kommissionsrath von Möllendorff in Görlitz, starb am 22. September, und 3) Ober-Regierungsrath Sohr in Breslau, starb am 11. Oktober. (§ 2.) — Mit der k. k. österreichischen Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Wien und mit der Gesellschaft Lotos in Prag wird der Schriftentausch genehmigt. Dagegen ist die Historical Society in Louisville eingegangen. (§ 3.) —

Der Sekretär wird ermächtigt, wo sich eine vortheilhafte Gelegenheit bietet auf Ergänzung des Vorrathes der Exemplare früherer Jahrgänge unsers Magazins Bedacht zu nehmen und den Ankauf für das Archiv zu bewirken. (§ 8.)

Der dritten Konferenz am 20. December konnte die erfreuliche Mittheilung von einem bedeutenden Geschenke an Büchern gemacht werden, welches Fräulein Amélie Sohr in Breslau aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Vaters des Ober-Regierungsrathes Sohr der Gesellschaft theils bereits zugewendet, theils noch zu überschicken versprochen hat. (§ 2.) — Zum Personalstande ist zu bemerken: 1) daß Freiherr von Margelick jetzt Statthaltereisekretär in Prag ist, und 2) Archivar Dr. Wattenbach in Breslau einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität zu Heidelberg erhalten und angenommen hat. (§ 3.) — Geheimer Regierungsrath Dr. Back in Altenburg hat sich als korrespondirendes Mitglied gemeldet und seine Wahl wird bei der nächsten Hauptversammlung befürwortet werden. (§ 4.) — Da Präsident und Vicepräsident in den ersten Monaten des künftigen Jahres den Kammersitzungen in Berlin beiwohnen werden, so wird Professor Kaumann ersucht, ihre Vertretung, so weit sie nöthig sein wird, zu übernehmen. (§ 6.) — Der Schriftentausch mit dem historischen Vereine für Ermland in Braunsberg und mit der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau wird genehmigt. (§ 7.) — Es wird ferner beschlossen, § 3. des Protokolls vom 23. August d. J., betreffend die Translokation den Münzensammlung aus dem untern in das obere Stockwerk binnen den nächsten Wochen auszuführen. (§ 8.) — Professor Dr. Lindenschmitt, Direktor des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz wünscht, daß ihm die bronzene Spindel, die sich in unsern Sammlungen befindet, zur Anfertigung eines Abgußes auf einige Wochen zugeschickt werde. Dies wird zugestanden. (§ 9.)

In der vierten Konferenz am 10. Februar 1862 ward angezeigt, daß von Fräulein Amélie Sohr in Breslau eine zweite Kiste mit Büchern eingetroffen ist, die als Geschenk für die Bibliothek bestimmt sind. (§ 2.) — Der erzherzogliche Kameraldirektor Matthias Kasperlik in Teschen hat für unser Archiv sechs Originalbriefe des ehemaligen Rektors am Görlitzer Gymnasium Kaspar Dornavius, die in gutem Latein geschrieben sind, als Geschenk eingeschickt. (§ 3.) — Bürgerschullehrer Korschelt in Zittau hat ein Autographum des Grafen von Zinzendorf und einen Band mit Excerpten aus alten oberlausitzischen Kirchenbüchern, die Generalogie der Adelsfamilien enthaltend, geschenkt. (§ 4.) — Rechtsanwalt Justizrath Neumann in Lübben hat einen Abdruck des sehr alten, seit 30 Jahren vermißten, jetzt aber wieder aufgefundenen Siegels der Stadt Lübben übersendet und dazu einen erläuternden Aufsatz gefügt.*) (§ 5.) — Zum Personalstande ist zu erwähnen: 1) daß Pastor Hirche in Troitschendorf seinen Abgang angezeigt hat, und daß 2) der Rittergutsbesitzer Otto von Uechtritz und Steinkirch auf Seifersdorf Mitglied zu werden wünscht. Er wird der nächsten Hauptversammlung zur Wahl empfohlen werden. (§ 7.) — Für den in diesem Jahre zur Verleihung kommenden Preis von 100 Thlr. für eine Geschichte der Oberlausitz bis zum Jahre 1815 sind drei Bewerbungsschriften eingegangen, die sich bereits in den Händen der ernannten Preisrichter befinden. (§ 9.) —

*) Abgedruckt in diesem Bande S. 373—375.

Der Schriftentausch mit dem literarischen Vereine in Belgrad wird genehmigt. (§ 13.) — Am 25. d. M. soll das Gedächtniß des berühmten Lausitzers Valentin Friedland, von seinem Geburtsorte Trozendorf genannt, in der wissenschaftlichen Abendversammlung begangen werden. Es ist wünschenswerth, daß zur Erhaltung des Andenkens dieses großen Schulmannes das in der Kirche seines Geburtsortes befindliche Portrait desselben, welches zur Ansicht ausgestellt war, kopirt werde, wofür die 20 Thlr. im Etat zu verwenden sind. (§ 16.)

In der fünften Konferenz am 26. Februar wurde angezeigt, daß unser gefeiertes Ehrenmitglied der Dichter des Laienbreviers Leopold Schefer am 13. d. M. in Muskau verstorben ist. (§ 2.) — Als Tag der diesjährigen Frühlings-Hauptversammlung ward der 19. Mai bestimmt, um den hundertsten Geburtstag Johann Gottlieb Fichte's, welcher der Gesellschaft als Mitglied angehört hat, damit zu verbinden. (§ 7.) — Noch wurde beschlossen, nunmehr mit der planmäßigen Vermehrung der Bibliothek in der Art den Anfang zu machen, daß für dieses Jahr die deutsche Literatur zu vervollständigen sei. (§ 8.)

In der sechsten Konferenz am 29. März ward der am 28. Februar erfolgte Tod des sehr geschätzten Ehrenmitgliedes Gymnasial-Oberlehrer emer. Dr. Rösler in Görlitz angezeigt. Derselbe war wohl nach Anton's Tode das älteste Mitglied, da er bereits am 16. Mai 1810 der Gesellschaft beigetreten ist. (§ 2.) — Der Schriftentausch mit der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau in Aarau und mit der Magyar Tudomanyos Akadémia in Pest wird genehmigt. (§ 3.) — Das Protokoll über die am 1. März bewirkte Translokation der Münzensammlung aus dem Mineralienkabinet in das obere Stockwerk wurde vorgetragen. (§ 5.) — Es wird beschlossen, die Feier des Fichte'schen Geburtstages von der Hauptversammlung zu trennen, in der Weise, daß die Fichtefeier auf den 19. Mai, Nachmittags von 5 bis 7 Uhr, verlegt und die Hauptversammlung am Tage darauf den 20. Mai in gewöhnlicher Art abgehalten werde. (§ 7.)

In der siebenten Konferenz am 8. Mai ward zum Personalstande angemerkt, daß 1) Kreisgerichtsrath Anton in Groß-Glogau Kreisgerichtsdirektor in Dramburg geworden ist und 2) daß Lehrer und Redakteur Badewitz in Zittau wirkliches Mitglied zu werden wünscht. Seine Wahl soll bei der bevorstehenden Hauptversammlung befürwortet werden. (§ 2.) — Privatgelehrter Jancke hat das Koinspektorat der Münzensammlung niedergelegt. Da es wünschenswerth ist, endlich einmal den Bestand der Münzensammlung feststellen und die vorhandenen Münzen verzeichnen zu lassen, so wird zu diesem Zwecke dem Professor Dr. Struve eine Kommission von zwei Mitgliedern beigegeben, wozu Dr. Paur und Gymnasiallehrer Dr. Joachim ernannt wurden. (§ 3.) — Der naturforschende Verein in Brünn beantragt, mit unsrer Gesellschaft in Schriftentausch zu treten. Dies wird genehmigt. (§ 7.) — Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau beabsichtigt am hiesigen Orte eine Wanderversammlung zu halten. Es wird daher eine Deputation ernannt, welche beauftragt wird, mit der naturforschenden Gesellschaft hierselbst in Einvernehmen zu treten und die erforderlichen Schritte zu besprechen. Professor Kaumann, Oberlehrer Fechner und Sekretär Hirche werden sich damit befassen. (§ 8.) — Da in der nächsten Zeit sowohl Präsident als auch Vicepräsident verhindert sind, bei der Gesellschaft den Vorsitz

zu führen, weil sie in Berlin dem Landtage beiwohnen werden, so wird Professor Naumann ersucht, wieder die Stellvertretung zu übernehmen. Da dieser jedoch am 20. bei der Hauptversammlung nicht anwesend sein kann, so wird Diakonus Hergesell an seiner Statt bei der Hauptversammlung den Vorsitz führen (§ 9).

Die Feier des hundertsten Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's den 19. Mai 1862 in Görlitz.

Am frühen Morgen gegen 6 Uhr versammelte sich nach Verabredung eine große Zahl von Verehrern Fichte's in den Parkanlagen am Portikus und bewegte sich von dort in feierlichem Zuge mit wehenden Fahnen über die Promenade nach den Obermühlbergen, wo eine Fichte zum Gedächtniß des Tages gepflanzt werden sollte. Als der Zug auf dem großen, schönen Rasenplatze vor dem Blockhause angelangt war, wurde von der Liedertafel das schöne Lied mit der Ueberschrift „Die deutschen Helden" („Hoch geht die See der Zeiten" rc.) gesungen. Hierauf nahm Oberlehrer Heinze das Wort und hielt folgende Festrede:

„Auf dieser hoffnungsgrünen Aue — unter freiem Himmel — hier in der unmittelbaren Nähe unseres Schiller wollen wir das Andenken eines Landsmanns ehren, eines Lausitzers, der ein Zeitgenosse und Geistesverwandter des großen Dichters, als deutscher Mann ein Vorbild ist für alle deutsche Männer.

Johann Gottlieb Fichte, geboren vor 100 Jahren am 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Bischofswerda, war der Sohn eines Tuchwebers, — Armuth saß an der Wiege des Knaben. Doch aus dem Gewerbestande, aus dem er hervorging, brachte er Fleiß und tüchtigen Sinn für seine Schulstudien nach der Schulpforta und für seine spätern theologischen und philosophischen Studien nach Jena und Leipzig mit.

Aus seiner zweiten Hauslehrerstelle begab sich der arme Kandidat, jugendlicher Begeisterung voll, direkt nach Königsberg zu dem großen Philosophen Kant und erhielt von ihm die eigentliche Weihe des philosophischen Denkens; auf Kant's Empfehlung wurde er von Goethe 1793 als Professor der Philosophie nach Jena berufen und dort, wie Schiller, von den Studirenden mit lautem Jubel empfangen. — In Jena lehrte und lebte er im Verkehr mit Goethe, Schiller, W. von Humboldt, Tieck, Schelling und andern von 1794—99.

Eine theologisch-philosophische Abhandlung über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung zog ihm die Verfolgung der Geistlichkeit und strenger Glaubensfreunde zu und da er es ganz entschieden verweigerte, sich der Anklage gegenüber zu verantworten, so wurde seine Entlassung ausgesprochen.

Fichte fand im preußischen Staate freundliche und ehrenvolle Aufnahme — und als man Friedrich Wilhelm verdächtigend zuflüsterte: Fichte lebe mit dem lieben Gott in Feindseligkeit, erwiederte der edle König: „das wird der liebe Gott schon mit Fichte selbst abmachen; mir thut das nichts."

1805 ging Fichte als Professor der Philosophie nach Erlangen; kehrte aber schon nach zwei Jahren wieder nach Berlin zurück, wo er im Winter von 1807—1808 seine einflußreichen berühmten „Reden an die deutsche Nation"

hielt, in denen er von der Ueberzeugung ausging, daß die treue Hingebung einer Nation an ihre eigene Kraft und Sittlichkeit die Wurzel wahrer Freiheit und Wohlfahrt sei. Diese Reden erfüllten das von Frankreich zu schmachvoller Schwäche erniedrigte Deutschland und das von den Franzosen bedrängte Preußen mit Muth und Hoffnung. — Fichte war der erste und lange Zeit der einzige Mann, der mitten unter den Feinden des Vaterlandes Deutschland's Männer zur Pflicht des Patriotismus aufrief, sie aus ihrer Schlaffheit weckte und zum sittlichen Selbstbewußtsein und zu männlicher Thatkraft begeisterte. Fichte errang so den ersten, den moralischen Sieg Deutschlands über den gewaltigen Eroberer Napoleon I.

Und als der König von Preußen 1813 sein Volk unter die Waffen rief, sah Fichte den großen Zweck und das unablässig verfolgte Ziel der Erhebung Deutschlands gegen Frankreich erreicht und verwirklicht.

Inzwischen war Fichte seit 1809 an der neu errichteten Universität Berlin als Professor der Philosophie thätig, nachdem er vorher selbst bei der Begründung der Universität besonders mitgeholfen hatte.

Er starb am 29. Januar 1814, angesteckt vom Nervenfieber, von dem seine edle Gattin bei ihren freiwilligen Dienstleistungen in den überfüllten Militärhospitälern befallen worden war.

Fichte war, wie schon aus dem Abrisse seines Lebens hervorgeht, ein großer philosophischer Denker, ein ebenbürtiger Philosoph in der Reihe von Kant, Jacobi, Schelling, Hegel. Doch nicht als Ideal-Philosophen nach seinem Systeme wollen wir ihn hier feiern; sondern als praktisch- (philosophischen) patriotischen Schriftsteller: für Nationalerziehung, Humanisirung, sittliche Erhebung und Charakterbildung; für Veredlung des Volks überhaupt und dadurch für Verbesserung der Volkszustände.

Als solcher war er ein nachdrücklicher Bekämpfer geistiger Trägheit und Ruhe, sittlicher Erniedrigung und Entwürdigung — dieser Erzfeinde menschlicher Wohlfahrt, und andererseits trat er furchtlos auf als kühner, beharrlicher Vorkämpfer für Denk-, Lehr- und Preßfreiheit. — „Ihr Völker, rief er aus, Alles, Alles gebt dahin, nur nicht die Denkfreiheit, dieses vom Himmel stammende Palladium der Menschheit, dieses Unterpfand, daß der Menschheit noch ein anderes Loos bevorstehe, als dulden, tragen und zerknirscht werden;" vor Allem hob er das allgemeine Recht der Vernunft hervor und stellte dies über Alles.

Ihm, dem patriotischen Redner verdankt Preußen und Deutschland — neben Schiller — die nationale Wiedergeburt, die moralische Auferstehung. Fichte's freisinniger Patriotismus wirkte zu seiner Zeit in Wort und Schrift und wirkt noch fort und fort — an ihm läßt sich mit Begriffe verdrehenden Phrasen nicht deuteln und nicht mäkeln — die staatsrettende Einwirkung seines patriotisch freisinnigen Geistes ist Thatsache. Fichte beweist es, daß wahrer Patriotismus und wahrer Liberalismus zusammengehörige Begriffe sind.

Doch nicht blos großer, geistreicher, scharfsinniger Denker, nicht blos tiefer Erforscher und Begründer der ewigen Wahrheit war Fichte, sondern — und darin liegt die wahre Größe dieses großen Geistes — sittlich-energischer, geistig-unabhängiger Charakter, — ein ernster, fester, edler, willensstarker Mensch — ein Mann! „Auf mein Thun, sagte er, muß sich all mein Denken beziehen, sonst ist es ein leeres, zweckloses Spiel."

In Fichte lebte also, wie in Schiller, der Genius des sittlichen Muthes und der Thatkraft, stolze Manneswürde, geistige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Charakters. — Denken und Thun, Wissen und Handeln war ihm Eins; was Schiller durch das poetische Wort verkündete, forderte und vermitteln half, dasselbe bewirkte Fichte durch die ernst-prosaische Wissenschaft. Beide, der Dichter Schiller und der Philosoph Fichte waren Apostel der Humanität und der sittlichen Freiheit. Das Leben Beider war der Menschenentwicklung, der Menschenbeglückung geweiht.

Fichte's Ideen haben Eingang gefunden, weil er Wahrheit verkündigte und diese überall selbst in seinem Leben bethätigte. Staatsmänner, Gelehrte und Erzieher, Dichter und Künstler haben sich ihm angeschlossen, thatkräftig zu helfen; und nur Thatkraft befriedigte ihn an sich und Andern:

„Was er mit klarem Geist gedacht,
Hat er mit Konsequenz und Energie vollbracht.“

in diesen wenigen Worten haben wir den Fichte ganz.

Mit ihm starb ein großer, ein deutscher Mann. Ehren wir sein Andenken — wir haben keinen Ueberfluß an Seinesgleichen.

So, Fichte, Du Sinnbild des großen Geistes, wurzele tief und fest und breite Dich nach Unten und nach Oben aus zugleich mit deinem Geiste!

Sei Jedem Manne, der sich Dir naht, ein Mahnruf an seine Männlichkeit. Rufe von dieser Höhe — aus Deinen Zweigen allen Deutschen zu: Seid einig! seid männlich und seid stark — in der Beschützung eures gemeinsamen Vaterlands, in der Wahrung und Vertheidigung eures guten Rechts!

Mit dieser Bestimmung übergeben wir Dich der ewig treuen Pflege und dem Schutze der Natur, — segnend spende Dir der Himmel Licht und Wärme, Sonnenschein und Regen!

Wachse, grüne, gedeihe!

werde ein starker Stamm, so stark und mächtig, wie es in der geistigen Welt die Vernunft des Menschen ist — wie es der Geist und der Charakter unseres Fichte war! Amen.“

Das Lied „Der deutsche Mann ꝛc.“ endigte die einfache, aber sehr ansprechende Feier.

Nachmittags von 5 bis 7 Uhr beging die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in ihrem Sale die Gedächtnißfeier Fichte's, des großen Denkers, der als begeisterter Seher die Erhebung des deutschen Volkes zu nationalem Leben verkündigt und derselben durch Flammenworte mächtig vorgearbeitet hat. Unsere Oberlausitz, aus der er hervorgegangen ist (er ward in Rammenau bei Bischofswerda am 19. Mai 1762 geboren) hat ein wohlbegründetes Recht, stolz darauf zu sein, daß Männer wie Lessing und Fichte ihr durch Geburt und Erziehung angehören. Darin aber, daß Fichte vom 26. April 1797 bis zu seinem am 27. Januar 1814 in Berlin erfolgten Tode als Mitglied mit unserer Gesellschaft verbunden war, lag noch ein anderer Grund, seinem hundertsten Geburtstage eine entsprechende Feier zu widmen. Bei dieser sprach Archidiakonus Haupt nachstehenden Prolog:

Wer ist's, der uns ruft zusammen
Heut' in unsres Hauses Hallen? —
Horch! wir hören seinen Namen
Durch die deutschen Gauen schallen,

Hören seinen Ruhm verkünden
  Ueberall in Red' und Sang,
Seh'n das ganze Volk sich einen,
  Ihm zu bringen Preis und Dank.

Ist's ein Fürst, der seine Lande
  Weise und gerecht regierte?
Ist's ein Held, der todesmuthig
  Stets sein Heer zum Siege führte?
Ist's ein Mächtiger der Erde,
  Der durch Würde, Glanz und Pracht,
Der durch große, edle Thaten
  Sich hat hochberühmt gemacht?

Ja, er war ein Fürst, ein König —
  In dem freien Reich der Geister,
War ein Kampfheld sonder Gleichen,
  Der Gedankenwaffen Meister,
War ein Mächtiger des Wortes,
  Welches in die Seelen dringt
Und der Menschheit ärgste Feinde
  Durch der Wahrheit Schwert bezwingt.

Aus des Wissens tiefsten Gründen,
  Worein sich sein Geist versenkte,
Wohin seiner Seele Sehnen
  Stets ihm die Gedanken lenkte,
Hat er dieses Schwert genommen,
  Das aus vollem Herzensdrang
Er, im Kampfe unermüdet,
  Für des Volkes Wohlfahrt schwang.

Denn sein ganzes Herz voll Liebe
  War dem Volke hingegeben,
Ihm gehörten seine Kräfte,
  Ihm weiht' er sein ganzes Leben.
Zu dem Volk hat er geredet,
  Auf das Volk hat er gebaut,
Und wenn Alles wich und wankte
  Hoffnungsfreudig ihm vertraut.

In der Zeit der Schmach und Schande,
  In der Knechtschaft schweren Jahren,
Da von fremden Unterdrückern
  Deutschland Böses viel erfahren,
Stand inmitten der Verzagten
  Er allein noch kühn und frei,
Eifernd mit Prophetenworten
  Gegen Zwang und Tyrannei.

Furchtlos lehrte er die Jugend
  Wie das Vaterland sie retten,

Möge aus der Dränger Händen
    Und zerbrechen seine Ketten;
Wie das Volk sich solle wahren
    Vor Willkür und Sklaverei,
Wie es durch sich werden könne
    Mächtig, glücklich, stark und frei.

Laut erhob er für des deutschen
    Reiches Einheit seine Stimme,
Schleuderte des Wortes Blitze
    Mit gerechtem, heil'gem Grimme
Gegen alle Hochverräther,
    Die mit frevelhafter Hand
Trennen, was da eins geworden
    Durch der Sprache festes Band.

So hat ausgesät auf Hoffnung
    Er des Wortes reiche Saaten;
Und er hat sich nicht betrogen:
    Aus den Worten wurden Thaten.
Freier, einiger geworden
    Ist das große Vaterland;
Alle Brüderstämme reichen
    Sich zum guten Werk die Hand.

Immer fester, immer stärker
    Schlingen sich die Liebesbande
Um die Seelen, um die Herzen,
    Um die Völker, um die Lande.
Deutschland, Deutschland über Alles!
    Deutschland einig, mächtig, frei!
Das ist jetzt die leise Loosung
    Und das laute Feldgeschrei.

Seht! was einst dem stillen Forscher
    Sich erprobt als ew'ge Wahrheit,
Was sich seinem edlen Geiste
    Offenbart in voller Klarheit —
Seht! es tritt in's frische Leben
    Wirksam ein mit Allgewalt
Und gewinnt in stetem Fortschritt
    Fleisch und Wesen und Gestalt.

Wer kann da noch widerstehen,
    Stehen bleiben, rückwärts sehen,
Wenn uns Alles, Alles, Alles
    Drängt und treibt zum Vorwärtsgehen?
Darum vorwärts! meine Brüder!
    Unser Fichte geht voran
Mit des deutschen Reiches Banner,
    Er, der erste Fortschrittsmann.

Hierauf hielt Gymnasiallehrer Wilde die Festrede.*) Als ein erfreulicher Zwischenfall konnte es gelten, daß am Morgen des Festtages von den Deutschen in Moskau ein Gruß an die zum Andenken Fichte's Versammelten eingegangen war in folgender Fassung:

Den Manen Johann Gottlieb Fichte's ein Hoch von den Moskauer Deutschen.

Moskau, den 14. Mai 1862. H. Trautschold.

Am Abende war im Sale der Societät ein Festmahl veranstaltet, welches zahlreich besucht war. Bei dieser Gelegenheit mag auf eine kleine Schrift hingewiesen werden, „die Fichtefeier in Rammenau in der Lausitz am 19. Mai 1862.“ Dresden 1862. 30 S. 8. (Preis 3 Ngr.) Sie verdient die wärmste Empfehlung. Der Ertrag ist für die in Rammenau zu begründende Fichte-Stiftung bestimmt.

Der folgende Tag war zur diesjährigen Frühlings-Hauptversammlung bestimmt. Was dabei verhandelt worden, ist aus dem hier mitzutheilenden Protokolle zu ersehen.

Verhandelt Görlitz, den 30. Mai 1862.

Anwesend waren: 1) Diakonus Hergesell; 2) Archi-Diakonus Haupt; 3) kaiserl. russischer Hofrath von Heine aus St. Petersburg; 4) Stadtrath Mitscher, Inspektor des Hauses; 5) Justizrath von Gizycki; 6) Oberpfarrer Mende aus Seidenberg; 7) Pastor M. Hergang aus Oberlichtenau; 8) Pastor emer. M. Flössel aus Siegersdorf; 9) Pastor Hancke aus Bellmannsdorf; 10) Reallehrer Dr. Schmidt, Inspektor des physikalischen Kabinets; 11) Hauptmann a. D. Kähn, Kassirer; 12) Rittergutsbesitzer Freiherr von Ledebur auf Obergirbigsdorf; 13) Rittergutsbesitzer von Wolff auf Krischa; 14) Kreisgerichtsrath Freiherr von Lützow; 15) Gymnasialdirektor Schütt; 16) Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wiedemann; 17) Kommunalarzt Dr. Schnieber; 18) Gymnasiallehrer Wilde; 19) Pastor Conrad aus Deutschossig; 20) Pastor Mattheus aus Priebus als Gast; 21) Oberstlieutenant a. D. Köppe; 22) Gymnasiallehrer Dr. Joachim; 23) Pastor Ender aus Langenau; 24) Pastor secundarius Naumann aus Sprottau; 25) Oberlehrer Tzschaschel, Bibliothekar; 26) Pastor Dornick aus Haynewalde; 27) Kaufmann Starke, Inspektor der Kupferstichsammlung; 28) Professor Dr. Struve, Inspektor des Münzkabinets; 29) Rektor der höheren Töchterschule Viëtor; 30) Stadtältester Struve, Inspektor des Herbariums; 31) Oberlehrer Fechner, Inspektor des Mineralienkabinets; 32) Dr. med. Prasse aus Seidenberg; 33) Kammerherr Dr. von Gersdorff auf Ostrichen; 34) Pastor a. D. Hirche, Sekretär; 36) Apothekenbesitzer Staberow; 37) Gymnasiallehrer Adrian; 38) Kaufmann Klocke; 39) Archidiakonus Pescheck aus Zittau.

Die 119. Hauptversammlung wurde von dem Diakonus Hergesell als stellvertretendem Vorsitzenden mit einer Ansprache eröffnet, welche die Tendenz und bisherige Wirksamkeit unsers Vereins näher beleuchtete. Durch ihre Thätigkeit in beiden Kammern des preußischen Landtages in Berlin waren Präsident und Vicepräsident verhindert, in unserer Mitte zu erscheinen.

---

*) Dieselbe wird später mitgetheilt werden.

§ 1. Zuvörderst trug der Sekretär aus den gesellschaftlichen Akten einen Brief Johann Gottlieb Fichte's, d. d. Jena, 8. Juli 1797, vor, worin er seinen Dank für die Ernennung zum Mitgliede unsrer Gesellschaft ausdrückt. Das sehr interessante Autograph wurde zur Einsichtnahme in Umlauf gesetzt.

§ 2. Hieran reihte sich ein kurzer Auszug aus dem in Handschrift eingeschickten Nekrologe unsers am 11. Oktober 1861 verstorbenen Ehrenmitgliedes des königl. Ober-Regierungsraths Wilhelm Heinrich Sohr in Breslau.

§ 3. Jetzt erfreute Archidiakonus Pescheck aus Zittau die Anwesenden durch das Geschenk eines Brustbildes seines seligen Vaters Dr. Christian Adolph Pescheck, der lange Jahre hindurch eine Zierde der Gesellschaft war und sich um die Erforschung der oberlausitzischen Geschichte hochverdient gemacht hat. Die Versammelten sprachen ihren herzlichen Dank für diese liebe Gabe durch Erhebung von ihren Sitzen aus. Das Portrait wird in unserm Sitzungszimmer den bereits vorhandenen Bildnissen beigefügt werden und seine Stelle unter den verdienstvollen Männern erhalten, die unsrer Gesellschaft als Mitglieder angehört haben und für deren Zwecke thätig gewesen sind.

§ 4. Reallehrer Dr. Schmidt erläuterte ein Polarisations-Kaleidoskop, welches er vorzeigte.

§ 5. Jetzt kam die Entscheidung über drei eingegangene Bewerbungsschriften um den auf die beste Bearbeitung der „Geschichte der Oberlausitz von den ältesten Zeiten bis 1815, für Schule und Haus" ausgesetzten Doppelpreis von Hundert Thalern zur Verhandlung. Die Urtheile des Professor Direktor Kämmel aus Zittau und des Superintendenten Holscher aus Horka wurden vorgelesen, der dritte Preisrichter aber Oberpfarrer Mende aus Seidenberg trug sein Gutachten mündlich vor. Auch Professor Direktor Kaumann hat ein schriftliches Gutachten eingereicht, welches mitgetheilt wurde. Es erfolgte nunmehr die Abstimmung über alle drei Schriften auf Grund der abgegebenen Gutachten, und es ward beschlossen, keiner der drei Arbeiten den Preis zu ertheilen. Weiter ward durch Abstimmung festgesetzt, daß den Verfassern der drei eingegangenen Schriften die Gutachten über ihre Arbeiten mitgetheilt werden, und die Aufgabe mit Hundert Thalern noch auf ein Jahr, also bis zum 31. Januar 1863, stehen bleiben solle; den Verfassern aber sei privatim zu eröffnen, daß Denjenigen, welcher die Aufgabe zur Befriedigung der Gesellschaft lösen wird, wohl noch eine größere Belohnung erwarte, da die Stände der Oberlausitz wahrscheinlich aus ihren Fonds eine Vermehrung des von uns ausgesetzten Preises werden stattfinden lassen.

§ 6. Zur Aufstellung einer neuen Preisaufgabe waren drei Vorschläge gemacht: 1) ein Leitfaden für Schulen über die oberlausitzische Geschichte, als ein kurzer Abriß; 2) die beste topographische Arbeit über eine Ortschaft der Oberlausitz, und 3) Lebensentwickelung und Würdigung Leopold Schefer's. Bei der Abstimmung wurde No. 2. als Preisaufgabe für die Zeit von heute bis zum 31. Januar 1864 mit dem Preise von 50 Thalern angenommen.

§ 7. Rektor Viëtor hielt einen Vortrag über Waltharius von Aquitanien von Eckehard von St. Gallen.

§ 8. Während dieses Vortrages waren die Zettel zur Wahl dreier neuen Mitglieder ausgegeben worden, um die Vota der Versammlung zu

erlangen. Gemeldet haben sich und sind von den Beamten und Repräsentanten zur Empfehlung und Befürwortung angenommen: a. als wirkliche Mitglieder: Rittergutsbesitzer von Uechtritz und Steinkirch auf Seifersdorf, z. Z. in Tzschocha; der Lehrer und Redakteur Badewitz in Zittau; als korrespondirendes Mitglied: Ober-Regierungsrath Dr. Back in Altenburg. Als Ergebniß der Abstimmung wurde vom Vorsitzenden bekannt gemacht, daß die drei Obengenannten mit Stimmenmehrheit zu Mitgliedern der Gesellschaft gewählt worden sind.

§ 9. Vorgelegt waren zwei silberne Münzen, eine Danziger vom Jahre 1540 und eine Schlesische vom Jahre 1658. Bürgermeister Kotze in Hoyerswerda hat dieselben, welche auf der dortigen Feldmark beim Umgraben eines Ackerstückes aufgefunden worden sind, der Gesellschaft zum Geschenke überschickt. Zugleichen hat am heutigen Tage der hier wohnende Rittergutsbesitzer Töpffer eine Denkmünze überreicht, die vor etwa vier Wochen beim Baue des neuen Restaurationsgebäudes auf der Landskrone gefunden worden ist. Nicht minder hat ein Freund unsrer Gesellschaft in Prag Namens Steffek zwei Gedächtnißmedaillen, eine in Silber, die andere in Bronze, in den letzten Tagen hierher gesandt. Mit freudiger Anerkennung nahm die Gesellschaft diese Geschenke entgegen und beauftragte den Sekretär, den Gebern schriftlich den verbindlichsten Dank auszusprechen.

§ 10. Pastor Dornick aus Haynewalde übergab eine Partie kleiner Schriften für die Bibliothek.

§ 11. Bürgerschullehrer Korschelt in Zittau entschuldigt sich, daß er nicht persönlich der Hauptversammlung beiwohnen könne, und schickt die eben erst im Drucke erschienene Geschichte von Kemnitz von Johann Christoph Peschel als Geschenk für die Bibliothek.

§ 12. Lehrer Klix in Kamenz theilt schriftlich mit, daß er zu seinem größten Bedauern verhindert sei, an der Hauptversammlung Theil zu nehmen. In seinem Schreiben giebt er einige anziehende Nachrichten über Lessing und dessen Angehörige.

§ 13. Bürgermeister Eichel in Kamenz meldet, daß nunmehr die Lessingbüste soweit im Gusse vollendet ist, daß eine Aufstellung des Denkmals für diesen Sommer in sichere Aussicht genommen werden kann.

§ 14. Ein Brief des Pastors Werner in Rammenau empfiehlt die Fichtestiftung für fähige Knaben, die sich eine höhere Bildung aneignen wollen, der thätigen Theilnahme der Gesellschaft. Der Sekretär hat bereits Veranstaltung getroffen, daß von der Redaktion des Görlitzer Anzeigers eine Aufforderung zu Geldbeiträgen erlassen werde, und es steht ein günstiger Erfolg wohl mit Sicherheit zu erwarten. Zugleich wird auch die Redaktion des Görlitzer Tageblattes ersucht werden, sich dieser Sache anzunehmen.

Da etwas Weiteres nicht zu bemerken war, so wurde das Protokoll nach geschehener Vorlesung und Genehmigung unterschrieben.

Hergesell. von Gizycki. von Ledebur. Tzschaschel. Mitscher. Freiherr von Lützow. Mende. Naumann. Schnieber. Pescheck. M. von Heine. Ender. Dr. Joachim. Wilde. Hancke. Prasse. Dornick. Adrian. Klähn. Klocke. M. Flössel.

w. o.

G. T. L. Hirche.

Der in § 1. des vorstehenden Protokolls erwähnte eigenhändige Brief Fichte's, an den Mitstifter unsrer Gesellschaft Dr. Anton gerichtet, lautet wörtlich folgendermaßen:

Jena, den 8. Juli 1797.

Wohlgeborner Herr,
Höchstgeehrtester Herr Doktor!

Ich habe die Anzeigen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, die Sie die Güte hatten beizulegen, gelesen. Ich bin von Bewunderung und Hochachtung für die Männer, die solche Zwecke, wie die Verbesserung des Volksunterrichts, des Hebammenwesens und dergleichen sich vorsetzen, erfüllt worden, und rechne es mir zur ausgezeichnetsten Ehre, von solchen Männern bemerkt worden zu sein, und in einer nähern Beziehung zu ihnen gehören zu sollen. Ihnen, verehrter Herr Doktor, danke ich ganz besonders, daß Sie mir das von mir gefällte vortheilhafte Urtheil der Gesellschaft auf eine so ehrenvolle und freundschaftliche Weise ankündigten. Haben Sie die Güte, die Gesellschaft meiner dankbaren und hochachtungsvollen Gesinnungen zu versichern. Neigung und Amtspflicht halten mich vor der Hand in der Sphäre von Untersuchungen, die nicht so unmittelbar auf das Leben einfließen, und ich muß meine Aufgabe lösen: aber ich hoffe nach Jahren mein Interesse für die nächsten Bemühungen der verehrungswürdigen Gesellschaft noch anders, als durch die bloße Bewunderung, zeigen zu können. Den Auftrag, den Sie die Güte haben, mir vorläufig zu geben, übernehme ich mit Vergnügen, ohngeachtet wenige Lausitzer bei uns studiren und seit meinem Hiersein noch keiner öffentlich disputirt hat, oder dergleichen.

Ich ersehe, daß die Neigung der Gesellschaft vorzüglich auf Naturkunde geht. Auch hierin haben meine anderweitigen Beschäftigungen mir nicht erlaubt, etwas zu thun. Doch dürfte ich mir von der Freundschaft der hiesigen physikalischen Gesellschaft für mich und ihres würdigen Direktors des Herrn Professor Batsch versprechen, Ihre etwanigen Aufträge besorgen zu können. So auch, wenn die Gesellschaft Aufträge an die A. L. Z. haben sollte.

Ich möchte die Güte der Gesellschaft sogleich durch etwas erwiedern, und gebe, was ich habe; ohnerachtet es vielleicht unschicklich ist, ein, wie ich glaube, schon verbrauchtes Buch und ein paar andere, wie ich glaube, noch bis jetzt nicht recht brauchbare Bücher einzusenden.

Ich empfehle mich der Gesellschaft und Ihrer fortdauernden Wohlgewogenheit, und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ganz gehorsamster Diener
Johann Gottlieb Fichte.

In der achten Konferenz am 27. Mai wurde das Programm für die Wanderversammlung, welche von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau am 10. und 11. Juni hier abgehalten werden soll, bekannt gemacht und das zur Ausführung Erforderliche vereinbart. (§ 4. 5.)

Mittwoch, den 11. Juni, früh 9 Uhr, versammelten sich im Lokale der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften die in Görlitz anwesenden Mitglieder der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und eine große Zahl der beiden in Görlitz bestehenden wissenschaftlichen Vereine.

In Abwesenheit der beiden Präsidenten der Oberlausitzischen Gesellschaft hieß Herr Direktor Kaumann die Breslauer Gäste Namens der Gesellschaft willkommen und sprach den Wunsch aus, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Schlesischen Gesellschaften sich erhalten und kräftigen möge.

Hierauf hielten Vorträge: 1) Herr Staatsrath 2c. Grube „über die Verbindung des nördlichen Eismeers mit der Ostsee“, 2) Herr Professor Sadebeck „über die Höhe der Landeskrone 1332 Fuß“, 3) Herr Berghauptmann von Carnall „über die Bergformen Schlesiens“, 4) Herr Oberlehrer Cauer „über Friedrich den Großen und das klassische Alterthum“. Nach einer Pause, welche zum Theil zur Besichtigung der Sammlungen verwendet wurde, sprachen 5) Herr Professor Dr. Aubert „über stereoskopisches Sehen, 6) Dr. Reimann „über die Bewerbung Heinrichs von Anjou um die polnische Krone“, 7) Herr Eisenbahndirektor Lehmann „über Pfahlbauten in der Schweiz“.

Da die Zeit bereits zu sehr vorgeschritten war, so zogen Herr Oberforstmeister von Pannewitz und die Görlitzer ihre angekündigten Vorträge zurück und die Versammlung wurde geschlossen, nachdem Direktor Kaumann noch einmal den Breslauer Gästen gedankt hatte. Herr Geheime Rath Dr. Goeppert dankte hierauf Seitens der Breslauer und Herr Archidiakonus Haupt stellte als Erinnerung seine „Beschreibung der Peterskirche“ den Gästen zur Verfügung.

von Zittwitz. Kleefeld. Kaumann. Fechner.
a. u. s.
Hartmann Schmidt.

In der neunten Konferenz am 10. Juli ward angezeigt, daß Professor der Theologie Dr. Lipsius in Wien sich als korrespondirendes und Pastor Broske in Krischa als wirkliches Mitglied gemeldet haben. Beide sollen zur Wahl bei der bevorstehenden Hauptversammlung empfohlen werden. (§ 2.) — Zur Ehrenmitgliedschaft sind zu befördern: Seminar-Oberlehrer a. D. Dr. Schneider in Stolp, Oberlehrer, Bibliothekar Tzschaschel in Görlitz und Professor Dr. Ettmüller in Zürich. (§ 3.) — Abgegangen sind Privatgelehrter Ziegler in Görlitz und Photograph Köhler in Sagan. (§ 4.) — Der Alterthumsverein in Freiberg hat den Schriftentausch beantragt; dieser wird genehmigt. (§ 5.) — Für die Hauptversammlung wird der 27. August bestimmt. (§ 7.) — Zur Revision der Statuten unserer Gesellschaft, deren Geltung mit dem Jahre 1864 zu Ende geht, werden Archidiakonus Haupt, Justizrath von Gizycki, Professor Kaumann, Kreisgerichtsrath Freiherr von Lützow und der Sekretär (§ 9.), für die Revision der Bibliothek Professor Dr. Struve und Privatgelehrter Jancke ernannt. (§ 10.) — Der Vorschlag des Sekretärs, daß eine besondere Sektion für klassische Philologie gebildet werde, fand allgemeine Zustimmung. Gymnasial-Direktor Schütt ist zu ersuchen, die Sache in die Hand zu nehmen und sich der Organisation zu unterziehen. (§ 12.) — Ebenso wird ein anderer Vorschlag des Sekretärs angenommen, daß ein photographisches Album der Gesellschaftsmitglieder angelegt werde. (§ 13.) — Da es wünschenswerth ist, daß von Seiten unserer Gesellschaft für immer allgemeinere Verbreitung der Stenographie in entsprechender Weise gesorgt werde, so wird der Sekretär beauftragt, die Einleitung zu einem öffentlichen Vortrage über Stenographie im Kreise unserer Gesellschaft zu treffen. (§ 14.)

— Man einigte sich dahin, noch im Laufe dieses Jahres sowohl an den hiesigen Magistrat als auch an die Stände der preußischen (vielleicht auch der sächsischen) Oberlausitz Gesuche zu richten: 1) daß der Magistrat uns bei der Fortsetzung der Scriptores rerum Lusaticarum mit einem Geldbeitrage unterstützen wolle, und 2) daß die Stände ihrerseits die Fortsetzung und Vollendung des Codex Lusatiae superioris durch eine baare Beihülfe befördern mögen. (§ 19.)

Verzeichniß der für das in Kamenz zu errichtende Lessing-Denkmal eingegangenen Beiträge.*)

Rittergutsbesitzer von Wolff auf Krischa 3 Thlr. Pastor M. Hergang in Oberlichtenau 15 Sgr. Direktor Dr. Namur in Luxemburg 1 Thlr. Direktor Dr. Kreutzberg in Prag 1 Thlr.; zusammen 5 Thlr. 15 Sgr. (Protok. vom 6. Oktober 1860). — Archivar Dr. Wattenbach in Breslau 2 Thlr. Bibliothekar Tzschaschel in Görlitz 15 Sgr. Pastor Kadelbach in Langenöls 15 Sgr. Konsularagent Dr. Flügel in Leipzig 1 Thlr. Oberbürgermeister Sattig in Görlitz 2 Thlr. Sekretär Hirche in Görlitz 1 Thlr. Oberpfarrer Weinhold in Reichenbach 1 Thlr. Rechtsanwalt Justizrath Neumann in Lübben 1 Thlr. 20 Sgr. Professor Direktor Dr. Hoffmann in Bautzen 20 Sgr. Apothekenbesitzer Schimmel in Bautzen 20 Sgr. Stadtrath Mitscher in Görlitz 1 Thlr. Archivar Dr. Lisch in Schwerin 1 Thlr. Professor Mattel in Kremsier 2 fl. Professor Dr. Waitz in Göttingen 1 Thlr. Se. königl. Hoheit Prinz Friedrich der Niederlande auf Muskau 2 Frd'or. Professor Dr. Knobel in Gießen 5 Thlr. Kustos Dr. Ehrlich in Linz 1 Thlr. Erlös aus dem Verkaufe zweier Schriften 15 Sgr.; zusammen 38 Thlr. 20 Sgr. (Protok. vom 9. November 1860.) — Leopold Schefer in Muskau 1 Thlr. Diakonus Weickert in Chemnitz 20 Sgr. F. B. Dr. F. in B. 30 Thlr. Kreisphysikus Dr. Eiselt in Königgrätz 5 fl. Das Gymnasiallehrer-Kollegium in Königgrätz 5 fl. 30 kr. Professor Slota in Neusohl 4 fl. Hofrath Dr. Zipser in Neusohl 3 Thlr. Hofrath Dr. von Heine in St. Petersburg 5 Thlr. Professor Dr. von Heinemann in Bernburg 1 Thlr.; zusammen 89 Thlr. (Protok. vom 13. December 1860.) — Professor Dr. von Martius in München 4 Thlr. Oberlieutenant Klar in Prag 1 Thlr. Professor Zeynek in Hermannstadt 2 fl. Kreisgerichtsrath Freiherr von Lützow in Görlitz 2 Thlr. Komitatsphysikus Dr. Feichtinger in Gran (einschließlich der von ihm gemachten Sammlung 15 fl. Staatsminister a. D. von Carlowitz auf Mochau 3 Thlr. Oberlehrer Kindscher in Zerbst 1 Thlr. Pastor Hübner in Pleß 2 Thlr. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Anton in Oels 15 Sgr. Professor Mattel in Kremsier, zweite Gabe, 7 fl.; zusammen 118 Thlr. 15 Sgr. (Protok. vom 18. Januar 1861.) — Frau Hofräthin von Heine in St. Petersburg 1 Imperial. Rath Hager in Jungbunzlau 2 Thlr. Kreisgerichtsdirektor Dr. Fieber in Chrudim 2 fl.; zusammen 127 Thlr. 10 Sgr. (Protok. vom 22. Februar 1861.) — Dr. phil. Trautschold in Moskau, Ertrag einer Sammlung 125 Silberrubel 50 Kopeken;**) zusammen

---

*) Obiges Verzeichniß ist genau aus den Protokollen der von den Beamten u. Repräsentanten abgehaltenen Konferenzen entnommen u. dabei die Zeitfolge des Eingangesbeobachtet worden.

**) Der Wechsel aus Moskau wurde für 117 Thlr. 25 Sgr. versilbert; bei dem Umsatze von 49 fl. + 30 kr. östr. Banknoten gingen, da die Valute nur 65—66 stand, 11 Thlr. 15 Sgr. verloren.

233 Thlr. 20 Sgr. (Protok. vom 16. März 1861.) — Rittergutsbesitzer von Uechtritz und Steinkirch in Hirschberg 1 Thlr. Lieutenant und Geh. Revisor Liebenow in Berlin 1 Thlr. Die Gesellschaft Sorabia in Leipzig 10 Thlr. Rittergutsbesitzer Neu auf Zimpel 1 Thlr.; zusammen 246 Thlr. 20 Sgr. (Protok. vom 22. Juli 1861.) — Der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichte in Wiesbaden 5 Thlr.; zusammen 251 Thlr. 20 Sgr. (Protok. vom 24. Oktober 1861.) — Vicepräsident Dr. Paur in Görlitz 1 Thlr. Gymnasial-Oberlehrer emer. Dr. Rösler in Görlitz 1 Thlr. Kassirer Hauptmann a. D. Klähn in Görlitz 15 Sgr. Fräulein Amélie Sohr in Breslau 2 Thlr. Photograph Köhler in Sagan 20 Sgr. Kommunalarzt Dr. Schnieber in Görlitz 1 Thlr. Präsident Graf von Löben auf Nieder-Rudelsdorf 1 Thlr. Stadtältester Struve in Görlitz 2 Thlr.; zusammen 260 Thlr. 25 Sgr. (Protok. vom 20. December 1861.) — Kammerherr von Kęszycki in Görlitz 1 Thlr. Professor Direktor Kaumann in Görlitz 1 Thlr. Justizrath von Gizycki in Görlitz 15 Sgr. Kaufmann Ginsberg in Zittau 2 Thlr. Professor Direktor Kämmel in Zittau 1 Thlr. 10 Sgr. Pastor Dornick in Haynewalde 15 Sgr. Archidiakonus Pescheck in Zittau 20 Sgr. Bürgerschullehrer Korschelt in Zittau 15 Sgr. Archidiakonus Haupt in Görlitz 1 Thlr. Oberlehrer Fechner in Görlitz 1 Thlr. Domvikar Hornig in Bautzen 15 Sgr. Kaufmann Starke in Görlitz 1 Thlr.; zusammen 271 Thlr. 25 Sgr. (Protok. vom 10. Februar 1862.)

In der 45. wissenschaftlichen Abendversammlung (S. 40 dieses Bandes) wurde ein in Kamenz vorhandenes Jugendbildniß Lessing's erwähnt. Auch Stahr gedenkt desselben in seiner Biographie Lessing's (Theil I., S. 9—10 der zweiten Ausgabe 1862). Durch Photographie ist dieses höchst interessante Bild jetzt allgemein zugänglich gemacht worden. Ein Landsmann Lessing's hat vor zwei Jahren das Original in ganzer Größe kopirt und es nunmehr in Dresden (bei Ernst am Ende) zu dem Preise von 1 Thlr. erscheinen lassen.

Unser verehrliches Mitglied der Bürgerschullehrer Klix in Kamenz hat in den Budissiner Nachrichten 1862, No. 133., S. 1141 fg. einen Aufsatz veröffentlicht, aus welchem Einiges hier mitgetheilt werden mag. Wir erfahren daraus den Namen des Künstlers, der jenes Jugendbild gemalt hat, wenigstens soweit, daß die größte Wahrscheinlichkeit für die aufgestellte Vermuthung spricht. Das Bild wird in folgender Weise beschrieben: „Gotthold Lessing sitzt als Knabe von etwa sieben Jahren an einer lieblichen Baumgruppe, hinter welcher sich Gebirge erheben, von denen her sich ein Fluß schlängelt, auf den Knieen ein Buch und zur Seite ebenfalls ein Häuflein Bücher. Der Knabe blickt sinnend auf und mit größtem Wohlgefallen schaut man in das offene, lebendige Auge. Der Anzug, rother Rock, rothe, kurze Hosen, Strümpfe u. s. w., ist der auffälligen Mode jener Zeit entsprechend. Zur linken Seite sitzt, ein Schäfchen fütternd, der jüngere Bruder Theophilus (geb. den 12. November 1732; er ward 1768 Konrektor in Pirna und starb als Rektor zu Chemnitz den 6. Oktober 1808. Seine Tochter Johanne Amalie Lessing verw. von der Mosel, geb. 1786, lebt noch in Lichtenstein bei Chemnitz. Ein Enkel des Theophilus ist der Hofrath Dr. Friedrich Hermann Lessing, Direktor der Anstalt Sonnenstein). Auf unserm Bilde hat Theophilus, der etwa im fünften Jahre steht, eine steife, pädagogische Haltung,

welche treffend den späteren Schulmann charakterisirt. Das lange dunkelgrüne Sammetgewand und das lässig geschlungene weiße Halstuch mit herabhängenden Zipfeln unterstützen das übrige Gepräge. Des Theophilus Namen treffen wir öfter in Lessing's Briefwechsel, ja von Theophilus müssen wir rühmend anerkennen, daß er mit Gotthold treulich die alten Eltern und die Schwester Salome unterstützte.

An den gegenwärtigen Ort kam das Lessingsbild durch den verdienstvollen Dr. Bönisch, den Gründer des Barmherzigkeitsstiftes, und dieser erlangte es jedenfalls aus dem Nachlasse der Familie Langner, in deren Hause Salome Lessing später freundliche Aufnahme fand. Die Langner'sche Tochter, Salome's Freundin, heirathete 1770 den Maler und Küster Christian Ephraim Haberkorn, gest. 1799. Daß Salome Lessing im Besitze des Bildes gewesen, ist kaum zu bezweifeln, da ja die Dargestellten ihre liebsten, treuesten Brüder waren. Eine später auf das Bild gebrachte Inschrift nennt statt des Theophilus den Bruder Karl, was aber offenbar falsch ist; denn Karl Lessing, Gotthold's Biograph, wurde ja erst den 10. Juli 1740 geboren (er starb als Münzdirektor in Breslau den 17. Februar 1812).

Noch bleibt uns übrig, den Künstler zu erforschen, dem wir das schätzbare Originalbild zu verdanken haben, der unserm Gotthold den ersten Unterricht im Zeichnen ertheilte und in ihm den Grund zum großen Kunstkritiker legte. Gotthold Lessing rühmt ihm selbst dankbar nach, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen, sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen und ihm durch Beides frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten eingeflößt habe. Nun wir glauben beim Studium der Specialgeschichte jenen „Raphael der Oberlausitz" gefunden zu haben und wollen denselben hiermit der dankbaren Nachwelt nennen. Es ist kaum zu bezweifeln, der vielgenannte Maler war kein anderer als Christian Gottlieb Haberkorn, „Kunstmaler", geb. in Kamenz 1701, gest. daselbst 1760. Sein Vater war Dr. Johann Christian Haberkorn, Kammerkommissarius und Landphysikus zu Kamenz, geboren daselbst 1670, gestorben auf einer Geschäftsreise zu Dresden 1728. Der Großvater Kaspar Martin Haberkorn, geb. 1637, gest. 1680, war Rathsherr und Maler und als Künstler erhielt er bei festlichen Gelegenheiten ehrenvolle Aufträge. Die Familien Lessing und Haberkorn blühten in Kamenz im vorigen Jahrhunderte und kommen in verschiedenen Beziehungen zu einander vor. So findet man den Dr. Haberkorn 1693 als Taufzeugen bei dem Kinde Johann Gottfried Lessing, dem Vater des Dichters. Da Dr. Haberkorn ein reicher und sehr gebildeter Mann war, so ließ er seinen Sohn „Christian Gottlieb" als Maler gewiß etwas Tüchtiges lernen, damit er, wie der Großvater „Kaspar Martin", sich als Künstler Ehre einlege. Seine Studien machte Christian Gottlieb Haberkorn auswärts, kehrte erst 1729 nach Kamenz zurück und schuf etwa um's Jahr 1737 die liebliche Knabengruppe Gotthold und Theophilus Lessing. Später ertheilte Haberkorn dem Gotthold Unterricht im Zeichnen, während ein Privatlehrer Kandidat Martini aus Zwickau (nicht Mylius, wie Danzel, Stahr u. A. schreiben) den übrigen Unterricht besorgte. Ein anderer Kunstmaler als Haberkorn wird in jener Zeit in Kamenz nicht angeführt, der Genannte aber kommt oft als Taufzeuge vor und war ein angesehener Mann. Familienbilder, die ganz in der Manier gehalten sind, wie das Lessingbild, findet man noch in der Nachbarschaft. Kamenz hatte vor dem Brande 1843 manches schöne Gemälde aus dem

vorigen Jahrhunderte und darunter auch Haberkorn'sche Bilder. — Aus Allem ergiebt sich mit ziemlicher Gewißheit, daß Christian Gottlieb Haberkorn der Urheber des Lessingbildes und des Dichters erster Lehrmeister im Zeichnen war, und der Verfasser des Laokoon hat sich in seiner Vaterstadt bei einem ziemlich tüchtigen Künstler zum Betreten einer kühnen Bahn vorgebildet. Was mag in Gotthold nach dieser Richtung hin auch das schöne, großartige Innere der Hauptkirche in Kamenz und das oft von Fremden bewunderte Bilderschnitzwerk der Flügelaltäre beigetragen haben!"

Die Enthüllung des Standbildes Demiani's in Görlitz, den 5. Juli 1862.

Vor einigen Jahren bildete sich hier ein Komité zur Errichtung eines Standbildes des am 5. Juli 1846 verstorbenen für Görlitz unvergeßlichen Oberbürgermeister Demiani.*) Durch freiwillige Beiträge und sonstige Veranstaltungen wurden mehrere Tausend Thaler zusammengebracht. Auch unsre Gesellschaft betheiligte sich dabei mit Hundert Thalern.**) — Das wohlgelungene Standbild, vom Bildhauer Schilling in Dresden gearbeitet, vom Gießmeister Lenz aus Nürnberg gegossen, ist 6 Fuß 11 Zoll hoch und 19½ Centner schwer, steht auf einem 145 Centner schweren Sockel aus Kunzendorfer Marmor, und ziert den Marienplatz. Auf dem Sockel steht die Inschrift: „Ihrem Oberbürgermeister Gottlob Ludwig Demiani die dankbaren Mitbürger 1862." Am 5. Juli dieses Jahres wurde das Denkmal unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt, wobei Oberbürgermeister Sattig nachstehende Rede hielt:

„Eine ernste Stunde versammelt uns hier. Heute vor 16 Jahren schloß unser hochverdienter und hochverehrter Oberbürgermeister Demiani seine irdische Laufbahn. Der Meister, dessen Schöpfungen uns umgeben, verließ an diesem Tage seine Werke und überließ es der Nachwelt, sie zu vollenden. Sein Tod verbreitete tiefe Trauer über Görlitz. Seine Verehrer und Freunde, seine Kollegen und Untergebenen, seine Mitbürger, hohe und geringe, ja selbst seine Gegner und Feinde wußten und fühlten: Görlitz verlor in ihm seinen tüchtigsten Mann, den Mann, von dem jeder Athemzug, jeder Gedanke Görlitz gehörte, der aber auch Görlitz den Stempel seines geistigen Ichs aufprägte.

Der Tag, der ihn uns raubte, soll sein Bild uns wiedergeben. Seine dankbaren Mitbürger haben vereint Opfer der Liebe dargebracht, um den verehrten Mann in seiner äußeren Erscheinung wieder zu sehen, um ihn wieder, wie früher, in ihrer Mitte zu haben und an der Stelle, die da bezeichnet, daß er, treu dem alten Görlitz, das neue schuf.

Sein Denkmal soll uns ein Zeichen dankbarer Erinnerung und eine Mahnung für die Zukunft sein.

Ein Monument der Dankbarkeit. Dankbare Liebe hat es errichtet; dankbare Liebe ruft die große Zahl der Anwesenden herbei, die an dieser Stätte versammelt sind. Und wer in der großen Versammlung wollte zweifeln, daß ihm die Krone des Verdienstes gebührt? Wer sollte, wenn er in

*) Vergl. über ihn N. L. M. Bd. XXIII. S. 222—226.
**) Vergl. N. L. M. Bd. XXXVII. S. 504.

Görlitz lebt und seine Augen nicht in engherziger Selbstsucht verschließt, nicht überall die Spuren und Segnungen seines großen Wirkens erkennen?

Als ein Monument der Dankbarkeit soll die kunstgeübte Hand des Künstlers, der den bescheidenen und doch glänzenden Namen trägt, der Nachwelt zeigen des edlen Mannes edle Gestalt, den denkenden schöpferischen Kopf, das klare Auge, den einst so beredten Mund, das ironische und doch wohlwollende Lächeln und den unbeugsamen Nacken. Und wie rein und lauter sein Wille und Handeln, und wie ehern seine Thatkraft und Beharrlichkeit, so ist von reinem lautern Erze sein Standbild und unvergänglich wie seine Werke.

Aber mit des Mundes flüchtigem Hauche wollen wir uns auch sein geistiges Wesen vergegenwärtigen und dankend rühmen, wie er war und was er that.

Er war ein Mann von Geist und Herz, von hohem Geiste und warmem Herzen. Eine scharfe Beobachtungsgabe, eine leichte Auffassung der Verhältnisse, ein tiefes Eindringen in dieselben, auch in die scheinbar untergeordneten Einzelheiten, ein sicheres Unterscheiden des Wesentlichen vom Unwesentlichen, ein strenges Ordnen des Stoffs und ein besonnenes klares Urtheil — das waren die Grundlagen seiner geistigen Thätigkeit.

Mit weiser Vorsicht wog er Zeit und Umstände, wog er die Folgen ab. Aber das einmal als gut und erreichbar erkannte Ziel verfolgte er mit eiserner Beharrlichkeit. Wohl erkennend, daß manche seiner großen Reformen — vorher verkündet — gescheitert wären an den tausend kleinen Klippen, welche Privatinteressen und persönliche Abneigungen, alte Gewohnheiten und geistige Trägheit und das Mißkennen der Erreichbarkeit oder des Segens der Ziele jedem neuen und großen Plane entgegen stellen — dies wohl erkennend verhüllte er oft sein Endziel und räumte bedächtig und mit seltener Ausdauer einzeln und allmählich die Hemmnisse fort, die seiner Bahn entgegen standen. Wie er zu denken, zu reden verstand, so wußte er zu schweigen. Erst wenn das Ziel als ein erreichbares, ja als ein nothwendiges da stand, trat es als sein Gedanke, als sein Werk hervor.

Tiefe Menschenkenntniß und reiche Erfahrung standen ihm zur Seite. In seinen früheren Jahren hatte er mehr mit den Menschen, als in den Büchern gelebt; in den späteren Jahren lebte er mehr in den Geschäften, als in der Welt. Aber er kannte die Welt und das Feld seiner Thätigkeit, wie Wenige. 32 Jahre seiner amtlichen Wirksamkeit in der hiesigen städtischen Verwaltung hatten ihm, dem Unermüdlichen, die genaueste Kenntniß aller einzelnen Gebiete derselben verschafft. Er kannte das Material, mit dem er bauen sollte, und ebenso genau die Arbeitskräfte und ihre Leistungsfähigkeit, und diese genaue Kenntniß und Erfahrung sicherte den Erfolg seiner Schritte.

Aber charakteristisch an ihm ist besonders seine praktische Richtung und daß er seine volle tüchtige Kraft ihr widmete, hat vielleicht vorzugsweise die großen Erfolge herbeigeführt. Für einen empfänglichen und umfassenden Geist ist es verlockend, auf den weiten Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Natur umher zu schweifen, die Pracht und den Duft der Blüthen zu genießen, die Gott über die Erde und das Leben ausgestreut hat, hier und dort in das volle reiche Leben hinein zu greifen und handelnd seine eigene Kraft zu versuchen. Allein die Dimensionen, welche das menschliche Auge durchschweift, kann der Fuß nicht durchmessen, kann der Arm nicht erfassen. Eng begrenzt

ist unsere Thatkraft. — Darum widmete er mit Recht alle Zeit und Kraft vorzugsweise den Gebieten des praktischen Lebens, und besonders denen, die den Flor von Görlitz berührten. Durch diese Konzentration seiner Kräfte in einem mehr als 30jährigen Zeitraume nach einer Richtung hin in den engen Grenzen seines nächsten Berufes, mußte er bei seinen Talenten und seiner Ausdauer Großes schaffen. Hierzu half ihm sein Organisationstalent. Der Ordnungssinn, gemischt mit der Lust an schöpferischer Thätigkeit, giebt sich in allem seinen Wirken kund, in den Instruktionen für die untergeordnetsten Dienstleistungen, wie in den großen Gestaltungen der städtischen Verwaltung, des Finanzwesens, des Forstwesens, des Schulwesens, der baulichen Umgestaltung der Stadt.

Bei der selbstgewählten und heilsamen Beschränkung seiner Thatkraft auf das Feld seines eigentlichen Berufs war er doch ein Mann von umfassender und allgemeiner Bildung, und sein reicher Geist bewegte sich gern in den verschiedenen Sphären geistigen Lebens. Dies drückte sich besonders in seinen Gesprächen aus. Allerdings gehörte er einer Zeit an, in welcher die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit noch nicht in das staatliche und Gemeindeleben eingedrungen waren. Was damals geschah, geschah durch das Schwert des Feldherrn im Kriege und durch die Feder des Büreaukraten im Frieden. Diese letztern zu gebrauchen, nicht die Macht der Rede, war der Beamte geschult. Dennoch waren Demiani's Reden, wo er sie halten mußte, geist- und kraftvoll. Denn der Mund floß über, weß das Herz voll war, und sein Herz war erglüht für Wahrheit und Recht, war erfüllt mit Wohlwollen und Menschenliebe, war durchdrungen von Patriotismus und war frei von Selbstsucht. Er war ein Mann des Rechts und der Wahrheit. All sein Thun war auf das Wahre und Rechte gerichtet und nur auf diesen Grundpfeilern kann das Wohl und die wahre Größe jedes Einzelnen, wie jeder Stadt und jedes Staates gedeihen. Darum war er auch ein treuer Hüter des Gesetzes und der Ordnung, ein kräftiger Schutz den Bedrängten, ein strenger Verfolger alles Unrechts und aller Selbstsucht.

Doch verläugnete er nie die Menschenliebe und das Wohlwollen. Er wußte das Recht mit der Billigkeit, die Strenge mit der Milde zu vereinigen. Als guter Patriot hing er mit Treue am Könige, mit Liebe am Vaterlande, mit aufopfernder Hingebung an seinem Kleinode: Görlitz.

Sich selbst gehörte er zuletzt. Schlicht, einfach und anspruchslos suchte er nicht seinen Ruhm, sondern die Blüthe unserer Stadt. In der übermäßigen Anstrengung und Aufopferung seiner Kräfte für dieses Ziel fand er seinen frühen Tod. Als treuer Verwalter des Reichthums unserer Stadt starb er, selbst arm an Reichthümern, aber reich an Ehre und Verdienst. Sein Lebenszweck war erfüllt: Die unbedeutende Stadt Görlitz war eine große und blühende und war's durch ihn. Sie ist sein größtes Denkmal. Wollen wir noch fragen, was er that?

Görlitz ist durch ihn groß und blühend. Das ist die Antwort. Jeder weiß, wie es heute ist. Ein Blick, wie es war, lehrt uns, was durch ihn geschah, und konnte er nicht Alles selbst und allein vollbringen, so machte er doch das Feld urbar und legte den Keim für künftige Saaten, oder ebnete den Boden für den Bau Anderer.

Görlitz, noch 1820 eine Stadt von kaum 10,000 Einwohnern, war reich an Erinnerungen früherer Blüthe und las in seiner Geschichte und in

seinen alten Baudenkmälern, wie bedeutend und blühend es gewesen und wie es nicht mehr war. Es war eine gewöhnliche Mittelstadt. Kein umfangreicher Handel, mit Ausnahme der Tuchfabrikation, keine große Industrie, keine Fabriken, ein mäßiger Marktverkehr, keine Eisenbahn, nur die hohe gepflasterte Straße von Schlesien nach Sachsen, überall schlechte Kommunikationsmittel für Personen, Waaren und Korrespondenz. Seine Bewohner arbeitsam und fleißig, aber wenige reich; keine Rentiers, Niemand, der Görlitz um seiner Annehmlichkeit willen aufsuchte; daher geringer Grund- und Gebäudewerth; kein Verdienst für Bauhandwerker; viele kaduke Baustellen, wenig Neubauten, keine Luxusbauten. Natürlich auch keine glänzenden Kaufläden. Stille und Ruhe auf den Straßen, die Plätze der Stadt verbaut, die Straßen eng, ohne Trottoirs, ohne genügende Beleuchtung. Die Stadt selbst eng umschlossen durch einen Graben und Mauergürtel, der zugleich als Zollgürtel den Verkehr lähmte; in den dorfähnlichen Vorstädten Stroh- und Schindeldächer, enge, krumme und unbefestigte Wege; in den Umgebungen einfache Spaziergänge zwischen den Feldern, dicht an der Stadt die große nackte Viehweide und elende Scheunen. Die Schulen mit Ausnahme des Gymnasiums in kläglichem Zustande; keine höhere, keine mittlere Bürgerschule, keine Gewerbeschule, keine Handwerker-Fortbildungsschule, nur eine Privatschule für Töchter, die Volksschulen ohne genügende Lehrkräfte, Lokalien und Lehrmittel, das geistige Leben arm.

Die zahlreichen Stiftungen aus alter Zeit für Arme und Bedrängte wenig nutzbar; kein organisirtes Armenwesen. Keine genügende polizeiliche Ordnung.

Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten zersplittert, weitschweifig, schleppend und ohne Förderung der allgemeinen Interessen.

Das große Kommunalvermögen ohne entsprechenden Ertrag, theils mit schweren Servituten belastet, theils durch schwerfällige Verwaltungs-Organismen gefesselt, ohne Einheit und Plan, ohne Energie und Intelligenz, in alten abgelebten Formen verwaltet.

Auf diesem Gebiete zuerst schuf das organisatorische Talent Demiani's in seiner Stellung als Kämmerer Ordnung und Planmäßigkeit, Einheit und Einfachheit. Seine Intelligenz und Energie machte die Quellen des Reichthums der Stadt reicher fließen, und als er die Mittel geschaffen, schritt er zur Beseitigung aller jener Gebrechen und zur vollständigen Umgestaltung der äußeren und inneren Verhältnisse der Stadt, und er *hat* sie beseitigt, er *hat* sie umgestaltet. Die Stadt wurde durch ihn, was sie ist, und was nach ihm geschah und geschieht, ist nur die Ausführung seiner Pläne.

Darum gebührt ihm das Denkmal der Dankbarkeit. Uns aber soll es *eine Mahnung für die Zukunft* sein.

Uns und alle künftigen Bewohner von Görlitz soll sein Standbild aufrufen, *ihm* zu gleichen — ihm zu *gleichen* in der aufrichtigen Hingebung an das Gemeinwohl unserer Stadt, in dem Ernste und der Reinheit des Willens, in der Kraft und Energie der That.

Stillstand ist Rückschritt. Soll Görlitz sich zu weiterer Blüthe entfalten, so laßt uns in vereinter Kraft nach seinem Ziele streben und den Grundgedanken und Wahlspruch seines Lebens zu dem unsrigen machen!

„Hoch lebe Görlitz!"

Nachtrag zu den Nekrologen.*)

9.

D. Heinrich Marschner,

geb. zu Zittau 1795, gest. zu Hannover 1861.

Obgleich das Leben unseres berühmten und jüngst verblichenen Landsmannes D. Heinrich Marschner schon viele und eingehende Bearbeitungen erfahren hat, so können sie doch in Bezug auf verschiedene und oft nicht unwesentliche Einzelheiten durchaus nicht als zuverlässige Quellen gelten, weil ihre Angaben theils untereinander abweichen, theils Manches verschweigen, was der Erwähnung werth erscheinen muß, theils Einiges übereinstimmend berichten, was von dem wahren Sachverhalte mehr oder weniger abschweift. Durch diesen Umstand fühlte sich der Unterzeichnete veranlaßt, eine Lebensbeschreibung Marschner's zu verfassen, welche in vielfacher Beziehung zur Berichtigung und Ergänzung der schon vorhandenen dienen könnte. Abgesehen davon, daß sich in Zittau, als der Vaterstadt Heinrich Marschner's, einige sichere schriftliche, sowie glaubwürdige mündliche Nachrichten über ihn am ehesten vorfinden müssen, so unterstützten den Verfasser hauptsächlich die hier noch lebenden Alters- und Studiengenossen Marschner's durch bereitwillig gewährte Mittheilungen; unter ihnen besonders der Diakonus Schnell, der von der ersten Jugend an bis in die letzte Zeit als Freund Heinrich Marschnern stets nahe gestanden hat.

Daß die nachstehenden Aufzeichnungen über Marschner die Censur dieses ehrwürdigen Herrn passirt sind, verbürgt ihnen hoffentlich hinreichende Glaubwürdigkeit.

Heinrich August Marschner ward am 16. August 1795 zu Zittau, Fleischergasse No. 574, geboren. Sein Vater war Franz Anton Marschner, welcher als Horndrechslermeister aus Böhmen eingewandert war und unter seinen Mitbürgern nicht nur für einen tüchtigen Drechsler, sondern auch für einen gediegenen Musiker galt. Seine Drechslerwaaren zeichneten sich vor andern durch geschmackvolle Formen aus, und besonders seine Pfeifen wurden in der ganzen Umgegend sehr gesucht; auch offenbarte er viel mechanisches Talent und verfertigte in Zittau die ersten Zündmaschinen. Daneben war er Direktor der Kapelle des Bürgerschützenkorps und zeichnete sich durch sein Flötenspiel aus; auch auf der Harfe war er Meister und ertheilte vielen Damen der Stadt und Umgegend Unterricht im Harfenspiel.

Der äußerliche Wohlstand des Marschner'schen Hauses und die musikalischen Eindrücke, die August (so ward er gerufen, als Künstler nannte er sich Heinrich) von der frühesten Jugend an erhielt, waren wohl geeignet, sein schlummerndes Talent zu wecken und zu fördern. Es konnte nicht fehlen, daß sich dasselbe sehr bald kund gab; und dies geschah auf naturgemäße Weise zuerst dadurch, daß er viel Neigung zeigte, Musik zu hören und das Gehörte bald richtig und rein nachsang. Da er dadurch ein feines musikalisches Gehör und unverkennbare Lust und Fähigkeit zur Erlernung der Musik offenbarte, so ließ ihm sein Vater sehr zeitig Unterricht im Kla-

*) Dieser Nekrolog ging zu spät ein, um an der ihm gebührenden Stelle Aufnahme finden zu können; er wird daher hier nachträglich mitgetheilt.

vierspielen ertheilen. Darin machte der Knabe auch sehr bald überraschende Fortschritte. Sieben Jahre alt spielte er fertig die Ouvertüre zum Wasserträger von Cherubini; dazu bildete sich seine Stimme zu einem herrlichen Sopran aus.

Mit dem Vorsatze, den befähigten und fleißigen Knaben studiren zu lassen, führte ihn sein Vater am 27. November 1804 dem Gymnasium zu, wo er als Schüler der Quinta inskribirt und bald dem Sängerchore einverleibt wurde. Seine Leistungen als Koncertist im Sopran müssen bald hervorragend gewesen sein; denn er wurde (wahrscheinlich durch den Präfekt des Bautzener Schülerchores) veranlaßt, 1806 nach Bautzen zu gehen, wo die Choristen mit Hilfe der Mättig'schen Stiftung besser als in Zittau besoldet werden und zum Theil auch Freiwohnungen haben. Es wird erzählt, daß der damalige Bautzener Musikdirektor August Bergt in Folge einer Musikaufführung, die er zu jener Zeit in Zittau hielt, Marschner's Aeltern veranlaßt hätte, ihren Sohn nach Bautzen zu geben. Dies sei geschehen, aber Bergt habe sich nun weiter nicht um Marschner bekümmert. Diese Nachricht, welche geeignet ist, ein schiefes Licht auf den durch und durch wackern Bergt zu werfen, entbehrt sehr der Wahrscheinlichkeit, da Bergt als Musikdirektor am Lehrerseminare mit dem Sängerchore des Gymnasiums gar nichts zu thun, also auch kein Interesse hatte, Marschner, wenn er sich seiner musikalischen Ausbildung nicht annehmen wollte, nach Bautzen zu ziehen. Dazu kommt noch, daß mit Marschner damals noch ein anderer Sopranist Schicht, der später Theologie studirt hat, von Zittau nach Bautzen übersiedelte. Wahrscheinlich fehlte es damals in Bautzen an guten Sopranisten.

Im Jahre 1807 ging Marschner, obgleich er an der Mättig'schen Stiftung Theil hatte, als tüchtiger Tertianer in Bautzen ab und kehrte wieder in die Zittauer Schule zurück. Auf der Reise nach Zittau, die er zu Fuße machte, hatte er sich durch Erhitzung und Erkältung ein längeres Brustleiden zugezogen, von dem er sich aber nach einigen Jahren befreit sah; seine schöne Stimme war jedoch von der Zeit an verschwunden.

Es genügte ihm nun bald nicht mehr, die Werke Anderer zu singen und zu spielen; es trieb und drängte ihn mächtig, selbst zu produciren und seinen Reichthum von Ideen aufzuzeichnen. Trotzdem daß es ihm im Generalbasse und in der Instrumentirung an den nöthigen Kenntnissen fehlte, komponirte er doch aus dem reichen Quell seiner Phantasie frisch darauf los, und so schrieb er noch als Sopranist eine Menge Lieder und Motetten, Rondo's und Sonaten für das Klavier und Tänze für das Orchester. Seine musikalischen Gedanken schrieb er zum Theil auf sein Arbeitstischchen, welches voll von Noten war. Wie sehr diese Versuche im Komponiren schon aus innerem Drange hervorgingen, das bezeugt, daß auch seine ersten Arien voll tiefen Gefühls waren.

Ein größeres Werk aus dieser ersten Periode seiner schaffenden Thätigkeit war ein kleines Ballet „die stolze Bäurin." Dazu wurde er dadurch veranlaßt, daß eine Tänzergesellschaft unter der Direktion eines Herrn Butenop in Zittau Vorstellungen gab. Marschner übergab dieses Werk unter der Bedingung der Verschweigung seines Namens dem Direktor, der es bereitwillig aufnahm und die Aufführung zusagte. Nun wird erzählt, Heinrich Marschner habe sich bei der Probe in ängstlicher Erwartung, wie seine Musik klingen und ausfallen würde, auf dem Schnürboden des Theaters versteckt und

da mit der größten Spannung der Ouvertüre gelauscht; da sei das Spiel auf einmal durch die Stimme eines Hornisten unterbrochen worden, der ärgerlich in die Worte ausgebrochen sei: „Was für ein Esel hat denn das gemacht? Das kann ja kein Mensch blasen.“ Diese Worte hätten Marschner so niedergeschmettert, daß er in Ohnmacht gefallen sei und gleich darauf ein heftiges Nervenfieber bekommen habe. Doch ist diese schon längst allgemein verbreitete Erzählung nicht in allen ihren Theilen verbürgt, da Marschner's noch lebenden Jugendgenossen Zweifel darüber hegen. Marschner hat auch damals nicht das Nervenfieber, sondern die Masern gehabt.

Nach seiner Genesung wandte er sich unter der Leitung des Oberlehrers M. Hering nun mit größtem Eifer den theoretischen Studien zu. Auch war gerade damals die Zittauer Schule der Ort dazu, sein Streben in gedeihlicher Weise zu fördern. Denn einestheils hatte er in den Gebrüdern Johann und Friedrich Schneider Mitschüler, die durch ihre damals schon bedeutenden Leistungen allen Schülern mehr oder weniger Interesse an der Musik einflößten und auch Marschner zu um so größerer Thätigkeit anspornen mußten; anderntheils machte er auch die Bekanntschaft des in der Reihe der Zittauer Kenner und Pfleger der Musik stets groß dastehenden Kaufmanns Exner. Friedrich Schneider war längere Zeit ein Präfekt, der den Schülerchor damals zu tüchtigen Leistungen gebracht hat, und der Kaufmann Exner, der seine große Begabung erkannt hatte, sein Gönner. Dieser kam nun den Wünschen und Bestrebungen Marschner's mit vieler Freundlichkeit und Bereitwilligkeit entgegen und eröffnete ihm den Schatz seiner reichhaltigen musikalischen Bibliothek zu freier Benutzung. Marschner benutzte fleißig diese Gelegenheit und warf sich mit Eifer auf das Studium von Partituren. Je mehr er aber darin studirte, desto mehr wuchs auch in ihm die Lust zum eigenen Schaffen und das Bewußtsein seines innern Berufes zur Tonkunst.

Obwohl er sich an einige seiner Mitschüler mit inniger Freundschaft anschloß, so daß er mit ihnen bis in seine letzten Tage in Briefwechsel stand, so scheint er doch nicht die Zuneigung aller seiner Mitschüler, die ihn zum Theil eingebildeten und vornehmen Wesens beschuldigten, besessen zu haben; ebenso wenig besaß er die seines Direktors Rudolph, der ihm einmal vor der Klasse den Rath gab, lieber zum Stadtmusikus in die Lehre zu gehen, als auf dem Gymnasium länger zu verweilen. Wohl möglich und begreiflich, daß sein Fleiß in Erlernung der alten Sprachen nicht immer mit dem Fleiße, den er auf die Erwerbung musikalischer Kenntnisse und Fertigkeiten verwandte, gleichen Schritt hielt. Das Ertheilen von Klavierstunden, sowie sein öfteres Verweilen in Familien, in denen man seine Fertigkeit im Klavierspiel schätzte, mochten wohl auch seine Zeit sehr in Anspruch nehmen, so daß er genöthigt war, sich von dem Leben und Treiben der meisten seiner Mitschüler fern zu halten. Dazu kam noch, daß der frühere Frieden aus dem älterlichen Hause gewichen war. Sein Vater hatte nämlich ein Verhältniß mit einem Mädchen angeknüpft, das zur Scheidung der Aeltern führte, und seit der Zeit trennten sich Vater und Sohn, wohingegen seine Mutter um so inniger an ihm hing. Ihr gegenüber bewies er sich stets als einen guten und wackern Sohn; sie lebte in ihrem Alter ganz von seiner Unterstützung und starb im Jahre 1835 in Zittau.

So aus der Harmlosigkeit einer glücklichen Jugendzeit herausgerissen, war es wohl natürlich, daß er sich mehr von dem fröhlichen Umgange mit

seinen Altersgenossen zurückzog und seine ganze Liebe der Musik zuwandte. Uebrigens gerieth sein Vater nach und nach in drückende Umstände und zog später nach Rothenburg, wo er, da er ein kerngesunder Mann war, erst vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben ist.

Im Jahre 1813 hatte Heinrich Marschner seinen Gymnasialkursus vollendet und begab sich im Sommer desselben Jahres nach Prag, um, wie berichtet wird, nach dem Willen seines Vaters Jura zu studiren; aber nach einem vom Direktor Rudolph im Jahre 1813 veröffentlichten Schulprogramme, um sein Talent für Musik weiter auszubilden. Bei der wahrscheinlich in Folge der damaligen kriegerischen Ereignisse in Prag bald darauf erfolgten Ausweisung der Ausländer, mußte auch Marschner Prag wieder verlassen und hatte auf seiner Rückreise nach Zittau, weil er österreichische und polnische Heeresabtheilungen passiren mußte, die bis an die sächsische Grenze lagerten, mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Nachdem er einige Zeit bei seiner Mutter auf der Fleischergasse gelebt hatte, bezog er 1814 die Universität Leipzig. Hier angekommen wollte er erst Jura studiren, fand aber dieses Studium zu trocken, warf bald seine Studentenmappe weg und widmete sich nun ausschließlich der Musik. Auch wurde er durch die schon damals weltberühmten Leipziger Gewandhauskonzerte, in denen er zum ersten Male Haydn's, Mozart's und Beethoven's Werke in vollendeterer Darstellung zu hören bekam, mächtig angeregt und zu erneuter musikalischer Thätigkeit getrieben. Er setzte das Klavierspielen fleißig fort, spielte Geige und mehrere andere Instrumente. Da aber seine Hauswirthe des Nachts gewöhnlich keinen Gefallen an seinen musikalischen Uebungen fanden, so sah er sich öfters genöthigt, seine Wohnung zu wechseln.

Es konnte nicht fehlen, daß er wegen seiner technischen Fertigkeiten und wegen seines Talents bald in den musikalischen Kreisen Leipzig's, das bis heute eine fördernde Pflegerin der wahren Kunst gewesen ist, bekannt und geschätzt wurde. Ganz besonders nahm sich seiner sein Landsmann, der zu Reichenau am 29. September 1753 geborene Schicht, Kantor an der Thomasschule, an, der, einer der größten Theoretiker seiner Zeit, ihm Unterricht in der Theorie und der Kompositionslehre ertheilte und durch die reißenden Fortschritte, die Marschner unter seiner Leitung machte, alles immer noch zuweilen gehegte Mißtrauen gegen sein Talent in diesem besiegte. Bald hatte Marschner auch die Freude, daß mehrere seiner Kompositionen auf Schicht's Empfehlung bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gedruckt wurden, und er sah sich durch das, was ihm die Verleger bezahlten, wenigstens von Nahrungssorgen befreit. Ganz besondere Vorliebe hegte er für die dramatische Musik, und er beschloß, dieser vorzugsweise seine Muse zuzuwenden. Es fehlte ihm, als er zu dem Entschlusse kam, nur an einem Operntexte und er griff zum Titus; doch betrachtete er diese seine Komposition selbst nur als einen Versuch und hielt seine Partitur geheim; nur ein Terzett gab er später mit verändertem Texte heraus, welches Beifall erhielt.

Da seine Kunst ihn aber doch noch zu dürftig nährte, nahm er eine Musiklehrerstelle in der Familie des Kaufmanns Weinig an und lebte mit dieser einige Zeit auf dem Gute Scortleben bei Merseburg.

Im Jahre 1816 machte er einen Ausflug nach Karlsbad, wo er durch Konzerte viel Geld zu verdienen hoffte. Daselbst ward er mit dem ungarischen Grafen Thaddée von Amadée bekannt, der, selbst ein ausgezeichneter Klavier-

spieler und tüchtiger Musiker, Marschner bald schätzen lernte und einen innigen Freundschaftsbund mit ihm schloß. Dieser Ausflug ward für Marschner zu einem Wendepunkte seines Lebens; denn von dem Grafen eingeladen, folgte er ihm nach Wien, um dort zu hören und zu lernen. Durch die Freigebigkeit des Grafen führte er hier ein Jahr lang ein sorgenfreies, allein der Kunst gewidmetes Leben. Ein Zusammentreffen mit Beethoven, der ihn sehr einsylbig behandelte und auf die ihm vorgelegten Manuskripte wenig einging, hätte ihn beinahe muthlos gemacht; doch beruhigte er sich, als er später die Eigenthümlichkeiten dieses Meisters näher kennen lernte.

Durch Vermittelung des Grafen erhielt Marschner bald eine Musiklehrerstelle in Preßburg, wo ihm neben seinen Amtsgeschäften immer noch so viel Zeit blieb, um unter dem berühmten Kontrapunktisten Professor Klein erfolgreiche Studien zu machen. Daselbst schrieb er sein erstes veröffentlichtes dramatisches Werk „der Kyffhäuser-Berg", eine komische Operette in 1 Akt. Darauf komponirte er die Oper „Heinrich IV. und Aubigné", wozu ihm sein Freund Dr. Hornbostel in Wien den Text gedichtet hatte. Er sandte die Partitur an den von ihm hochverehrten Karl Maria von Weber nach Dresden, der ihm nicht nur die freundlichste Beurtheilung widerfahren ließ, sondern auch das Versprechen gab, das Werk in Dresden zur Aufführung zu bringen. Die Oper ward im Sommer 1819 daselbst gegeben und mit Applaus aufgenommen. Weber war so freundlich, ihm dies ungesäumt zu schreiben und ihm im Auftrage des Geheimen Rathes Grafen von Vitzthum 10 Dukaten Honorar zu übersenden. In Preßburg entstand noch die Oper „Saidar", die aber daselbst, weil es der Handlung an ansprechenden Scenen fehlte, keine Theilnahme fand. Außer diesen beiden Opern schrieb er in Preßburg noch einige große und kleine Messen, Symphonien und Ouvertüren. In diese Zeit fällt auch Marschner's erste Verheirathung mit einem Fräulein Cerva, die, in Dresden geboren, später mit ihren Aeltern nach Preßburg gezogen war. Diese Ehe Marschner's dauerte aber nur kurze Zeit, da seine Frau schon ein Jahr nach der Verheirathung starb. Später verheirathete sich Marschner mit einer Engländerin, Fräulein Eugenie ......, katholischer Konfession, einer vortrefflichen Klavierspielerin, der er auch mehrere seiner schönsten Lieder gewidmet.

Im Jahre 1821 verließ Marschner Ungarn und begab sich nach Dresden zu dem von ihm vor Allen geschätzten und geliebten Karl Maria von Weber. Dieser nahm ihn freundlich auf, und das nun folgende Zusammensein mit ihm ist für die fernere Entwickelung von Marschner's Talent, besonders für die romantische Richtung seiner Phantasie, von bleibendem Einflusse gewesen. Hier komponirte er zuerst zwei Schauspiele „Schön Ella" und „Ali Baba", die aber beide durchfielen.

Im Jahre 1823 erhielt Marschner die Stelle eines Musikdirektors bei der deutschen und italienischen Oper in Dresden. Trotz der vielen Arbeit, die ihm dieses Amt auferlegte, und trotzdem, daß er oft noch für die beiden kränklichen Kapellmeister Weber und Morlacchi eintreten mußte, behielt er doch noch Zeit zum produktiven Wirken. Er schuf seine Oper „Lucretia" und die komische Operette „der Holzdieb", welche in dem musikalischen Taschenbuche „Polyhymnia" zu Leipzig 1825 erschien und den größten Beifall erhielt. Er hatte den Plan, auch andere musikalische und Dichterkräfte in seinen rastlosen Wirkungskreis hineinzuziehen und alljährlich ein Taschenbuch

für Privatbühnen und Liebhabertheater herauszugeben; dieser scheiterte aber aus Mangel an Betheiligung derer, an die er sich wandte.

Im Jahre 1824 starb seine zweite Gattin und liegt in Dresden begraben. Sie hinterließ einen kleinen Sohn Alfred, welcher jetzt in Australien als glücklich verheiratheter Mann und Vater lebt. Auch erbte Marschner von ihr einiges Vermögen, von dem ihm ein Theil durch die Vermittelung des Ministers von Einsiedel später noch nach Hannover von England ausgeliefert wurde.

Im Jahre 1826 am 3. Juli verheirathete er sich zum dritten Male mit der gefeierten Sängerin Marianne Wohlbrück, mit der er fast 28 Jahre lang eine glückliche Ehe führte, bis sie am 7. Februar 1854 zu seinem großen Schmerze starb. Diese Ehe war mit neun Kindern gesegnet, von denen aber nur eine Tochter und ein Sohn die Mutter überlebten; die übrigen sieben Kinder waren zum Theil schon erwachsen gestorben; auch der jüngste von seiner Mutter hinterlassene Sohn August starb zwei Jahre vor seines Vaters Tode in Hannover.

Durch den dichterisch begabten Bruder seiner dritten Gattin, Wilhelm Wohlbrück, damals Schauspieler in Magdeburg, erhielt Marschner nun auch mehrere gute Operntexte, unter andern die zum „Vampyr" und zu „der Templer und die Jüdin." Bei der Hochzeit entwarf er mit ihm den Plan zum „Vampyr." Marschner war jetzt in der Periode seiner größten Kraftentwickelung und hatte einen fast fieberhaften Drang zum Komponiren. Daher mußte ihm das Bindende seiner Stellung lästig sein und sein Wirken ihn unbefriedigt lassen. Dies und die Bevorzugung Morlacchi's bei Besetzung der durch Weber's Tod erledigten ersten Kapellmeisterstelle bewog ihn, seine Stellung zu verlassen.

Er begann nun mit seiner Gemahlin eine Kunstreise durch die ersten Städte Deutschlands, die viel Ehre und Gewinn einbrachte, und, wonach er schon lange geseufzt hatte, genug Zeit zum Komponiren gewährte. Es drängte ihn aber immer mehr zu der mit seinem Schwager verabredeten großen romantischen Oper, zu der er den Text noch nicht in den Händen hatte. Er ging daher selbst nach Magdeburg, um durch persönliches Drängen die baldige Vollendung des Textes zu bewirken. Hier erfand und entwarf er bei Spaziergängen auf dem schönen Friedhofe die Hauptscenen des Vampyr. Er setzte darauf seine Kunstreise nach Süddeutschland fort und faßte den Entschluß, mit seiner Frau nach Paris zu reisen. Da erhielt er einen Ruf vom Hofrath Küster an das Leipziger Stadttheater, den er annahm. Im September 1827 traf er in Leipzig ein, vollendete dort bald seinen „Vampyr" und führte ihn am 6. März 1828 zum ersten Male auf. Der Erfolg dieser Oper war ungeheuer; sie ward bald auf allen bedeutenderen Bühnen Deutschlands gegeben und hatte in London zur Folge, daß man ihn zum Musikdirektor an das Coventgarden-Theater berief. Marschner nahm diesen ehrenvollen Ruf an, ward aber an der Reise dahin durch den Brand jenes Theaters verhindert. Da er sich zu jener Zeit viel mit der Erlernung der englischen Sprache beschäftigt hatte, so war er bei der Lektüre von Walter Scott's Ivanhoe zum Plane seines Templers gekommen, den er seinem Schwager mittheilte, welcher den Stoff zu einem Operntexte verarbeitete und ihm denselben im März 1829 übersandte. Im Juli schon war die Partitur von „der Templer und die Jüdin" fertig und die Oper gelangte im December

desselben Jahres zur Aufführung. Sie hatte denselben günstigen Erfolg und dieselbe Verbreitung wie der Vampyr. Nun folgte „des Falkner's Braut", die aber nicht von demselben Erfolge begleitet war wie die vorhergehenden.

Zum Hofkapellmeister nach Hannover berufen, begann er daselbst seine Wirksamkeit am 1. Januar 1831 und blieb dort, trotz glänzender Anerbietungen, die ihm später von Seiten des dänischen Hofes gemacht wurden. Die Mittel, mit denen die hannöverische Hofkapelle ausgestattet war, waren ziemlich beschränkt, so daß er nur mit Aufbietung aller seiner Kraft und mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit so Großes leisten konnte, wie er gethan hat. Er fand seinen höchsten Lohn in der Ehre und Anerkennung, welche ihm die Bewohner von Hannover zollten und die sie ihm bis zu seinem Ende oft thatsächlich bewiesen haben.

Seine erste dramatische Schöpfung in Hannover war „Hans Heiling", wozu ihm Eduard Devrient, damals Sänger bei der königlichen Oper in Berlin, den Text anonym zugesandt hatte. Dieses Werk war am Schlusse des Jahres 1832 vollendet, und nachdem es schon in Berlin über die Bühne gegangen war, gelang es Marschner, nach vielen unangenehmen Zwistigkeiten mit der Theaterdirektion zu Leipzig, die Oper daselbst am 19. Juli 1833 zur Aufführung zu bringen. Groß war der Triumph, den Marschner damals feierte, Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu Theil, unter andern die, daß ihn die Universität Leipzig zum Ehrendoktor der Philosophie ernannte.

Im Jahre 1835 komponirte Marschner „das Schloß am Aetna." Wie vor ihm Weber, so versuchte auch er sich, angeregt durch die „Lebensbilder im Osten", in orientalisch gefärbter Musik. Das in dieser Weise bearbeitete Stück, wozu ihm wieder sein Schwager Wohlbrück den Text ausgearbeitet hatte, führt den Titel „der Bäbu." Diese Oper war im Jahre 1837 vollendet und erhielt wenigstens in Hannover den größten Beifall.

In die folgende Zeit fallen die oben erwähnten Trauerfälle in seiner Familie, wodurch er so niedergebeugt war, daß er ganz aufhörte, für das Theater zu arbeiten. Erst im September 1844 ward seine nächste Oper „Adolph von Nassau" fertig. Im Oktober 1851 vollendete er seine Oper „Austin", die erst einigemal aufgeführt ist und nach Marschner's eigenem Urtheile sein vollendetstes Werk sein soll.

Nach dem Tode seiner inniggeliebten Marianne verheirathete sich Marschner 1855 zum vierten Male mit der Sängerin Therese Janda. Sein letztes größeres Werk soll eine Oper „Kjarne" sein, von der aber in weitern Kreisen noch nichts bekannt geworden ist.

Obgleich auch Marschner, wie wohl alle hervorragenden Künstler, bis in sein Alter oft mit Intriguen zu kämpfen und Künstlerneid und Mißgunst zu erfahren hatte, so wurden ihm doch auch, besonders in seinen spätern Jahren, von verschiedenen Seiten viele ehrende Anerkennungen zu Theil: so ward er Ritter des k. baierischen Maximilians-Ordens, des k. dänischen Danebrogs, des herzoglich sachsen-koburg-gothaischen Verdienst- und des k. hannöverschen Guelphen-Ordens, Inhaber der k. k. österreichischen großen goldenen Verdienst-Medaille, der k. hannöverschen und k. sächsischen großen Medaillen für Kunst und Wissenschaft; wirkliches Mitglied der k. Akademie der Künste in Berlin, Verdienstmitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Holland, der Musikgesellschaften und Akademien zu Wien, Prag, Glatz u. s. w.

Nachdem er schon mit Pension in ehrenvollen Ruhestand versetzt worden war, unternahm er noch im Jahre 1860 eine Reise nach Paris, wo er sich mit seiner Gattin mehrere Monate aufhielt, seine Pläne aber gewiß nicht realisirt sah. Nach seiner Rückkehr erkrankte er an Brustwassersucht, an der er am Abende des 14. December 1861 starb. Er hinterläßt außer seiner Wittwe den obenerwähnten Sohn Alfred aus der zweiten und eine Tochter aus der dritten Ehe, welche an einen hannöverischen Offizier verheirathet ist, der in Schleswig sehr verstümmelt wurde und jetzt eine Anstellung bei der Eisenbahn gefunden hat.

Das dankbare Hannover bereitet Marschner ein großes Denkmal vor, und seine Vaterstadt Zittau wird, um sein Andenken zu ehren, sein Geburtshaus mit einer Gedenktafel schmücken. Gewiß hat sich aber Heinrich Marschner durch seine zahlreichen Werke selbst sein schönstes Denkmal in den Herzen aller Derer, die seine Musik ergriffen hat und ergreifen wird, gesetzt; und die Sammlung und genauere Würdigung aller seiner Werke, der man bald entgegensehen kann, wird vielleicht Resultate ergeben, die noch lange die Nachwelt mit Erstaunen und Bewunderung gegen den verblichenen Meister erfüllen werden.

Zittau, im Juli 1862.

E. E. Lehmann, Gymnasiallehrer.

Berichtigungen.

Die in Band 36. S. 559 unter β No. 8. angeführte Schrift „Die Besteuerung der Staatsbeamten-Gehälter" ist nicht von D. A., sondern von O. A. verfaßt, und vom damaligen Kreisgerichtsrath, jetzigen Kreisgerichts-Director Anton in Dramburg an die Bibliothek der Gesellschaft geschenkt worden.

In Band 38. S. 332 Z 22 sind einige Wörter im Drucke ausgefallen; es ist zu lesen: „ist eine außerordentlich detaillirte. Es folgt."
S. 339 Z. 15 lies „erfüllt" statt „erstickt."

In Band 39. S. 472 Z. 7. von unten lies „*Αἰὲν ἀληϑεύειν*" statt *Αἰὲν ἀϱιστεύειν*".

XXII.

Verzeichniß der Mitglieder.

A. Ehrenmitglieder.

1. **Böhmer,** Dr., Konsistorialrath und Professor in Breslau.
2. **Bötticher,** baier. Hofrath und Professor in Erlangen.
3. **Brehm,** Dr., Pastor in Renthendorf bei Neustadt a. d. Orla.
4. **Burg, von,** Dr., Regierungsrath in Wien.
5. **Carlowitz, von,** sächs. Staatsminister a. D., auf Löbenstein bei Nimptsch.
6. **Diegerick,** Professor in Antwerpen.
7. **Dornick,** Pastor in Haynewalde bei Zittau.
8. **d'Elvert,** Oberfinanzrath in Brünn.
9. **Fechner,** Oberlehrer in Görlitz.
10. **Flössel,** M., Pastor emer. in Siegersdorf am Queiß.
11. **Förster,** Dr., Fürstbischof in Breslau.
12. **Friedrich,** Prinz der Niederlande, in Muskau.
13. **Geisdorf,** Kreisgerichtsrath in Rothenburg.
14. **Göth,** Dr., Professor der Mathematik in Gratz.
15. **Gersdorf,** Dr., Hofrath, Oberbibliothekar in Leipzig.
16. **Grunert,** Professor der Mathematik in Greifswald.
17. **Haupt,** Archidiakonus in Görlitz.
18. **Haym,** Konrektor in Lauban.
19. **Hergesell,** Diakonus in Görlitz.
20. **Herzog,** Dr., Schuldirektor in Gera.
21. **Hieber,** Dr., Direktor in Gratz.
22. **Hirche,** Pastor emer., Sekretär, in Görlitz.
23. **Hoffmann,** Dr., Professor und Rektor emer. in Bautzen.
24. **Homeyer,** Dr., Professor in Berlin.
25. **Kaumann,** Professor, Direktor der Realschule in Görlitz.
26. **Kerckowe-Varent,** Vicomte de, Präsident der archäologischen Akademie in Antwerpen.
27. **Kerkowe,** Vicomte de, bevollmächtigter Minister Sr. k. Hoheit des Sultans am belgischen Hofe in Brüssel.
28. **Klemm,** Dr., Hofrath, Oberbibliothekar in Dresden.
29. **Knobel,** Dr., Professor in Giessen.
30. **Köhler,** Stadtrath a. D., in Berlin.
31. **Kreutzberg,** Dr., Direktor in Prag.
32. **Kruse, von,** Dr., russ. Staatsrath, Gutsbesitzer in Skatnik bei Rössel in Ostpreußen.

33. **Langenn, von,** Dr., Wirkl. Geh. Rath und Ober-Appellations-Gerichts-Präsident in Dresden.
34. **Liebusch,** Oberpfarrer in Senftenberg.
35. **Lisch,** Dr., großherzogl. mecklenburgischer Staatsarchivar in Schwerin.
36. **Manteuffel,** Freiherr **von,** Minister-Präsident a. D. in Berlin.
37. **Martius, von,** Dr., baier. Hofrath und Professor in München.
38. **Mitscher,** Stadtrath in Görlitz.
39. **Müller,** Dr., Stadtpfarrer und Dechant in Ueberlingen am Bodensee.
40. **Namur,** Dr., Direktor des Alterthumsvereins in Luxemburg.
41. **Neumann,** Landesbestallter und Rechtsanwalt in Lübben.
42. **Nöthe,** Dr., Stabsarzt in Görlitz.
43. **Palacky,** Dr., Reichsrath, Landeshistoriograph von Böhmen, in Prag.
44. **Pape,** Stadtrath in Görlitz.
45. **Pertz,** Dr., Geh. Regierungsrath und Oberbibliothekar in Berlin.
46. **Preusker,** Rentamtmann emer. in Großenhain.
47. **Pückler-Muskau,** Fürst, auf Branitz bei Kottbus.
48. **Rafn,** Dr., Professor in Kopenhagen.
49. **Reichenbach,** Dr., Hofrath und Professor in Dresden.
50. **Röpell,** Dr., Professor der Geschichte in Breslau.
51. **Rose,** Dr., Professor in Berlin.
52. **Sattig,** Oberbürgermeister in Görlitz.
53. **Schleinitz,** Freiherr **von,** Ober-Präsident von Schlesien in Breslau.
54. **Seiler,** Pastor in Lohsa bei Hoyerswerda.
55. **Stillfried-Alcantara,** Graf **von,** Wirkl. Geh. Rath und Ober-Ceremonienmeister auf Silbitz.
56. **Struve,** Dr., Professor, Konrektor in Görlitz.
57. **Struve,** Stadtältester und Apotheker in Görlitz.
58. **Schwarz,** Dr., Direktor des Gymnasiums in Lauban.
59. **Uechtritz, von,** Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenrathes in Berlin.
60. **Voigt,** Dr., Geheimer Regierungs- und Archivrath in Königsberg.
61. **Waitz,** Dr., Professor in Göttingen.
62. **Wattenbach,** Dr., Professor der Geschichte in Heidelberg.
63. **Weitenweber,** Dr., beständiger Sekretär der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.
64. **Wörl,** Dr., in Konstanz.
65. **Zipser,** herzogl. sächs. altenburgischer Rath, Professor in Neusohl.

B. Wirkliche Mitglieder.

66. **Adrian,** Gymnasiallehrer in Görlitz.
67. **Badewitz,** Lehrer und Redakteur in Zittau.
68. **Berg,** Rektor der Bürgerschule in Görlitz.
69. **Bronisch,** Pastor in Pritzen.
70. **Conrad,** Pastor in Deutsch-Ossig.
71. **Ender,** Pastor in Langenau.
72. **Erdmannsdorff, von,** Kammerherr, auf Deutsch-Paulsdorf.
73. **Fritsche,** Oberlehrer in Görlitz.
74. **Gersdorff, von,** Kammerherr, auf Ostrichen.
75. **Ginsberg,** Kaufmann in Zittau.
76. **Gizycki, von,** Justizrath a. D., in Görlitz.

77. **Glokke,** Dr. med. in Görlitz.
78. **Grell,** Hütten-Ingenieur in Orawicza in Ungarn.
79. **Haberkorn,** Bürgermeister in Zittau.
80. **Haucke,** Pastor in Bellmannsdorf.
81. **Heinze,** Oberlehrer in Görlitz.
82. **Hergang,** Dr., Pastor in Ober-Lichtenau bei Pulsnitz.
83. **Holscher,** Superintendent und Pastor in Horka.
84. **Hornig,** Domvikar in Bautzen.
85. **Huhn,** Nicolai **von,** auf Ober-Gerlachsheim.
86. **Jacobi,** Stadtrath in Görlitz.
87. **Jancke,** Privatgelehrter in Görlitz.
88. **Joachim,** Dr., Gymnasiallehrer in Görlitz.
89. **Just,** Senator in Dresden,
90. **Kämmel,** Professor und Gymnasial-Direktor in Zittau.
91. **Käuffer,** Pastor in Gerlachsheim.
92. **Keszycki, von,** Kammerherr in Görlitz.
93. **Klähn,** Hauptmann a. D. in Görlitz.
94. **Klix,** Bürgerschullehrer in Kamenz.
95. **Knothe,** Dr., Professor am Kadettenkorps in Dresden.
96. **Köppe,** Obristlieutenant a. D. in Görlitz.
97. **Korschelt,** Bürgerschullehrer in Zittau.
98. **Korseck,** Dr. med., Ober-Stabsarzt in Schweidnitz.
99. **Klocke,** Kaufmann in Görlitz.
100. **Kretschmer,** Schuldirektor in Löbau.
101. **Ledebur,** Freiherr **von,** Hauptmann a. D. auf Girbigsdorf.
102. **Lippe,** Graf **zur,** Verweser des Fräuleinstiftes Joachimsstein, in Bautzen.
103. **Löben,** Graf **von,** Präsident der Gesellschaft, Landesältester des Markgrafthums Oberlausitz, auf Nieder-Rudelsdorf.
104. **Lützow,** Freiherr **von,** Kreisgerichtsrath in Görlitz.
105. **Mattel,** Professor am Ober-Gymnasium in Kremsier.
106. **Mende,** Oberpfarrer in Seidenberg.
107. **Mosig von Aehrenfeld,** Oberamts-Regierungs-Advokat in Löbau.
108. **Naumann,** Pastor secund. in Sprottau.
109. **Nowotny,** Dr. theol., Pastor in Spreewitz bei Spremberg.
110. **Paur,** Dr. phil., in Görlitz.
111. **Pescheck,** Archidiakonus in Zittau.
112. **Poncet, von,** Major a. D. auf Döbschütz.
113. **Prasse,** Dr. med. in Seidenberg.
114. **Remer,** Buchhändler in Görlitz.
115. **Reuscher,** Dr., Gymnasial-Direktor emer. in Berlin.
116. **Romberg,** Direktor der Provinzial-Gewerbeschule in Görlitz.
117. **Schimmel,** Apotheker in Bautzen.
118. **Schmidt,** Dr., Hartmann, Lehrer an der Realschule in Görlitz.
119. **Schnieber,** Dr. med., Kommunalarzt in Görlitz.
120. **Schubert,** Kommissionsrath in Dresden.
121. **Schütt,** Direktor des Gymnasiums in Görlitz.
122. **Staberow,** Apotheker in Görlitz.
123. **Starke,** Kunsthändler in Görlitz.
124. **Tillich,** Dr., Professor in Görlitz.

125. **Tobias**, Dr., Gymnasiallehrer in Zittau.
126. **Tzschaschel**, Oberlehrer in Görlitz.
127. **von Uechtritz und Steinkirch** auf Seifersdorf.
128. **Ullrich**, Rechtsanwalt in Lauban.
129. **Viötor**, Rektor der höheren Töchterschule in Görlitz.
130. **Wiedemann**, Dr., Oberlehrer in Görlitz.
131. **Wilde**, Dr., Gymnasiallehrer in Görlitz.
132. **Wolff, von**, Kreisdeputirter auf Krischa.

C. Korrespondirende Mitglieder.

133. **Adler**, Dr., Oberlehrer in Breslau.
134. **Anton**, Kreisgerichtsdirektor in Dramburg.
135. **Anton**, Dr., Gymnasiallehrer in Oels.
136. **Aue**, Oberlieutenant in Wien.
137. **Back**, Dr., Geh. Regierungsrath in Altenburg.
138. **Birk**, Hofbibliothekar in Wien.
139. **Böttcher**, Pastor in Kirchrode bei Hannover.
140. **Castermann**, Kapitän, in Antwerpen.
141. **Chlumecky, von**, Landes-Archiv-Direktor in Brünn.
142. **Costa**, Dr. jur. et phil. in Laibach.
143. **Cuyper**, P. de, Schatzmeister der archäologischen Akademie in Antwerpen.
144. **Ehrlich**, Kustos des Franzisko-Karolinums in Linz.
145. **Eiselt**, Dr. med., Kreisphysikus in Königgrätz.
146. **Erbstein**, Baccalaureus der Rechte rc. in Dresden.
147. **Ettmüller**, Dr., Professor in Zürich.
148. **Feichtinger**, Dr., Komitatsphysikus in Gran.
149. **Fenzl**, Dr., Professor in Wien.
150. **Fieber**, Dr., Kreisgerichtsdirektor in Chrudim.
151. **Flechsig**, Dr., Hofrath in Bad Elster.
152. **Fürbringer**, Stadtschulrath in Berlin.
153. **Gierster**, Hofbrauer und Gutsbesitzer in Gaudenzdorf bei Wien.
154. **Grandidier**, Dr., Ober-Medizinalrath in Kassel.
155. **Hager**, Rath in Jungbunzlau.
156. **Haupt**, Cand. theol. und Lehrer in Altenburg.
157. **Heine, von**, Dr., Hofrath und Stabsarzt in St. Petersburg.
158. **Heinemann, von**, Dr., Professor in Bernburg.
159. **Heyden**, R. S. **von der**, Sekretär der archäologischen Akademie in Antwerpen.
160. **Helbling von Hirzenfeld**, Professor in Prag.
161. **Höfig**, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Krotoschin.
162. **Hübner**, Pastor emer. in Pleß.
163. **Hulakovsky**, Gubernial-Archiv-Kanzellist a. D. in Deutsch-Brod.
164. **Jaktschitsch**, Professor der Staatswissenschaften in Belgrad.
165. **Kadelbach**, Pastor in Langenöls.
166. **Kindscher**, Gymnasial-Oberlehrer in Zerbst.
167. **Kletke**, Dr., Direktor in Breslau.
168. **Kratky**, Dr., Konsistorialrath und Gymnasialdirektor in Hermannstadt.
169. **Kratzmann**, Dr., Brunnenarzt in Marienbad.

170. **Kratzmann,** Dr., Badearzt in Teplitz.
171. **Lansens,** Archäolog in Coeukellaer in Belgisch-Flandern.
172. **Leipelt,** Lehrer der Mathematik am Gymnasium in Sagan.
173. **Liebenow,** Lieutenant und Geheimer Revisor in Berlin.
174. **Löschke,** Pastor in Zindel.
175. **Ludwig,** Mitglied der Bankdirektion in Darmstadt.
176. **Lumnitzer,** Superintendent in Brünn.
177. **Madiera,** Professor in Pisek.
178. **Margelik,** Freiherr von, Statthalterei-Sekretär in Prag.
179. **Märcker,** Dr., Geh. Archivrath in Berlin.
180. **Mikowec,** Redakteur in Prag.
181. **Müller,** Pastor in Beerfelden im hessischen Odenwalde.
182. **Nowack,** Privatgelehrter in Breslau.
183. **Palm,** Oberlehrer in Breslau.
184. **Pleischl,** Dr. med., Regierungsrath und Jubilar-Professor in Wien.
185. **Pröhle,** Dr. phil. in Berlin.
186. **Rathgeber,** Dr., Sekretär an der Bibliothek in Gotha.
187. **Richter,** Privatgelehrter in Leipzig.
188. **Römer, von,** Gutsbesitzer in Dresden.
189. **Salza, von,** Appellations-Gerichtsrath in Dresden.
190. **Sausse,** Dr., Prorektor in Guben.
191. **Schäfer,** Dr. phil., Privatgelehrter in Dresden.
192. **Schießler,** Ober-Kriegs-Kommissar a. D. in Neuhaus im Lavantthale in Kärnten.
193. **Schiffner,** Privatgelehrter in Dresden.
194. **Schladebach,** Dr., Chef-Redakteur der Posener Zeitung in Posen.
195. **Schmidt,** Professor in Hermannstadt.
196. **Schneider,** Dr., Seminar-Oberlehrer a. D., in Stolp in Hinterpommern.
197. **Scholtz,** Oberlehrer am Gymnasium in Glogau.
198. **Schröer,** Direktor der vereinigten evangelischen Schulen in Wien.
199. **Schück,** Direktor der Central-Gefangenen-Anstalt in Breslau.
200. **Schumann,** Apotheker in Golßen.
201. **Seiche,** Dr., Badearzt in Teplitz.
202. **Slota,** Pfarrer in Tužina in Ungarn.
203. **Tagmann,** Dr., Direktor der Realschule in Tilsit.
204. **Timpf,** Dr., Sanitätsrath in Löwenberg.
205. **Trautschold,** Dr. phil. in Moskau.
206. **Vleeschouwer,** Dr., Professor in Antwerpen.
207. **Weickert,** Dr., Diakonus in Chemnitz.
208. **Weinhold,** Pastor Primarius in Reichenbach in Schlesien.
209. **Wenzel,** Dr., Professor der Rechte in Pesth.
210. **Wiese, von,** Bürgermeister in Sprottau.
211. **Wiesenfeld,** Dr., Professor in Prag.
212. **Zeynek,** Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Hermannstadt.
213. **Zieten, von,** Kreisgerichtsrath in Sagan.
214. **Zobel,** Dr. med. in Prag.

XXIII.

Verzeichniß

der Akademien und Vereine, mit denen Schriftenaustausch besteht.

1. **Aarau.** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau.
2. **Agram.** Verein für südslavische Geschichte.
3. **Altenburg.** Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
4. " Kunst- und Handwerkerverein des Osterlandes.
5. **Amsterdam.** Akademie der Wissenschaften.
6. **Ansbach.** Historischer Verein für Mittelfranken.
7. **Antwerpen.** Académie d'archéologie de Belgique.
8. **Augsburg.** Historischer Verein für den Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.
9. " Naturhistorischer Verein.
10. **Baltimore.** Maryland Historical Society.
11. **Basel.** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.
12. " Naturforschende Gesellschaft.
13. **Bautzen.** Gymnasium.
14. " Maćica Serbska.
15. **Bayreuth.** Historischer Verein von Oberfranken.
16. **Belgrad.** Literarische Gesellschaft.
17. **Berlin.** Preußische Akademie der Wissenschaften.
18. " Königliche Bibliothek.
19. " Deutsche geologische Gesellschaft.
20. " Verein für deutsche Sprache und Geschichte.
21. " Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg.
22. " Numismatische Gesellschaft.
23. " Statistisches Bureau.
24. **Bern.** Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
25. " Allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften.
26. " Naturforschende Gesellschaft.
27. **Besançon.** Académie des sciences, belles-lettres et arts.
28. **Blankenburg.** Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
29. **Bonn.** Verein von Alterthumsfreunden des Rheinlandes.
30. " Naturwissenschaftlicher Verein der preußischen Rheinlande und Westphalens.
31. **Bordeaux.** Académie Nationale des sciences, belles lettres et arts.
32. **Boston.** Massachusetts Historical Society.

33. **Boston.** New England Historical and Genealogical Society.
34. „ American Academy of arts and sciences.
35. **Braunsberg.** Historischer Verein für Ermland.
36. **Breslau.** Gesellschaft für vaterländische Kultur.
37. „ Alterthumsverein für Schlesien.
38. „ Universitätsbibliothek.
39. „ Schlesischer Verein für Berg- und Hüttenwesen.
40. „ Gewerbeverein.
41. **Brünn.** Mährisch-schlesische Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
42. „ Mährisch-ständisches Archiv.
43. „ Naturforschender Verein.
44. **Brüssel.** Belgische Akademie der Wissenschaften.
45. „ Société numismatique belge.
46. „ Belgische Akademie für Archäologie.
47. **Brunswick.** Historical Society of Maine.
48. **Burlington.** Jowa Historical and Genealogical Institute.
49. **Cherbourg.** Société des sciences naturelles.
50. **Christiania.** Universität.
51. **Cincinnati.** Historical and Philosophical Society of Ohio.
52. **Columbus.** Ohio State Board of Agriculture.
53. **Concord.** New Hampshire Historical Society.
54. **Danzig.** Naturforschender Verein.
55. **Darmstadt.** Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen.
56. **Dijon.** Académie des sciences, arts et belles-lettres.
57. „ Société d'agriculture et d'industrie agricole.
58. **Dorpat.** Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
59. **Dresden.** Verein für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer.
60. „ Statistisches Büreau des Ministeriums des Innern.
61. „ Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
62. **Emden.** Naturforschende Gesellschaft.
63. **Erfurt.** Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
64. **Frankfurt a. M.** Verein für Frankfurt's Geschichte und Kunst.
65. „ Zoologische Gesellschaft.
66. **Frankfurt a. O.** Historisch-statistischer Verein.
67. **Freiberg.** Alterthumsverein.
68. **Gera.** Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften.
69. **Giessen.** Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
70. **Görlitz.** Gymnasium.
71. „ Realschule.
72. „ Naturforschende Gesellschaft.
73. „ Gewerbeverein.
74. **Gratz.** Historischer Verein für Steyermark.
75. **Guben.** Gymnasium.
76. **Halle.** Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung der vaterländischen Alterthümer.
77. **Hamburg.** Verein für Hamburg's Geschichte.
78. „ Naturwissenschaftlicher Verein.

79. **Hanau.** Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde.
80. " Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
81. **Hannover.** Historischer Verein für Niedersachsen.
82. " Centralausschuß der deutschen Alterthumsvereine.
83. **Hartford.** Historical Society of Connecticut.
84. **Helsingfors.** Finnländische Societät der Wissenschaften.
85. **Hermannstadt.** Verein für siebenbürgische Landeskunde.
86. **Hildesheim.** Verein für Kunde der Natur und Kunst in Hildesheim und Goslar.
87. **Hohenleuben.** Voigtländischer Alterthumsforschender Verein.
88. **Indianopolis.** Indiana Historical Society.
89. **Innsbruck.** Verein des tirolisch-voralbergischen Landesmuseums Ferdinandeum.
90. **Jefferson.** Historical and Philosophical Society.
91. **Jena.** Leopoldinische Akademie der Naturforscher.
92. " Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde.
93. **Kamenz.** Stadtbibliothek.
94. **Karlsruhe.** Alterthumsverein für das Großherzogthum Baden.
95. **Kassel.** Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
96. **Kiel.** Schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte.
97. **Klagenfurth.** Historischer Verein für Kärnten.
98. **Königsberg.** Alterthumsgesellschaft Prussia.
99. " Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
100. **Kopenhagen.** Dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde.
101. **Kottbus.** Gymnasium.
102. **Krakau.** Gelehrten-Gesellschaft.
103. **Laibach.** Historischer Verein für Krain.
104. **Landshut.** Historischer Verein für Niederbaiern.
105. **Lauban.** Gymnasium.
106. **Leipzig.** Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften.
107. " Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.
108. " Lausitzisch-wendische Gesellschaft Sorabia.
109. " Lausitzische Predigergesellschaft.
110. " Fürstlich Jablonovsky'sche Gesellschaft.
111. **Linz.** Museum Francisco-Carolinum.
112. **Luckau.** Gymnasium.
113. **Lübben.** Realschule.
114. **Lübeck.** Verein für lübeckische Geschichte.
115. **Lüneburg.** Verein zur Darstellung und Erhaltung der Alterthümer und Kunstwerke der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne.
116. **Lüttich.** Société des sciences de Liège.
117. " Institut archéologique liègeois.
118. **Luxemburg.** Société des sciences naturelles.
119. " Société pour la conservation des monuments historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg.
120. **Luzern.** Historischer Verein der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.

121. **Lyon.** Académie des sciences, belles-lettres et arts.
122. **Madison.** Historical Society.
123. **Mainz.** Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer.
124. **Manchester.** Literary and Philosophical Society.
125. **Mannheim.** Verein für Naturkunde.
126. **Marburg.** Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften.
127. **Marseille.** Académie des sciences et arts.
128. **Mastricht.** Historisch-archäologische Gesellschaft.
129. **Meiningen.** Hennebergischer Alterthumsverein.
130. **Mergentheim.** Historischer Verein für das württembergische Franken.
131. **Metz.** Académie des sciences.
132. **Minden.** Westphälische Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer.
133. **Mons.** Société des sciences, arts et belles-lettres du Hainaut.
134. **Montpelier.** Historical and Antiquarian Society of Vermont.
135. **Montpellier.** Société archéologique.
136. **Moskau.** Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer.
» Société des Naturalistes.
137. **München.** Baierische Akademie der Wissenschaften.
138. » Historischer Verein von und für Oberbaiern.
139. **Münster.** Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens.
140. **Namur.** Société archéologique.
141. **Nancy.** Société d'archéologie.
142. **Neuchatel.** Société des sciences naturelles.
143. **Neuwied.** Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie.
144. **New-York.** Historical Society.
145. **Nürnberg.** Germanisches Museum.
146. **Offenbach.** Verein für Naturkunde.
147. **Orléans.** Société archéologique de l'Orléanais.
148. **Osnabrück.** Historischer Verein für Osnabrück.
149. **Paris.** Institut historique.
150. » Société Nationale des Antiquaires de France.
151. » Société française de Statistique universelle.
152. **St. Paul.** Historical Society.
153. **Pesth.** Magyar tudományos Akadémia.
154. **St. Petersburg.** Akademie der Wissenschaften.
155. » Archäologisch-numismatische Gesellschaft.
156. » Archäographische Kommission.
157. **Philadelphia.** Pennsylvania American Philosophical Society.
158. » Historical Society of Pennsylvania.
159. **Prag.** Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
160. » Gesellschaft des vaterländischen Museums.
161. » Archäologischer Musealverein.
162. » Naturforschender Verein Lotos.
163. **Preßburg.** Verein für Naturkunde.
164. » Ungarischer Forstverein.
165. **Providence.** Rhode Island Historical Society.
166. **Regensburg.** Historischer Verein der Oberpfalz und von Regensburg.

167. **Regensburg.** Zoologisch-mineralogischer Verein.
168. **Reval.** Esthländische literarische Gesellschaft.
169. **Rheims.** Académie des sciences.
170. **Richmond.** Historical Society of Virginia.
171. **Riga.** Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen.
172. „ Naturforschender Verein.
173. **Rouen.** Académie des sciences, belles lettres et arts.
174. **Saarbrücken.** Historisch-antiquarischer Verein für die Städte: Saarbrücken, St. Johann und deren Umgebung.
175. **Salzburg.** Vaterländisches Museum Carolino-Augusteum.
176. **Salzwedel.** Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.
177. **Savannah.** Georgia Historical Society.
178. **Schwerin.** Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.
179. **Sorau.** Gymnasium.
180. **Stade.** Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln.
181. **Stettin.** Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde.
182. **Straßburg.** Société des sciences, d'agriculture et des arts du Bas-Rhin.
183. **Stuttgart.** Statistisch-topographisches Büreau.
184. „ Württembergischer Alterthumsverein.
185. **Trier.** Gesellschaft für nützliche Forschungen.
186. **Tongres.** Société scientifique et litéraire de Limbourg.
187. **Tournai.** Société historique et litéraire de Tournai.
188. **Ulm.** Verein für Kunst und Alterthum in Oberschwaben.
189. **Utrecht.** Historische Genossenschaft für Utrecht.
190. **Washington.** Smithsonian Instistution.
191. „ National Institute, District of Columbia.
192. **Wien.** Akademie der Wissenschaften.
193. „ Alterthumsverein für Wien.
194. „ Geographische Reichsanstalt.
195. „ Die k. k. österreichische Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.
196. „ Geologische Reichsanstalt.
197. „ Zoologisch-botanischer Verein.
198. „ Akademischer Leseverein.
199. **Wiesbaden.** Nassauischer Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
200. **Wilna.** Archäologische Kommission.
201. **Worcester.** American Antiquarian Society.
202. **Würzburg.** Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
203. **Zittau.** Gymnasium.
204. „ Rathsbibliothek.
205. **Zürich.** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.
206. „ Naturforschende Gesellschaft.

Erstes Register

über die im 39. Bande (Jahrgang 1862) enthaltenen Abhandlungen und Miscellen.

Seite

Abendversammlungen, die wissenschaftlichen 1
Aesthetik der Tonkunst, von Schnieber 30
Aschenurne aus Ullersdorf am Queiß 103
Athen im 2. christlichen Jahrhunderte, von Strube 42
Atlas, ein alter, in der Rathsbibliothek zu Löbau, von Kretschmer 366
Berlin und die pluralen Berline, von Bronisch 222
Böhmer, die Leopoldinische Universität 224
— das Duell 352
Bolze, über den melodramatischen Vortrag 28
Bronisch, Berlin und die pluralen Berline 222
— Mundart der sorbischen Bevölkerung in der Niederlausitz 108
Charon's Obolus, von Zipser 41
Corssen, der wiedererschienene Waldemar 9
Dante's Lebensgeschichte, über ihre Quellen, von Paur 238
— 600jährige Geburtstagsfeier, von Naumann 295
Diepenbrock, des Kardinals Melchior von, Lebensgeschichte von Förster 29
Dornavius, Kaspar, neun Briefe des 381
Duell, das, von Böhmer 352
Edelmann, die partikulare Gewerbeverfassung der Oberlausitz 33
Eifelt, die Jesuiten in Königgrätz 196
Fluorescenz, über, von Schmidt 1
Förster, Lebensgeschichte des Kardinals Melchior von Diepenbrock 29
Gero, Markgraf, und die Lausitz von O. v. Heinemann 211
Gewerbeverfassung, die partikulare, der Oberlausitz, von Edelmann 33
Görlitz, im Anfange der Reformation, von Hirche 98
Goodchild's Trocheidoskop, von Schmidt 95
Grävell, über Haupt's Entdeckung der Metrik und Musik des Alten Testaments 69
Gregoriusfest, Feier desselben in der Oberlausitz, von Knothe 45
Gryphius, Andreas, über seine Dramen, von Paur 34
Haupt, über die Kirchengesänge der böhmischen und mährischen Brüder 2
Heinemann, von, Markgraf Gero und die Lausitz 211
Herberger, die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg 35
Hirche, über Jähne's Vita Gregorii Maettigii 36
— über Sausse's Programm, Geschichte des Planes, in Guben eine Universität zu gründen 39
— über das Sprichwort, „bis in die Puppen gehen“ 28
— über Vida's Epos Scacchia 329
— Görlitz im Anfange der Reformation 98
— über den Bildhauer Rietschel 100
Hochzeitsgebräuche und Sagen der Serben, von Zeynek 81
Hornig, die wendischen Zeitschriften 390
— Entstehung und bisherige Thätigkeit der Maćica Serbska 392
Jähne, Vita Gregorii Maettigii 36

Seite

Jauch, M. Samuel, zwei Schreiben 377
Jesuiten, die, in Königgrätz, von Eiselt 196
Kämmel, der Verein für wissenschaftliche Unterhaltung in Zittau 217
— das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters 337
Kamenz, Schreiben des Rathes an den Herzog Georg von Liegnitz und Brieg . . 379
Kaumann, über Naturreligion mit Bezug auf ihre Symbolik 27
— die Feier des 600jährigen Geburtstages Dante's 295
Kindscher, über die altgriechischen Trinkgelage 320
Kirchengesänge der böhmischen und mährischen Brüder, von Haupt 2
Klähn, der Gau Nicizi und seine Gliederung 40. 68
Klocke, über die Pseudomorphosen der Mineralien 80
Knothe, die Feier des Gregoriusfestes in der Oberlausitz 45
— Geschichte des Schleinitzer Ländchens 401
Königgrätz, die Jesuiten in, von Eiselt 196
Königsbrück in seinem Verhältnisse zu Dresdens Elbbrücke, von Schiffner . . 230
Korschelt, Geschichte des Seminars zu Zittau 418
Kretschmer, über einen alten Atlas in der Rathsbibliothek zu Löbau 366
Leopoldinische Universität, die, von Böhmer 224
Lessing's, Gottfried, Vokationsurkunde zum Katechetenamte in Kamenz . . . 26
Lessingfeier, Vortrag zur, von Viëtor 356
Liebe, Paul, in Budissin, an Friedrich Cremitz in Breslau 376
Liebenow's Generalkarte von Schlesien 99
Longfellow's goldene Legende, von Viëtor 298
Lübben, Beitrag zur Geschichte der Stadt, von Neumann 373
Maćica Serbska, ihre Entstehung und bisherige Thätigkeit, von Hornig . . 392
Maettigii, Gregorii, Vita von Jähne 36
Mantelstreit in der Oberlausitz 107
Melodramatischen Vortrag, über den, von Bolze 28
Miscellen 376
Mundart der sorbischen Bevölkerung in der Niederlausitz, von Bronisch 108
Naturreligion, über, mit Bezug auf ihre Symbolik, von Kaumann 27
Neumann, noch ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Lübben 373
Nicizi, der Gau, und seine Gliederung, von Klähn 40. 68
Optik, über die neuesten Entdeckungen in der, von Schmidt 32
Paur, über Wander's großes Sprichwörterlexikon 25
— Mittheilungen von 1604, die Beziehungen Deutschlands zu Rom betreffend . 24
— über die Dramen des Andreas Gryphius 34
— über Herberger's Schrift „Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg" 35
— des Bartholomäus Sastrow Reise nach Italien 39
— über Thomas Platter's Selbstbiographie 103
— über Felix Platter 104
— über Nitschmann's deutsche Uebersetzung ausgewählter polnischer Gedichte . . 106
— über die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's 238
Perun und seine Verehrung, von Zipser 96
Platter, über Felix, von Paur 104
Platter's, Thomas, Selbstbiographie, von Paur 103
Pseudomorphosen der Mineralien, über, von Klocke 80
Puppen, bis in die P. gehen, von Hirche 28
Rietschel, der Bildhauer, von Hirche 100
Sastrow, des Bartholomäus, Reise nach Italien, von Paur 39
Sausse, über den Plan, in Guben eine Universität zu gründen 39
Schachspiel, Vida's Epos vom, von Hirche 329
Schiffner, Königsbrück in seinem Verhältnisse zu Dresdens Elbbrücke 230
Schleinitzer Ländchen, seine Geschichte, von Knothe 401
Schmidt, über Fluorescenz 1
— über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Optik 32
— über Goodchild's Trocheidoskop 95
— über Thermoelektricität 107
Schnieber, die Aesthetik der Tonkunst gegenüber der philosophischen Anschauung . 30
Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters, von Kämmel 337

Seite

Steinbild an Lessing's Geburtshause in Kamenz 27
Strube, Athen im 2. christlichen Jahrhunderte 42
Trinkgelage, über altgriechische, von Kindscher 320
Trocheidoskop, über Goodchild's, von Schmidt 95
Vida's Scacchia, von Hirche 329
Viëtor, über Longfellow's goldene Legende 298
— Vortrag bei der Lessingfeier 356
Waldemar, der wiedererschienene, von Corssen 9
Wander's, über W. großes Sprichwörterlexikon, von Paur 25
Zeitschriften, die wendischen, von Hornig 390
Zeynek, Hochzeitsgebräuche und Sagen der Serben 81
Zipser, Charon's Obolus 41
— über den slavischen Götzen Perun 96
— über röhrenförmige Gebilde in den Flugsandmassen 105
Zittau, der Verein für wissenschaftliche Unterhaltung in, von Kämmel 217
— Geschichte des Seminars in, von Korschelt 418

Zweites Register

über die im 39. Bande (Jahrgang 1862) enthaltenen Nachrichten.

	Seite
Achatartiges Gestein aus Meuselwitz	25
Alberti, Pastor in Hohenleuben, stirbt	504
Anton, Dr. und Professor in Görlitz, Dankschreiben an die 118. Hauptversammlung	530
— stirbt	531
— sein Nekrolog	466
— O., wird Kreisgerichtsdirektor in Dramburg	533
Back, Dr., Geheimer Regierungsrath in Altenburg, wird korrespondirendes Mitglied	541
Badewitz, Lehrer u. Redakteur der Lausitzer Zeitung in Zittau, wird wirkliches Mitglied	541
Beise, Hofrath in Dorpat, scheidet aus	531
Beiträge zum Lessing-Denkmale in Kamenz	504
Berichtigungen	558
Bondy, Dr. jur. in Prag, scheidet aus	531
Borott, Kandidat und Oberlehrer in Eibenstock, scheidet aus	504
Bunsen, Dr. Christian Karl Josias Freiherr von, Wirklicher Geh. Rath in Bonn, stirbt	504
Chytil, Dr., mährisch-ständischer Landesarchivar in Brünn, stirbt	521
Demiani's Standbild in Görlitz	547
Etat auf das Jahr 1862	520
Feichtinger, Dr., Komitatsphysikus in Gran, wird korrespondirendes Mitglied	505
— schenkt eine Centurie Pflanzen aus der Umgegend von Gran	25
Fichte's Brief an Dr. Anton in Görlitz	542
— hundertjährige Geburtstagsfeier	534
Förster, Dr., Fürstbischof in Breslau, macht der Bibliothek ein Geschenk an Büchern	29
Friedland, Valentin, genannt Trozendorf, sein Brustbild	533
Gersdorf, Dr., Oberbibliothekar in Leipzig, wird Ehrenmitglied	501
Ginsberg, Kaufmann in Zittau, wird wirkliches Mitglied	504
Glückwunsch zum fünfzigjährigen Jubiläum der Universität zu Breslau	498
— zum fünfzigjährigen Jubiläum der Universität zu Christiania	499
Gollmann, Dr. med. in Wien, scheidet aus	531
Gräbell, Dr., Geheimer Justizrath und Reichsminister a. D. in Dresden, stirbt	504
— sein Nekrolog	492
Grunert, Professor der Mathematik in Greifswald, wird Ehrenmitglied	501
Haberkorn'sche Familie in Kamenz	546
Hanka, Dr. Wenzel, Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums in Prag, stirbt	504
Haupt, Prolog bei der Fichtefeier	536
Hauptbericht des Sekretärs für 1860 bis 1861	503
Hauptversammlung, die 118te	501
— die 119te	539
Heinemann, Dr. O. von, Gymnasial-Oberlehrer in Bernburg, wird korrespondirendes Mitglied	505
— erhält den Professortitel	531
Heinze, Oberlehrer in Görlitz, scheidet aus als Repräsentant und wird wiedergewählt	501
— Rede bei der Fichtefeier	534
Hergang, Dr., Pastor in Oberlichtenau bei Pulsnitz, wird wirkliches Mitglied	504
Hergesell, Diakonus in Görlitz, scheidet aus als Repräsentant und wird wiedergewählt	501

Seite
Hertel, Joseph Theodor, Gymnasial-Oberlehrer in Görlitz, stirbt 504
— sein Nekrolog 464
Hirche, Pastor in Troitschendorf, scheidet aus 532
Hoffmann, Dr., Professor und Gymnasialdirektor in Bautzen, wird Ehrenmitglied 501
Hornig, Domvikar in Bautzen, wird wirkliches Mitglied 501
Jacobi, Stadtrath in Görlitz, wird wirkliches Mitglied 504
Kadelbach, Pastor in Langenöls, wird korrespondirendes Mitglied 504
Klalenbach, Dr. med. in Utrecht, scheidet aus 531
Kasperlik, erzherzoglicher Kameraldirektor in Teschen, schenkt sechs Originalbriefe des Kaspar Dornavius 532
Kaumann, Professor und Direktor der Realschule in Görlitz, wird Ehrenmitglied . 501
— scheidet aus als Repräsentant und wird wiedergewählt 501
Keszycki, von, Kammerherr in Görlitz, wird wirkliches Mitglied 504
Klähn, Hauptmann a. D., scheidet aus als Repräsentant 501
Klar, Paul Aloys, k. k. Kreisregierungsrath in Prag, stirbt 504
Klemm, Dr., Hofrath in Dresden, wird Ehrenmitglied 501
Klix, Bürgerschullehrer in Kamenz, wird wirkliches Mitglied 505
— über ein Jugendbildniß Lessing's 545
Knothe, Dr., wird Professor am Kadettenkorps in Dresden 531
Köhler, Photograph in Sagan, scheidet aus 543
Korschelt, Bürgerschullehrer in Zittau, schenkt ein Autographum des Grafen von Zinzendorf 532
Kostelecky, Dr. in Prag, scheidet aus 531
Kotze, Bügermeister in Hoyerswerda, schenkt zwei alte Silbermünzen 541
Kratky, Professor in Brünn, wird Konsistorialrath u. Gymnasialdirektor in Hermannstadt 531
Kupferstichsammlung 523
Lessing, ein Jugendbildniß desselben 545
Lipsius, Dr. Karl Heinrich Adelbert, Rektor der Thomasschule in Leipzig, stirbt . 504
— sein Nekrolog 493
Ludwig, Mitglied der Bankdirektion in Darmstadt, wird korrespondirendes Mitglied 505
Lübbener Stadtsiegel 532
Madiera, Professor in Pisek, wird korrespondirendes Mitglied 504
Margelik, Freiherr von, wird Statthalterei-Sekretär in Prag 533
Marschner, Dr. Heinrich, sein Nekrolog 551
Mineralienkabinet 522
Möllendorff, von, Oekonomie-Kommissionsrath in Görlitz, stirbt 531
Münzen und Medaillen 519
Nachrichten aus der Gesellschaft 498
Nekrologe 427
Pescheck's Brustbild wird der Gesellschaft verehrt 540
Philologie, Sektion für klassische, soll gebildet werden 543
Photographisches Mitgliederalbum wird beschlossen anzulegen 543
Poncet, von, Major a. D. auf Döbschütz, wird wirkliches Mitglied 501
Preisaufgabe 540
Remer, Buchhändler in Görlitz, wird wirkliches Mitglied 505
Richter, Konrektor in Guben, scheidet aus 504
Rösler, Dr., emeritirter Gymnasial-Oberlehrer in Görlitz, stirbt 538
— sein Nekrolog 480
Sattig, Oberbürgermeister in Görlitz, Rede bei Enthüllung des Standbildes Demiani's 547
Schefer, Leopold, in Muskau, stirbt 533
— sein Nekrolog 496
Schlecht, Dr., Gymnasialdirektor in Wien, scheidet aus 504
Schmidt, Wilhelm, Professor in Hermannstadt, wird korrespondirendes Mitglied . 505
Schnieber, Dr., Kommunalarzt in Görlitz, wird als Repräsentant gewählt . . . 501
Schröer, Oberlehrer in Preßburg, wird korrespondirendes Mitglied 504
Schweigert, Privatgelehrter in Wien, scheidet aus 504
Schulze, Pastor Primarius in Bautzen, sein Nekrolog 489
Siegelabdrücke an die Gesellschaft geschenkt 517
Slota, Pfarrer in Tužina, wird korrespondirendes Mitglied 504
Sohr, Ober-Regierungsrath in Breslau, stirbt 531
— sein Nekrolog 427
— Fräulein Amélie, in Breslau, schenkt Bücher an die Bibliothek 532

Seite
Steffek in Prag schenkt zwei Gedächtnißmünzen 541
Stenographie 543
Stillfried-Alcantara, Graf von, Wirklicher Geheimerath und Ober-Ceremonienmeister in Berlin, wird Ehrenmitglied 501
Sydow, von, Generalmajor und Führer der 7. Division in Magdeburg, stirbt . . 504
Töpffer, Rittergutsbesitzer in Görlitz, schenkt eine Denkmünze 541
Trautschold, Dr. phil. in Moskau, wird korrespondirendes Mitglied 501
— Dankschreiben an die 118. Hauptversammlung 530
Uechtritz und Steinkirch, von, auf Seifersdorf, wird wirkliches Mitglied . . 541
Urkunden, vier Kamenzer, die Kirche betreffend 516
Verzeichniß von 52 der Gesellschaft gehörenden Urkunden 511
— der Mitglieder 559
— der Akademien und Vereine, mit denen Schriftenaustausch besteht . . 564
Viëtor, Rektor der höhern Töchterschule in Görlitz, wird wirkliches Mitglied . . . 504
Wäge, Vermessungsrevisor in Breslau, stirbt 504
Wanderversammlung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur . . 542
Wattenbach, Dr., Archivar in Breslau, wird Ehrenmitglied 504
— wird Professor der Geschichte in Heidelberg 532
Wedekind, Dr. phil. in Berlin, scheidet aus 504
Wetterbeobachtungen von Hertel . . . . drei Tabellen
Wohlfahrt, Dr. von, Geschäftsleiter des Alterthumsvereins in Wien, stirbt . . . 504
Wolff, von, Kreisdeputirter auf Krischa, wird wirkliches Mitglied 504
Ziegler, Privatgelehrter in Görlitz, scheidet aus 543
Zinzendorf'sches Autographum 532
Zipser, Dr., Hofrath in Neusohl, erhält die silberne Ehrenmedaille der Gesellschaft . 502
— Gruß an die 118. Hauptversammlung 530

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

In die sprachliche Abhandlung von **Bronisch** haben sich Ungenauigkeiten eingeschlichen, um deren Berichtigung hiermit gebeten wird.

Seite 111. Zeile 2. v. u. statt: Dalaster, lies: Dalester.
" 112. " 17. v. o. " Herr, lies: Heer.
" 114. " 5. v. o. " Fünfe, lies: Fümfe.
" 117. " 11. v. o. " Lüstgortin, lies: Lüstgoartin.
" 119. " 12. v. o. " Hejm, lies: hejm.
" 120. " 1. v. u. " Auge, lies: Ouge.
" 121. " 14. v. o. " Löüben, lies: Löübe.
" 122. " 6. v. o. " treucht, lies: treugt.
" 124. " 20. v. o. " lautete, lies: lautet.
" 125. " 1. v. o. " juckßen, lies: juckßin.
" 125 " 19. v. o. " Puge, lies: Puje.
" 125. " 15. v. u. " hiehier, lies: hie = hier.
" 127. " 4. v. o. " schaldin, lies: scheldin.
" 129. " 23. v. o. " mersch t, lies: wersch t.
" 129. " 8 v. u. " här' se, lies: hür' se.
" 132. " 23. v. u. " —rl, lies: — rl.
" 133. " 20. v. o. " Beich, lies: Bejch.
" 133. " 1. v. u. " heutgsche, lies: heutigsche.
" 137. " 15. v. o. " Frösche, lies: Fische.
" 137. " 17. v. u. " nierer, lies: nierne.
" 138. " 19. v. o. " verführt, lies: verhurt.
" 139. " 1. v. o. " dihibere, lies: diribere.
" 140. ist der Satz „die Infinitive „Frierin“ weiter unten einzuschalten hinter: „der Groabin springen.“
" 141. " 7. v. u. statt: sollten, lies: sollen.
" 143. " 5. v. u. " das die, lies: des diu.
" 145. " 18. v. u. " folgende, lies: folgernde.
" 146. " 19. v. o. " träkt, lies: trätt.
" 148. " 11. v. u. " bisprachin, lies: bisproachin.
" 155 " 3. v. o. " hoi! lies: foi!
" 160. " 20. v. o. " regnet, lies: regint.
" 161. " 6. v. u. " Auge, lies: Ouge.
" 164. " 20. v. u. " zu dem Satze: „Er hot'n“ rc., hinzu: Sorauisch.
" 167. " 16. v. o. " uff de, lies: off die.
" 168. " 8. v. u. " Käse: lies: Kühe.
" 172. " 4. v. o. " (Bischejdir), lies: (Bischejder).
" 174. " 20. v. o. " Hapchen, lies: Häpchin.
" 175. " 3. v. o. " kakelisch, lies: kakelig.
" 175. " 19. v. u. " knirdern, lies: kniedern.
" 176. " 10. v. o. " verketzen, lies: verkotzen.
" 177. " 22. v. u. " nätschen, lies: natschen.
" 182. " 3. v. o. " (Wejßköüfer), lies: (Weißköüfer).
" 182. " 17 v. o. " Zennper, lies: Zemper.
" 183. " 1. v. o. " bělorask, lies: bělorašk.
" 184. " 9. v. u. " Kinderchen, lies Kinder.
" 184. " 20. v. u. " kepa, lies kępa.
" 185. " 13. v. o. " Hugel, lies: Huzel.
" 185. " 18. v. u. " Kuntschen, lies: Kuntschken.

Seite 188. Zeile 11. v. u. statt: stapnik, lies: stupnik.
" 188. " 17. v. u. " Schpicznick, lies: Schpiesznick.
" 188. " 3. v. u. " Rostpflaume, lies: Roßpflaume.
" 190. " 5. v. o " žagrize, lies: žagaize.
" 191. " 11. v. u. " Forian, lies: Florian.
" 192. " 5. v. o. " Hanskoj, lies: Hansko.
" 193. " 6. v. o. " Grieta, lies: Grjeta.
" 193. " 10. v. u. " Pilo, lies: Pile.
" 194. " 5. v. o. " Hupätz, lies: Hupatz.
" 194. " 6. v. o. " haśe, n., lies: huśe, n.
" 194. " 12. v. o. " krusny, lies: krušny.
" 194. " 16 v. u. " Essens, lies; Essers.

Außerdem ist Seite 557. Zeile 14. v. u. statt: Kjarne, zu lesen: Hjarne.



Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

T.

MBER 1852.

Bem Beobachtungszeit: Morgens 6, Mittags 2 und Abends 10 Uhr.

	April.	Tag	Mai.	Tag	Juni.	Tag	Juli.
I. Anzah	4	18	1		.		4
Mit sonnenhellem Himm	4		4		7		13
„ heiterem Himmel (1	17		17		20		10
„ trübem Himmel (So:	5		9		3		4
„ ganz bedecktem Hin	.		8		3		8
„ Thau	.		.		.		.
„ Nebel	2		.		.		.
„ Reif	4		14		17		7
„ Regen	5		.		.		.
„ Schnee	2		.		.		.
„ Regen mit Schnee .	1		.		.		.
„ Graupeln	.		.		.		.
„ Hagel	.	8	1		.		.
„ Schlossen	14		23		20		15
„ Niederschlägen überl	7		4		.		5
„ O.-Wind . . .	1		1		2		1
„ S.-O.-Wind . . .	.		1		3		1
„ S.-Wind . . .	3		4		6		2
„ S.-W.-Wind . . .	2		10		9		1
„ W.-Wind . . .	9		7		9		11
„ N.-W.-Wind . . .	2		1		1		3
„ N.-Wind . . .	6		3		.		7
„ N.-O.-Wind . . .	30		31		30		31
„ Wind überhaupt .	.		.		.		.
„ Windstille . . .	.		6		5		3
„ Gewittern . . .	1		1		1		1
„ entferntem Donner	.		2		1		.
„ Wetterleuchten . .	5		.		.		.
„ einer Temperatur un	.		.		.		.
„ „ „ vo	tr.		tr.		tr.		ht.
Die mittlere Bedeckung (	0 . 334		0 . 372		0 . 606		0 . 424
„ „ Windstärke	N. 6° 51' O.		W. 18° 49' N.		S. 85° 23 W.		S. 2° 19' W.
„ „ Windrichtun	Abends		.		.		.
Der letzte Frühjahrschne	.		.		.		.
„ erste Winterschnee	Vormittags		.		.		.
„ letzte Frühjahrfrost	.		.		.		.
„ erste Winterfrost .	.		.		.		.
Nordlichter							
II. Barometersta	27" 1.''' 39	1	26" 11.''' 42	10	27" 1.''' 05	27	27" 3.''' 91
Der niedrigste .	9. 70	16	27 9. 31	25	7. 79	3	9. 69
„ höchste . . .	6. 806		5. 552		4. 832		6. 492
„ mittlere . . .							
III. Dunstgeha	0 . 17	18	0 . 30	2	0 . 42	31	0 . 28
Der geringste . . .	0 . 98	1. 13	0 . 98	19	0 . 99	25. 28	0 . 97
„ grösseste . . .	0 . 75		0 . 73		0 . 78		0 . 73
„ mittlere . . .							
IV. Elasticität d	0 . 38	5	1 . 60	1	2 . 40	31	3 . 00
Die geringste . . .	4 . 14	11	7 . 40	24	7 . 17	19	6 . 52
„ grösseste . . .	2 . 01		3 . 68		4 . 70		4 . 82
„ mittlere . . .							
V. Druck der	27" 4.''' 79		27" 1.''' 85		27" 0.''' 13		27" 1.''' 67
Der mittlere . . .							
VI. Höhe der							
in Paris	1 . 21						0 . 02
O.	0 . 77		4 . 22		0 . 20		.
S.	.		.		12 . 76		3 . 49
S.	.		.		5 . 46		.
S.	2 . 59		30 . 26		7 . 14		.
Sie erfolgten mit: W	0 . 60		3 . 49		13 . 79		0 . 82
N.	0 . 98		.		0 . 87		.
N.	2 . 11		7 . 33		.		19 . 99
N.	4 . 78		45 . 30		40 . 22		24 . 32
Höhe des Regenwassers	0 . 77		.		.		.
„ „ Wassers aus de	2 . 71		.		.		.
„ „ „ „ Sc	.		.		.		.
„ „ „ „ H	8 . 26		45 . 30		40 . 22		24 . 32
„ „ „ aus d							
VII. Temperat	0 . 83° R.		8 . 40° R.		11 . 41° R.		11 . 94° R.
Temperatur Morgens 6 U	6 . 42		14 . 63		16 . 54		19 . 29
„ Mittags 2 Uh	2 . 18		8 . 85		11 . 44		12 . 41
„ Abends 10 U	3 . 15		10 . 62		13 . 13		14 . 54
Mittel derselben	.		.		.		.
Mittlere tägliche Maxima	.		.		.		.
Minima	.		.		.		.
Halbe Summe derselben	.		.		.		.
Unterschied derselben .	14 . 5° R.	26	22 . 3° R.	18	21 . 4° R.	18	24° 6 R.
Absolutes Maximum .	— 5 . 5	4	2 . 0	1	5 . 6	25	7 . 8
Minimum	20 . 0		20 . 3		15 . 8		18 . 8

Frühjahr.	Sommer.	Herbst.	No.
11	3	16	1
15	21	22	2
44	49	31	3
22	19	22	4
.	.	.	5
.	.	12	6
11	.	2	7
35	37	26	8
5	.	10	9
2	.	3	10
.	.	.	11
.	.	.	12
.	.	.	13
40	37	46	14
15	6	9	15
6	2	4	16
4	3	2	17
12	11	27	18
20	27	22	19
23	28	19	20
7	4	3	21
5	11	5	22
92	92	91	23
.	.	.	24
6	15	.	25
1	3	2	26
4	1	2	27
14	.	14	28
.	.	.	29
tr.	tr.	ht.	30
0 . 273	0 . 476	0 . 439	31
W. 24° 43′ N.	W. 25° 55′ N.	S. 84° 3′ W.	32
29. März	.	.	33
.	.	7. November	34
3. Mai	.	.	35
.	.	25. Oktober	36
.	.	.	37
26″ 10.‴ 33	26″ 9.‴ 87	26″ 8.‴ 93	38
28 1. 51	27 9. 75	28 0. 07	39
27. 5. 562	6. 205	27 6. 643	40
0 . 22	0 . 35	0 . 37	41
0 . 97	0 . 97	1 . 00	42
0 . 70	0 . 74	0 . 79	43
0 . 59	2 . 19	0 . 76	44
5 . 72	6 . 75	5 . 51	45
2 . 47	4 . 40	2 . 82	46
27″ 3.‴ 092	27″ 1.‴ 805	27″ 3.‴ 823	47
3 . 50	13 . 92	0 . 01	48
4 . 05	0 . 79	0 . 12	49
6 . 77	0 . 69	.	50
2 . 82	18 . 38	4 . 26	51
9 . 27	47 . 15	24 . 58	52
15 . 92	33 . 10	12 . 60	53
1 . 41	12 . 12	0 . 40	54
2 . 71	1 . 44	1 . 38	55
44 . 22	127 . 59	33 . 66	56
0 . 70	.	5 . 45	57
1 . 33	.	4 . 25	58
.	.	.	59
46 . 45	127 . 59	43 . 36	60
4 . 26° R.	11 . 57° R.	4 . 27° R.	61
8 . 95	16 . 08	8 . 34	62
4 . 40	11 . 11	5 . 00	63
5 . 87	12 . 93	5 . 87	64
.	.	.	65
.	.	.	66
.	.	.	67
.	.	.	68
19 . 3° R.	22 . 7° R.	17 . 2° R.	69
. 6	6 . 1	— 9 . 2	70
. 9	16 . 6	26 . 4	71

Bemerkungen.

Höhe der Niederschläge.

Nach Pariser Zoll.	Nach Procent.
1 . 90	0 . 086
0 . 41	0 . 019
0 . 74	0 . 034
2 . 57	0 . 117
8 . 21	0 . 374
6 . 38	0 . 290
1 . 16	0 . 053
0 . 62	0 . 028

Grösseste Menge der auf einmal gefallenen Niederschläge.

Linien.	Wind.	Monat.	Tag.
14 . 10	W.	November	24
4 . 14	O.	Februar	21
2 . 17	N. O.	December	17
.	.	.	.

Höhe der sämmtlichen Niederschläge:
21 . 99 Par. Zoll.